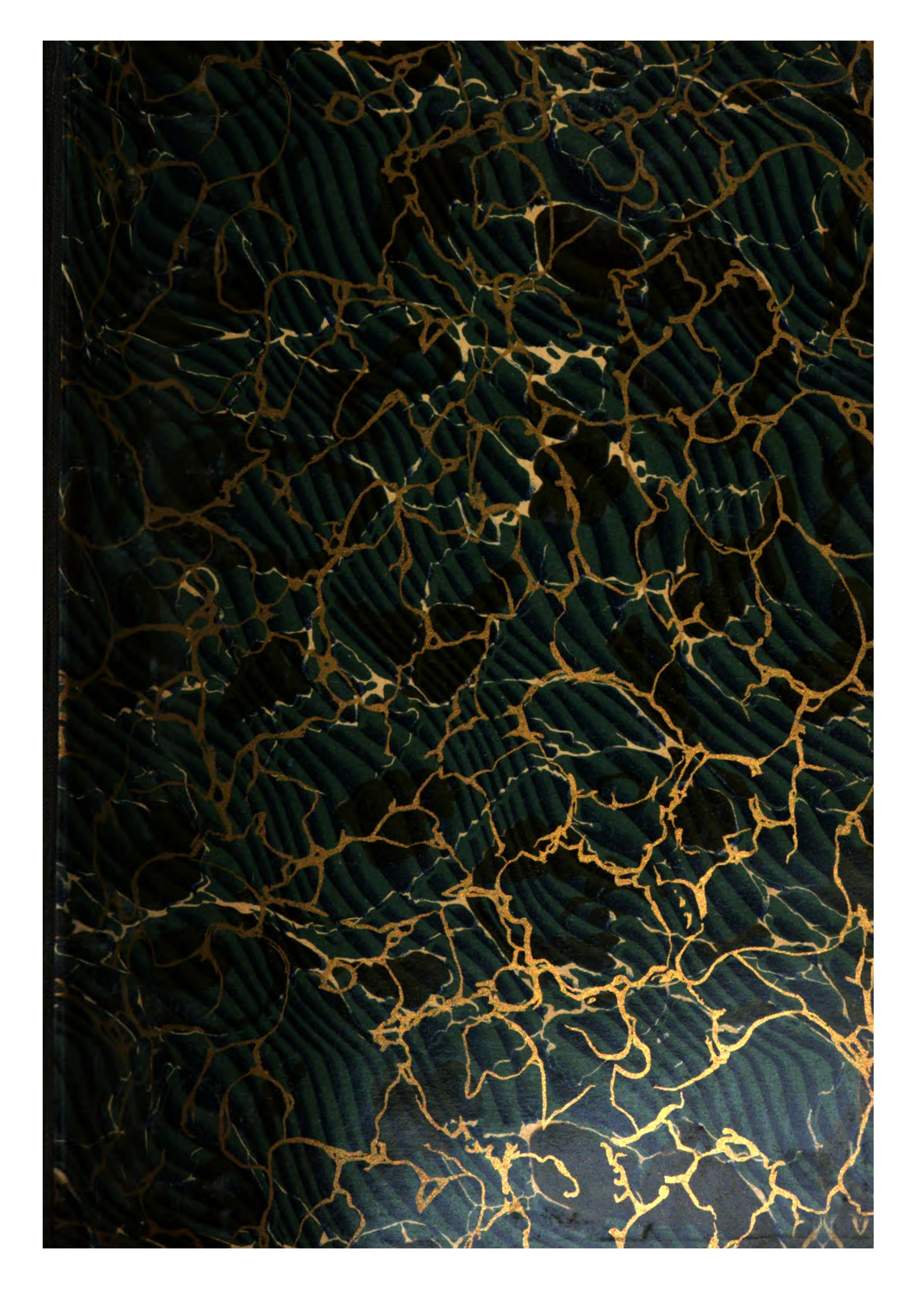

UC-NRLF
B 2 889 426


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



# Arena

## Oktav-Ausgabe

von

## Über Land und Meer

### Jahrgang 1912|13

Zweiter Band




Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

# Inhalts-Verzeichnis

## II. Band. 1912—1913. Heft 6—9

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert



246336

## Zeichnungen und Radierungen



## Mehrfarbige Reproduktionen



## Kunstgewerbe



## Künstlerische Aufnahmen



## Gesundheitspflege, Heilwissenschaft



## Technik, Industrie, Handel und Verkehr, Landwirtschaft



## Militär und Marine



## Sport und Jagd, Mode



## Poesie



## Theater



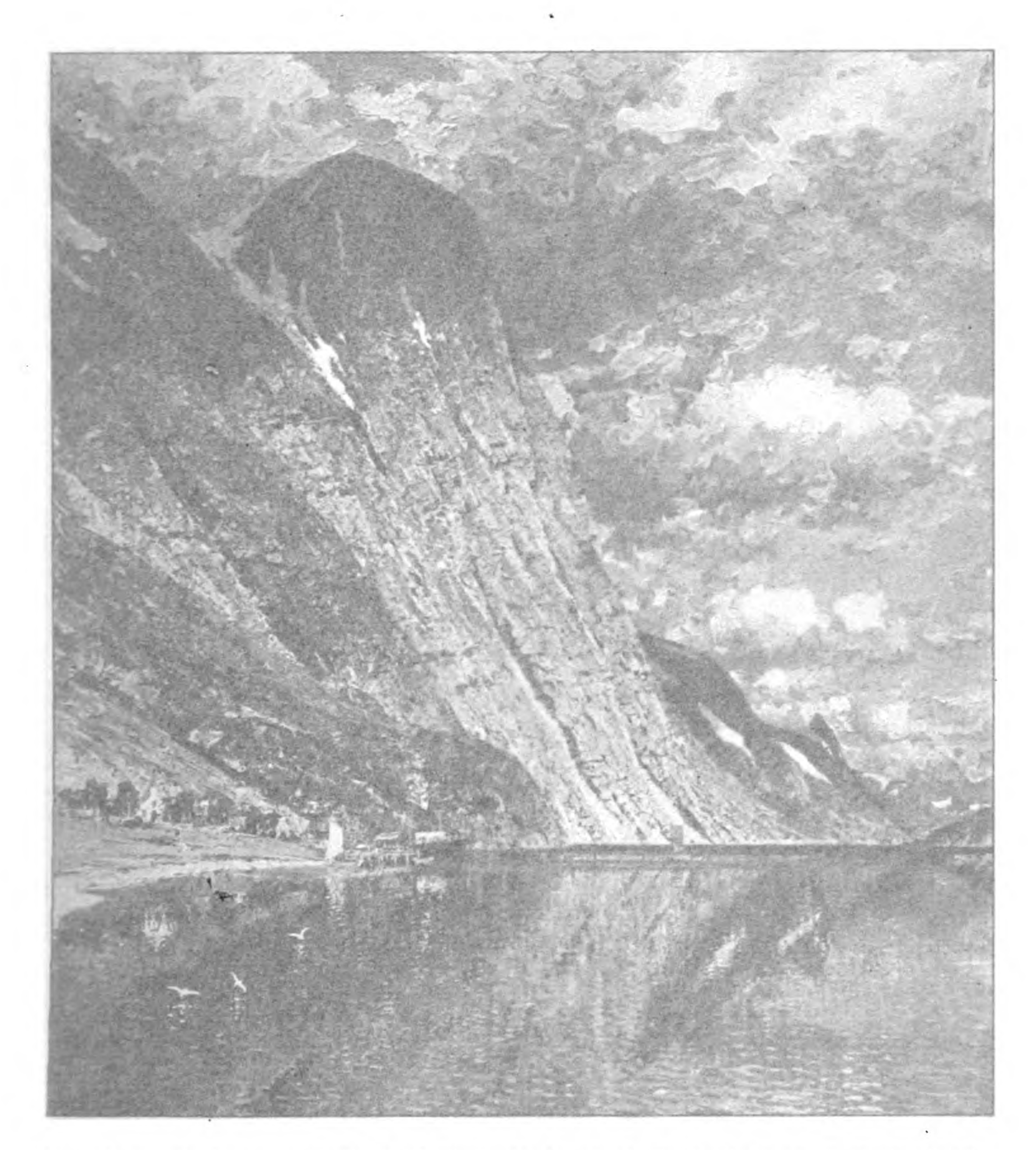
## Musik



## Literatur



## Erziehung und Schule



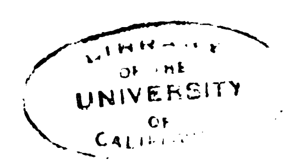
Storfjord

Nach einem Gemälde von A. Normann



Storfjord

Nach einem Gemälde von A. Normann






# An des Jahres Scheide

Von Thassilo von Scheffer

Nun sind erschöpft des Jahres Pflichten
Im großen Speicher aufgestaut.
Mit neuem Hoffen will sich lichten
Der Tag, der schon im Osten taut.

Wir ließen spielend uns entgleiten
Die Maschen einer goldnen Schnur;
Sie lief zu Ende, und wir schreiten
Auf einer fremden Rätselspur.

Beschwert mit manchen alten Schatten
Aus der Erinnrung tät'gem Haus,
Ziehn wir zu lockend grünen Matten
Wie in ein Märchenland hinaus.

Und spielen schon mit seinen Tänzen
Fast wie ein freudeeilend Kind
Und achten nicht der dunklen Grenzen,
Die fern geballt am Wege sind.

Was bleibst du stehn, du froher Eiler,
Was stockt dein Fuß, was sinnt dein Blick?
Noch führt dein Weg dich ja nicht steiler
Zu dem erträumten Rosenglück.

Noch zieht er auf den Scheidehöhen
Verhüllter Täler sanft dahin,
Noch liegt in seiner Winde Wehen
Kein scharfer, deutungsvoller Sinn.

Du aber läßt die Augen gleiten,
Aufatmend wie in letzter Rast,
Nach rückwärts, wo ein leises Läuten
Wie mahnend du vernommen hast.

Und wie die Töne schwellend dringen
Fern aus dem Nebel, wo du kamst,
Da packt dich ihr vertrautes Singen,
Das du so achtlos oft vernahmst.

Sind es nicht Augen, nicht Gestalten,
Wie Flut vor deinen Weg gestemmt?
Nicht Hände, die dich zärtlich halten,
Manch Wehruf, der dich zitternd hemmt?

Ein Flügelrauschen hoher Träume,
Manch Wiegenlied, das dich gelullt?
Ein Kriegerklang verhängter Bäume,
Manch Seufzer einer schweren Schuld?

Und wie sie schwellen, wie sie drängen
Aus dem versunknen, dunklen Land,
Da fühlst du, wie sie rückwärts zwängen
Wie Ketten dich an Haar und Hand.

Und deine Seele will belastet
Zerbrechen in der Sehnsucht Schrei:
Da fühlst du, wie von ferne hastet
Ein frischer, fremder Wind herbei.

Zerstoben ist, was dich bedrängte,
Fern leiser stirbt der Glocken Klang.
Der finstre Nebel, der dich engte,
Zerfließt, und golden liegt dein Gang.

Die Sonne steigt, und neugeboren
Bist du dem jungen, freien Tag.
Laß liegen, was dir fern verloren,
Und schau, was neu dein Herz vermag.

Dort zwingt der Weg, dort winkt die Ferne
Voll Not und Schönheit, Frucht und Pein.
Das ist dein Kriegsfeld: Geh und lerne
Des Lebens tapfrer Herr zu sein.

# Magdalis Heimroths Leidensweg

## Roman

von

## Adele Gerhard

### I

Der Himmel war von flockigem Gewölk umhangen, frischer Schnee deckte das bergische Land. Weiß und leuchtend strahlte es aus der weiten Landschaft zurück, ein mildes Licht füllte die Glasveranda.

In der linden Helle saßen die jungen Mädchen und stickten, zogen Fäden auf Fäden durch den strähnigen Kanevas. Dem Schäfer mit der Schalmei, der auf dem Stramin so ergeben zu seiner kleinen koketten Rokokodame auflächelte, hatten Magdalis Heimroths Hände schon einen zierlich gewölbten gelblichen Hintergrund gewoben, einen recht unzeitgemäßen Heiligenschein für den schmachtenden Jüngling. Aber das schöne Gesicht, das sich über die Stickerei neigte, wußte nichts von dieser kleinen Geschichte von sentimentalem Werben und galanten Wünschen. Auf diesem Gesicht mit den strahlenden blauen Augen und einer Haut so hell und zart, daß man das junge Blut darunter beben zu fühlen glaubte, spielte nur die eigne Jugend ihre holdseligen, verheißenden, lebenheischenden Melodien. Und während Magdalis Heimroth den Faden immer wieder hineinstach, den Faden immer wieder hinauszog, diesen langen Faden, an dessen schmaler Leiter unzählige hoffende Gedanken, ungewisse Wünsche und harrende Lebenssehnsuchtslaute in aller Stille schaukelten — währenddessen gingen zuweilen die lachenden Augen verstohlen in die weite weiße Landschaft.

Man sah hier aus der warmen geschützten Glasveranda tief in das bergische Land, ja man saß eigentlich mitten darin. Ein Grüßen der Stille kam von draußen, von den Hügeln und Bergen, von den weiten Flächen und dem verschneiten großen Park — ein Grüßen der Stille, gehaltenen Ernstes, in das diese strahlenden Mädchenaugen wunderlich und begehrend hineinfragten. Während Magdalis' Schwester Seraphine diesen Gruß der Stille mit einer starren Strenge in jeder Linie ihres reizlosen spitzen Gesichts, dessen Zeichnung trotz der vordringlichen Nase an die feine Linienführung in Magdalis' holden Zügen ein wenig erinnerte, zurückgab — zurückgab mit jedem Blick ihrer grauen Augen, dieser grauen Augen, in denen auch wieder etwas Forderndes und Unerbittliches war. Diese Augen zogen zu dem Familienbild dicht über Seraphinens Kopf, der Großmutter mit der harten Miene unter der weißen Haube, der mächtigen Bibel und den fromm und starr über der Heiligen Schrift gefalteten Händen. Und diese grauen Augen zogen in den Nebenraum, das große Wohnzimmer des Präsidenten Heimroth, zogen an den Fries über der geblümten Ripstapete: zu den biblischen Darstellungen, wo Rebekka den Jakob am Brunnen erquickte und zur

andern Seite Simson neben Delila an der Hochzeitstafel saß. Ein Wandschmuck, der an den frommen und strengen Sinn erinnerte, der seit Jahrhunderten in der Familie Heimroth, diesen Abkömmlingen der Hugenotten, heimisch war.

Seraphine ließ den Kanevas sinken. Ihre Augen gingen in die weiße Stille draußen.

„Ich wünschte, es wäre noch länger bis zum Karfreitag, daß ich gesammelter vor den Tisch des Herrn treten könnte,“ sagte sie langsam und betont. Ein Seufzer kam von ihren Lippen.

Magdalis ließ den Schäfer mit seiner Dame achtlos fahren und nickte zustimmend zu der Schwester hin. Zugleich aber errötete sie und beugte sich wieder ängstlich über die Stickerei. Ach, ihre Gedanken waren so gar nicht bei dem Nahen der Karwoche gewesen. Und wie scharf Seraphine dieses „der Tisch des Herrn“ sprach . . .

Ein dünner Schnee begann draußen herabzugleiten. Magdalis sah es befriedigt. Sie legte vorsichtig Nadel und Stickerei auf den Sessel, trat ans Fenster und preßte das blumige Gesichtchen an die Scheiben. Mit dem Schnee — das war ja kein Ernst — nur so eine linde, nichtige Sache — in ein paar Tagen schon stach ja sicherlich der Krokus heraus. Aber das andre . . . Seraphine — wie sie dasaß und ihre Lippen hart zusammenpreßte . . . Und sie hatte recht, dieses Mal hatte sie wirklich recht. Der Schmerzenstag des Herrn. Magdalis fühlte das Tiefste in sich schmelzen, Tränen lösten sich in ihren blauen Augen.

Behutsam setzte sie sich wieder in den Sessel, zog den Faden aufwärts, zog den Faden abwärts . . .

Eine schwermütig-jubelnde Melodie klang aus der Ferne — Töne, ganz aus der Weite herdringend. Magdalis neigte horchend den Kopf. „Die Mutter spielt . . .“

In das kurze Nicken Seraphinens traf etwas Buntes, Lebendiges, Keckes . . . Ein junger Offizier trat hastig aus dem Tor der Villa, winkte mit der erhobenen Hand, mit dem weißen Handschuh einen freundlichen Gruß zu der Glasveranda, winkte mit einer Bewegung: „Größte Eile . . .“ Man sah wie im Flug ein schönes blühendes Männergesicht, hörte dann noch die hastigen Tritte, sah das leuchtende Blau der Uniform in dem leisen Schneewehen verdämmern . . .

Magdalis hatte den Kopf schnell und fragend gehoben, wie der hastig-freundliche Gruß, gleichgültig an Seraphinens spitzen Zügen vorübergleitend, zu ihr kam. Ihr blühendes Gesichtchen war noch blühender geworden. „Der Vetter bleibt nicht zum Abend?“ fragte sie schüchtern.

Seraphine zog die schmalen Lippen ein. „Er muß zur Nacht in Düsseldorf sein.“

Magdalis begann leise wie halb zu sich selbst: „Wie er eilig war! Ich sah nur noch so eine Hand winken — eigentlich nur einen Handschuh. Sie haben sicher wieder zu lange musiziert, und er und die Mutter hatten die Zeit ganz vergessen.“

„Ja,“ sagte Seraphine. Sie sah spitz und altjüngferlich aus. Weit älter als ihre zweiundzwanzig Jahre.

Und nun weitete sich die verschiebbare Wand zwischen Wohnzimmer und Speisezimmer. Eine hagere Männergestalt trat ein. Der Präsident Heimroth erinnerte in den Gesichtszügen an seine älteste Tochter. Aber die harte Energie Seraphinens fehlte seinem Gesicht. Der Mund war fast ein wenig schlaff. Doch ein wärmeres und reicheres geistiges Leben als bei der Tochter zeichnete die ernste Stirn.

Heimroths magere, ausdrucksvolle Hand strich sanft über Magdalis Haar. Dann wandte er sich zu Seraphine. „Wie geht's der Mutter? Dürfen wir sie zum Abendessen bei uns haben?"

„Sie ließ sagen, sie fühle sich gut und würde mit uns speisen. Den Nachmittag hat sie mit dem Vetter musiziert. Er mußte zur Nacht wieder in Düsseldorf sein und ist eben zum Bahnhof gegangen." Seraphine faltete den Kanevas samt Schäfer und Dämchen und Flöte mit energischen Händen zusammen und trat zum Speisesaal.

War es das Licht der Gasflammen, das durch die weit zurückgeschobene Wand vom Nebenzimmer eben hineindrang, was jetzt den Raum füllte, den Raum jäh wandelte? Ach nein, es war etwas andres ...

Etwas Zartes, Feines, immer wie schon wieder Entschwindendes war hineingeglitten — man hörte ein Schleppen leichten Seidenstoffes — sah das Hinwehen eines blaßfarbigen Gewandes — spürte den Hauch von etwas Seltsamem, unwirklich Schönem, das die Luft füllte ... Die Mutter! Eines ihrer weißen Kinderhändchen, die sie dann gleich wieder, wie es ihre Gewohnheit war, über der Brust faltete, streckte sie grüßend aus. Ein dünner Seidenschal hing langschleppend um die schlanken Schultern. Mit unendlicher Süße blickte das Köpfchen, dessen Züge die Unbekümmertheit der Blumen zeigten, aus der gelblichen Spitzenrüsche des Kleides ... Man fühlte: man durfte sie nicht antasten. Der ganze Raum war voll von ihr. Selbst die schneeigen Flocken draußen begannen langsamer und nachdenklicher hinabzusinken, als ob sie durch die hohen Glasscheiben dies reizvolle Menschenbild bewundernd betrachten wollten ...

## II

Die Töchter des Präsidenten Heimroth wurden in der Gegend „die Komteßchen" genannt, die weiße Villa „das Schlößchen". In Wahrheit war die Familie Heimroth, ein altes, angesehenes Patriziergeschlecht, seit lange in Kleve und dem benachbarten Berg eingesessen, mit dem Adel weder verwandt noch verschwägert.

Die Villa des Präsidenten der Landschaft lag auf einer hügeligen Anhöhe, in weite Parkanlagen gebettet, in abseitiger und zurückhaltender Ruhe. Immerhin nicht zu weit vom Rheingebiet entfernt, um von dem Friedens- und Siegesatem mit umspült zu werden, der jetzt nach dem ruhmreichen Krieg von 1871 über das Land am Rhein hinwehte. „Das Schlößchen" war ein breiter, nicht allzu hoher, weißer Bau in gotischem Stil mit einem schlanken Eckturm, der sich fast verwegen in die Lüfte reckte. Nahm der schlanke Turm die Blicke mit in die Höhe, so weckte er Sehnsucht, einmal dort oben zu stehen, wo man in ferner Ruhe weit über die sanfte bergische Landschaft blicken mußte.

In dem einsamen Turm waren die Zimmer der Gattin des Präsidenten. Dort lagen ihre stillen Gemächer, die man mit liebender Sorgfalt ihr hier gerichtet hatte, wo die Unruhe und die Ansprüche des Tages nicht eindrangen. Und erblickte man das feine Frauengebilde mit dem schlankgliedrigen, wie fast nicht voll gereiften Körper, so glaubte man gern, was allgemein erzählt wurde: daß Miera Heimroth viele Jahre nur mühsam erhalten worden war. Erhalten durch weite Reisen, andauernden Aufenthalt in wärmeren Zonen.

Des Präsidenten Arbeits- und Schlafzimmer war zu ebener Erde, jenseits der Gesellschaftsräume, des in der Gegend fast berühmten „weißen Saales" mit dem spiegelnden Parkettboden und den bei halbamtlichen Empfängen im Lichte zahlloser Kerzen strahlenden Kristallkronen. Die Gatten trafen sich, wenn Frau Mieras Befinden es gestattete, bei den gemeinsamen Mahlzeiten oder auch bei der Morgenandacht, die der Präsident in der ehrwürdigen kleinen, mit dem alten Familienkruzifix der Heimroths geschmückten Hauskapelle in jeder Frühe voll frommen und ehrfürchtigen Sinnes abhielt. Fast niemals stieg er hinauf in die stillen Gemächer seiner Gattin. In früheren Jahren, da sie selten in der Heimat war und stets leidend, gepflegt, ein merkwürdiges, wenig erdhaftes Dasein führte, war von den Ärzten oft betont worden, daß die vier Kinder, die Frau Miera geboren hatte, für diesen zarten Körper wohl zu viel bedeutet hätten. Heimroth hatte den Schmerz über den frühen Tod seiner Söhne, der beiden jüngeren Kinder, nie verwunden. Und nun hörte er, daß sie seiner Frau Gesundheit mit sich genommen hätten.

In der Tat: war Miera Heimroth denn ein Nutzgegenstand? Sollte man wirklich glauben, daß dieser mädchenhafte Schoß vier Kinder ausgetragen hatte, diese schlanken, kühlen Händchen, deren kurze Berührung jeder wie ein Geschenk empfand, sorgend und gequält um Kinderstirnen gestrichen waren?

Das Seltsame war, daß Miera Heimroth, deren Gesundheit doch immer noch ein ängstlich gehütetes Wunder war, stets heiter erschien, wie sie auch das Schöne und Frohe liebte und sich damit umgab. Das weiße holdselige Gesicht war von keiner Furche, keinem Gram, keiner Sorge zerrissen — anmuts- und ruhevoll, wie es ins Leben schaute. Aber in den Winkeln der leuchtenden blauen Augen, der jungen Magdalis Erbteil, war oft etwas Rätselhaftes, Fremdes. Und all die sichere Heiterkeit weckte ein staunendes Fragen: wenn sie so gelassen ruhig nach irgendeinem Gegenstand ihrer Wünsche, einer köstlichen Frucht, einem späten Abendspaziergang in zu kühler Luft griff, ganz unempfindlich für die liebevolle Angst ihrer Umgebung... Fast ein wenig grausam wollte einen dann die heitere Ruhe in diesem schönen, ungezeichneten Gesicht anmuten.

Der schlanke gotische Turm an dem weißen Schlößchen nahm die Blicke der Betrachter, zog sie empor und erregte Sehnsucht: hoch und fern mußte man da oben über das weite Land blicken können, einsam, der Enge entrückt, in Fernen schauen. War man aber in dem Turmzimmer, so dehnte sich da ein weiches Nest, eine lose Sache, die von Frauenanmut und Frauenreiz und Frauenschwäche erzählte. Großblumige Seidenkissen, Decken und Schals auf bequemen Fauteuils — auf den feinen Rokokomöbeln alte

Schildpattsachen, zierliches Meißner Porzellan. Auf dem Schreibtisch mit der vornehm eingelegten Briefmappe stand eine niedrige Mahagonischatulle, in der Frau Miera Briefe und Kostbarkeiten bewahren mochte. Ein großer Flügel, fast immer geöffnet, füllte den halben Raum. Kaum ein Tag, da Frau Mieras Spiel nicht aus dem Turmzimmer drang. So manches Spiel voll ungeduldiger Träume und übermütiger Daseinsfreude, voll rätselhaftem Versinken in des Lebens Fülle und durchweht von einer fremden Unruhe ...

Leise und verführerisch, mit aufregender Süße zitterten die Töne durch das strenge orthodoxe Haus, wo unten in der Nische der kleinen Hauskapelle mit dem kunstvoll geschnitzten Familienkruzifix der Heimroths der Präsident an jedem Morgen die Frühandacht hielt. Wenn die Melodien vertönend aus der Weite drangen, neigte die junge Magdalis horchend den Kopf. Seraphinens schmale Lippen aber wurden schmäler. Sie mochte nur Musik, wenn sie dem Dienst der Religion galt — wie gequält senkten sich die blonden Wimpern über den strengen Augen.

In dem letzten Halbjahr war Frau Mieras Spiel ein stets bereiter Partner erwachsen. Der junge Offizier war freilich nur ein etwas weitläufiger Verwandter des Präsidenten, hieß aber im Haus kurzweg „der Vetter". Sah man in das schöne blühende Männergesicht, das fast etwas zu weich für den Waffenrock erschien, so verstand man diese leidenschaftliche Liebe für die Musik. Die sehnigen Hände aber konnte man sich schwer am Klavier denken, sie mahnten weit mehr daran, daß der Vetter eben erst aus dem glorreichen Feldzuge heimgekehrt war. Es waren Hände eines Siegers — schöne, starke, sichere Hände, Hände ohne Bedenken und voll Kraft.

Die Mutter nannte der Vetter „Cousine", er hatte sie schon gleich nach dem Krieg in Baden-Baden kennen gelernt, wo auch er eine Kur nahm. Die Töchter des Hauses duzte er. Doch kam es zwischen ihm und Seraphine kaum je zu einem Gespräch. Man sah gut, daß sie den lebensvollen Offizier nur schweigend duldete, der sich noch niemals zur Andacht in der Hauskapelle eingefunden hatte, so oft er auch eine Nacht in dem Heimrothschen Hause zubrachte.

„In der Karwoche wird er wohl wissen, daß er in Düsseldorf steht," hatte sie kurz zu Magdalis geäußert, als sich der Vetter nach dem Abend, da sein weißer Handschuh eiligen Abschied in die Glasveranda winkte, am nächsten Mittag wieder im Schlößchen einfand. „In der Karwoche wird er sich wohl erinnern, daß er in Düsseldorf steht," wiederholte sie nach einer Weile finster.

Magdalis blickte schüchtern auf sie. Aber als der Vetter nach dem Mittagessen zu ihr trat und sie munter fragte, wie es denn ihrem schmachtenden Schäfer und der schönen Dame auf dem Kissen in den letzten Tagen ergangen sei, da schmolz ihre Zurückhaltung. Sie sah strahlend zu ihm auf.

„Soll ich dir helfen, ihn flöten zu lehren, Magdalis?" fragte er übermütig. „Wollen wir zusammen fleißig sein?" Er faßte neckend den Stramin.

Die Vorstellung solcher Tätigkeit des Herrn Offiziers mußte etwas unbändig Erheiterndes haben — Magdalis brach in ein fröhliches Lachen aus. Das Blut stieg in ihr süßes Gesicht. Wie eine warm aufblühende Rose schaute sie zu ihm auf.

Der Offizier sah, wie das junge Leben unter der feinen Haut pochte — etwas Unruhiges, Gequältes kam in seine Augen ... Er legte den Stramin zerstreut wieder auf den Tisch und trat ins Nebenzimmer zu dem Präsidenten.

Eine Weile später quollen warme, singende Töne durchs Haus. Der Vetter spielte oben mit der Mutter.

## III

Karfreitag. Der Schnee war, schon ehe die Karwoche in ihrer strengen Kraft einsetzte, geschmolzen. Am Schlehendorn war es wie ein leises Versuchen — ein zarter, dämmernder Streif, kaum eine Farbe. Hart und weiß in sprödem Erwachen lag das Erdreich.

Magdalis Heimroth wanderte durch den noch nackten Park. Ihr Schritt, zuerst ernst und langsam, wurde nach und nach schneller und elastischer. Sie wiegte den schönen Kopf in unbewußtem Wohlgefühl. Die strahlenden blauen Augen wurden tiefer und leuchtender.

Jetzt kam jäh eine fast hüpfende Bewegung über die jungen Glieder. Wahrhaftig — das hatte die letzte linde Nacht hervorgetrieben! Mit zwei Schritten war sie neben dem alten Brunnen, kniete auf dem harten Erdreich — — Krokus! Krokus! Aufblühender blauer, farbenfroher Krokus!

Magdalis' kleine Hände — Kinderhände wie die ihrer schönen Mutter — bogen sich und neigten sich über die blauen schlanken Blumen.

„Oh, der! Und so blau — so blau — wie er da aus dem Kelch sprießt!"

Und vorsichtig und stürmisch zugleich hatte sie eine der schlanken Blüten zu sich gezogen, vom Stiel gelöst.

Liebesblicke tauschten die blauen leuchtenden Augen mit der blauen leuchtenden Blüte in der weißen Hand.

„Vor acht Tagen noch Schnee und jetzt" — Magdalis' Hand faßte im Vorbeijubeln an eine noch kahle Birke am Wege — „und jetzt Krokus!" Es war, als riefe sie es dem schlanken Bäumchen zu wie ein: „Erwach, erwache!"

Die Sonne küßte das harte weiße Erdreich, die hohen, noch kahlen Laubgänge des Parkes. Jubelnd hob Magdalis ihre blaue Blume in die leise kosenden, leise wärmenden Strahlen ...

Jäh aber beschattete sich ihr junges Gesicht. Die Sonne ... Heute früh waren ihre Strahlen durch die gelben Glasscheiben der Hauskapelle gefallen ... Eine neblige Helligkeit hatte sich über den frommen Raum gebreitet. Anmutig, den feinen Kopf gesenkt, hatte die Mutter dort neben dem Vater, neben den Töchtern gestanden. Und die Sonne, die da jetzt koste und lächelte, ruhte langsam und wie schmerzvoll auf dem alten Kruzifix, auf dem schönen bleichen Leidensgesicht des Erlösers — —

O Magdalis, Magdalis, aufjubelst du am Schmerzenstag des Herrn über eine blaue Blume, ein nichtiges irdisches Geschenk, vom Tage gegeben, vom Tage verweht ...

Magdalis' Schritt wurde langsam. Tief senkte sie den Kopf. Alles in ihr war flammende Beschämung.

Karfreitag! Und sie hatte ihn vergessen können ... In einer kindlichen Weichheit und Reue schmolz alles in ihr. Ihn hatte sie vergessen können, den Gütigen, Liebevollen — der noch nie streng gegen sie gewesen war —

den sie in einer ihr eignen Weise so warm, so innig dankbar liebte? An den Verzeihenden, Gütigen, zu dem ihr Kinderherz so oft bei Seraphinens rauher Strenge zuversichtlich geflüchtet war. Der sie verstand, der ihr vergeben, der sie tröstete. Und heute an seinem Leidenstag hatte sie mit den Blumen leben, mit den Blumen sich freuen können. An dem schweren, kummerschweren Erinnerungstag, da der Heiland für sie gestorben war.

Für sie gestorben ... Magdalis blickte zu der kosenden Sonne, auf den dämmernden Schlehenblütenstrauch, fühlte den linden Hauch des Erwachens, der ein Beben in ihrem Blut gebar — — Diese wunderschöne Welt hatte er verlassen, hingegeben um ihrer willen — diese Welt voll Knospen und blühender Gärten, die Magdalis so grenzenlos, so glückselig liebte ... Das hatte er getan, damit sie reiner und besser werde — und nun vergaß sie ihn — —

Karfreitag! Magdalis blickte auf die noch halb knospenhafte Blüte in ihrer Hand. Die blaue Blume quälte sie.

Mit gesenkten Augen stieg sie zu ihrem und Seraphinens Zimmer hinauf.

In ihrem schwarzen Kleide, das glatte goldene Kreuz über der schmalen Brust, das weißhelle Haar hart zurückgestrichen, rötliche Ränder an den Augen über den blonden Wimpern, stand die Schwester dort, die Bibel in der Hand.

Magdalis sah auf sie, sah auf das große Bild des Gekreuzigten an der Wand ...

Dieses Bild — Seraphine liebte es und hatte es in dem gemeinsamen Zimmer aufgehangen. Und niemals hatte Magdalis den Mut gefunden, zu gestehen, daß sie sich im Grunde fast davor fürchte. Das war ihr Heiland nicht — dieses Bild mit der urteilenden, richtenden Strenge in den gequälten Zügen. Das war nicht der gütige, milde Sohn Gottes, der Magdalis kannte und liebte und tröstete, der die heilenden, helfenden Hände ausstreckte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid — ich will euch erquicken!“ — das war ein Gemarterter, marternd Richtender.

Und doch — auch dies war ja ein Bild Gottes, den sie so töricht heute vergessen hatte ...

Mit einem raschen Schritt trat Magdalis an den Tisch vor das Christusbild und legte den zerknickten blauen Krokus nieder.

Seraphine blickte von der Bibel gleichgültig auf.

„Was soll die Blume?“ fragte sie fremd.

Magdalis sah auf die farbige Blüte, dann empor in die strengen richtenden Augen ...

„Es ist nichts — ich habe sie nur —“ stammelte sie unsicher.

Seraphine beachtete sie nicht weiter. Ihre Blicke hatten sich schon wieder auf die Heilige Schrift gesenkt. Leise und vertieft bewegten sich ihre schmalen Lippen.

## IV

Soweit Magdalis' Denken zurückging, war stets ein stiller, zäher Kampf zwischen ihr und Seraphine gewesen. Seraphine liebte die anmutige jüngere Schwester, aber sie liebte sie aus einer sorgenden Überlegenheit

heraus. Ihre niedrige Stirn, auf der schon früh gleichmäßige ernste Querfalten sich bildeten, zog sich verweisend zusammen, wenn Magdalis als ganz junges Kind in jauchzendem Überschwang irgendein Vergnügen, eine Freude, überhaupt einen lockenden Gegenstand — und sei es auch nur einen besonders schönen Apfel — leidenschaftlich erstrebte. „Sei nicht maßlos, Magdalis!" pflegte Seraphine dann streng zu sagen. Magdalis aber senkte die strahlenden Augen und schämte sich. Doch ihre Wünsche waren nicht gestorben, weil sie unter dem Bann von Seraphinens abweisender Strenge sie zu verbergen suchte. Abends in ihrem Bett biß sie die festen Zähne in die Flausdecke. „Den Apfel — den Apfel — den leuchtenden, roten flammenden Apfel . . ."

So war es gewesen, als Magdalis noch ein ganz kleines Kind war, und je älter die Schwestern wurden, um so hartnäckiger und innerlicher setzte sich dieser heimliche Kampf fort. Seraphine hatte oft genug bedauert, daß ihre Religion ihr nicht die Möglichkeit gab, hinter stillen Mauern einsam und streng dem Dienste Gottes allein zu leben. Nun sah sie die Schwester, die seit der Kindheit an ihrer Seite gebetet und gelebt hatte, irdischem Glück, irdischen Freuden unbewußt sehnende Arme entgegenbreiten. Und Magdalis antwortete auf die starre und mißtrauische Strenge, mit der Seraphine auf ihre heiße Lebenslust und ihr Lebenssehnen blickte, mit einem stummen, trotzigen Aufbegehren.

Jede kämpfte im Grunde um ihr Letztes und Eigenstes in diesem zähen Ringen. Gerade in dem letzten Jahr lehnte sich in Magdalis alles gegen Seraphinens finsteren Ernst auf, je farbiger und reicher sich das Leben vor ihr zu breiten begann. Mit einem fast unbewußten Entzücken fühlte sie morgens beim Erwachen den eignen, schönen, erblühenden Körper sie wie ein holdes Geschenk grüßen — sie grüßen abends beim Niederlegen in seiner knospenden Weichheit. Ein zitterndes Ahnen unermeßlicher Seligkeiten flog wie ein ganz ferner, seltsam holder Traum durch ihre unschuldigen Sinne. Ein Ahnen eigner schenkender Fülle, schenkender Fülle andrer. Das Leben war ein Garten voll Blüten und reifender Früchte. So hatte es schon seit Monaten in ihr zu sprechen und zu jubeln begonnen. Und in der letzten Zeit mischte sich noch ein andres leis hinein, begann noch ein andres in ihr zu klingen, dem ihre Seele in zitterndem Erwachen sich hinneigte . . .

Und da sollte, was Seraphine mit jedem Wort und jeder stummen Gebärde forderte, das Rechte sein? Das Rechte, daß man sich kreuzigen müsse und jeden frohen Wunsch und jede Sehnsucht zertrat?

Der Heiland hatte nie in solchen strengen Tönen zu Magdalis gesprochen, hatte ihr mild und tröstend andre Weisung gegeben. Aber wenn Seraphine die Wahrheit sagte, so hieß den Heiland wahrhaft lieben das Leben und die Freude fliehen.

„Wir müssen die Wünsche in uns töten, damit wir die Sünde in uns töten, noch ehe sie geboren wird!" so hatte Seraphine am Ostersonntag gesprochen, als sie in der Frühe mit der Schwester durch den leise treibenden Park schritt.

Magdalis hatte unfroh und gequält den Kopf geneigt. Sie verstand die Schwester nicht ganz. Glaubte Seraphine, daß das Leben, das funkelnde,

blühende Leben, schon an sich Versuchung sei, Glückseligkeit schon an sich Verderben?... Seraphine hatte eine Weise, das Wort „Sünde" auszusprechen, daß man wirklich mitschaudern mußte...

Eine Härte gegen die Schwester, die ihr so bitteren Trank in den unschuldigen Jubel ihres Innern mischte, begann sich in Magdalis' weichem Herzen zu regen. Und dumpf und stark sprach es in ihr: das könne das Rechte nicht sein — dies Harte, Dürftige, Starre...

Ein paar Tage später, an einem kühlen Spätnachmittag im April, saßen die Schwestern lange über ihren Stickereien zusammen. Sie sprachen nicht. Sie fühlten beide die dunkle, heftige Gegensätzlichkeit ihres inneren Wollens wie einen finster trennenden Strom. Auch als von dem Turmzimmer kraftvolle Töne — wohl ein Doppelspiel der Mutter und des Vetters, wie Magdalis überlegte — hinunterzuklingen begannen, blieb Seraphine stumm. Nach einer Weile legte sie dann still den Kanevas nieder und ging hinaus. Magdalis folgte ihr nicht gleich. Als sie aber nach einer Weile in das gemeinsame Zimmer hinaufkam, blieb sie stehen.

Seraphine lag dort vor dem großen Bilde des Erlösers auf den Knien, die Hände ringend emporgehoben, in heißem Gebet. Sie sah Magdalis nicht.

Wie verwandelt erschien Seraphine, fast wie eine schöne, bleiche Statue — mit den weit und verzweifelt geöffneten Augen ... Die Inbrunst des Gebets hatte die dürftige Gestalt, die reizlosen Züge mit einem heißen, starken Leben erfüllt. In der restlosen Verschmelzung mit dem Höchsten verwehte die Nüchternheit ihrer Erscheinung.

Magdalis blickte einen Augenblick ergriffen auf sie. Betete die Schwester für sie? Magdalis sah, wie der zarte Körper in furchtbarer Erregung zitterte. Wer so beten konnte wie Seraphine! Sie sah nichts um sich, sie wußte von nichts...

Erschüttert trat Magdalis zurück.

V

Die sieben Wochen zwischen Ostern und Pfingsten waren hingegangen. In weißer Vornehmheit lag das Schlößchen. Linde Luft- und Feiertagswellen umspülten die knospende Landschaft. Wie der weiße Turm in die wolkenlose Klarheit des Himmels sich hineinstreckte, weckte er einen Traum: von da oben schauen zu können über Gärten und blühende Wegstrecken und fruchtbares Land — den Pfingsthauch im Gemüt mit reiner, stiller Seele die Blicke dahingehen lassen zu dürfen über festliche Weiten, wo Sommer und Sonne und Feiertag sich die segnenden, schenkenden Hände reichten. Solch einen Traum weckte der aufstrebende weiße Turm in der wolkenlosen Himmelsklarheit — der Turm, aus dessen Höhe man auf die Wohnhäuser der Menschen, die Niederungen hinabblicken zu können dachte und in dessen abgeschiedener Ferne sich doch ein feines irdisches Nest voll Frauenreiz und Frauenschwäche barg.

Pfingsthauch füllte die Luft, lag über dem tiefen, hegenden Park des Schlößchens. Über den weiten Rasenflächen, hinter den dichten Baumgruppen lugte der Flieder — der blaue, der rote, der lila Flieder. Und drinnen in der Flucht der festlich geschmückten Räume, in dem berühmten

„weißen Saal“ standen hohe Büschel der duftenden Blumen. Die mächtigen Spiegel, die strahlenden glatten Parkettböden warfen ihr Bild still und zugleich jubelnd zurück, und ein Ton holden, begehrenden Lebens bebte durch all die gehaltene Vornehmheit.

Pfingsten in der ganzen Welt! Bei Heimroths war Tischbesuch. Durch seine Stellung an der Spitze der Landschaft hatte der Präsident viele Beziehungen zu dem rheinischen und westfälischen Adel. Der Baron von Mersattel, der da ein ruhiges, nie stockendes und zugleich seine Grenzen doch nie überschreitendes Gespräch mit dem Hausherrn und den Töchtern führte, war offenbar ein belesener Herr, wenn auch seine pietistische Frömmigkeit stets färbend hindurchklang. Er erzählte von den Wohlfahrts- und Bildungseinrichtungen, die er für die Kinder der Bauern seines Gutes im Sauerland getroffen, von der strengen religiösen Zucht, die er dort neu geschaffen habe. „Denn es war nötig, sehr nötig —“

Seraphine neigte mit ernster Billigung den blonden Kopf. Magdalis blickte in das magere, gelbe, glattrasierte Gesicht des Barons, der sich im Gespräch immer wieder zu der jüngeren Tochter des Hauses wandte, mit einem Ausdruck in ihren strahlenden blauen Augen, als sähe sie in einen merkwürdigen dunkeln Erdteil, der sie zwar nichts anginge, aber fremd und peinlich anmute.

In der Tat: der Baron von Mersattel war keine anziehende Erscheinung, trotz der korrekten Kleidung. Hager, mit tadelloser Wäsche, langsamen Bewegungen und einer stets belegten Stimme. Das Gesicht farblos mit tiefliegenden, müden und doch zugleich fast lauernd-aufmerksamen Augen. Ein Leiden der Stimmbänder mochte den Baron nötigen, unausgesetzt, kaum merklich, aus einem flachen silbernen Etui winzige Moospasten zum Munde zu führen — und hatte er einige Sätze vollendet, so kam ein nachdrückliches, quälendes und aufdringliches Räuspern wie eine unabwendbare Gewißheit.

„Ist er krank?“ hatte Magdalis leise gefragt, als sie zuerst das magere gelbliche Gesicht sah. Seraphine hatte ungeduldig die Achseln gezuckt. Immerhin durfte man ruhig über die Frage der jungen Magdalis nachdenken. War er gesund? Etwas Kraftloses ging von der welken Farbe des Gesichts, den langsamen Bewegungen, der Stimme, die es nie zu einer vollen Klangfarbe brachte, aus. Und wenn er in kurzen, sicheren Pausen das unvermeidliche Isländische Moos an die schmalen Lippen führte, so bekam man selbst den Geschmack von etwas Fadem auf die Zunge.

War er gesund? „Er hat eine gesunde Seele,“ sagte Seraphinens strenger Blick zu der Schwester. Es war merkwürdig, wie belebt Seraphine wurde, wie ihre spitzen Züge sich fast rundeten, und doch sprach sie selbst wenig. Ihre Augen ruhten nur aufmunternd und fordernd auf Magdalis.

Im Grunde war es eine Unterhaltung zu dreien. Seraphine konnte nur als ergebene und befriedigte Zuhörerin gelten. Der Vetter warf lediglich dann und wann eine Frage, ein kurzes, erstauntes Wort hinein. Er sprach reichlicher als sonst dem Tischwein zu. Und wenn die Anziehung des Rauentalers versagte, so schweiften seine braunen Augen in unruhigem und unstetem Wandern durch die hohen Oberlichtscheiben des Saales, schweiften fort von

dem Präsidenten und seinem hageren, seltsamen Tischgast und schienen ferne Zwiegespräche mit den Wipfeln der Bäume und den Schwarzdrosseln, die sich dort draußen auf den Ästen wiegten, zu feiern.

Miera Heimroth aber, die zwei Plätze von dem Vetter entfernt in der gleichen Tischreihe mit ihm saß — Miera Heimroth sprach überhaupt kaum. Und es war, als käme die gelehrte und fromme Unterhaltung zwischen ihrem Mann und dem Baron, die gelegentlichen wundernden Zwischenfragen von Magdalis, die ergebene Befriedigung und Bewunderung ihrer älteren Tochter über soviel überlegte und tatkräftige Frömmigkeit kaum zu ihr. Ein fremdes Lächeln lag über Mieras weißem Gesicht, das heute eine eigne und wundersame Schönheit hatte. Ein fremdes Lächeln voll einer holden Heiterkeit, die nicht der erneuten strengen Zucht auf dem westfälischen Gut, nicht den überlegten, nachdrücklich und mit einer ruhigen, immer belegten Stimme vorgetragenen Ausführungen des Herrn von Mersattel gelten konnte...

War es der Sommer, der auf diesem schönen, weißen, ungezeichneten Gesicht seine Zaubermelodien spielte — Melodien von Welten ohne Gram und Kummer, ohne Reue und ohne Buße, voll von eigner, selbstsicherer Gesetzmäßigkeit, einer Gesetzmäßigkeit, wie sie die starke Sonne fühlen mag, wenn sie das dünne Gras unter ihrem Sengen hindorren läßt? Wie kam dieses Gesicht in dieses Haus? Selbst Magdalis' blühende Jugendanmut erlosch neben seinem rätselhaften Reiz.

Und gleich nach dem Mittagessen, während der Präsident seinen Gast zu einer Tasse Kaffee und einer Zigarre auf der offenen, schattigen Veranda des Schlößchens führte, war die Mutter wieder in ihre Zimmer hinaufgestiegen. Schön und unbekümmert. Während unten noch ein hartes, stilles Gefecht über die noch nicht abgedeckte Tafel hinüber zwischen Seraphine und dem Vetter dahinging.

„Ein Frömmler ist er!" sagte der junge Offizier und schüttelte sich. „Ein Frömmler... Er ist ja gar kein richtiger Mensch, dieses „Isländische Moos". Wie etwas Verwesendes strömt es von ihm aus."

Seraphine hob in tiefem Mißbilligen die Schultern. Ein Blick voll Verachten und Verdammen traf den Offizier.

„Eine Stütze des ganzen Bezirkes ist er," sprach sie scharf. Sie ließ den Vetter stehen und ging mit festen, hallenden Schritten hinaus.

Magdalis sprach nicht. Sie war vielleicht ein wenig erstaunt über die Worte des Vetters. Aber wie stumme Zustimmung regte es sich in ihren Augen. Und in einer Laube des Parks saßen sie gleich nachher, und sie spielte auf seinen Wunsch mit ihm „Wolf und Lamm"...

Das war kein anstrengendes Spiel — man konnte es ruhig nach einer lang hingezogenen religiösen Diskussion an einem Pfingstsonntagnachmittag unter duftenden Fliederbüschen spielen. Hinüber und herüber wurden die bunten Steine auf dem Brett gezogen. Und mit sanfter Zärtlichkeit gingen oft die weichen Blicke des jungen Offiziers über Magdalis' blühendes Gesicht, über diese helle Haut, unter der das junge Leben voll Wünschen, voll Kraft und voll Sehnsucht pochte — zu diesen blauen Augen, die sie so strahlend und leuchtend bei einem besonders geschickten Zug zu ihrem Gegenüber aufschlug...

Eine scharfe Stimme kam in das vergnügte Pfingstspiel hinein. Seraphine. Magdalis sollte helfen, die Abendtafel für die Gäste zu richten.

Magdalis stand schnell und fast ein wenig erschrocken auf. Auch der Vetter erhob sich. Es lohnte wohl kaum, die bunten Steine auf dem Brett in ihrer Ordnung zu wahren, denn Seraphine würde dies Zwischenspiel schon auszuspinnen wissen ... Mit einer zerstreuten Handbewegung warf er die Figuren in den Holzkasten.

Langsam schritt er in einen der hegenden Baumgänge des Parkes hinein und sah aus dieser tiefen Stille, zwischen den schlanken Stämmen der Buchenallee dahinwandernd, Schatten und Sonne, bergende Dunkelheit hier und leuchtende Helle draußen, wundersam miteinander wechseln. Jenseits des weiten Rasenplatzes glitten die weißen Kleider der Töchter des Hauses vorüber.

Ein nachdenklicher Seufzer hob des Mannes Brust. Er sah Magdalis vor sich, wie sie die strahlenden Augen beim Spiel zu ihm aufschlug, wie er das junge Blut unter der hellen Haut pochen zu fühlen glaubte, als ihre Blicke sich begegneten — wie er sich wie umzittert von dieser weichen, unschuldsvollen Anmut gefühlt hatte, die sich in unbewußtem Sehnen zu ihm neigte ... Wie rührend war sie in ihrer knospenhaften Lieblichkeit! In ein paar Jahren würde sie eine vollaufgeblühte Schönheit sein. Und wie würden diese weichen Arme schon heute zu umhegen wissen! Noch halb Kind und halb schon Weib, vermochte sie gewiß mit einer guten, heißen und zugleich traulichen Zärtlichkeit zu lieben. Und absichtslos hatte der Präsident Heimroth fraglos nicht vor einigen Wochen, als er mit ihm im Rauchzimmer plauderte, so eingehend von der Zukunft der Töchter gesprochen: Seraphine würde wohl kaum heiraten bei ihrer strengen Frömmigkeit, aber Magdalis ...

Das Gesicht des jungen Offiziers verdunkelte sich. Unmöglich! Dies ging nun eben nicht — Ja, wenn Magdalis ihm damals begegnet wäre — wenn ihm damals, gleich als er aus dem Feldzug kam, so etwas Liebes, Schönes, Junges entgegengetreten wäre und ihn in warme, bergende Arme genommen hätte ... Wieder wehten jenseits des Rasens die weißen Mädchenkleider, er unterschied eine schärfere und eine weiche junge Stimme ...

Etwas Unruhiges, Gequältes kam in seine Augen. Ach, so ein junges Ding — was wußte das von der Liebe. Was wußte solch ein Kind von dem Gefühl, das einen nachtwandelnd über Abgründe zu Schuld und Sünde schreiten läßt ... Er war sehr blaß, als er jetzt schnell durch den hegenden Baumgang zurückschritt. Von der offenen Terrasse klang die langsame, belegte Stimme des Barons ...

Weiß und leuchtend lag das Schlößchen da. Sieghaft streckte sich der schlanke Turm in die sanfte Bläue des sich niederneigenden Sommertags. Ein lauer Wind trug einen starken Jasminduft von den nahen Sträuchern her. Von oben aus dem geöffneten Fenster des Turmzimmers klangen ein paar jubelnde Akkorde. In die Augen des Mannes kam Bewegung. Seine Züge zuckten, belebten sich ...

Ein paar Augenblicke später sah Magdalis aus der Weite, wie der Vetter die Treppe hinauf zu dem Turmzimmer stieg. Er nahm immer zwei Stufen auf einmal. Bald nachher verklangen die Töne oben wie in leisem Hinhauchen.

Aber nicht hieran dachte Magdalis, wie sie jetzt in den Park hineinwanderte — hinwanderte zu dem blauen Fliederstrauch, neben dem sie mit dem Vetter gesessen hatte. Sie sah nur wieder seine Blicke, diese weichen, liebevollen Blicke, wenn ihre Augen sich beim Spiel trafen ...

Ein Beben ging durch ihre junge Brust. Eine süße Zärtlichkeit wogte in ihr auf. Ihre Arme umfaßten den blühenden Fliederbusch, als wolle sie ihn an ihr Herz ziehen.

VI

Der Präsident Heimroth ging neben seiner Tochter Seraphine über den schmalen Feldweg zwischen den Wiesen und den hügeligen Anhöhen in die Weite. Etwa zwanzig Schritte vor ihm schritt Magdalis neben dem Vetter. Die blaue Ulanenuniform des Offiziers schimmerte in der sinkenden Abendsonne. Magdalis hatte den hellen Strohhut an den Arm gehangen. Ihr nußbraunes Haar und ihr weißes Kleid bewegten sich leicht in einem lauen Abendwinde.

Die Töchter hatten den Vater an der Bahnstation abgeholt, als er von einer Sitzung in Düsseldorf mit dem Vetter heimkehrte. Ein paar kurze Sätze waren zwischen Heimroth und seiner ältesten Tochter gewechselt worden: die Mutter war munter und wollte am Abendessen teilnehmen, die Sitzung war nach Wunsch verlaufen ...

Nun schritten sie schweigend über den Feldrain. In der Ferne sah man über grünem Gebüsch den Turm des Schlößchens sich recken, als ob er den Dahinwandernden in weißer Kühle zunicke.

Der Präsident und seine Tochter kamen nicht ins rechte Geleise. Seraphine schritt immer ein wenig schneller als der Vater aus. Aber glaubte sie ihren Begleiter mit sich fortziehen zu können, so irrte sie. Der Präsident war in Gedanken.

War es der linde Juniabend, an dem er da in der sinkenden Sonne über die Felder schritt, die Gestalten der Töchter, die beiden jungen Menschen vor ihm, was in Heimroth ein ihm sonst nicht vertrautes Grübeln und Sinnen in der Vergangenheit weckte? Er dachte an die ersten Jahre seiner Ehe, an die schöne Frau, die er so heiß geliebt hatte, daß er es in seiner strengen Religiosität oft fast wie ein Unrecht fühlte. Und er dachte, wie ihm die geliebte Frau entglitten war, entgleiten mußte. Er sah das fremde Lächeln, als er damals mit ihr von dem Rat und Wunsch der Ärzte sprach. „Und du glaubst, man müsse das befolgen, Oswald?“

Heimroth hatte es geglaubt. „Sieh, wer weiß, ob es nicht alles meine Schuld ist, Miera? Vielleicht war es Sünde, daß ich dich zu sehr begehrte.“

Sie hatte geschwiegen. Er wußte ja, daß sie seine religiöse Grundstimmung nie geteilt hatte. Aber zuweilen in den ersten frohen Jahren hatte er sie doch für eine tiefere Auffassung der Religion gewonnen. „Vielleicht war es Sünde,“ hatte er zweifelnd wiederholt. Er sah noch das kühle Lächeln in ihrem feinen Gesicht ...

Und dann war sie ihm entglitten. Gewiß, er war auch früher stets der Schenkende, Mitteilende, Gebende in seiner starken Liebe gewesen. Nun aber entschwand sie ihm fast ganz. Man mußte ja froh sein, daß sie überhaupt

noch da war, leidlich gesund da war. Der Präsident hatte sich in den langen Jahren gewöhnt, seine Frau mehr wie ein schönes Bild zu sehen, dessen Erhaltung allein schon Geschenk war. Er hatte es verlernt, Ansprüche an sie zu stellen. An sie, die sich in einem eignen hellen Reich angebaut hatte, in das keine Sorgen und keine Wünsche andrer dringen durften. Der Präsident hatte seine anstrengende und umfassende Tätigkeit. Er hatte seine Stellung, sein frommes und angesehenes Haus. Er hatte seine tiefe und innige Religiosität. Eine Gattin zu besitzen hatte er verlernt. Er hatte kaum eine Frau, seine Töchter kaum mehr eine Mutter. Man begrüßte es dankbar, wenn Miera Heimroth an den gemeinsamen Mahlzeiten in all ihrer Holdseligkeit teilnahm, ihre weißen Kinderhändchen anmutig denen entgegenstreckte, die sich die Ihren nannten, oder wenn sie zuweilen mit lieblich geneigtem Haupt an der Frühandacht in der kleinen Hauskapelle teilnahm.

Zu dem allen gingen des Präsidenten Gedanken, während er an Seraphinens Seite den schmalen Feldweg in der sinkenden Abendsonne entlangschritt und zwischen den grünen Feldern die blaue Uniform des Vetters und Magdalis' weißes Kleid blinkten. Nun waren seine Töchter erwachsene Mädchen — ein unterdrückter Seufzer hob seine Brust. Die schmale, ernste Hand des Präsidenten strich über den stark melierten braunen Vollbart. Beinahe wäre er einen Moment stehengeblieben. Aber nein, Seraphine ging ohnedies immer nur, als müsse sie sich zu seinem Tempo mühsam zwingen ...

„Es wird spät, Vater, nicht wahr?"

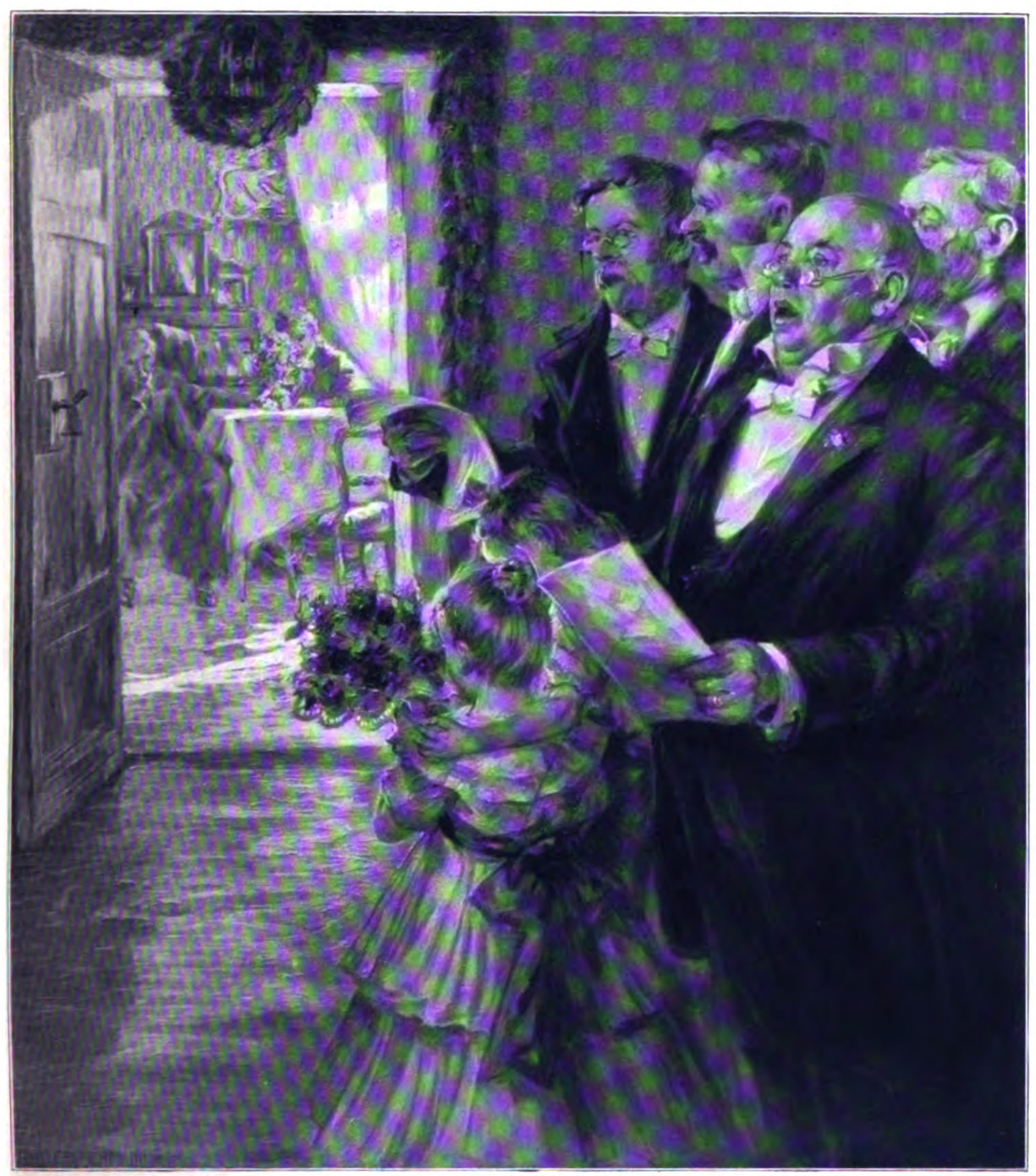
Der Präsident blieb in seinen Gedanken. Er verstand die Tochter schon. Gewiß, es ließ sich begreifen, warum ihr Schritt jetzt so schnell, nur mühsam eingedämmt war ... Die Stirn des Präsidenten zog sich zusammen: in der Hauskapelle hatte er den Vetter allerdings nicht ein einziges Mal bemerkt ... Und an Freiern würde es Magdalis ohnedies gewiß nicht fehlen — man konnte sogar einen Herrensitz in Westfalen haben ... Und dennoch — Heimroths Herz wurde weich — wenn das Kind an ihm hing ... Seine Augen senkten sich auf das leuchtende Blau der Uniform, auf das weiße Mädchenkleid — Jugend war Jugend ... Aus dem glorreichen Feldzuge war der Vetter mit Ruhm heimgekehrt ...

Freilich im übrigen sein Leumund? Man wußte ja nicht einmal, ob er überhaupt ernstlicher an Magdalis dachte ...

Der Präsident erinnerte sich, wie Miera, als sie den Vetter nach dem Krieg in Baden-Baden trafen, flüchtig geurteilt hatte: „Er sei wohl von den Frauen zu sehr verwöhnt worden, wisse wohl etwas zu viel von ihnen." Später hatte sie sich nicht mehr über ihn geäußert, nur seine Begleitung auf dem Klavier gelobt und eifrig aufgenommen. Miera war eine so kluge Frau — „ein glasheller Verstand", hatte Heimroth früher oft bewundernd von ihr gesagt. Aber wie hätte er wagen können, sie jetzt mit einer Frage zu quälen, sie um ein Urteil zu bitten ... Man durfte nicht an ihrer Ruhe rühren.

„Es wird kühl," sagte Seraphine hastig. „Verzeih, Vater!"

Mit ein paar zähen Schritten hatte sie die beiden eingeholt. Ihre scharfen Worte klangen vernehmlich in das frohe Geplauder. Den weißen Strohhut, der so leicht an der Schwester Arm geschaukelt war, band sie ihr fest um das runde Kinn. „Es wird kühler, Magdalis, und Abend."



Phot. u. Verlag von Franz Hanfstaengl, München

**Gratulanten**

**Nach einem Gemälde von R. Poeschmann**

„Kühl, Seraphine? Und Abend?“ Magdalis riß die Bänder ungestüm wieder auf. Hell und wehend flatterten sie um ihr blühendes Gesichtchen.

„Wie du meinst,“ sagte Seraphine finster.

Der weiße Turm des Schlößchens hob sich jetzt höher und klarer, scharf umrissen in der reinen, blassen Abendluft.

Eine schlanke Silhouette ward am Turmfenster sichtbar.

„Ich glaube, die Mutter steht da!“ Magdalis blickte angestrengt hinauf. Auch der Präsident und Seraphine schauten empor, aber schon war der schmale Schatten wieder fortgeglitten.

Der Vetter schien Magdalis' Worte nicht gehört zu haben. Er hatte sich über den Wiesengrund gebückt und riß ein paar Zyanen vom Wegrand.

## VII

Magdalis lachte. Sie lachte so stark, daß das runde Ecksofa des Wohnzimmers zitterte und das nun längst vollendete Kissen mit dem Schäfer samt Rokokodämchen und Schalmei zur Erde glitt. Wohl beugte sie sich gleich hinab und hob den Jüngling wieder auf seinen bequemen Platz, aber gerade da, wo er den kleinen Finger graziös neben der Schalmei spreizte, hatte der Kanevas einen kleinen Einkniff als Erinnerung an diese stürmische Heiterkeit davongetragen.

Und Magdalis lachte noch immer.

„Aber Seraphine, Seraphine, besinne dich doch! Was du da sagst! Baronin von Mersattel, Frau von Mersattel — —“

Ihre kleine Hand tupfte auf den Arm der Schwester. Seraphine stand an dem alten Mahagonischrank und packte an einer Tasche mit Reiseutensilien. Sie wandte sich nicht um.

„Mir scheint, d u tätest gut, dich zu besinnen, Magdalis.“

„Über das „Isländisch Moos“?“ neckte Magdalis.

Seraphine blickte unter den blonden Wimpern finster zu ihr hin. „Du solltest dich schämen, über einen solchen Mann so zu sprechen!“

Von dem Fries schaute Rebekka am Brunnen ein wenig erstaunt auf das wunderliche Gespräch da unten. Es war wohl zu begreifen, daß man in das geschützte Wohnzimmer geflüchtet war, denn im Garten und Park stach die Sonne. Die Luft war selbst jetzt am Spätnachmittag noch drückend schwül.

Seraphine hatte den Mahagonischrank verschlossen. Während ihre Hand, diese magere Hand mit den vielen Sommersprossen, an der roten Juchtentasche emsig weiterpackte, sprach sie mit gesenkten Lidern eindringlich: „Und denkst du im Ernst, Magdalis, er mit seiner tiefen Bildung habe ohne Absicht am Pfingstsonntag sich so lange mit dir jungem Ding eingelassen?“

Magdalis dachte nicht daran, sich zu entsetzen. „Aber was habe ich denn an ihm?“ fragte sie nur erstaunt. „Er geht mich doch nichts an.“

Seraphine ließ die Juchtentasche einen Moment achtlos stehen.

Eine fast flehende Inbrunst kam aus ihrer harten Stimme, aus ihren grauen, weitgeöffneten Augen. „Magdalis,“ sagte sie leise und trat dicht zu ihr, „ich wäre glücklich, wenn du die Seine würdest. So glücklich. Ich weiß, er würde dich die richtigen Wege leiten. Alles andre ist eitel und birgt nur

Häßlichkeit," fügte sie langsam hinzu. „Nur Häßlichkeit," wiederholte sie schwer.

Magdalis stritt jetzt nie mit Seraphine. Es war kein Kampf mehr zwischen ihnen. Die starre Strenge der andern glitt einfach eindruckslos an ihr ab. Im Grunde tat ihr die Schwester leid. Die arme Seraphine — sie fühlte nicht, wie das Leben leuchtete ...

Magdalis schaute die Schwester einen Moment befremdet an. „Aber er denkt ja gar nicht an mich," sagte sie dann kurz und schüttelte leicht den braunen Kopf.

Sie trat in die Veranda und blickte durch das Fenster in den lachenden zirpenden Sommer draußen. Die eine Hand auf dem Rücken lose ineinandergebogen, stand sie da in halb unbewußter Träumerei. Eine unschuldige Frage an das Schicksal, an das Leben lag in den großen blauen Augen. Aber es war gewiß nicht der Baron von Mersattel, zu dem ihre Gedanken gingen ...

In der Tat: war heute der Tag, zu streiten, wo die Luft voll von Reiseprojekten war? Noch in dieser Woche sollte Miera Heimroth für lange Zeit nach Blankenberghe reisen. Der Präsident wollte seine Frau begleiten, doch schon bald wieder zurückkehren. Er plante eine Rheinreise mit seinen beiden Töchtern — es war die Rede davon gewesen, daß der Vetter sie vielleicht auf dem Dampfer den Rhein hinauf begleiten wolle.

Seraphine packte jetzt unentwegt an der roten Reisetasche. Sie war es gewohnt, alle diese Dinge für die Mutter bei ihren häufigen Reisen zu richten. Und man mußte zugeben, daß die mageren Hände, die so fest die Bibel umfaßten, auch die kleinen Dinge des tatsächlichen Lebens merkwürdig richtig an ihre Stelle zu setzen wußten.

Seraphine schien die Schwester jetzt nicht mehr zu beachten. Nach einer Weile aber wandte sich Magdalis zu ihr.

„Nicht wahr, der Vetter ist doch vorhin hinaufgegangen?" fragte sie schüchtern.

„Ja," sagte Seraphine kurz. Ein unruhiges Flackern kam in ihre Augen.

Magdalis neigte horchend den Kopf. „Aber sie spielen doch nicht?" sagte sie dann erstaunt und lauschte noch einmal.

„Nein," sagte Seraphine.

Auf ihren mageren Wangen zeichneten sich langsam zwei scharfe rote Flecke.

## VIII

Der Präsident saß mit seiner jüngsten Tochter in der Glasveranda und stellte, während Seraphine draußen dem Personal eingehende Anweisungen für die Reise der Eltern morgen gab, den Plan für die Rheinfahrt zusammen. Das war eine lustige Beschäftigung. Vor Magdalis lag ein großes weißes Blatt, auf das der Vetter gestern ein paar Notizen für die Reise gekritzelt hatte ...

Sollte man zuerst in Koblenz übernachten? Oder vorher in Rolandseck einkehren und die Rolandsburg besteigen? Die tiefgrüne Insel Nonnenwert stieg vor Magdalis auf, der Zug der schweigenden Nonnen, den sie dort

oft beobachtet hatte... Und dann weiter der Stolzenfels oder Ehrenbreitstein? Der Mäuseturm und endlich oben Rüdesheim oder Bingen? Ob man den Vater auch noch überreden werde, die Bergstraße hinaufzuwandern?

„Alles ganz schön, aber das Reisehandbuch fehlt!" sagte des Präsidenten ruhige Stimme. „Seraphine hat es gestern abend der Mutter gegeben, und ohne den Baedeker kann ich nichts bestimmen."

Magdalis blickte unsicher zu dem Vater. „Aber ich kann doch die Mutter oben nicht stören."

Der Präsident zog die Uhr. „Sie wird nicht mehr ruhen. Sie sagte mir mittags, sie wolle gegen Abend einen Spaziergang machen und dann auch noch mit Seraphine allerlei besprechen. Das Reisehandbuch liegt wohl auf ihrem Schreibtisch."

Magdalis nickte. Sie flog eilig die Treppe zu dem Turmzimmer hinauf. Ein wenig scheu. Es war ein ungewohnter Weg. Man störte die Mutter fast niemals dort oben. Vorsichtig klopfte sie leise. Dann lauter. Der Vater hatte recht, sie war nicht mehr dort...

Behutsam klinkte Magdalis die Tür auf und stand allein in dem kleinen Raum.

Ja, die Mutter war schon unten. Magdalis sah vom Turmfenster ihre schlanke helle Gestalt durch den Park zu dem Schlößchen hingleiten.

Magdalis trat vom Fenster zu dem Schreibtisch, wo das Reisehandbuch aufgeschlagen neben der offenen Briefmappe der Mutter und der dunklen Mahagonischatulle lag, blieb aber einen Moment zögernd stehen und blickte um sich in dem weichen Raum mit seinen tausend zierlichen Dingen, seinen lässigen Sofas und Decken und seidenblumigen Kissen, seinem vornehmen alten Schildpatt und dem graziösen Meißner Porzellan.

Der Flügel stand noch geöffnet. Die Lichter waren halb hinabgebrannt. Sicher hatte die Mutter gestern abend noch musiziert. Ein eigentümlicher starker, schwerer Duft wehte durch das kleine Nest voll Frauenanmut und Frauenschwäche — ein Duft, der Magdalis ein wenig beklommen atmen ließ. Es war hier so anders als in den andern strengen, vornehmen Räumen des Hauses.

Magdalis warf noch einen Blick durch das Turmfenster, von dem man weit und fern über die hügelige, langsam sich hinneigende und hebende Landschaft blickte, und griff dann nach dem Reisehandbuch. Dabei gingen ihre Augen flüchtig über die geöffnete Briefmappe, über den Brief, der da, zusammengefaltet, halb hineingeschoben war. Die Schriftzüge waren ihr bekannt. Sie beugte sich hinab in einer leichten, fast unbewußten Neugier...

„— Miera — Blankenberghe weit! Es gibt schlimmere Strecken, geliebte Frau, gefährlichere Kluften, über die du mich zu dir zwangst —"

Die Finger des Mädchens hatten mit jähem Griff den Brief aus der Mappe genommen und auseinandergebreitet... Ihre Hand griff sekundenlang in plötzlichem Schwindel an die Stirn. Dann stützte sie sich auf die zierlich eingelegte Platte des Schreibtisches, wo schwer, bergend, geheimnisvoll die niedrige dunkle Mahagonischatulle stand.

Der seltsame starke Duft des Raumes wehte um die unschuldige Mädchenstirn, um das weiße, verzerrte Gesichtchen. Magdalis las und las...

Eine halbe Stunde später stand Seraphine an dem Bett, wo Magdalis blaß und stumm lag.

Seraphine hatte nichts gefragt. Sie hatte gewußt, was Magdalis wußte, als sie das erstarrte Gesicht sah. Sie hatte nur aus der Schwester kalten Händen das Reisehandbuch genommen und dem Vater hinuntergeschickt: „Magdalis sei nicht wohl durch die schwüle Hitze — sie habe schon am Vormittag einen Schwindelanfall gehabt ..."

Nun stand sie neben dem Bett und legte kühlende Kompressen auf die blasse junge Stirn, strich leise über das Gesichtchen, aus dem alle Blüte und Farbe wie in seltsamer Verwandlung gewichen war ...

„Magdalis, nun weißt du alles! Nun weißt du auch, warum ich dich von dem allem abhielt ... Du glaubtest, sie spielten, sie musizierten, wenn sie oben zusammen sind? Magdalis — sie lieben sich dort!"

## IX

Was war die Liebe? Eine Tollwutkrankheit, die Sünde, der Pfuhl. Das war das Gefühl, in dem all die dumpfe Qual in der jähen Dunkelheit dieser Tage in Magdalis' aufgewirrtem Innern endete. In einem schrecklichen Ekel, einem bebenden Entsetzen erlosch alles andre in ihr. Eine Tollwutkrankheit — der Pfuhl ...

Der Präsident war mit seiner Gattin den nächsten Morgen abgereist, beruhigt durch Seraphinens Versicherung, daß es sich bei Magdalis lediglich um eine vorübergehende Erschöpfung infolge der schwülen Hitze der letzten Tage handle. Man lasse sie am besten ganz in der Stille ihres Zimmers, rege sie nicht durch einen Abschied auf. Seiner Gattin sprach der Präsident nicht von dem allem. Ihre Ruhe durfte in keinem Fall gestört werden. Magdalis' Abwesenheit bei der Abreise wurde durch einen geschickten Vorwand erklärt.

Auf ihrem weißen Bett lag das Mädchen, die Hände vor die Augen gepreßt, die dieser Welt nicht mehr begegnen, ihr nicht mehr in ihr jäh enthülltes Angesicht voll Häßlichkeit und Verderben blicken mochte. Von der Wand schaute das Christusbild richtend und verdammend herab, vor dem Seraphine einst, als von dem Turmzimmer das starke Doppelspiel dahinflutete, die flehenden Hände gerungen hatte ...

„Das ist die Liebe ... Nun weißt du, warum ich dich von dem allem abhielt!" hatte Seraphine am Abend noch einmal leise wiederholt. Ein Schauder ging über Magdalis' jungen, wacherblühten Mädchenleib. Der volle Körper preßte sich bebend in Ekel und Entsetzen tief in die weißen Kissen. Ruhe, Ruhe — oh, nur nichts mehr fühlen — nichts mehr spüren ...

„Du glaubtest, sie spielten, sie musizierten, wenn sie oben zusammen waren? Magdalis — sie lieben sich dort!" Wie eine Melodie, eine schreckliche, starke, überstarke Melodie tönte das Wort Seraphinens brausend und dröhnend in Magdalis. „Sie lieben sich ..." Was half es, sich die Ohren zu verstopfen gegen die Töne und Klänge der Außenwelt, wenn dieser Ton in ihr blieb.

Was half es, sich tief in weiche Pfühle zu graben, um keine Sonne und keinen Blumenhauch mehr zu fühlen, wenn dieser schwere, starke, seltsame

Duft in ihren Sinnen blieb ... Ein Duft, schwer und langsam zwischen großblumigen Seidenkissen, lässig sich hinstreckenden Fauteuils hervorquellend ... Um einen großen Flügel, zwischen halb hinabgebrannten Kerzen hinwehend ... Oh, nur das nicht! Magdalis hatte sich halb emporgerichtet — nur diesen Duft nicht mehr spüren ... !

„Wir wollen beten," sagte Seraphine, die stumm sorgend an der Schwester Bett gesessen hatte, und blickte hinüber zu dem Bilde, zu den strengen, richtenden Augen.

Magdalis betete mit ihr, aber es war kein Leben in ihrem Gebet. Ein schauderndes Entsetzen füllte jeden Winkel ihrer Seele, band jede Regung.

Am Spätnachmittag bestimmte Seraphine Magdalis, aufzustehen und mit ihr einen Spaziergang durch den Park in der linden Abendluft zu machen. Magdalis ging langsam. Ein seltsamer und wie erstarrter Ausdruck war in dem blassen Gesicht. Tief schritten sie hinein in die hegenden Laubgänge, an den weiten Rasenflächen entlang. Die Pracht der üppig aufblühenden Rosen, der Jubel der sommerlichen Natur drang nicht zu den Schwestern. So schweigend waren die beiden Komteßchen selten dahingegangen. Auch in dem Park war es still. Wie der Hauch von etwas Dumpfem, Schweigendem, Ungelöstem lag es über den grünen, wohlgepflegten Weiten.

Mit einem Male blieb Magdalis mit einem Ausruf des Entsetzens stehen. Seraphine folgte betroffen dem Blick ihrer weitgeöffneten Augen. An einer Lichtung des Parks ragte über hohen Baumgruppen sicher und schlank der weiße Turm des Schlößchens ... Wie ein Sieger, ein Herrscher ...

Seraphine zog Magdalis in den hegenden Baumgang zurück.

„Ich bin es seit lange gewohnt, dieses Zeichen über dem Hause zu sehen," sagte sie finster, „aber vergiß nicht, daß unten an unserm Heim das Fenster mit dem gelblichen Glase winkt — unsre Hauskapelle — und daß es nur einen Frieden und eine Erlösung gibt: den Frieden in Gott!"

Magdalis antwortete nicht. Die Mahnung Seraphinens kam nicht in ihre große Starrheit.

Zwei Tage später kehrte der Präsident zurück. Er fand Magdalis noch immer blaß und angegriffen. Seraphine besprach mit ihm, daß die Unruhe auf den überfüllten Dampfern Magdalis aufs neue schaden könne. Man ließ den Plan der Rheinreise zunächst fallen.

Der Präsident wollte dem Vetter schreiben, doch die Mitteilung ward überholt. Am Abend, als Magdalis allein im Wohnzimmer war und Heimroth in der Glasveranda über den Zeitungen saß, kam der junge Offizier unerwartet „auf einen Sprung", wie er sagte, herüber.

Magdalis hatte seine Stimme nicht gehört. Sie hatte an dem Ecksofa gestanden und dumpfträumend auf das selbstgefertigte Kissen geblickt. Irgend etwas sehr Holdes und Schönes mußte sich mit dem schmachtenden Schäfer und der koketten Dame, mit der Schalmei und der blumigen Aue in ihrem Erinnern verschwistern ... Was war es nur? Sie griff sinnend an die Stirn. Ach so — damals ... ! „Soll ich ihn flöten lehren, Magdalis? ..."

Ein dunkles, schreckliches Weh zog ihr Herz zusammen. Ihre Augen erweiterten sich. Sie sah, wie er mit dem weißen Handschuh aus dem

leisen Schneewehen in die Glasveranda hineinwinkte ... Ihre kleine Hand ballte sich, knüllte das Kissen, den flötenden Jüngling, die kleine, unnütze, zierliche Dame ...

In diesem Augenblick klang eine Stimme hinter ihr. Sie wandte sich um — der Vetter stand da ...

„Nun, Magdalis — schöne Geschichten fängst du an! Du warst nicht wohl?"

Er sprach nicht weiter. Magdalis hatte nur den Blick zu ihm gehoben. Kein Laut kam von ihren Lippen. Aber ein so furchtbares Entsetzen mußte in diesem weißen Gesicht, diesen weitgeöffneten Augen liegen, daß er verstummte.

Ein Schauder lief über des Mädchens Körper. Achtlos ließ sie das Kissen aus der Hand gleiten. Noch einen Moment sah sie den Offizier groß und starr an und ging dann langsam hinaus. Ging sie? Konnte man dies ein Gehen nennen? Flüchtete sie nicht wie eine in jähem Ekel Verzweifelnde trotz des langsamen Schrittes?

Eine halbe Stunde später schritt der Offizier, den Mantel fest um die Schultern geschlagen, finster über den Feldweg zum Bahnhof. Er wandte sich nicht um. Sein schönes blühendes Gesicht war ohne Farbe. Immer schneller schritt er. Er sah nichts als diesen Blick, diesen Blick mit seinem furchtbaren Entsetzen in den weitgeöffneten Mädchenaugen ... Sie wußte!

Sein Atem kam ungleich. Der Mann ging immer rascher, als ob er gepeitscht würde. Wie — hatte er wirklich je in seinen geheimsten Instinkten die Sehnsucht noch nicht ganz zertreten, in diesen Armen noch einmal wieder jung, gesund, rein werden zu können? Hatten seine letzten unklaren Wünsche noch hiermit verborgen zu spielen gewagt? Oder peitschte ihn nur die maßlose entsetzte Verachtung, die aus dem jungen Gesicht zu ihm kam?

Eine dunkle Scham erstickte in ihm alles. Ließ einen Moment selbst das Bild der Frau verblassen, deren rätselhafter Zauber ihn zu Schuld und Sünde gelockt hatte ...

Mit immer hastigerem, unsicherem Gange schritt er über die Wiesen dahin. Das war kein ruhmreicher Feldzug ... Den Mantel dicht um die Schultern, ohne umzuschauen, trat er in die Bahnhofshalle. In seinem Rücken leuchtete der Mond hell, leuchtete über den dunklen Massen des Parks, umfloß gespensterhaft den schlanken Turm des Schlößchens.

## X

In den Hochsommertagen, während Miera Heimroth in Blankenberghe Monate leidend und angegriffen verbrachte, lag das Schlößchen des Präsidenten in schweigender Unwirklichkeit in den bergenden Baumgruppen. Von einer verwunschenen Stille umschlossen.

Aber diese Stille war nur ein trügender Spuk. Ein geheimes, starkes, qualvolles Leben pochte in dieser Ruhe, rang und bebte. In den schwülen Nächten, da von den sommerlichen Feldern nur die Laute der Natur hinüberkamen, stand Magdalis am Fenster und blickte gemartert in den tiefblauen Himmel. Kein Lufthauch regte sich. Die unbewegte Stille zeigte das Atemspiel der eignen Brust nackt und unverborgen.

Wohl war schon früher ein Ahnen, eine Sehnsucht durch Magdalis

gegangen, aber diese Sehnsucht war nicht so tief in sie eingeflutet, den eben erst erwachenden Frauenkörper voll erwärmen zu lassen. Jetzt erst in den grausamen Schmerzen dieser Nächte reifte sie zum Weibe.

Ihre aufgestachelte Phantasie zerrte sie vor Bilder von furchtbarer Lebendigkeit. Das Turmzimmer ... Der Flügel ist geöffnet, Kerzen brennen ... Ein Paar weiße, schlanke und ein Paar kraftvolle, starke Hände — Hände eines Siegers — bewegen die Tasten. Bewegen die Tasten, flechten sich zusammen ... Augen tauchen ineinander ... Das Spiel bricht ab — — Der schwüle Hauch des Zimmers weht stärker ... Der Flügel steht jetzt verlassen, aber die großblumigen Seidenkissen, die lässigen Fauteuils sind nun nicht mehr unbewegt, sind nicht mehr wartend mit rätselhaftem, sicherem Locken ...

Ihr Gefühl und ihre aufgepeitschte Einbildungskraft begannen ein qualvolles Spiel mit Magdalis zu treiben. Schärfer, härter, grausamer trat nun vor sie, wohin leise, unbewußt und noch zögernd ihre eignen Wünsche wohl gestrebt hätten. Und indem sie sich mit den wilden Vorstellungen, die ihre Phantasie gebar, wirr verwoben, marterte sie die Erinnerung an ihre zitternde Sehnsucht, die noch immer mit dunklen quälenden Untertönen in ihr sprach. Das Bild der Liebe grinste sie in grausiger Verzerrung an. Das also war, was sie so sehr begehrt hatte ... Hatte Seraphine nicht das Rechte damals getroffen: „— Alles andre birgt nur Häßlichkeit —?"

In einer Nacht saß Magdalis aufrecht im Bett, horchte in die schwarze Ruhe ringsum und glaubte, aufs neue Töne vom Turmzimmer herabdringen zu hören.

Sie stand auf und lauschte bebend in die Totenstille des Hauses hinein. Es war nichts ...

Magdalis schlich zurück und versuchte sich Ruhe und Frieden zuzusprechen.

Aber kaum, daß sie sich niedergelegt hatte und ein leises Eindämmern sie umfing, begann die Musik wieder mit starkem, süßem Werben. Was nutzte es, sich die Ohren zu verstopfen mit den kleinen zitternden Händen — die Klänge waren in ihr, in ihren Sinnen, in ihren Nerven ...

Doch mit einemmal verwandelten sich die Töne jäh. Erklang da nicht die Posaune des Jüngsten Gerichts, schrecklich rufend und verdammend? Und wem galt sie? Nur den andern? Oder auch ihr selbst mit den Regungen, die noch immer nicht in ihr still wurden, immer noch nach Leben und Glück riefen?

Mit einem Schrei, einem furchtbaren, gemarterten Schrei fuhr Magdalis auf ... Seraphine sprang empor, sprang barfuß an das Bett der Schwester, die sich in zitternder Angst an sie klammerte.

„Seraphine — Seraphine — töte mich!"

Seraphine zündete schnell Licht an. Aber während sie Magdalis' Hände sanft streichelte, sprach sie ernst und vorwurfsvoll: „Magdalis, wie kannst du nur! Weißt du nicht, daß Gott der Herr uns das Leben verliehen hat? Und daß es sündhaft und vermessen ist, es von sich zu werfen?"

Da beugte sich Magdalis noch dichter zu ihr und flüsterte: „So meine ich es nicht, Seraphine ... Töte die alte Magdalis — die alte Magdalis mit all ihren Wünschen, die du selbst so oft verurteilt hast ..."

## XI

Im Erdgeschoß der Villa winkte ein Fenster, durch dessen gelbes Glas das Licht der strahlendsten Sommersonne nur gedämpft und in seiner unbekümmerten Frische umschleiert zu dringen vermochte. Das war das Fenster, von dem Seraphine mahnend an jenem Sommerabend gesprochen hatte, als die Schwester schaudernd den weißen Turm des Schlößchens über den Baumgruppen sich heben sah ... Ein kunstvoll gearbeitetes Eisengitter betonte mit sanfter Kraft die Abscheidung des frommen Raumes von dieser Welt der Freuden und irdischen Nichtigkeiten. Und hier in der kleinen Kapelle, die Magdalis sonst nur bei den gemeinsamen Andachten betreten hatte, einsam und vertieft vor dem großen Familienkruzifix der Heimroths zu knien, ward nun zur Gewohnheit in ihrem Leben.

Bebend und in tödlicher Angst umwanden ihre Kinderhände in dieser Zeit zuerst das Kruzifix. Die Sünde fliehen, die Sünde fliehen ... In einer zitternden Furcht vor der Sünde vibrierte ihr ganzes Sein. Entlastet, befreit werden von aller Sehnsucht, allem Wollen — — Von den heißen Stimmen des Lebens in ihr ...

Das alte, schöngeschnitzte Kruzifix, von dem der Erlöser sich schmerzvoll in unendlicher Hoheit hinabneigte, kannte solche in jäher Zerknirschung und Angst bebenden Hände nicht. In der Familie der Heimroths hatte es solche bebenden Hände nicht gegeben. Dieses Geschlecht hatte nie so maßlos begehrt, um die Posaune des Jüngsten Gerichts so qualvoll körperhaft zu fühlen. Selbst nachdem der Präsident Heimroth, umwoben von dem rätselhaften Reiz der Frau, die seine Gattin war, sie so sehr umwarb, daß er dem Heiligen zu wenig angehört zu haben glaubte, hatte er sich in stiller und leidenschaftsloser Aussprache mit seinem Gott gereinigt. Hier aber ging ein Zittern, ein Sturmwehen durch junge Glieder und Sinne, die, eben im Vollerwachen, der eignen Schönheit und der eignen Fülle heiße Kraft fürchten und hassen lernten.

In dem dämmernden gelben Licht der alten Hauskapelle schritt Magdalis' Seele zu neuen Bündnissen. Der Gott, den sie einst geliebt hatte, war ein milder und verzeihender gewesen. Aus dem Füllhorn seiner schenkenden Güte streute er unendliche Freuden für seine frohen Kinder über die blumige, glückbetaute Erde. Der Gott aber, dessen harte Hand Magdalis jetzt leitete, war ein andrer. Und anders lautete sein Gebot.

In den langen Wochen, da sie ringend vor dem alten Kruzifix kniete in jenem Raum, den das kunstvoll gearbeitete Eisengitter fromm und streng von allem Irdischen schied, hatte sie sich auch äußerlich gewandelt. Der elastische und ins Leben hineinjubelnde Gang war ruhiger und langsamer geworden. Und in die strahlenden Augen war der Blick eines Menschen gekommen, der sich vor der Fülle der Außenwelt mit einer Strenge verschließt, die da spricht: Was im Untergrund all dieser Fülle schlummert, gefährdet unsre Seele ...

## XII

Der Baron von Mersattel schritt an Magdalis' Seite durch den herbstlichen Park. Auf den Beeten vor dem Laubgang blühten die Georginen und Astern.

Der Baron stand still.

„Wenn ich Sie mit meiner Beschreibung nicht ermüde, mein gnädiges Fräulein?"

„Durchaus nicht." Magdalis blickte respektvoll zu ihm auf. „Ist es nicht wunderschön, so vielen helfen zu können?" Ihre Stimme hatte einen süßen, warmen Klang.

„Mein gnädigstes Fräulein" — der Baron räusperte sich trocken, das unvermeidliche silberne Etui trat in Funktion — „Ihrem Interesse weiß ich besonderen Dank. Solche belebende Freude tut not. Man möchte leicht den Mut auf diesem steinigen Erdreich verlieren."

„Steinigen Erdreich?"

„Ja, es klingt vielleicht besser, als es ist, was ich Ihnen da von den Arbeiten meiner ernsten Stiftung erzähle. Es handelt sich um Kinder, die es zu einem züchtigen, frommen, arbeitsreichen Lebensweg zurückzuführen gilt . . ."

Der Baron hielt inne. Das nachdrückliche, sichere und quälende Räuspern klang. „Zu einem frommen, arbeitsreichen Leben, mein gnädiges Fräulein," sprach die kraftlose Stimme. „Wir sind nur Männer, und ein Mann dringt hier nie so tief ein. Uns fehlt das Werkzeug, das feingeschliffene. Die Hand und das Auge einer edeln Frau täte hier not!"

„Ja," sagte Magdalis und horchte achtungsvoll. Wie gut er dies sprach und erklärte! Er hatte wohl recht mit seinen Worten. An solche Dinge hatte sie noch niemals gedacht.

„Das Auge einer ernsten Frau," wiederholte der Baron mit seiner heiseren Stimme, „einer gottesfürchtigen vor allem."

„Ja," sagte Magdalis noch einmal. Sie sah halb träumend, wie eben der Vater und Seraphine zu ihnen traten. Ein später Sonnenstrahl hatte sich durch den Laubgang Bahn gebrochen, spielte auf den Georginen. Magdalis' Gedanken wanderten . . . Wie weit lag die Zeit, lag der Pfingstsonntag, da der Baron auf der offenen Terrasse mit dem Vater den Kaffee eingenommen hatte, während sie mit dem Vetter in der grünen hegenden Laube Wolf und Lamm spielte und später vom Turmzimmer ein paar starke jubelnde Akkorde hinunterriefen . . . Der Fliederduft war lange verweht . . . Von den Beeten starrten die Georginen . . .

Während Mersattel dem Präsidenten eine eingehende und doch ruhig-bescheidene Beschreibung von der großen frommen Stiftung gab, über die er soeben mit Magdalis gesprochen hatte, gingen seine Augen, diese müden und zugleich lauernd-aufmerksamen Augen, immer wieder zu dem schönen Geschöpf an seiner Seite.

Der Baron sah gut. Wer hätte geglaubt, daß dieser fromme Mann die kleinen irdischen Dinge dieser Welt so richtig einzuschätzen und in ihren Zusammenhängen zu beurteilen verstand!

Der Baron von Mersattel sah, wieviel stiller und härter zurückgestrichen das braune Haar des schönen Mädchens war als an jenem Pfingstsonntag, er sah auch den gemesseneren Gang, den strengen Blick der Augen . . . Wandlungen, sprechende, kündende Wandlungen . . .

Erzählte nicht auch des Barons Haltung? Plauderte sie nicht verborgenes

Leben des Mannes aus, der da in seiner peinlich-korrekten Kleidung, in der stets tadellosen Wäsche mit langsamen und beherrschten Bewegungen dahinschritt — von dessen farblosen Lippen nur verständige und überlegte Worte kamen... von einer marklosen Stimme gesprochen... stets wie bestätigt von dem trockenen, aufdringlichen Räuspern...? Erzählte diese Haltung nicht von Trieben, die Jugend und Schönheit begehrten, aber unfrei dies Lustgefühl sogar vor sich selbst zu verbergen sich mühten?

Der Präsident und Seraphine waren weniger scharfe Beobachter als die spürenden Augen des Gastes...

Als der Baron von Mersattel sich am Abend verabschiedet hatte, nicht ohne ausdrücklich die Erlaubnis baldiger Wiederholung seines Besuches erbeten zu haben, saß Heimroth mit seiner ältesten Tochter noch eine Weile schweigend in der Glasveranda.

Draußen dehnte sich in stiller Dunkelheit die sanfte herbstliche Landschaft. Des Präsidenten Gedanken gingen flüchtig zurück zu der plötzlichen Versetzung des Vetters im Sommer, die er manchmal mit Magdalis' Unwohlsein in jener Zeit in Verbindung gebracht hatte. Irgendein Zerwürfnis mochte da wohl stattgefunden haben. Nun sah er die Tochter an der Seite des westfälischen Gutsherrn durch den Park schreiten...

Langsam und befriedigt sprach Heimroth: „Eine schöne, ausgedehnte Anlage, wie wohl wenige in Westfalen, muß dieser Herrensitz Mersattels sein!"

Seraphine faltete die mageren Finger. Die Sommersprossen waren verblichen, aber ihre zähe Kraft hatten diese harten Hände auch im Herbst bewahrt. „Und eine feste, tüchtige, gottesfürchtige Persönlichkeit ist der Baron, Vater!" sprach sie ernst.

## XIII

In der Glasveranda saßen die Töchter des Hauses und stickten. Kein galanter Schäfer und keine zierliche Dame waren es, denen Magdalis' Finger hier Füllung und Farbe woben — das einsame Schloß am Meer, dem sie da blaugraue Töne als Hintergrund gab, nahm sich mit seiner pompösen Unwahrhaftigkeit unecht und stimmungslos aus. Die kleinen Finger, die den Kanevas bearbeiteten, achteten des Objekts in seiner anspruchsvollen Unbescheidenheit wenig. Was sollte Magdalis das Schloß am Meer?

Ungleich und unachtsam arbeiteten die kleinen Hände. Vor einer Stunde war vor dem Schlößchen der Wagen des Präsidenten vorgefahren, der die Gattin zurückbrachte. Die ausbrütende Sommerzeit war beendet. Nach Monaten der Stille wehte wieder Miera Heimroths blaßfarbiges Seidengewand, glitten schlanke Glieder die Treppe zu den Turmgemächern hinauf.

In den Laubgängen des Parkes raschelte schon welkes Laub. Die Feldblumen waren längst verblüht auf den Wiesen, über die in dunkler Sommernacht, den entehrten Soldatenmantel um die Schultern geschlagen, der Mann geschritten war, der niemals wieder den Weg zu dem Schlößchen zurücknehmen würde. Man hörte damals, daß der Vetter unerwartet nach Mainz versetzt worden sei. So unerwartet und schnell, daß er sich nicht mehr

von den Töchtern des Hauses verabschieden konnte. Und Seraphine wußte auch — und erzählte es Magdalis kurz, finster hingeworfen, als beflecke sie sich, wenn sie mehr hierüber spräche —, daß der Vetter nie den Besuch in Blankenberghe ausgeführt habe, den er früher gesprächsweise einmal mit Heimroth überlegt hatte ... Es gab freilich Briefe. Ein Brief war wohl in jener Zeit von dem Vetter geschrieben worden. Wohl der einzige und letzte, schloß Seraphine, nach dem sie kurz eine besondere Mattheit und Angegriffenheit der Mutter in jener Zeit erwähnte ...

Nun hatte das weiße, holdselige Gesicht Miera Heimroths wieder am Portal des Schlößchens geleuchtet. Ein Gesicht, das nichts mehr von Mattigkeit und Angegriffenheit wußte. Nichts von einem Bruch, einem Losreißen, das diese rätselhafte Heiterkeit für eine kurze Zeit entwegt hatte. Fein und still, mit unendlicher Süße hob sich das Köpfchen über den schlanken, mädchenhaften Schultern. Nie war in dieses Leben mit seiner kühlen Kraft die Kunde von dem Wissen und der Verzweiflung einer andern getragen worden. Der Mann, der verzweifelt, geächtet von seinem Gefühl, wie gepeitscht durch die Nacht über die Felder geflohen war, hatte noch, sich losreißend, die Frau geschont, die weiter und neu blühte in der fühllosen Unbekümmertheit der Blumen.

Die Schwestern stickten. In steifer Pracht begann das einsame Schloß sich langsam aus blaugrauen Luft- und Wasserwellen zu heben.

Seraphine ließ den Kanevas sinken.

„Magdalis," sagte sie, und ihre grauen Augen gingen so seltsam zu der Schwester, als ob sie mit diesem Blick sie zwingen wolle, stillzuhalten zu dem, was nun zu ihr dränge, „Magdalis, der Baron wird am Sonntag wieder unser Gast sein."

Magdalis antwortete nicht. Sie neigte sich nur noch ein wenig tiefer zu der Stickerei.

Etwas Unerbittliches kam in Seraphinens dürftiges Gesicht. „Magdalis," begann sie nach einer Weile, „Sicherheit und Geborgenheit —"

Magdalis stand plötzlich auf. Ein Zittern ging über ihre Hände. Sie legte den Stramin wortlos hin und trat hinaus in den Park.

„Der Baron wird am Sonntag wieder unser Gast sein!" Hatte Seraphine dies gesagt? Oder hatte sie gesprochen: „Am Sonntag wirst du ihm dein Jawort geben ...?"

Magdalis sah die unbarmherzigen Augen Seraphinens. Und mit einem Male stieg ein schrecklicher Widerwille in ihr auf, etwas Unaussprechliches, Dunkles ...

Die fleischlosen Hände des Barons schienen sich vor ihr zu bewegen, sich langsam aus den weißen Manschetten zu ihr zu strecken ... Besonnene, tadellose Sätze gingen an ihr Ohr, von einer klanglosen Stimme gesprochen — aber immer, als kämen die Worte nie ganz als sie selbst heraus, als läge eine Hülle, ein Schleier darüber, etwas Verdeckendes ... Der Geschmack von etwas Fadem drang ihr plötzlich auf die Zunge, aus weiten Fernen klang es: „Er ist gar kein wirklicher Mensch, etwas Verwesendes kommt von ihm ..."

„Ich kann nicht ..." sagte Magdalis ganz leise, während sie ziellos in die Parkwege hineinirrte.

Von den Beeten starrten sie die Georginen in der Dämmerung des Abends an...

Mit einem Male hob sie den Kopf... Was war das? Da oben der Turm — und das Fenster geöffnet — und jetzt — nein, sie irrte nicht — jetzt klangen leise, versuchende Töne...

„Die Mutter ist nicht ermüdet," hatte Seraphine nach der Ankunft mit ihrem undurchdringlichen Gesicht berichtet; „sie erklärte, wohl schon heute wieder musizieren zu können."

Nein, die helle, gleitende Gestalt dort oben, die Magdalis, wie sie aus den Baumgruppen verloren hinaufblickte, körperhaft zu sehen glaubte, zeigte keine trübenden Spuren von Ermüdung oder Abspannung. Stark, froh, jubelnd kamen die Töne herunter.

Und langsam ging in dem jungen Gesicht unten, während sich die Lider zitternd senkten und eine namenlose Qual in die Züge kam, eine Wandlung vor. Die kleinen Hände preßten sich ineinander, während voller und voller, sieghaft, von oben die Melodien herabfluteten...

Noch einmal gingen die armen Augen scheu hinauf zu dem weißen Turm... Wie hatte Seraphine gesagt? „Sicherheit und Geborgenheit..."

Magdalis faltete fest die Hände. Den Kopf geneigt, die Lider tief gesenkt über den blauen Augen, schritt sie ins Haus hinein.

## XIV

Das Schlößchen lag im Schnee. Selbst der schlanke Turm trug eine dichte Schneekappe. Die sanften Berglinien, die breit ausgeschweiften Hügel waren in ein tiefes flockiges Weiß gewoben. Unbestimmte, neblige Massen hingen am Himmel.

Von fernher klang dünn und fein durch die dämpfenden Schneewellen ein armseliges Trauerglöckchen — irgendein kleiner Mann mußte in der Gegend begraben werden...

Im Schlößchen aber herrschte gehaltene Bewegung. Im weißen Saale entzündete man die zahllosen Kerzen der mächtigen Kristallkronen, rüstete zu feierlichem Empfang, während draußen Schneewolkenbehänge den Himmel verhüllten, die Atmosphäre milchig tönten. Diener in Livree eilten geräuschlos auf und ab, die Festtafel im Speisesaal wurde gerichtet...

Der Baron von Mersattel hatte seine Hochzeit mit Magdalis Heimroth in die erste Dezemberwoche geschoben — der Gutsherr wollte das heilige Weihnachtsfest mit seiner jungen Frau bereits auf seinem Besitztum in Westfalen begehen.

Durch die dämpfenden weißen Flocken draußen drang wieder das armselige Trauerglöckchen...

In der Familienkapelle brannten schon in den hohen silbernen Kandelabern nachdenkliche Wachskerzen. Das fromme Licht fiel anf das weißhelle Haar Seraphinens. Wie merkwürdig bewegt ihr dürftiges Gesicht heute aus dem starren schwarzen Seidenkleid blickte! Als ob sie selbst Hochzeit feiere...

Und feierte sie nicht in Wahrheit? Ruhte sie nicht aus in einer einzigen großen Befriedigung und beruhigten Dankbarkeit?

Der Blick der grauen Augen ging zu dem harrenden Hausaltar — die

Ränder über den blonden Wimpern röteten sich ... Dort wird die Schwester, um deren Seele, die ungebärdige, verlangende, sie so oft gezittert hat, gleich stehen und den Weg des Heiles gehen, der sie vor Versuchung und Sündenreiz bewahren wird ...

Schwer rauschte die starre schwarze Seide an Seraphinens Kleid. Und ein schwerer, fast beklommener Ernst lag über dem frommen Raum. Aber da war eine schlanke Gestalt hineingeglitten, ein weißes, holdseliges Gesicht, das seine rätselhafte Heiterkeit trotz des schwarzen Gewandes, aus dem es heute hervorschaute, auch in dieser Stunde bewahrte ... Fremd und seltsam blickte Frau Mieras Köpfchen mit der goldbraunen Haarkrone in seiner unendlichen Süße in die andachtgeschwängerte Luft ...

Wieder drang jetzt vertönend das dünne Trauerglöckchen durch die Schneewelt ...

Der Priester in dem feierlichen Ornat trat in die Kapelle. Höher und frommer flammten die feierlichen Kerzen auf. Beleuchteten die blassen, schönen Züge der jungen Braut, die da in ihrem zarten weißen Seidengewande, den schmalen Myrtenreif auf dem vollen braunen Haar, reglos stand — beleuchteten das fahle Gesicht des Barons ...

Nun war das bindende Ja gesprochen. Unmerklich führte Mersattel aus dem silbernen Etui kleine Moospasten an die blutlosen Lippen. In die segnenden Worte des Pastors klang still, trocken, nachdrücklich das leise, heisere Räuspern ...

Die Trauung war beendet. Zwei Arme umschlangen in heißer Ergriffenheit Magdalis; sie blickte in das tränenüberströmte Gesicht Seraphinens, löste sich sanft und liebevoll aus ihrer zitternden Umarmung ... Und nun neigte sich die mädchenhaft schlanke Gestalt der Mutter zu ihr. Als wenn ein Frühlingswind von erwachenden Feldern heranwehe ...

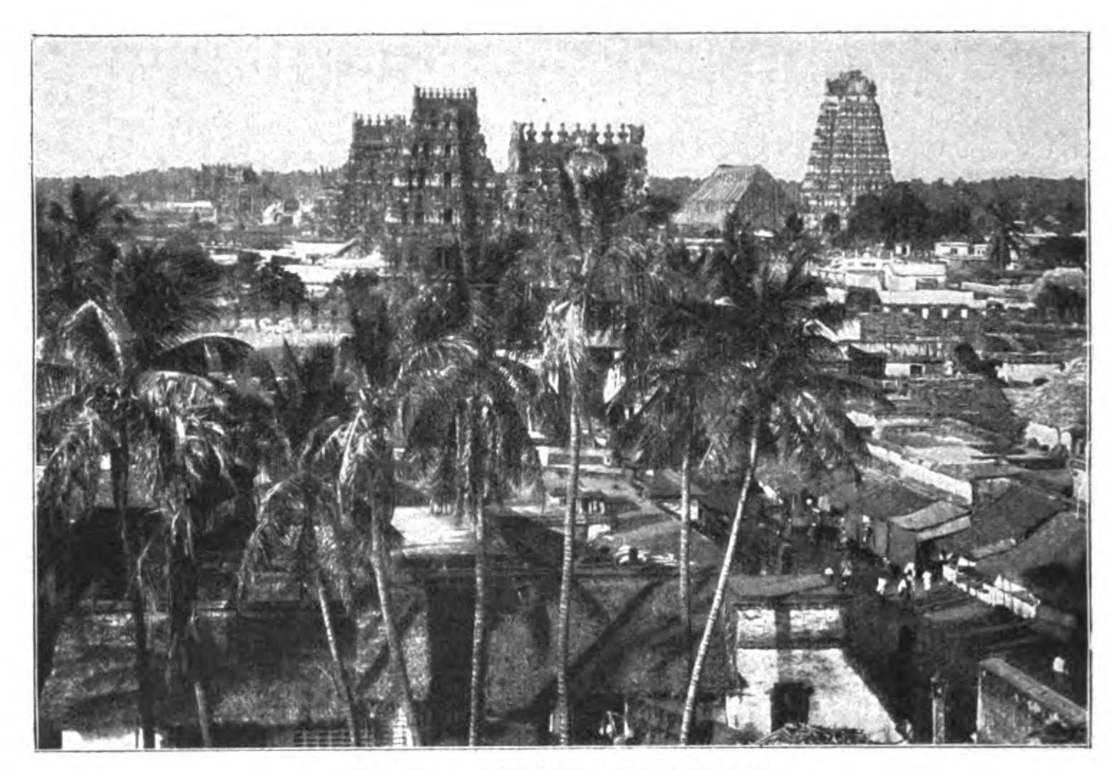
Ein Zucken ging über die schönen Glieder der Braut. Sie richtete sich schnell auf, befreite sich von der losen Berührung dieser Hände ...

Magdalis' Augen, starr und weit geöffnet, trafen Seraphinens beschwörenden Blick ... Trafen das große Familienkruzifix, hingen sich daran, wie ihre bebenden Hände es in vergangenen Stunden so oft hilfesuchend umklammerten ...

Es war ein schrecklicher Blick, der aus den blauen Augen zu der Leidensgestalt des Erlösers emporflammte. Die Kapelle, in der die heilige Handlung vollzogen wurde, war mit einem Schlage wie gewandelt. Eine Märtyrerin stand hier und blickte zu ihrem Heiland auf — nicht eine junge Frau an der Pforte des Lebens ...

Zwei Stunden später fuhr langsam und still in den leise und stetig sinkenden Schnee, durch den am Vormittag das dünne Sterbegöcklein geläutet hatte, der Herrschaftswagen mit dem jungen Paar. Wie die stattlichen Braunen sich mühsam ihren Weg näher und näher zu dem Stationsgebäude bahnten, verdämmerte in nebligen, milchigen Fluten das Schlößchen. Als letztes reckte sich noch eine Weile durch die schneeigen Schleier der ragende Eckturm, geisterhaft wie ein ungewisser Gruß.

(Fortsetzung folgt)



Seringam: Wischnus Tempelstadt

# Bei Wischnu und Schiwa

Von

Hanns Heinz Ewers

Wir Romantiker können leicht Geschichten ersinnen, phantastische Träume träumen, mit den Sternen Fangball spielen und alles Seltsame und Unmögliche und Wahnsinnige zu Papier bringen. Wenn wir Glück haben und wenn unsre Geschichten vielleicht recht, recht gut sind, dann gelingt es uns, auf eine halbe Stunde vielleicht den Leser zu „fesseln", wie man das so nennt; ihn glauben zu machen an unser Reich, und das ganz Unwahrscheinliche für natürlich und das Allerundenkbarste für handgreiflich zu nehmen. Freilich — nach einer kurzen Weile erwacht der Mensch, den wir fingen, reibt sich die Augen, wirft die zerbrechlichen Fesseln ab, in die unsre Kunst ihn schlug, und lacht uns aus. Und er lebt vergnügt weiter in der bequemen Welt, die er kennt, und weiß recht gut, daß das alles — „ja gar nicht wahr ist!"

Wie aber, wenn er nun einmal in ein Land kommt, wo solche wilden Phantasien Wirklichkeiten sind? Wenn er mit Händen greifen, mit Augen sehen und mit zermarterten Ohren hören muß? Wenn das ganz Unmögliche eine kalte Tatsache ist und das gar nicht Faßbare dicht vor ihm steht?

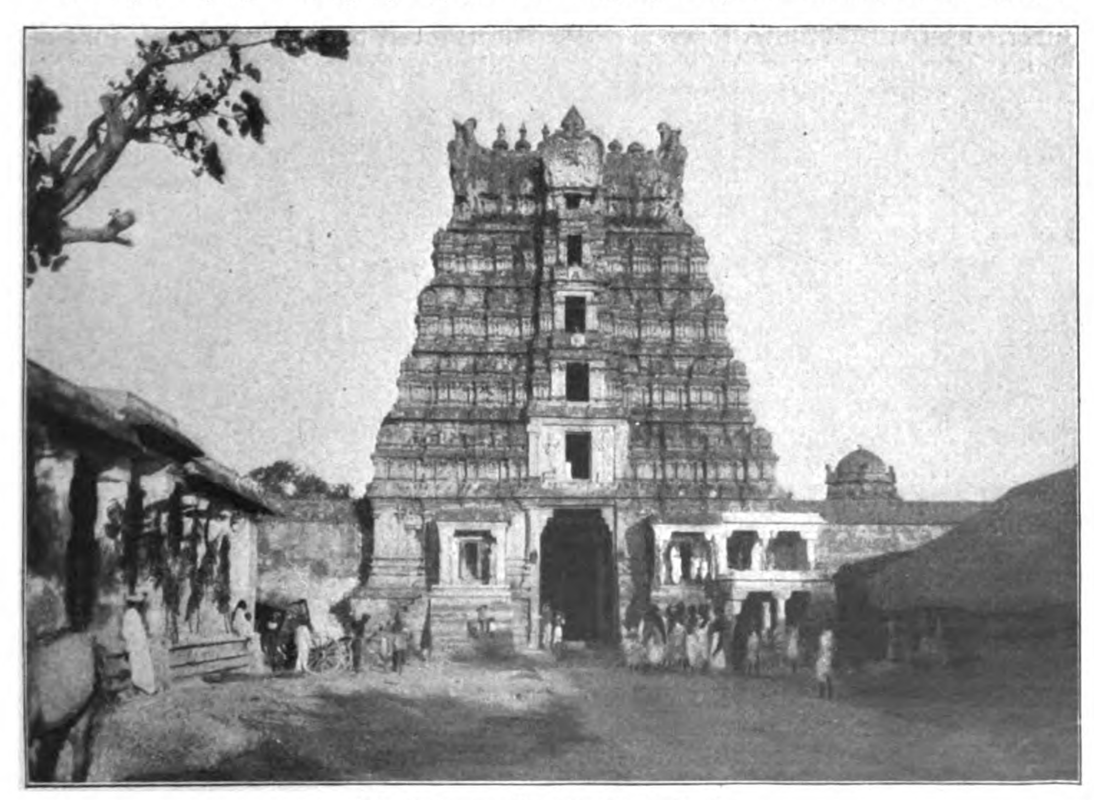
Es ist eine höchst unbequeme Empfindung, die man dann hat. Man weiß nicht mehr aus und ein; sucht eine Brücke und findet keine, möchte irgendeine Verbindung schaffen zwischen sich und dem unnahbar Fremden und findet doch nirgends die leiseste Berührung. Zum Verzweifeln ist es!

So aber und nicht anders ergeht es dem Europäer, wenn er durch Südindiens Tempelstädte wandert, durch Madura, durch Tanjur und Trichinopoli. Er hebt die Augen und staunt und starrt — und kann doch nichts begreifen von alledem, was er sieht. Das alles muß aus längst vergangenen Jahrtausenden stammen, aus einer Zeit, da der Menschen Hirn noch anders geartet war. Und er weiß doch, daß diese unerhörte, wahnsinnige Kunst mit all ihren grotesken und bizarren Auswüchsen kaum dreihundert Jahre alt ist, daß dieser Kult des Wilden und Grausamen gerade heute blüht und mächtige Flammen schlägt in den Köpfen der Menschen, die dicht um ihn stehen.

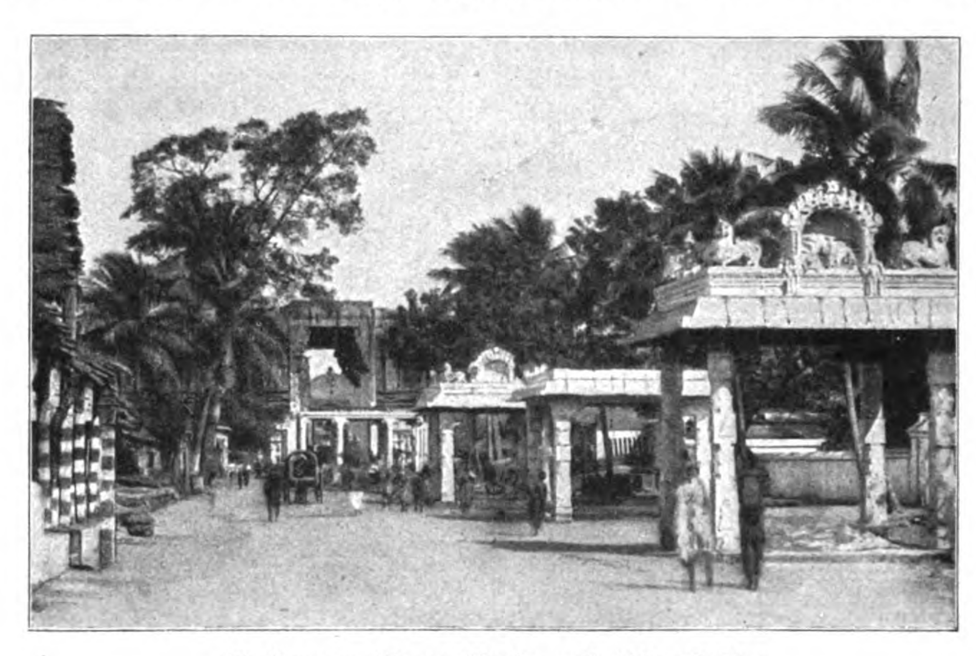
Er faßt sich an die Stirne und grübelt. Das alles ist ja gar nicht möglich, sagt er. Aber es steht doch vor ihm, titanenhaft und gewaltig. Und so seltsam zugleich und so rätselhaft und so unfaßbar für unser Hirn, daß er kaum fähig ist, sich von dem allem auch nur ein äußerliches Bild zu machen.

Seringam heißt die große Insel in dem Flusse Kaveri, die die großen Tempelstädte Wischnus und Schiwas trägt. Ehe ich hinausfahre, steige ich hinauf auf den Felsentempel von Trichinopoli, der mitten in der Stadt liegt. Ein von weißen Elefanten bewachtes Tor, dann viele Hunderte von Stufen in hochgewölbten gedeckten Treppen. Rechts ein Tempel, dann links eine Halle. Und wieder ein heiliger Saal und ein neuer Torbogen. Und überall Priester, Bettler, Büßer und Kranke — es scheint kein Ende zu nehmen. Unmögliche Steinfratzen in dem Halbdunkel, irgendwelche der hunderttausend Götter Indiens. Oben, bei Krischnas Heiligtum, endlich ein Ausblick. Da liegt ringsherum in der Ebene die weitgebaute Stadt, die sich hoch hinaufzieht zu dem einsamen Felskegel, auf dem ich stehe. An der einen Seite der heilige Teich mit kleinen Tempelinseln, Ghats und Heiligtümern ringsherum. Dann in der Ferne in grünem Palmendickicht die hohen Gopuren der heiligen Insel Seringam.

An der Mission vorbei fliegt mein Wagen, durch das Viertel, wo die Christen



Seringam: Zweite Ringstraße



Seringam: Tempelstraße mit Pilgerhallen

wohnen: arme Teufel, die der niedrigsten Kaste angehören, so verachtet, daß sogar ihr Schatten unrein macht. Und weiter zu der langen, breiten Brücke über die Kaveri. Heilig ist der Fluß, sagen die Inder, weil er in unterirdischem Zusammenhang mit der Mutter Ganges steht. Fromme Büßer stehen an der Kaveri Ufer, trinken ihr Wasser und beten. Große Schildkröten sonnen sich auf den Sandbänken, und weit unten erhebt ein gewaltiger Kaiman träge sein häßliches Haupt aus den Fluten.

Durch den heiligen Palmenwald. Er sieht aus wie eine riesige Halle. Alle Stämme, die in gleichen Abständen gepflanzt sind, sind in breiten Ringen rot und weiß bemalt, in den Farben Wischnus; so wirken sie wie unzählige Säulen, die das mächtige grüne Dach tragen. Viele Frauen sitzen in seinem Schatten, vor sich Berge gelber Mangofrüchte, die ihren süßen Duft weit über die Straße werfen und durch den Palmenwald.

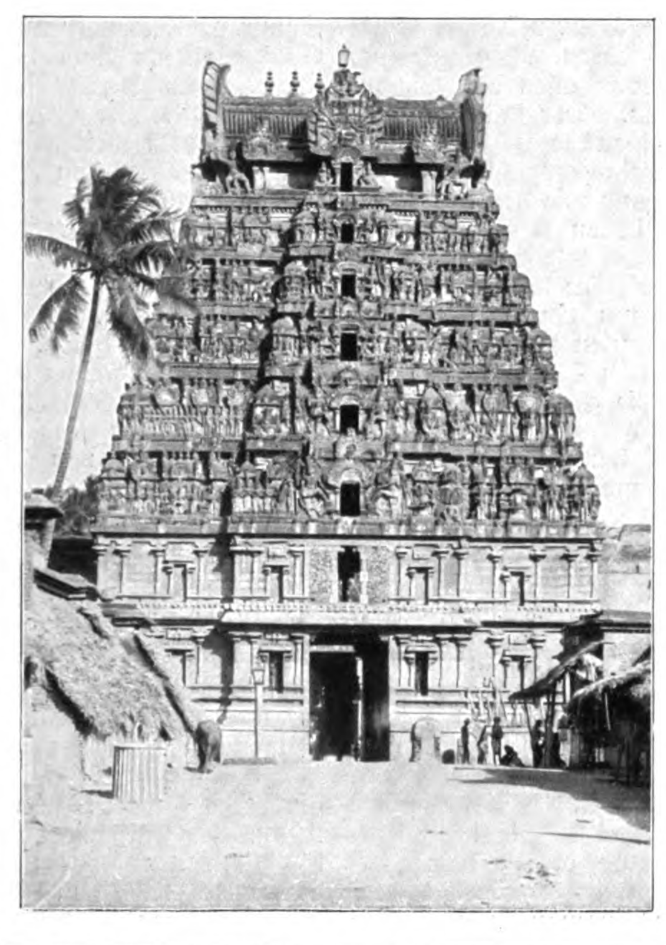
Wohl eine Stunde lang fliegt mein Dogcart durch die rotweiße Palmenhalle. Dann beginnt die Tempelstraße: zu beiden Seiten kleine Säulenhallen, die als Pilgerhäuser dienen.

Endlich öffnet ein breites Tor seinen Bogen. Er ist der Unterbau der ersten Gopure, der einzigen, die nie fertig wurde.

Wischnus Tempelstadt ist rechteckig gebaut und von einem gewaltigen Mauerring umgeben: in der Mitte einer jeden Seite öffnet eine Gopure ihren Bauch. Das ist ein riesiger pyramidenförmiger Turm, aber nicht glatt wie Ägyptens Denkmale, sondern an allen vier Seiten von oben bis unten mit Hunderttausenden von wahnsinnigen Figuren bedeckt: Göttern, Dämonen, Helden, Tieren; groß und klein in wirrem Durcheinander. Innerhalb des ersten Rings befindet sich ein zweiter, auch mit vier Seitenmauern und vier Gopuren, darin ein dritter und so fort sieben Ringe — bis in der Mitte Wischnus Heiligtum steht. Zwischen den Ringen ziehen sich die Straßen der Tempelstadt rund; es wohnen „nur" zwanzigtausend Menschen da, aber an Festtagen beherbergt der Tempel etwa achthunderttausend fromme Leute! Mit solchen Verhältnissen rechnet indische Frömmigkeit!

In der äußersten Straße wohnt das Volk. Viele hundert Händler, die weiße Tempelblumen verkaufen, aufgereiht an langen Schnüren; andre, die Bronzefiguren des kleinen Krischna feilhalten, wie er mit dem Ball spielt; dann Schminkkörbchen mit weißen, roten und gelben Farben, mit denen die Gläubigen sich Wischnus Zeichen auf die Stirne malen. In der zweiten Ringstraße

hausen die Brahmanen. Schlanke Gestalten mit hoch geworfenem Kopf und hochmütigem Blick, in der Hautfarbe bedeutend heller als das Volk, das sie verachten und von dem sie gehaßt werden. Sie verachten den Europäer ebensosehr, was nicht hindert, daß sie auf Schritt und Tritt ihn anbetteln. Alles bettelt hier. Elefanten kommen — mächtige Tiere, denen Wischnus Zeichen — zwei senkrechte weiße Striche und dazwischen ein roter — auf der gewaltigen Stirne leuchtet. Kamele, weiße heilige Kühe und Stiere. Und sie rutschen vor mir auf den Knien und betteln, wie die Menschen, um ein paar Kupferstücke. Da liegen Kranke im Staube und winseln in der Sonne, ausgemergelte dürre Kerle, mit entsetzlichen Geschwüren bedeckt. Blinde, Lahme und Krüppel aller





Seringam: Gopure (oben) Erste Gopure zur Tempelstadt (unten)

Arten, Aussätzige und Lupuskranke. Leute mit brandigen Gliedern, Rotzkranke und die entsetzlichsten von allen die, die an Elefantiasis leiden. Der hat an übermagerem Leibe einen Elefantenfuß, jener einen Kopf wie ein gewaltiger Kürbis, der dritte eine Hand wie der Riese Goliath. Sie alle haben sich hierher geschleppt, um in dem Wasser des Gottes sich gesund zu waschen; liegen und winseln und betteln um ein Almosen, um eine Opfergabe kaufen zu können.

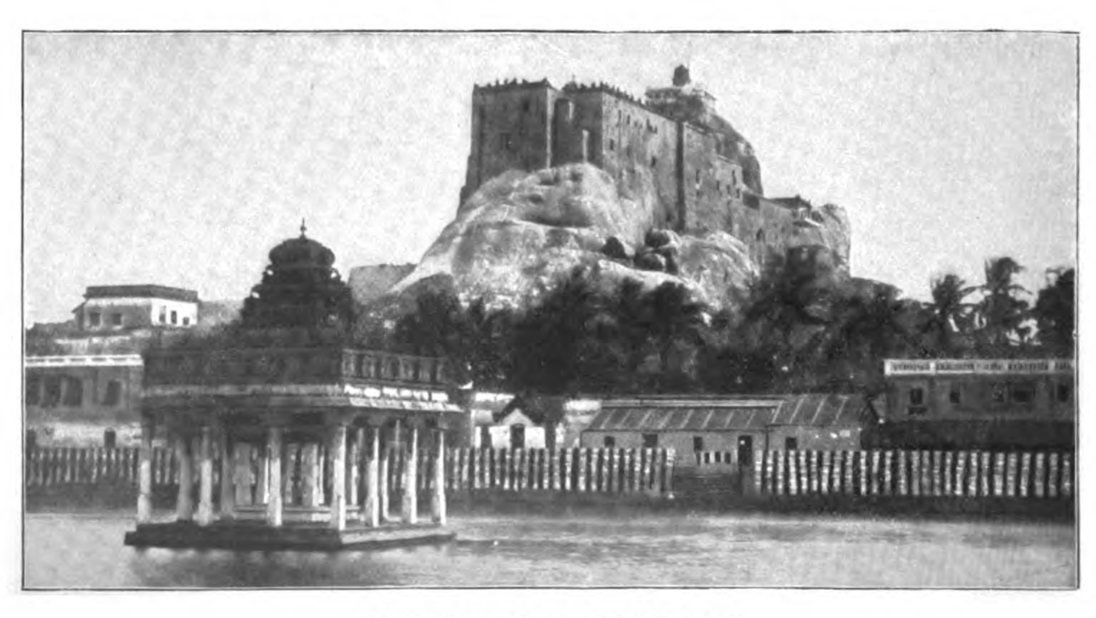
Dann: Tempel an Tempel, Heiligtum an Heiligtum. Die gewaltige Halle der tausend Säulen, der heilige Teich, voll von grünem, stinkendem, schlammigem Wasser, bedeckt von Lotusblumen, in dem trotzdem alle Gläubigen, Kranke und Gesunde, baden, und von dem sie alle trinken. Und überall Fratzen wahnsinniger, grausamer Götter; wilde Steine, die Grauen und Entsetzen speien, groteske Fresken, die sich überbieten an obszöner Narrheit.

Aber diese gewaltige Tempelstadt ist dem Fanatismus der Drawida noch nicht genug. Wo Wischnu ist, da darf Schiwa nicht fehlen, und so hat gläubige Furcht gleich neben der Stadt des „Erhalters" eine andre erbaut dem Zerstörer.

Auch hier hohe Ringmauern, gewaltige Gopuren, Tempel und Teiche und Säulenhallen. Auch hier Brahmanen, Pilger, Händler, Büßer und Kranke; Elefanten, Kühe, Stiere und Kamele. Und ein jeder bettelt den Weißen an, den „Feringhi", den Fremden, den er haßt und über alles verachtet.

Geheimnisse in dem Tempel des guten Wischnu wie in dem des furchtbaren Schiwa. Spiegelsäle, verborgene Türen, verbotene Hallen. Aber ein Geldstück öffnet alle Mysterien. Ein Brahmane erklärt alles und noch besser ein Nautchgirl, eines der Tempeltanzmädchen, die Schiwas Frauen sind und vom Tanze, vom Sang und von der Liebe leben. Meist sind die Geheimnisse noch schlimmere Obszönitäten als die, die vor aller Augen liegen.

Die Sonne Südindiens glüht vom Himmel. Sie ist stark wie das ewige Feuer, und sie zeugt in dieser roten Erde all den Wahnsinn, der hier so üppig wuchert. Sie macht all das Unmögliche möglich, all das Unfaßbare handgreiflich. Alle perverseste Phantasie macht sie zum Natürlichen, alle unglaubliche Narrheit zum Selbstverständlichen. Das Entsetzliche wird hier das Alltägliche; aller Spuk und alle Teufelsgespenster werden in dieser Sonne zum Leben geboren.



Felsentempel zu Trichinopoli

# Diplomaten von ehedem

Von

**Karl Niebuhr**

Wie auf so vielen Gebieten, hat sich auch in der Diplomatie neuerdings ein bedeutsamer Umschwung vollzogen, und wenn bei Neubesetzung eines Gesandten- oder Botschafterpostens die immer seltener werdende Bemerkung fällt, der Herr sei Persona grata an dem betreffenden Hofe, dann hat sie meist einen ganz andern Sinn als etwa vor fünfzig oder vor hundert Jahren. Im allgemeinen ist es heute ein leichtes Geschäft geworden, unter sonst normalen Verhältnissen die eigne Regierung bei einer fremden zu vertreten. Der Nachdruck hat sich stark auf den Begriff der Regierung gelegt, und wenn die rein höfischen Pflichten daneben auch streng fortbestehen, so sind sie doch eingeschränkter und verlangen vor allem keinen Aufwand von flüssigem Geist, Esprit geheißen. Es wäre zum Beispiel nicht mehr angebracht, einer Regentin, die ihr Leibregiment inspiziert und sich über den dumpfen Geruch auf dem Platze wundert, „diplomatisch" zu erwidern, das wäre der Esprit du corps. Man nähme einfach übel, was noch 1860 als berufsmäßiges Bonmot heiter dreinging.

Damit soll freilich nicht behauptet werden, daß der diplomatische Durchschnittstypus früher auf einer höheren Stufe gestanden hätte. Große Höfe empfanden es als feine Aufmerksamkeit, wenn ihnen ein gewandter und geistreicher Plauderer als Vertreter einer fremden Macht zugesendet wurde; das war der Hauptunterschied. Ludwig XIV. scheint zuerst Wert auf eine sorgfältige Auswahl gerade nach dieser Richtung gelegt zu haben. Zum mindesten gewinnt der Diplomat seitdem für zwei Jahrhunderte einen ihm wohltätigen Nimbus, den er vorher nicht besaß und den ihm die Zukunft wieder zu entreißen droht. Um zu beurteilen, was für Gepflogenheiten im Diplomatischen Korps noch eine Weile nach dem Dreißigjährigen Kriege galten, ist ein Vorfall lehrreich, der 1661 in London ganz offiziell behandelt wurde. Wegen strittigen Vortritts sagten der spanische Gesandte, Baron Batteville, und der französische, Graf d'Estrades, einander Kampf an. König Karl von England fand das in der Ordnung und ließ seine Trabanten sowie die Londoner Stadtwache ausrücken, damit — kein Engländer sich einmische. Denn das Gefecht sollte zwischen dem bewaffneten Personal beider Gesandtschaften auf offener Straße während der feierlichen Auffahrt vor sich gehen. Die Spanier erschienen in Harnischen und mit Degen, die Franzosen waren zahlreicher und hatten Pistolen, zogen aber den kürzeren. Sie beklagten bei Schluß der Debatte fünf Tote, die Spanier nur zwei, und ein Londoner Zuschauer fiel durch eine abirrende Kugel. Entscheidend war, daß die Spanier unter dem Jubel des Volkes und der Schutzwächter drei Pferde der französischen Karosse niederstachen. So blieb d'Estrades stecken, und sein Gegner konnte unmittelbar hinter des Königs Kutsche durch die City fahren. Gute alte Zeiten, in denen solche Scherze den Prunk noch hoben!

Bald nach Beginn des achtzehnten Jahrhunderts hat die Zierlichkeit und Würde im diplomatischen Verkehr Oberhand bekommen, sogar in Staaten von damals noch zweifelhafter Kultursicherheit. 1741 geht Graf Bestuschew als russischer Gesandter nach Stockholm, um die Frage zu stellen, ob Schweden Frieden oder Krieg wolle. Endlich bekam er eine Note des leitenden Ministers eingehändigt; sie war lang und ließ den Sinn vollkommen dunkel. Bestuschew

erkennt zuletzt das Vergebliche seiner Mühe und begibt sich ins Ministerium. Großes Bedauern dort: der Minister habe keinen Befehl, das Schriftstück auch mündlich zu erklären. „Aber ich studierte zwei Stunden daran," meint der Russe höflich, „und bin doch außerstande, etwas daraus zu machen." — „Zweifeln Euer Exzellenz deshalb nicht an Ihrem Scharfsinn," erwidert der schwedische Diplomat ebenso verbindlich. „Sie können ja nicht von sich verlangen, das binnen zwei Stunden zu zerlegen, woran ich volle zwei Tage zu knüpfen und zu kitten hatte."

Seit Regierungsantritt Friedrichs des Großen macht die passende Auswahl von Persönlichkeiten, die an der Tafel des geistreichen Preußenkönigs Widerpart halten können, den europäischen Kabinetten zu schaffen. Nicht alle legten Wert darauf, aber die Erfordernisse von Sanssouci drangen durch, und es erschien in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts als wünschenswerte Eigenschaft eines Diplomaten höheren Stils, daß er über einen gewissen Firnis literarischer Bildung, durch Witz belebt, verfügen könne. Merkwürdigerweise stellte Österreich damals ein besonders geringes Kontingent solcher begehrter Leute; der Fürst von Ligne, Wiens oberster Schöngeist, zog zwar mehrmals, gleichsam als Glanzprobe, an fremde Höfe, doch nie in amtlicher Mission. Als er 1780 einer Einladung Friedrichs nach Potsdam folgte, gab es dort bei Tisch ein denkwürdiges Raketenfeuer guter Laune, und für die nordische Semiramis, Katharina II. von Rußland, erwies sich dieser tändelnde Rosenkavalier — er ging noch als Achtziger in Rosenrot und hielt auf diese Farbe auch beim Inventar, selbst beim Hausanstrich — als der allergeeignetste Gesellschafter. Der Ton am Petersburger Hofe war sozusagen auf Unsinnmachen gestimmt, und gerade darin zeichnete sich Fürst Karl von Ligne in Worten und Werken am behendesten aus. Als unerwartet die Nachricht vom Tode eines Herrschers anlangte, der hier im Rufe stand, immer viel zu versprechen und wenig zu erfüllen, errang der Gast lauten Applaus durch die Bemerkung: „Das konnte er leicht, denn er hatte es niemals versprochen." — Viele Anekdoten, die auf den Fürsten zurückgeführt werden, schwanken stark in bezug auf die Umgebung dabei. Es paßt aber gut zu den sonstigen russischen Reiseerlebnissen Lignes, daß er in Gegenwart der Zarin von einem wasserarmen Kanal, den man soeben gekreuzt hatte, gemeint haben soll, die Anlage habe ihren Vorzug, wenn nicht für die Schiffahrt, so doch gegen die Möglichkeit des Ertrinkens. „Sie irren sich, Fürst," widersprach die Kaiserin gnädig; „erst dieser Tage ist ein Mensch darin ertrunken." — „Oh, hüten sich Eure Majestät nur ja vor dieser ausgefeimten Sorte von Schmeichlern," war die pathetische Antwort. Aber da der Witzbold selber auf diesem Gebiete viel leistete, so gestaltete sich sein Aufenthalt im heiligen Rußland höchst einträglich. Er erplauderte und erscherzte sich reiche Schenkungen an Grundbesitz von seiner freigebigen Gönnerin.

Allein der normale Schlag des Zopfdiplomaten war kümmerlicher. Wir verdanken der spitzigen Feder des Ritters von Lang die belustigende Schilderung eines solchen Exemplars, des um 1789 in Wien als bevollmächtigter Minister des Herzogs von Württemberg fungierenden Barons Bühler. „Mit besonderer Feierlichkeit tat mir (als neuengagiertem Sekretär) der Baron einen seiner ersten Aufträge kund: ein genaues Verzeichnis des Mobiliars aufzunehmen, wozu er mir ein sonderbares Formular mitteilte, nach welchem an jedem Stuhl die Roßhaare, Nägel, das Holzwerk und der Überzug eigens beschrieben und für jedes Ingrediens ein besonderer Kostenanschlag gleichsam chemisch ausgeschieden werden sollte. Eine wahre hirngespinstische Höllenarbeit, die er mir täglich voll Ungeduld abforderte, um sich damit bei seiner Toilette, die gewöhnlich zwei bis drei Stunden währte, zu beschäftigen. — Einen wahren Jammer gab es aber, wenn nun gar eine ministerielle Note bei der Staatskanzlei, zum Beispiel um einen Mautpaß, übergeben werden sollte. Da konnten nicht genug rhetorische Zierate, auffallende Eingangs- und Schlußformen, ungewohnte Redensarten und preziöse Papiersorten herbeigeschafft werden; selbst die Reinschrift, wegen immer noch mißlungener Striche und Schnörkel, mußte zehn- bis zwölfmal wiederholt werden und noch öfter die Kuverte, bis auch der Siegelabdruck

untadelig ausfiel." Einmal läßt der Baron den Sekretär nachts aus dem Bett holen und an das seinige führen. Ja: Monsieur Lang setze nämlich keinen I-Punkt ganz gerade, und Seine Exzellenz, schon längst darauf aufmerksam geworden, habe bisher den entsprechenden Hinweis tagsüber stets vergessen. Ein gewaltiges Staatsgeheimnis aber, mit Kurier eingetroffen und dem Sekretär wie aller Welt sorgsam vorenthalten, entpuppte sich dann als eine dringende Kommission für Serenissima: zwölf Paar Parkettschuhe nach beifolgendem Muster.

Die Kaiserstadt an der Donau erlebte genau fünfundzwanzig Jahre später eine Art sublimer Kristallisation des europäischen Diplomatentums in Gestalt des Wiener Kongresses. Auch der alte Fürst von Ligne genoß noch seine ersten Wochen; er starb dann sozusagen auf dem Felde der Schwerenöter, weil er sich bei einem der zahlreichen Bälle erkältete, und hinterließ als letztes und wahrstes Witzwort den Ausspruch: „Dieser Kongreß macht statt der Fortschritte Tanzschritte." Da sah es denn gar nicht wie ein Zufall aus, daß ein Lahmer unter so vielen Tänzern, Fürst Talleyrand, einst Napoleons und jetzt Ludwigs XVIII. Betrauter, hier diplomatisch die Oberhand gewann und sie vielleicht noch empfindlicher ausgenutzt hätte, wenn nicht sein früherer Herr und Meister 1815 von Elba als Störenfried wiedergekehrt wäre. Charakteristisch für diesen Kongreß der Feste und Maskeraden war die Bedeutung einer ziemlichen Anzahl aristokratischer Salondamen aus aller Herren Ländern. Talleyrand, immer vorausschauend und skrupellos, hatte seine gewandte junge Schwiegertochter, geborene Prinzessin von Kurland, nachmals Herzogin von Dino und endlich von Sagan, mitgebracht; die hohe Dame begriff ihre Aufgabe so gut, daß sie sich später nicht gern an den Kongreß erinnern ließ. Im wesentlichen handelte es sich bei dieser eleganten Rivalität der Fürstinnen, Gräfinnen und Baronessen immer darum, Mitglieder fremder Legationen in Blumenketten zu schlagen und ihnen hierbei das Wissenswerte zu entlocken. Noch in den Tagen ihres hochmütigen Alters gab die Herzogin von Dino in Paris berühmte diplomatische Diners, aber die Jugend von 1859 spottete unter sich der Anbeterin des seligen Talleyrand und geißelte ihren Dünkel mit der boshaften Bemerkung: „Nur die Dino besitzt den wahren Stammbaum, denn nach den Dinos kamen erst die Dinosaurier und ganz zuletzt die ersten Menschen." — Wie es um den wirklichen Ruf des Staatsmannes aus der Revolutionszeit gestanden hat, kennzeichnet eine andre Anekdote, die vielleicht zu gut ist, um wahr zu sein. Talleyrand nahm unter König Ludwig Philipp, dem sechsten Regime seiner Laufbahn, noch einen Gesandtschaftsposten an; aber die Pariser ließen den neuen Herrscher dabei sagen: „Mein lieber Fürst — was Ihnen auch von andrer Seite geboten werden sollte, ich gebe Ihnen immer das Doppelte."

Unter den Diplomaten des Wiener Kongresses hatte sich auch ein junger Brite befunden, der erst achtundzwanzig Jahre zählte, aber schon 1812 einen entscheidenden politischen Erfolg auf eigne Faust erzielt hatte, indem er damals die Türkei bewog, mit Rußland Frieden zu schließen, wodurch die russischen Streitkräfte gegen Napoleon verwendbar wurden. Es war Lord Stratford de Redcliffe, einer der wenigen Männer, die ihrem Beruf, an fremden Höfen für das eigne Land zu wirken, originale Züge und großen Wurf verliehen haben. Man könnte auch anderswo nichts Besseres tun, als den jüngeren Diplomaten Lord Stratfords Lebensgeschichte in die Reisetasche zu stecken. Köstlich sind seine Beiträge aus jener Kongreßzeit, schlagend die Charakteristiken. Der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich stand hier mit dem verbindlichsten Lächeln von der Welt am Dirigentenpult des europäischen Konzerts, und man weiß längst, wie einträglich der Posten für ihn und seine Notenschreiber gewesen ist. Während aber Friedrich von Gentz, der Hauptgehilfe, die Summen seines Nebenanteils plump verbuchte, wodurch später die Öffentlichkeit viel Belehrung empfing, besaß Metternich einen guten alten Vater, an den man sich gebendenfalls zu wenden hatte. Lord Stratford lobt Metternichs gesellschaftliche Talente, vergißt jedoch nicht hinzuzufügen, daß die Wiener allgemein

beteuerten, der Vater lüge und der Sohn auch, aber der eine aus Gewohnheit, der andre aus Grundsatz.

In reinere, freilich auch rauhere Luft kam der Lord bald nachher, als er 1820 zum britischen Gesandten in Washington bestimmt wurde. Noch war dort die heut schier sagenhafte Zeit der „großen Virginier“ in Blüte; man besaß die alten republikanischen Tugenden, aber in bezug auf gesellschaftliche Sitten reichte der Hinterwald von Meer zu Meer. Stratford de Redcliffe mußte 1400 Zentner Gepäck mitführen, darunter einen Wagen, ein ganzes Hausinventar, Wein- und Biervorräte, weil drüben aller bessere Bedarf teuer oder gar nicht vorhanden war. Seine Tischgäste ließen sich's dann mit amerikanischer Treuherzigkeit wohlsein; die Gattin eines Staatssekretärs nahm einmal die Salatschüssel glückstrahlend dem Diener ab und griff mit der Rechten wühlend hinein. „Oh, was tun Sie?“ — „Ei, ich esse so gern Zwiebeln und will doch mal sehen, ob sie unten liegen.“

Stratfords Glanzzeit umfaßt die Jahre 1842 bis 1858, in denen er, jetzt als Botschafter, England zum dritten Male in Konstantinopel vertrat. Seine Kenntnis des Orients und der Orientalen, verbunden mit derber Geradheit und britischem Selbstbewußtsein, schufen ihm bald eine ausschlaggebende Stellung. Er hat weit über seine Befugnisse hinaus mitregiert, der Pforte nicht nur eine Reihe bis dahin unerhörter Reformen, sondern auch, was viel schwerer war, deren Beobachtung abgenötigt. Ein diplomatischer Herkules, setzte er 1844 mit den Mitteln eines römischen Prokonsuls durch, daß die Todesstrafe für Mohammedaner, die Christen wurden, beseitigt wurde; ein Jahr später erlangte er die Erlaubnis zum Bau der ersten protestantischen Kirche in Jerusalem, er trieb den Großwesir aus den Polstern und die Beamten von Tschibuk und Kaffee auf, so oft es galt. Und der „große Elchi“ (türkisch = Botschafter) hatte viele Wünsche; liefen doch in seinem Bureau die Klagen der Unterdrückten gewohnheitsmäßig zusammen. In London bemerkte man schließlich unliebsam, daß Stratford die englischen Konsuln in der Türkei gar zu sehr mit dergleichen beschäftigte. So erging denn vom Auswärtigen Amt eine Verfügung an die Herren, diesen Betrieb einzuschränken und sich weniger um die inneren Angelegenheiten des Osmanenreiches zu kümmern. Der große Elchi mußte den Erlaß wohl oder übel an seine Adressen befördern, legte aber jedem ein Schreiben bei, worin es hieß, er, der Botschafter, habe jedoch keinen Grund zu der Annahme, daß der Tadel des Amtes sich gerade auf den Empfänger beziehe. So blieb alles beim alten. — Dieser Gewaltige vor dem Halbmond war kaum weniger schrecklich als Erzieher seiner Attachés. Er legte seine ungeheure Arbeitskraft zum Maßstab und brachte einen tatsächlichen Hausarrest zuwege, den die überbürdeten jungen Herren natürlich nur knirschend ertrugen. Einmal kam der Elchi denn auch an den Unrechten. Sir John Hay als neuer Attaché mußte sich früh acht Uhr neben ihn an die Arbeit setzen, und da viel zu tun war, so wurde die Expedition nur durch kurze Mahlzeiten ohne Schlafenszeit unterbrochen, bis am folgenden Tage um zwei Uhr nachmittags ein Schub erledigt war. Jetzt dachte sogar der Lord an den Schlaf seines Zöglings, fügte indessen hinzu, daß in wenigen Stunden eine weitere Arbeit beginnen müsse. Hay schwieg, legte aber im Schlafzimmer vor den Augen des Dieners eine Pistole unter sein Kopfkissen und erklärte dabei, er gebe Feuer auf jedermann, der nun vor morgens sechs Uhr sich hier blicken lasse. — „Wo ist Herr Hay?“ fragte Stratford bald hernach. — „Im Bett.“ — — „Hole ihn her.“ — „Exzellenz verzeihen, er schießt.“ — „Warum?“ — „Weil er's sagt. Wer vor sechs Uhr morgen früh eintritt, bekommt Feuer.“ — Der große Elchi faßte sich in Geduld, forderte jedoch beim Wiederauftauchen Hays Rechenschaft. Die Antwort lautete, er habe nach dreißig Stunden Arbeit die Augen nicht mehr offen halten können. „Hol der Teufel Ihre Augen!“ — „Hol der Teufel die Augen Euer Exzellenz!“ kam es grob zurück; und nun erklärte Stratford nach kurzer Pause dem Unbotmäßigen feierlich, daß er binnen heute und morgen nach London abreisen müsse. Hier sei er überflüssig. Der junge Mann ging trotzig davon, hatte aber die Genugtuung, daß der große Elchi ihm beim

Abschiedsbesuch die Hand festhielt. „Mein lieber Hay, so geht das wahrhaftig nicht. Sie sind ja ein Hitzkopf." Sir John Hay blieb da und stand seitdem in großer Gunst. Übrigens gab es später keinen dieser geplagten Attachés, der nicht stolz auf seine Lehrzeit beim großen Elchi gewesen wäre. Lord Stratford de Redcliffe starb 1880, beinahe 94 Jahre alt, und liegt in der Ruhmeshalle von Westminster begraben.

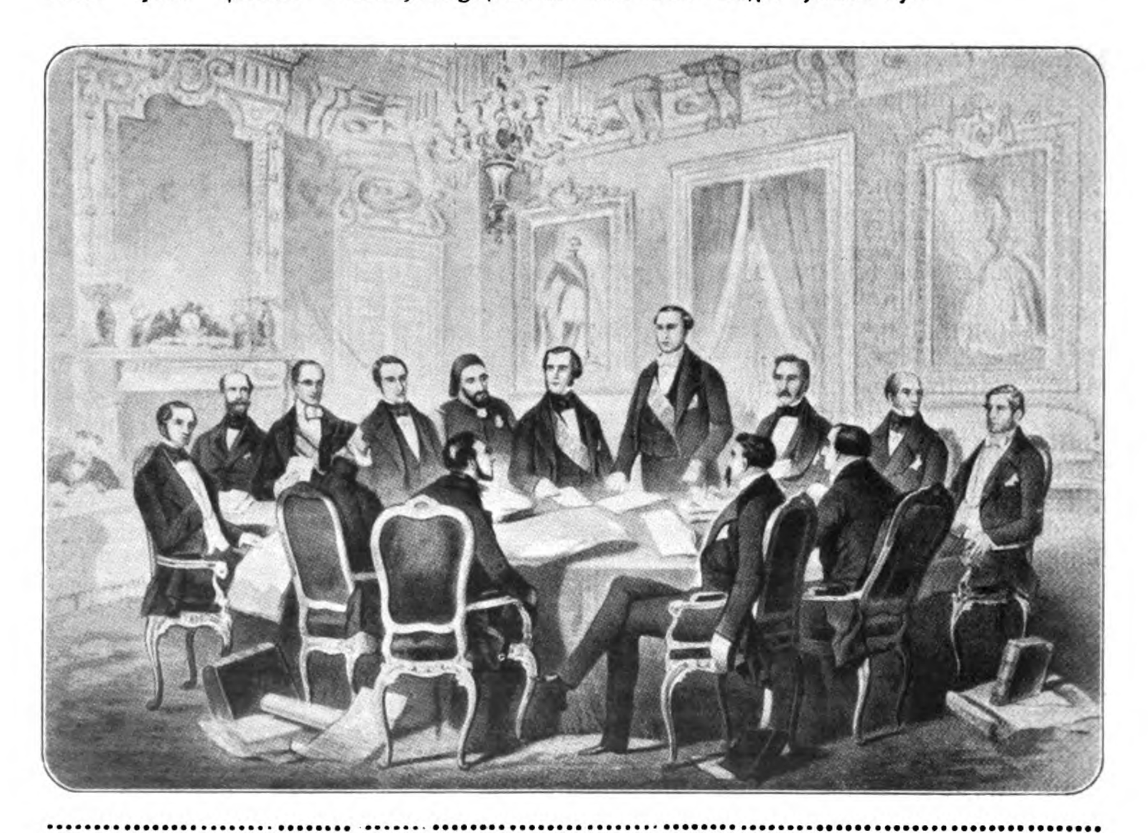
Nachdem eine Diplomatengestalt von Stratfords geistigen und moralischen Dimensionen am Gedächtnis vorübergegangen ist, hält es schwer, wieder mit den weniger ausgeprägten Erscheinungen vorliebzunehmen. Übrigens war die Verwendungsdauer von Diplomalen, die zu göttlicher Grobheit neigten, an fremden Höfen selten sehr lang; man denke an Bismarck und an Cavour. Der Pariser Friedenskongreß von 1856 vereinigte, den Letzterwähnten ausgenommen, keine Mitglieder, denen höhere Bedeutung zukam. Von den Hauptvertretern der Mächte gehörten weder der russische, Fürst Orlow, noch der französische, Graf Walewski (ein natürlicher Sohn Napoleons I.), der engeren Zunft an. Das traf auch sonst auf ziemlich viele der Männer zu, die Napoleon III. im Auslandsdienst verwendet hat. So hinterließ Graf Morny als Gesandter in Petersburg ein zwar nicht unsympathisches, aber doch abenteuerliches Andenken, und ganz ähnlich, wenn auch in andern Formen, stand es mit Fialin de Persigny als französischem Botschafter in London. Er war mit Walewski, dem damals leitenden Minister in Paris, so uneins, daß die Korrespondenz mit diesem empfindlich stockte. Mußte Persigny dem britischen Kabinett eine offizielle Mitteilung machen, dann pflegte er sie Lord Clarendon etwa mit den Worten zu überreichen: „Lesen Sie nur selber, da stehen neue Dummheiten Walewskis drin." Ein Diplomat alter Schule ist hingegen der ebenfalls 1856 nach Paris delegierte russische Botschafter in London, Baron Brunnow, gewesen; er galt als das Orakel unter seinen Kollegen, und wenn seine Aussprüche auch häufig dunkel waren, so entschädigten sie durch feine Pointen. In einer schwierigen Lage, kurz vor Ausbruch des Krimkrieges, fertigte er einen Frager mit der tiefen Weisheit ab: „Die schlimmsten Situationen sind immer die, bei denen keiner keinen Ausweg nicht sieht." Viele seiner ironischen Bemerkungen behielten im gewissen Sinne dauernden Kurs, zum Beispiel das doppeldeutige: „London macht bescheiden," und sein Urteil über den Fürsten Gortschakow: „Er kann die Tinte nicht halten." In vielfacher Hinsicht traf das auch auf den 1856 gleichfalls in Paris mitberatenden österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Buol zu, der es liebte, in seinen Noten die nebensächlichsten Dinge mit den unangenehmsten Wendungen zu sagen. Nicht viel geschickter verfuhr der Pariser Vertreter des Kaiserstaates, Baron Hübner; das Ende war der peinliche Neujahrsempfang von 1859 in den Tuilerien und der Krieg im Sommer desselben Jahres. Mit dem Sohne des alten Staatskanzlers Fürsten Metternich zog dann eine ganz andre Persönlichkeit in das österreichische Botschaftspalais an der Seine ein, und vielleicht hat gerade dieser Diplomat entscheidend dazu beigetragen, daß es seitdem strenger vermieden wird, fremde Abgesandte in den engeren Freundeskreis eines Herrschers aufzunehmen.

Unter den schwankenden Charakterbildern in der neueren Diplomatengeschichte nimmt Friedrich Freiherr von Beust (1809 bis 1886) die merkwürdigste Stelle ein. Ohne Zweifel hätte er, dreißig Jahre früher geboren, eine viel bedeutendere und wahrscheinlich auch glücklichere Rolle gespielt denn als deutscher Gegner Bismarcks. Beusts umfassende staatswissenschaftliche Kenntnisse verbanden sich mit glänzenden Gaben und außerordentlichem Fleiß. Von 1846 bis 1848 sächsischer Ministerresident in London, verfaßte er eingehende Berichte auch über die britische Verwaltung; mehrere deutsche Kollegen machten mit Dank von seiner Liberalität Gebrauch, kopierten die Arbeit und ernteten die Anerkennung ihrer Regierungen dafür. Nicht so gut fuhr der schwedische Gesandte, der einmal eine Depesche Beusts über die schleswig-holsteinische Frage fröhlich nach Hause gesandt hatte, als sei's ein Stück von ihm. Während der Sachse aber im deutschen Sinne berichtete, hegte man in Stockholm dänische

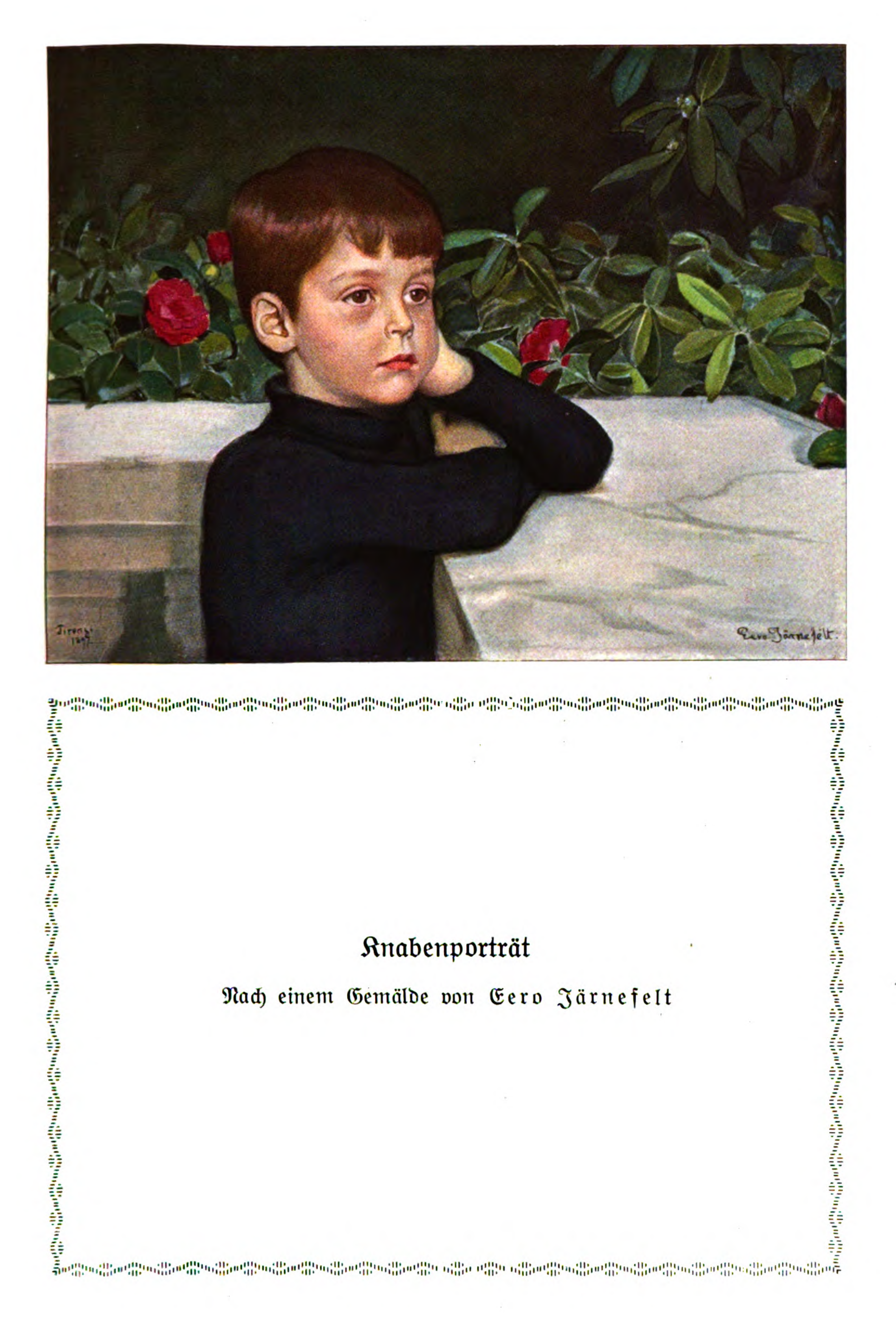
Sympathien, und so kam denn der Schwede bald hernach zu Beust mit den geflügelten Worten: „Sie haben mir eine nette Suppe eingebrockt. Da bekomme ich einen Brief meines Ministers mit der Anfrage, ob es bei mir rapple.“ Lange Zeit sächsischer Minister des Auswärtigen, trat Beust nach 1866 in den österreichischen Dienst, leitete als Reichskanzler dort den Ausgleich ein, kehrte aber 1871 in den diplomatischen Dienst zurück. Er hat als Botschafter Österreich-Ungarns in London und Paris seinem Nachfolger in Wien zu schaffen gemacht; mit dem durch seine politischen Niederlagen erbitterten alten Herrn, der viel wußte und dessen feuilletonistische Ader stark entwickelt war, ließ sich schlecht Kirschen essen.

Was den reichen Anekdotenschatz aus diplomatischen Kreisen besonders anziehend macht, sind die Beobachtungen über jene feinen Berührungspunkte zwischen repräsentativem Schein und unabweisbarer Wirklichkeit im Hof- und Staatsleben, wovon nur der Näherstehende etwas gewahrt. Als Napoleon und Eugenie 1855 die Königin Viktoria in London besuchten und beide Fürstinnen dann gemeinsam in der Oper erschienen, empfing sie die übliche Ovation, so daß sie erst ihre Logenplätze einnehmen konnten, nachdem die Begrüßung vorüber war. „Bemerkten Sie etwas?“ fragte drüben in der Diplomatenloge ein Älterer die übrigen. Nein, das konnte niemand behaupten. „Nun,“ fuhr der Fragesteller fort, „die Königin setzte sich, als der Lärm nachließ, einfach nieder, die Kaiserin aber sah sich erst um, ob ihr Stuhl auch da sei.

Sie ist eben nicht für ihren Beruf erzogen worden. Wenn eine Königin sich setzt, bedarf es keiner eignen Sorge um den Sessel hinter ihr.“

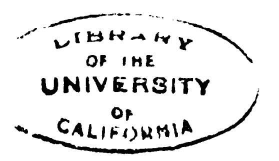


Der Pariser Kongreß: Friedensunterzeichnung vom 30. März 1856




**Knabenporträt**

Nach einem Gemälde von Eero Järnefelt








Addieren! Addieren! Addieren!

# Bilanz. Von Walter Turszinsky

(Mit Zeichnungen von A Brandt)

Der erste Akt des mehraktigen, in jeder Saison um dieselbe Zeit, nämlich auf der Grenze zwischen Weihnachten und Neujahr, gespielten „Ausstattungsstückes aus dem kaufmännischen Leben", das sich „Bilanz" nennt, trägt den Untertitel „Inventur". Das ist die Parade der Waren, die man später zu blanken Ziffern umrechnet: das ist der Aufmarsch jener dem Kaufmann dienstbaren Kräfte, die dann auf der Liste seiner Aktiva durch runde Summen ersetzt werden und die ihm den Verdienst in die Tasche rinnen lassen, wenn sie sich ihrer Pflicht voll bewußt sind. Über diese Waren, über die beweglichen und unruhigen, die sich nicht lange in ihrem Verlies oder in ihrem Schubfach aufzuhalten gedenken, und über die andern, die festkleben wie Pech und die der kaufmännische Jargon mit dem zynischen Ausdruck „Ladenhüter" getauft hat, wird nun die große Heerschau gehalten. Jetzt ist die Zeit, wo auch die kleinsten Geschäfte, wenn sie ihre Vorräte aus den Winkeln zerren, die Kolonnen ihrer Warenbestände auf den Ladentischen, dem Erdboden, und wo sonst in den Haupt- und Nebenräumen ein Plätzchen ist, aufmarschieren lassen, ein Bild bieten, das seine Wirkung auf die Masse und durch die Masse ausübt. Jetzt ist die einzige Zeit des Jahres, in der der Kaufmann dem starken Geschäftsgang ausweichen, seinen Laden zu einer Einsiedelei machen möchte, um dieses wichtige Kapitel in

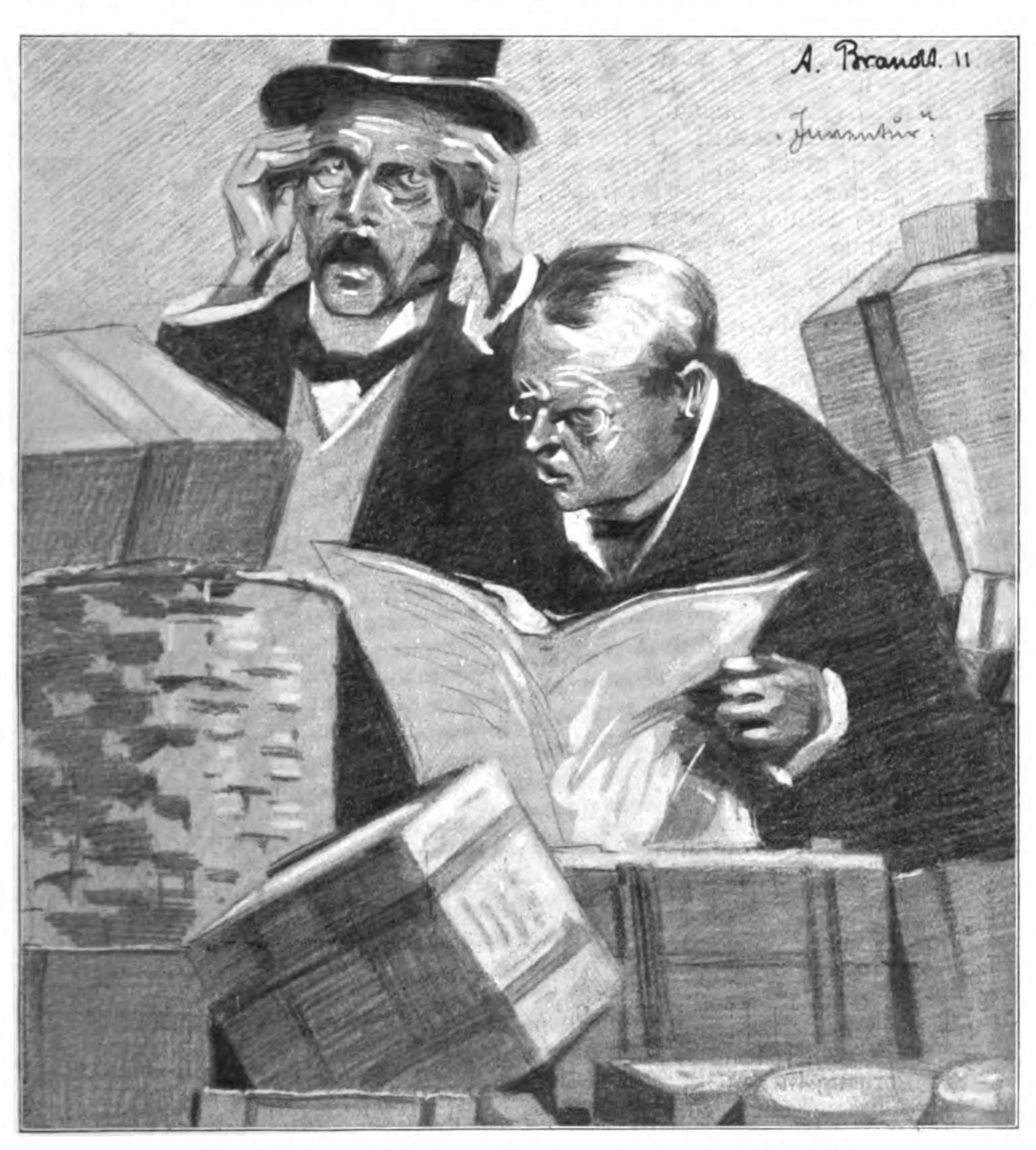


Der Reisende: ... „Ich und arbeiten!"

Ruhe, ohne Störung zusammenstellen und überprüfen zu können. Den Waren geht es bei dieser Generalmusterung wie den jungen Mädchen: man berechnet sie nach ihrem vollen Wert nur bei ihrem ersten, leuchtenden Eintritt in die Salons — hier Vorratskammern — schätzt sie aber um so geringer ein, je häufiger man ihnen am Jahresende los und ledig begegnet, kritisiert sie mit abfälligem: „Was, noch immer zu haben?" und wirft sie schließlich zum alten Eisen der billigen Ramschware. („Niemals kommt der Freiersmann!") Freilich hebt die Inventurzeit in ihren Milieus den Begriff „völlig wertlos" energisch auf. Es gibt in diesen kritischen Tagen nichts, kein vom Mottenfraß halb vertilgtes Möbel im Privatbureau des Chefs, keinen Inventarrest in den Ecken der Keller, Speicher und Böden, kein greises Überbleibsel aus alten, alten Einkaufstagen, dem der Geschäftsinhaber, im Begriff, seine Schatzkammer zu ordnen, keinen Wert beimißt, und dieser Wert erhöht sich noch in demselben Augenblick, in dem ihn das Personal nicht anerkennt, oder in dem sich der fragmentarische Gegenstand gar als „unauffindbar" tückisch und niederträchtig in irgendeinen geheimnisvollen Winkel verkrochen hat. Überhaupt kann gerade das Wort „unauffindbar", mit Bezug auf ein laut Vorratsbuch existierendes Etwas, in dieser kritischen, vor Nervosität fiebernden, noch immer die Ermattung der großen Weihnachtsgeschäftstage nachfühlenden Zeit aus Prinzipalen Hyänen machen. Und die Wirkung auf das Temperament des Chefs wird nur dann noch gesteigert, wenn sich etwa nach Abschluß der Inventurlisten herausstellt, daß man irgendein geheimnistuerisches, allzu diskretes Warenpöstchen überhaupt bei der Aufnahme übersehen hat, daß also die Inventur das ist, was man mit einem brutalen, aber zutreffenden Ausdruck „falsch" nennt. Wahrlich, ich möchte manchmal ein Chauffeur oder Droschkenkutscher oder Zirkusclown sein, niemals aber ein Kommis, der seinem mit aufs äußerste gespannten Nerven in der Inventur steckenden Chef die Kunde von einem solchen Irrtum überbringen muß, noch dazu mit einer Anklage gegen sich selbst. Solch ein „schuldiger Teil" mag dann schon zum neuen Jahre das Ränzel zu schnüren beginnen, das er bei der durch sein Delikt zum April unausbleiblich gewordenen „Scheidung von Tisch und Bett" sicher brauchen wird ...

Der dritte Weihnachtsfeiertag gibt gewöhnlich das Zeichen zur Eröffnung der Feindseligkeiten im Rahmen der Inventur. In diesen Tagen wird natürlich auch das Ruhegebot der Ladenschlußstunde souverän mißachtet; wird, hinter verschlossenen Türen und in der Ruhe, die der bewegte, von tausend Anforderungen und Unterbrechungen wimmelnde Arbeitstag von dem Tumult der offenen Geschäftshäuser fernhält, die Grenze des Feierabends weit überschritten; wird oft genug selbst der Sonntag zum Behälter eines nicht zu

sättigenden, vorwärtsstürmenden Arbeitseifers. (Den Modus, die Geschäftsräume während der Inventurzeit ganz dem Verkehr zu entziehen, sich für einige Tage mit der an den Ladenfenstern plakatierten Entschuldigung: „Wegen Inventur geschlossen" von der Welt abzusondern, können sich ja doch nur die ganz Großen leisten.) Jetzt wächst die Arbeit zugleich mit den Stapeln der noch zu sortierenden oder schon sortierten Waren zur Eiffelturmhöhe, und es ist gut, daß die Angestellten die Belohnungen für dieses restlose Versinken im Strom ununterbrochener Tätigkeiten in Gestalt der Weihnachtsgratifikationen und Weihnachtsferien schon vorweg bezogen haben. So halten sie denn tapfer aus, auch wenn sich ihnen in diesen mit Erregungen und Schaffen übersättigten Stunden die Grenzen zwischen Tag und Nacht immer mehr verwischen, wenn sie an ihres Magens Notdürfte nur noch so ganz nebenher denken dürfen und ein auf Geschäftsunkosten gespendetes improvisiertes „Souper" —




„Zum Donnerwetter, wo ist denn der Posten 1371?!"

das natürlich nur sehr „zweiter Güte“ ist — immer häufiger als Ersatz für die fette Hausmannskost, die niemals besser schmeckt als abends nach Geschäftsschluß, zu gelten hat. Und im Wirbel dieser Arbeit, auf deren Vollendung das Geheimbuch des Chefs mit sehnsüchtig ausgebreiteten weißen Blättern wartet, werden alle Klassen- und Kastenunterschiede inmitten des Personals blitzschnell abgeschafft. Eine Art Zukunftsstaat hat sich konstituiert, in dessen Mitte die Chefs, die jetzt für keine gesellschaftlichen Verlockungen, für keinen von der Pflicht ablenkenden Sirenenwink der Gattin zugänglich sind, sobald Not am Mann ist und die Zeit auf immer schnelleren Flügeln dahinschwebt, hemdärmelig Hausdienerarbeit verrichten, stapeln, packen, zugreifen, zählen, und in der selbst „Seine Majestät der Reisende“, der erst nach Neujahr wieder auf die Tour geht und der sonst jede Innenarbeit mit kühler Grobheit abzulehnen pflegt, vor einem sagen wir „freundlich“ anregenden Blick des Chefs in den Gallapfel der harten Fron beißen muß. So steigt der Dampf der Arbeit auf in den kleinen Geschäften, in denen sich wenige Menschen in wenigen Tagen durch das Labyrinth der Inventur — eine Inventur ist immer ein Labyrinth — keuchend hindurch arbeiten müssen: und in den Warenhauspalästen, in denen man schon seit Wochen mit provisorischen Aufnahmen und Lagerbestandskizzen die gewaltige Aktion vorbereitet und eingeleitet hat und in denen, wenn es dann zur Aktion selber kommt, dreihundert Menschen allein damit beschäftigt sind, die Bestände zu notieren, die von andern gemessen, gezählt, kontrolliert, mit gespanntester, bohrendster Aufmerksamkeit zusammengerechnet werden ...

Wenn die Sprossen der Leitern und die Beine der Angestellten von den fortgesetzten gegenseitigen Berührungen müde geworden sind, wenn die Magazine auch den kleinsten Besitz eingestanden haben oder eingestanden zu haben scheinen und die kleinen Lehrlinge nur noch in ihren Kleidern schlottern, dann hebt sich der Vorhang in den intimeren Räumen der Bureaus über den Szenen des „Bücherabschlusses“. Die Lageristen, Expedienten, Bediener und Bedienerinnen ziehen sich beobachtend zurück; die Herrschaften vom inneren Dienst des Kontors treten in den Vordergrund der Arbeit, ringen im grünbeschirmten Licht der Lampen, die jetzt „ewige Lampen“ sind, mit den Zahlen, die sich ihnen in langen Reihen entgegenstellen, tauchen unter in Zahlen, umflechten sich mit Zahlen, wachen und schlafen mit Zahlen. Auf den langen Listen, denen die Warenbestände eben eingezeichnet wurden, tritt nun, wie wenn plötzlich ein heller Schein die Dunkelheit durchbricht, der Barwert des Postens in nüchterner Klarheit, ziffernmäßig porträtiert, neben die unbestimmtere, der phantasierenden Taxe Spielraum lassende Angabe, die nur das Meter- oder Stückquantum der Vorräte mitteilt. Man bemüht sich, bei dieser Umwertung der Werte recht schwarzseherisch zu verfahren, um, wenn sich die Ware später, beim Verkauf, dann wirklich in Bargeld umsetzt, keine Enttäuschung zu erleben. Man behandelt also den Warenbestand geringschätzig, bürdet ihm einen „Abnutzungswert“ auf, um dessen Ziffer sich sein ursprünglicher Wert vermindern muß, und nur die Tartarins des Geschäftslebens, die mit sich selbst oder ihren Gläubigern ein Vogel-Strauß-Spiel spielen, zeigen die Situation gern im rosigen Licht optimistischer Überschätzung, erbauen vor sich und den andern die Potemkinschen Dörfer übertriebener Inventuraufnahmen. Dann liegen plötzlich an Stelle der Warenlisten die gewichtigen, ausdrucksvollen, dickleibigen Folianten der Geschäftsbücher, die sich nun über Soll und Haben ausweisen müssen. Mit der Geste einer gewissen Koketterie hat der Geschäftsmann, der es sich leisten kann, schon vor dem Jahresabschluß alle seine materiellen Verpflichtungen von sich abgestreift, und es muß — ich kann hier leider aus persönlichen Erfahrungen nicht mitreden — sicher sehr imposant wirken, wenn der Prinzipal, im Begriff, die Geschäftsschulden mit auf die Wagschale der Bilanz zu tun, sich selbst nachlässig korrigierend sagt: „Ach so ... Schulden ... wir haben ja keine!“ Aber die Kunden haben welche, und der Gedächtniskünstler „Bücherabschluß“ sorgt dafür, daß jeder dieser Außenstände im Raume der Bilanz gut placiert wird, so daß man, wenn dann die große Flut verebbt

ist, mit Mahnbriefen, Konto- und Rechnungsauszügen dafür sorgen kann, daß jene Forderungen nicht immer nur Forderungen bleiben. Und immer mehr zieht sich nun der Chef in die heikle, vom Nimbus umgrenzte mystische Gegend des Geheimbuches zurück: immer häufiger wählt er, während Buchhalter, zu ewigem Schweigen verurteilten finsteren Priestersekte. Ihnen, nur ihnen enthüllt sich das Geheimnis des „Conto dubbioso“, dieses Verbrecheralbums der unsicheren Kantonisten (der Geschäftsjargon sagt „faule Kunden“ oder gar „faule Jungs“), deren Schulden man einer gesunden Bilanz natürlich auch



„Nun, wie schließen wir ab?!“

Lehrlinge, Korrespondenten und ihre weibliche Hilfsmannschaft immer noch einmal kollationieren und Additionen überprüfen, zu Zeugen jener Augenblicke, in denen vor seinem natürlich längst klarsehenden Blick die letzten, die allerletzten Schleier fallen, nur die altgedienten, bewährten, zuverlässigen Hilfsarbeiter, deren Mund er so siebenfach gesiegelt glaubt wie die Lippen jener nicht mit vollem Wert aufbürden kann. Sie vermögen durch Einblicke in die Privatkabinette des „Haushaltungsunkostenkontos“ eine natürlich kritiklos bleibende Kuratel über die Privatbedürfnisse des Chefs zu üben, ihm und seinem Anhang den Verbrauch nachzurechnen. Kurz, immer näher kommt die entscheidende Pointe, immer näher die Minute, in der aus der Gegenüber-

stellung zweier langen Ziffern die eine endgültig entscheidende gezeugt wird. Das Körnchen Inhalt, das hundert und hundert Arbeitsminuten, tausend und tausend Ziffern überlebt, das als kleine Maus aus den Geburtswehen der ganzen gewaltigen Bilanzarbeiten herausspringt, ist nur diese längst geahnte, nun aber erst gekannte, in harter, unerbittlicher Aufrichtigkeit und im klarsten Lichte der Wahrheit dastehende, Segen oder Fluch spendende Ziffer. Hier gibt es keine Täuschung mehr, hier heißt es, sich mit den Dingen abfinden, gleich, ob sie eine heitere oder eine düstere Tonart anschlagen. Die Auguren, Chef und Prokurist — wir wollen uns hier doch lieber auf das Wonneland einer günstigen Bilanz beschränken — kreuzen und betasten einander mit jenen Blicken voll gedämpfter Freude, die nur der Kaufmann in Vorrat hat, die nicht um Silbenbreite zuviel, nicht um Silbenbreite zuwenig sagen. Der Gegenstand selbst wird kaum berührt, aber der Reflex seiner freudevollen Bedeutung steckt doch in jedem Worte, das man spricht: jeder der Sätze, die vom Thema abführen, läßt doch hinter dem, was man sagt, das strahlende Erlebnis der letzten Viertelstunde sichtbar werden. Der Prinzipal beschränkt sich zwar nur auf die lakonische Randbemerkung: „Na, für 'n Jahr hätten wir's nun wieder mal geschafft!" Der Prokurist erwidert ebenso kurz und aufrichtig: „Gott sei Dank!" Aber sie blinzeln dabei stillvergnügt in die Luft, in der unter dem Glühlampenlicht eine gesegnete Zahl mit vielen, vielen Nullen steht. Und dann bedienen sie sich aus der Kiste des Chefs mit Zigarren und gehen eine Flasche Wein trinken.

Zu gleicher Zeit rüstet eine fleißige Regie den Epilog des Stückes, den „Ausverkauf", diese große Spekulation auf das Einkaufsbedürfnis des Publikums, dem nie der tatsächliche Bedarf, immer nur die geschickte Aufmachung Gesetze gibt und Anregungen vorschreibt. Kundige Thebaner wissen es ja, daß die Idee zu diesen Ausverkäufen, die den Jahresschluß und den Jahresabschluß geleiten, eigentlich in denselben Augenblicken geboren wird, in denen bei der Inventuraufnahme die Chefs und die Ressortchefs herausfinden, daß gewisse Warenbestände eine gar zu starke Anhänglichkeit an ihr Geschäftshaus beweisen. Diese Stücke werden nun exmittiert wie lästige, zahlungsunfähige Mieter. Mit der Devise „morituri te salutant" schiebt man sie vor die große Menge, veröffentlicht Tag und Stunde der Hinrichtungszeremonie mit pathetischen Plakaten — „Eine günstige Inventur setzt mich in den Stand, zu noch nie dagewesenen Preisen ..."; und die Dekorateure müssen ihren Farbensinn zur äußersten Leistungsfähigkeit anpeitschen, um die Knäuel der im Preise zurückgesetzten Waren zu einer Schaufensterkundgebung von naiver, plumper und doch (auch koloristisch) großzügiger Massenwirkung auszubauen. Ich sagte bereits, daß das Publikum bei diesen Schaustellungen gern ohne Gage mitspielt; daß die positiven Ergebnisse eines leidlich geschickt inszenierten, mit der natürlichen Erwerbsfreude der Allgemeinheit rechnenden Ausverkaufs meist zuverlässiger sind als die Resultate der Bilanz und der Inventur. Wild stürzt sich der Strom der Menge auf das, was ihr als preiswert suggeriert wird. Die Geschäftsinhaber sehen ein fast schon totgeglaubtes Kapital recht lebendige Zinsen tragen. Und an das angenehme Ende der Bilanz knüpft sich effektvoll der ebenso angenehme Anfang eines stattlichen Umsatzes zum Saisonbeginn.





# Das starke Geschlecht

Von

Hans von Kahlenberg

## Seine Frau

Immer hat er sie auf wunderbare Weise gefunden. Zum Beispiel in Norderney. Man hat von Menschen gehört, die im Hausboot den Nil hinauffuhren, von Mount-Everest-Besteigungen und Tibetdurchquerungen — — sie ging nach Norderney!

Dort wohnte sie in einer besseren Familienpension mit ihrer Mutter und einer verheirateten Schwester, die zwei entzückende kleine Kinder besaß; der Schwager war abwesend in Geschäften. Eigentlich hatte er sich zuerst in die Kinder der Schwester verliebt, zuallererst in ihr vierjähriges kleines Mädchen. Der half er am Strande Burgen errichten und Flaggenstangen einrammen. — So wurde man nach und nach bekannt. Er dachte ja an gar nichts Weiteres, er, der eingefleischteste Junggeselle, ein Mann, der eben erst sein unabhängiges Einkommen hatte — er gesteht dies selbst beschämt —, mit üblen Angewohnheiten, übleren Grundsätzen! Ein hoffnungsloser Fall! Der Mama gefiel er wohl zuerst durchaus nicht, seine Angebetete blieb dauernd kühl, aber die Schwester wurde seine Freundin, nahm ihn in ihr Vertrauen auf. Sie lebte so glücklich, ihr Mann trug sie auf Händen, jeden Tag schrieb er ihr eine Postkarte, sie hatten die niedlichen Kinder! Nein, wirklich, alles das war doch zu wunderbar und einzigartig! In Norderney, am Strande, in der Giftbude — bei Mondscheinbeleuchtung!

Er dachte noch immer an nichts. Wie konnte er auch? Wohl war die Mama ja nach und nach auch gnädiger geworden, sie sprach manchmal mit ihm von zu Hause, von seinen Eltern, von seiner Jugendzeit. Sein ganzer innerer besserer Mensch wachte bei der sanften mütterlichen Berührung in ihm wieder auf. Denn er war ja durchaus nicht ganz schlecht und verhärtet, nur einsam, nachlässig und sorglos geworden, auch in seinen Ausdrücken — mehr in seinen Ausdrücken als in seinen Vorstellungen! Er träumte oft — vom Glück, von der Sonne, von Liebe — er besaß Gemüt, er hatte noch Ideale.

Merkwürdig war, wie die ältere, feine Frau ihn verstand! Immer noch dachte er dabei an nichts — ich versichere dich, aber absolut an gar nichts! Es war höchst wunderbar vom Schicksal gewollt, durch die seltsamsten Verwicklungen und Verknüpfungen durch eine allertollste Laune des Zufalls herbeigeführt — das Wunder eben schlankweg!

Die Geliebte trug bei Sonnenschein weite weiße Strohhüte, die ihr Gesichtchen wunderbar fein und zart machten — sie hatte dann etwas von einer sehnsüchtigen, schwankenden, traumhaften Blume! Irgendwie dachte er an Wasserrosen, an den Kelch einer fremdartigen, einzelblühenden Calla, worin ein goldener Kolben steht. Wieder, bei Sturm oder heftigem Wind, saß auf dem zierlichen, bubenhaften Köpfchen die entzückendste, kecke, kleine Tam-o'Shanter-Mütze. Sie war dann plötzlich ein Bub, ein Frechling, und lachte ihn aus.

Er hatte steif und fest geglaubt, daß sie ihn auch im entscheidenden Moment auslachen würde. Wahrhaftig, er hatte Angstschweiß geschwitzt, er hatte es auf die dümmste, plumpste Art von der Welt gemacht! So ganz unvorbereitet! Er hatte nicht daran gedacht, sie dachte sich nichts —

Am überraschtesten war und blieb die Mama. Noch an seinem Hochzeitstag erzählte sie allen Leuten, daß sie nie, nie, aber auch niemals in der Welt, darauf, und gerade bei ihm, verfallen wäre! Die verheiratete Schwester schien schon eher etwas geahnt zu haben, sie nahm die Nachricht mit einem Seufzer auf, und er fand, daß sie seitdem gegen ihn — wie sollte er es eigentlich bezeichnen? — ironisch wurde. Der Schwager hatte ihm warm, aber ernst die Hand gedrückt, er war zu beschäftigt.

Die Kinder brauchten sie nun als Ehrenwache nicht mehr, am Strand von Norderney und nachher bei den Visiten oder im Zoologischen.

Ach ja, die Visiten! Er seufzte. Im Zoo hingegen war es nett, die Musik paukte und trompetete, daß man keinen Gedanken im Kopf folgerichtig ausdenken konnte, Menschen traten einem von allen Seiten auf die Zehen, alle sahen strahlend und glücklich aus, Mama verteilte Kaffeekuchen, und er bekam immer das dickste und zuckrigste Stück.

Die Geliebte, seine Braut, trug um diese Zeit einen schwarzen, aufgebogenen Rembrandthut mit blauen Straußenfedern. Wenn er leise den Arm um ihre Stuhllehne legte, sagte niemand etwas, und Mama blickte nicht hin. Die Schwester blieb ironisch und verschlossen, der Schwager war immer beschäftigt.

Es war sehr, sehr wunderbar, daß sie sich gefunden hatten, er konnte das Wunder immer noch nicht fassen, und sie verstand es auch nicht, wenn er mit ihr davon sprach! Wie waren sie nur gerade auf Norderney verfallen? Im Jahr vorher waren sie auf Borkum gewesen und davor in Sylt, ihre Schwester hatte sich in Wernigerode am Harz verlobt, bei der Hochzeit einer Freundin. Daß aus Hochzeiten wieder Hochzeiten entstehen, wußte man ja, das war etwas Alltägliches! Ihr Fall war und blieb extraordinär — blieb das Wunderbare.

Bei der Rückkehr vom Standesamt schon fand er Mama zerstreuter. Diese milde, warme Frau hatte etwas Kühles, Abgelenktes. Der Schwager, beim Anstoßen nach dem Toast auf das Hochzeitspaar, kniepte ihm ein Auge zu und stieß ihn in die Seite. Der Mann benahm sich, als ob er sagen wollte: Wir sind jetzt zwei, ich habe einen Mitschuldigen! Seine Schwägerin beobachtete ihn wach und scharfäugig unter den gesenkten blonden Wimpern, den Spott um ihren Mund verhüllte sie jetzt kaum noch, er fand, daß ihre Lippen auffällig rot waren.

Seine junge Frau hingegen war ganz in Weiß, in schimmerndem weißem Atlas mit weißen Schleiern und weißen Blüten.

Sie war für ihre Familie ein abgeschlossenes Kapitel, ihre Mutter hatte eine dritte Tochter zu verheiraten.

„Aber, denke mal, wenn ich nun nicht zufällig und gerade in dem Sommer nach Norderney gegangen wäre, wenn sie nicht in der Pension Stella gewohnt hätten und das kleine Mädchen am Strand nicht gewesen wäre?“

Wie es dann gekommen wäre, ist wirklich schwer zu sagen, auch die junge Frau weiß es nicht. Vielleicht weiß es seine Schwiegermutter.

## Seine Vergangenheit

Seine junge Frau ist überzeugt, daß er eine Vergangenheit hat; er soll eine haben!

Manchmal wird sie sehr eindringlich: „Gestehe es nur, du warst sehr wüst, du warst ein ganz Schlimmer, du hast viel Böses verübt? Ach, wir kennen euch ja! Und dann haltet ihr ja immer zusammen! Keiner will vom andern etwas wissen. Aber ich weiß! Mich betrügt man nicht!“

„— Diese junge Französin, die du bei deiner Schwester kanntest ... Wie war

es nur möglich, daß ein Mädchen so was tut! Ein Frauenzimmer! Eine Rheinreise habt ihr zusammen gemacht? Und du hast ihr Sachen geschenkt — Kleider — ein Jackett? Ach, ich weiß ja doch, was für Sachen du ihr geschenkt hast! War sie sehr zärtlich, sag mir! Wie nannte sie dich? Du weißt ja? Sagtet ihr euch Du?"

„Aber Schatzi —"

„Nichts von Schatzi! Daß du mit ihr viel zärtlicher als mit mir warst, kann ich mir denken! Aber, wie es auf der Welt solche Dinge gibt! Wie Mädchen —! Und sie stammte doch aus einer Lehrerfamilie, war christlich erzogen!"

„Wer sagt dir denn auch nur —?"

„Als ob ich das nicht wüßte, wie so was verläuft! Ihr habt zusammen gewohnt? Tagelang. Acht Tage lang habt ihr die Läden nicht aufgemacht! Wahrhaftig, die Polizei sollte sich darum bekümmern! Solch ein Weib! Eine Person! Welche Dirne!"

„Kindchen, Bestes —"

„Jetzt suchst du mich nur zu beschwichtigen! Sie war schlecht. Sie war auch nicht unschuldig, als du sie kanntest. Und wir wachsen so auf, ohne von allem diesem etwas zu wissen! Ich hätte womöglich mit ihr verkehrt, hätte sie hübsch gefunden —"

„Das Unglück!"

„Alle Französinnen sind schlecht. Es ist eine entartete Nation, man braucht ja nur ihre Romane zu lesen! Natürlich las sie schlechte Romane. Ihr laset zusammen solche nichtswürdigen Bücher, Demi-Vierges und Claudine und Mirbeau."

„Wissen möchte ich aber doch, mein Herzchen, was du von Mirbeau und Claudine —"

„Deine Schwester ahnte nichts, sie ließ sie bei ihren Kindern, lachte und sprach mit ihr. — Wahrscheinlich war Benno, ihr Mann —"

„Hoho!"

„Na, du sagst doch selbst, sie hatte auf einmal silberne Toilettesachen und ein Kleid von der Adolphi! Sollte sie sich von ihren sechshundert Mark Gehalt Silbersachen und Toiletten kaufen? Bei all eurer Raffiniertheit seid ihr Männer doch manchmal zu gutgläubig — die nicht alle werden, nämlich! — Du hast sie sitzen lassen und hast sie vergessen! So seid ihr, treulos, schwach und undankbar! Nein, ich bedaure die arme Josephine! Nanntest du sie Josette? — Ich könnte über ihr Schicksal weinen!"

„Ich habe dir doch schon erzählt, daß sie hernach den Ingenieur geheiratet hat."

„Der arme Mann! Auf so was ist er hereingefallen! Und du hast sie ihm zugeschoben, du warst froh, daß du sie auf gute Art los warst! Das hat man von seiner Liebe zu euch, von all den Opfern, die man bringt!"

„Wer ist ‚man'?"

„Nun, Josephine natürlich! Ich kann sie mir vorstellen, wie sie da einsam an der Seite des ungeliebten Mannes geht. Er baut Brücken. Und des Abends. — Wenn sie in der Zeitung oder irgendwie von deiner Beförderung liest, daß du dich verheiratet hast."

„Sie hat sich ja auch verheiratet. Der Ingenieur kann Wegebauminister werden!"

„Sollte sie ins Wasser gehen? Eigentlich ist es sehr unmoralisch, daß alles so gut ablief. Es ist nicht mal eine Tragödie. Vielleicht belügst du mich auch. Sie ging ins Wasser. Sie starb — sie kriegte ein Kind —"

„Alles in der richtigen Reihenfolge!"

„Du bist herzlos und sinnlich und ein schlechter Mensch! — Sag mir, hattest du Frau von Költz gern? War sie nett? Warst du sehr verliebt? Trug sie hübsche Sachen — du weißt doch — dann? Sie war sehr elegant?"

„Laß mich schlafen!"

„Eine verheiratete Frau —"

„Geschieden —"

„Verheiratet! Mit zwei Kindern, so großen Kindern! Alt mußte sie doch auch schon sein! An die vierzig. Du warst noch nicht dreißig. In unsern Kreisen! Daß so was passiert! Weißt du, ich finde dich so schlimm wie Goeben. Du bist Goeben!“

„Na —“

„Ihr Mann hätte sich mit dir schießen müssen! Er spähte sie aus. Wie so ein Mann so dumm sein kann trotz seiner Detektivs, ist mir auch unerklärlich! Wahrscheinlich wollte er ihr Geld behalten? Verheiratete Frauen sind immer noch ärger als Mädchen, die kennen überhaupt keine Scham und Reue mehr. So eine — eine Ehebrecherin!“

„Deine Phantasie, meine Kleine, arbeitet mit einer Schwungkraft, der ich nicht nachkomme. — Außerdem bin ich müde.“

„Jetzt bist du müde! Damals scheutest du die Reisen nicht, jede Nacht hin und her. Deshalb sahst du auch so blaß und abgetrieben aus, als du um mich anhieltest. Und ich Unglückswurm, in meiner Lammesunschuld —“

„Ich war überarbeitet durch das Examen. Eh' ich nicht meine Stellung hatte, hätten deine Eltern dich mir nicht gegeben. Also arbeitete ich für dich.“

„Du willst mich ablenken. Ich soll wohl gar noch stolz darauf sein, daß ich alle meine Rivalinnen bei dir ausgestochen habe! Und wie viele kenne ich überhaupt? Mainz soll eine so liederliche Stadt sein. Ihr hattet das Sommertheater in Mörchingen. Von Stendal kamst du alle Wochen nach Berlin. — Es ist unglaublich, was es für schlechte Frauen gibt! Alle Frauen sind schlecht und verderbt. Ich bin überzeugt, daß Frau Ritter und Fräulein von Kaberau —“

„Jetzt schlaf' ich aber wirklich lieber!“

„Frauen sind nie platonisch, das merke dir! Es sind alles Redensarten und Lügen, was du mir von deinen ‚Freundinnen‘ erzählst! Die Welt ist schlecht. Ich bin eine unglückliche Frau. Ich habe einen Wüstling und Don Juan geheiratet!“

Er — — schnarcht.

## Ihre Vergangenheit

„Sag — meine Kleine — ihr wachst doch auch nicht im Kloster auf! Da spukte so ein Vetter Gneomar herum —“

„Gneomar —“ voll unendlichster Verachtung — „Gneomar war doch noch ein Junge!“

„Selbst Jungen haben Hände — haben Lippen.“

„Ich verstehe deine Anzüglichkeiten nicht!“

„Ihr wart doch Vetter und Cousine. Geküßt hat er dich sicher?“

„Wenn ich Gneomar küßte, dachte ich dabei an seine Schwester Alexe. Ich habe ihn immer genau wie seine Schwester Alexe geküßt.“

„Aber Gneomar selbst — der Bub' —“

„Er durfte mir manchmal meine Jacke tragen. Einmal hat er mir Theodor Körners Gedichte geschenkt. Wir schrieben uns Weihnachten und zu den Geburtstagen.“

„Hm. Der junge Krauthelm war dein Freund?“

„Friedrich Krauthelm ist mein Freund. Er hat mir auf einem Berg am See seine Oden an Klopstock vorgelesen.“

„Ich dachte, Klopstock hätte selbst Oden gemacht?“

„Fritz dichtete wieder Oden an Klopstock. Das ist doch sehr einfach.“

„Sehr einfach!“

„Ich weiß, daß du denkst, Leutnant Rubikorn hätte mir den Hof gemacht! Nun, er wollte um mich anhalten, er schrieb an Papa zweimal, er spielte des Abends Klavier bei uns. Weil er eben ganz unvermögend war, wollten's die Eltern nicht.“

„Nach Eltern pflegt man bei solchen Gelegenheiten nicht allzusehr zu fragen.“

„Ich fragte nach meinen Eltern. Rubikorn schrieb uns einen sehr schönen und rührenden Abschiedsbrief, er war in der Tat so rührend und schön, daß wir alle weinten zu Haus. Er ging dann nach Afrika."

„Brave Haut! Und da fiel er?"

„Er fiel."

„Friede seiner Asche!"

„Ja, er ist an gebrochenem Herzen gestorben. Ich war seine einzige und erste Liebe, eine ideale Liebe! Rubikorn war ein Held."

„Und ging nicht über den Rubikon. — Es verkehrte nun bei euch jahrelang ein Maler. Von dem habe ich weniger günstige Sachen vernommen!"

„Erler war ein ursprünglich edler Mensch. Er war nur durch allerlei böse Erfahrungen verdorben, seine Frau hatte sich scheiden lassen."

„Ja, wegen unheilbarer Liederlichkeit seinerseits."

„Sie verstand ihn nicht. Sie war eine grobe, materielle Natur. Im Grunde ist sie nur weggegangen, weil er ihr nicht genug Geld verdiente."

„Er behielt indes einiges von ihrem Eigentum?"

„Das hat sie ausgestreut, um sich an ihm zu rächen. Sie war ein gemeines Weib. Er deutete mir auch an, daß sie Verhältnisse gehabt hat."

„Über so was spracht ihr doch?"

„Nur in der zartesten andeutenden Weise. Erler hatte eben Vertrauen zu mir, ich bemitleidete ihn."

„Er malte dich."

„Den Kopf, der bei uns im Salon hängt."

„Dabei hattet ihr doch viel Gelegenheit, allein zu sein und euch auszusprechen?"

„Wir sprachen über Malerei und von seinen Reisen."

„Ihr wart nachher auch in Italien zusammen?"

„Ich reiste mit Tante Henriette. Ja, er war das Jahr in Italien, und gelegentlich sahen wir uns auch."

„Allein oder mit Tante Henriette?"

„Die Tante schätzte Erler sehr. Er hatte so viel Kunstsinn."

„Sein Renommee war herzlich schlecht dabei."

„Davon erfahren wir nichts, weil wir zu schlechter Gesellschaft keine Beziehungen haben."

„Diese Gesellschaft war schlecht genug, einiges zu klatschen."

„Menschen sind so niedrig! Erlers ursprünglich schöne und mißhandelte Seele tat mir leid — ich hatte nur zu dieser Seele Beziehungen."

„Wirklich nur?"

„Ja, deine Phantasie ist eben so verdorben, daß du gleich Schlechtes und Zweideutiges annimmst. Männer haben durch ihr liederliches Leben eine schlechte Phantasie. Reine Frauen, Jungfrauen kennt ihr ja gar nicht! Selbst die Dichter! Die in den Romanen vorkommen, sind immer schlechte Personen und Frauenzimmer. Nun, wer zum Beispiel könnte Tante Ottilie etwas nachsagen?"

„Niemand, in der Tat."

„Na also!"

„Was wurde aus Erler? Starb er auch?"

„Er malt. — Ich will dir anvertrauen, daß er, um seinen besseren Menschen zu retten, mir das Ansinnen stellte, seine Frau zu werden. Ich konnte mich nicht dazu entschließen, weil ich ihn eben nicht genügend achtete. Er war tief gebrochen, er weinte und küßte meine Hand — — zum Abschied hat er mir ein Bild: Rautendelein im Brunnen, geschenkt."

„Es hängt in deinem Zimmer?"

„Ja."

„Wo lebt er?"

„In Großhesselohe. Auf dem Lande. Er hat sich ganz von der Welt zurückgezogen."

„Am Ende wird er Mönch?"

Die Vermutung scheint der kleinen Frau nicht durchaus weh zu tun. Sie seufzt: „Er war ein unglücklicher Mensch."

„Aber er hatte doch bessere Seiten. Das beweist dein Fall."

Sie sieht ihn ungewiß, aber doch hochmütig an. Die Welt ist voll von schlechten, frechen und frivolen Menschen, auf der männlichen Seite. Auf der weiblichen sind alle rein, heldenhaft oder unglücklich.

Es ist besser so.

(Fortsetzung folgt)



**Madonna**

Nach einem Gemälde von Fritz A. Pfuhle

# Kriegskonterbande

Von

Otto von Loßberg

Die Balkanhalbinsel war seit alten Zeiten eine der ergiebigsten Plantagen des Waffenschmuggels, den gemeinlich der juristische Laie als gleichbedeutend mit dem Begriff der Kriegskonterbande ansieht. Millionen an kriegerischen Werten, von der Browningpistole bis zum Maschinengewehr, sind in den zehn mazedonischen Aufstandsjahren zwischen 1901 und 1911 die albanischen Flußtäler hinauf nach dem irregulären Felsentanzplatz Bellonas zwischen Üsküb und Janina gegangen und haben vielfach allein die langen und blutigen Kämpfe möglich gemacht, die dort zwischen den Türken und den Malissoren und Mirediten um Land- und Glaubensfragen tobten. Die Einfallstore für die Schmugglerzüge mit Gewehren und Gewehrteilen, Patronen und blanken Waffen sind der Golf von Drin, der Golf von Durazzo und die Küste zwischen dem akrokeraunischen Vorgebirge und der Südspitze von Korfu gewesen. Bis zum 29. und 30. September vorigen Jahres, als der Herzog der Abruzzen die türkischen Torpedoboote der Prevesaflottille in den Grund bohrte oder dauernd außer Aktion setzte, hat sich der Kriegskonterbandenbetrieb in jener Gegend immerhin einige Zurückhaltung auferlegen müssen. Unter dem Schutze der Dunkelheit oder unter unverfänglicher Flaggendeckung mußten sich die waffenpaschenden Boote an die Küste heranpirschen. Mit dem Ausbruch des Balkankrieges hat dieses Treiben an der Straße von Otranto einen neuen Aufschwung genommen, der von der möglichen feindlichen Einmischung so weitgehend befreit ist, daß jetzt fast von einem albanesisch-mazedonischen Kriegskonterbandeparadies gesprochen werden kann. Aber nicht nur an jenem blauen Wetterwinkel der Adria blüht dies illegitime Marsgeschäft. Die Unmöglichkeit, bei ihrer geldlich knappen Lage im Frieden ausreichende Vorkehrungen für den Feldzug zu treffen, zwingen ebenso die beiden kriegführenden Balkanmittelstaaten, dem geschriebenen und ungeschriebenen Gesetz über die Kriegskonterbande ein militärisches Paroli zu bieten. In der schwierigsten Lage befindet sich in dieser Beziehung Serbien. Es ist für die Zufuhr von Kriegsmaterial mehr noch als das meerbegrenzte Bulgarien auf den Landweg allein, die Eisenbahn und damit auf das Entgegenkommen Österreich-Ungarns angewiesen, dessen Interessen den serbischen allzusehr zuwiderlaufen, um für die Regierung König Peters aus jener Richtung viel hoffen zu lassen. Was also an wirklich unzweifelhaft verbotener Kriegsware von Norden und Westen her nach Serbien noch hereinkommen soll, wird die Mittel und Wege suchen müssen, die aus der Erfahrung des Krieges in Südafrika bekannt sind. Der Transvaal- und der Orangefreistaat haben für die ersten neun Monate ihres zweieinhalbjährigen Ringens gegen England ziemlich ununterbrochen die Möglichkeit gehabt, ihre Kriegsvorräte durch Nachschub aus Europa zu ergänzen. Der Einfuhrhafen für die beiden südafrikanischen Republiken war Lourenço Marquez, von wo aus die im niederländischen Besitz befindliche Eisenbahn nach Pretoria und Bloemfontein hinaufführte. Nominelle Landesherren in dem Hafenort und bis an die bei Komatiport beginnende Transvaalgrenze heran waren die Portugiesen. Durch ihre Zollhäuser also mußten alle Sendungen gehen, ehe sie den Weiterweg zu den Buren nehmen durften. Es ließe sich ein ganzer Roman darüber schreiben, was im Herbst des Jahres 1899 und bis zum August 1900 das

von des Präsidenten Paul Krüger europäischen Emissären gekaufte Kriegsmaterial für Verpackungen und friedensmäßige Hüllen erhalten hat, um unauffällig seiner Bestimmung gegen die Engländer zugeführt zu werden. Geschützrohre und Flintenläufe figurierten als Orgelpfeifen; ihr Zubehör und ihre Munition als Klaviertasten, Blasebälge und Pedale. Granaten und Schrapnells steckten in Säcken, die nach außen hin nur den teilweisen Mehlinhalt anzeigten, nicht aber den harten Kern verrieten. Ganze Tonnen von Gewehrpatronen erschienen in den Schiffs- und Zollpapieren als Zwiebackkisten. Optische Instrumente für die Nachrichtenübermittlung durch Sonnen- und Lampenspiegelung waren erfolgreich als weibliche Toilettengegenstände deklariert. Das burische Pfund Sterling, das für die portugiesischen Zollbeamten den rollenden Rubel darstellte, schien an Wert zumeist dem englischen Sovereign über zu sein, von dem gleichfalls, im Wege der Konterbandevorbeugung, reichlicher Gebrauch gemacht wurde. Nur wenn die Vorstellungen des englischen Generalkonsuls bei dem Gouverneur von Lourenço Marquez gar zu dringlich, vielleicht auch gar zu goldgewichtig wurden, haben die Portugiesen der einen oder der andern musikalischen oder Mehlsendung für Ohm Paul etwas genauer nachgehen müssen und sie wohl auch angehalten. Als hierin die Engländer ein paarmal Erfolge erzielt und die waffenmäßige Verstärkung der Buren eingeschränkt hatten, begannen sie ihre Forderungen hinaufzuschrauben. Es ist damals von ihnen neben dem Begriff der absoluten Kriegskonterbande der völkerrechtlich bestrittene Begriff der sogenannten relativen Konterbande konstruiert worden. Das Institut für internationales Recht hat im Jahre 1896 bestimmt, daß Waffen aller Art, Munition und Sprengstoffe, Ausrüstungs- und Uniformgegenstände, Instrumente zur Anfertigung von Kriegsmaterialien und alle für Kriegszwecke ausgerüsteten Schiffe als absolute Konterbande gelten sollten. England ist um die Jahrhundertwende, Japan im Februar 1904 noch einen erheblichen Schritt weiter gegangen. Nach der britischen Forderung sollten 1900 schon Decken, Kleider, Lebensmittel, kurz alles, was im Kriege indirekt militärische Verwendung finden könnte, als vom Durchtransport durch ein neutrales Land ausgeschlossen sein. Während aber England in den beiden Jahren des Russisch-Japanischen Krieges erfolgreich für das Recht eingetreten ist, daß von seinen Untertanen Kohlen, also im Marinesinne direktes Kriegsmaterial, an Japan und Rußland geliefert werden konnten, hat es schon in einem sehr frühen Stadium des Burenkrieges versucht, unter anderm Zivilkleider als Einfuhrartikel für seinen Gegner auf die verbotene Liste zu setzen. Als dann später die Kommandos Bothas und de Wets aus Mangel an andrer Gelegenheit, ihre Blöße zu decken, zur Khakireithose ihrer Gefangenen griffen, da wollte Lord Kitchener solchen sehr unfreiwilligen Notbehelf nicht gelten lassen und ließ jeden Burgher, der in eines Tommy Bluse oder Hose eingebracht wurde, standrechtlich erschießen. Eine solche Gefahr wird den Türkengegnern von heute nicht drohen. Selbst der montenegrinische Landsturm und die albanesischen Hilfsvölker des Balkanvierbundes tragen mit ihrer Nationaltracht eine Art von Uniform, deren heimgesponnene handfeste Stoffe den sicherlich nicht allzulangen Krieg besser aushalten werden als die dünnen baumwollenen Röcke, mit denen als Feldtracht der Afrikander vor dreizehn Jahren ausgerückt ist. Erheblich größere Schwierigkeiten wird sehr bald dem an Pferden nicht sehr reichen Balkan die Beschaffung von Reit- und Zugtieren machen. Der Gaul, der seinen Platz noch lange nicht restlos an den Motor abgegeben hat, hat eigentlich zu allen, schon zu der Römer Zeiten im Ernstfalle sich unter die Konterbande rechnen lassen müssen, wenn auch einzelne Lehrer des Kriegsrechts, wie der Franzose Hautefeuille, behaupten, man könne Tiere, welche sie auch immer sein mögen, nicht als Konterbande ansehen, da auch im Kriege der friedensmäßige Warentransport nicht aufhöre, für den sie ureigentlich bestimmt seien. Mit dieser Auffassung ist Deutschland im Jahre 1870 international beschwerdeführend gegen englische Pferdetransporte über den Kanal aufgetreten, ohne daß wir mit unserm Protest Gehör gefunden hätten. Mit welch glänzender Inkon-

sequenz auch hierin der Brite verfahren ist, zeigt das Vorgehen Wellingtons im Feldzug der Peninsula, als er spanische Händler füsilieren ließ, die den Franzosen Pferde zutrieben. Mit dieser insularen Rücksichtslosigkeit wechselnder Ansichten haben die Engländer sonderbarerweise nur einmal, und zwar mit den Italienern, nicht die erwarteten Geschäfte gemacht.

Als im Herbst 1900 mehrere englische Offiziere aus Malta in Kalabrien und Apulien mehrere hundert Maultiere erwerben wollten, die zum Transport nach Südafrika und dort als Artillerie- und Trainzugtiere bestimmt waren, richtete das Ministerium Zanardelli eine Note nach London, daß es die Ausfuhr der Esel nicht gestatten würde, und blieb trotz versuchten diplomatischen Druckes fest in seiner Entscheidung. Die Vereinigten Staaten sind, was die Kriegskonterbande angeht, eigentlich immer nach dem Grundsatze verfahren, daß Pecunia non olet. Deutschland kann aus dem letzten großen Kriege her davon ein Lied singen. Es wurden im September 1870 aus den amerikanischen Arsenalen, die noch aus der Zeit des Sezessionskrieges stark gefüllt waren, fast eine halbe Million Gewehre und Karabiner, 50 Batterien Artillerie und die dazugehörige Munition, 40 000 Kavalleriesäbel, 20 000 Pferdezeuge meistbietend versteigert und sämtlich von französischen Unterhändlern für die Ausrüstung der Gambettaschen Südarmee angekauft. Nur den lebhaften Vorstellungen des alten Achtundvierzigers, Bundessenators Carl Schurz, und öffentliche Kundgebungen der Deutschen in Neuyork und in Philadelphia haben den Präsidenten Ulysses Grant schließlich veranlaßt, diesen Waffenverkauf und die Verschiffung nach Frankreich zum Teil rückgängig zu machen. Die geschäftstüchtigen Amerikaner sind noch in diesen Tagen überall zur Hand, wo es, wie in Kriegszeiten, eine Aussicht für außerordentliche Gewinne gibt. Schon im Jahre 1903 führten die aufständischen Mazedonier ganz auffällig viele Gewehre jener verschiedenen amerikanischen Konstruktionen, die sich sonst auf dem internationalen Markte nicht gerade übermäßiger Wertschätzung erfreuen. In den mannigfaltigen Aufständen, die anscheinend zum Wohlbefinden der kleineren und größeren mittel- und südamerikanischen Republiken gehören, sind es immer wieder nordamerikanische Waffenfabriken, deren Marken bei den jeweiligen Rebellen und den Vertretern der angeblichen Ordnung zu finden sind.

Neben den Amerikanern zeigt die belgische Gewehrindustrie eine ganz besondere Hinneigung zu solch außerordentlichen Geschäften, wie sie der Schmuggel in Kriegen oder Aufständen zeitigt. Zehn bis auf die letzte Schraube in ihre kleinsten Bestandteile zerlegte Lütticher Maschinengewehre mit fünf Millionen Patronen haben im Oktober dieses Jahres lange in einer südungarischen Mühle, nach dem bekannten afrikanischen Rezept in Säcke verpackt, für die Rechnung eines der kriegführenden Staaten gelagert, bis der etwas lendenschwache Kriegsschatz die Nachnahmerechnung dafür über die nahe Grenze hin zu begleichen imstande war. Denn das ist immer ein besonderes Kriterium solcher Konterbande gewesen, daß ihre Aushändigung an den Käufer einzig Zug um Zug, Ware gegen bares Geld, erfolgt. Nur wer klingendes Gold in seinen Beutel tut, kann erwarten, auf dem gefährlichen Markte der Konterbande ein willkommener Käufer zu sein; denn ist einmal erst die blutige Kriegssonne wieder hinter dem Friedenshorizonte verschwunden, dann gibt kein nationales oder internationales Tribunal sein Recht dem Allzukühnen, der außer einem gefahrvollen Spiel um Einsatz und Gewinn auch noch die ungewissen Mächte eines fragwürdigen Staatskredits herausforderte.

Es mag sein, daß gerade diese wenig zuverlässigen geschäftlichen Begleiterscheinungen des Kriegskonterbandetreibens auf den Deutschen stets geringen Anreiz ausgeübt hat. Bleiben wir bei dieser Zurückhaltung auch während der gegenwärtigen Balkanwirren, dann werden wir bei Freund und Feind am ersten die gute Meinung bewahren können, die der Germane als immer zuverlässiger und unparteiischer Geschäftsfreund sogar bei den slawischen Antipoden genießt.



**Arthur Kampf: Vor der Hufschmiede**

(Zu nebenstehendem Artikel)

# Arthur Kampf und seine Kunst

Das aufstrebende Berlin der letzten zehn Jahre hat Arthur Kampf den Menschen und den Künstler bestätigt. Nicht jeder Künstler wird in seine Zeit hineingeboren, nicht jeder findet die Umgebung, die sein Wesen und seine Kunst erfordert. Das jüngste Berlin aber und Arthur Kampf haben etwas Gemeinsames. Und vielleicht weniger das Hyperästhetische des Berliner Snobismus, das Zugezogene, wie der Berliner sagt, sondern jenes andre, das man an der neuen Wache, bei Kranzler auf dem Schloßplatz, im Kupferstichkabinett und in der Niederwallstraße zu ahnen vermag, das Berlin, das sich noch an seinen Chodowiecki, an seinen Alexis, an, ja ein wenig an Gutzkow und Tieck erinnert, der Menzel für einen halben Heiligen hält. Als Arthur Kampf, erstaunlich jung noch für diesen Posten, Präsident der Berliner Akademie wurde, da war es mit jeglicher Träumerei vorbei, auch die Originalität der kleinen Exzellenz war nicht mehr im Café Josty zu treffen. Da galt es handeln und auf dem Quivive sein, wenn man das Geratter der elektrischen Omnibusse und das Ohio der Steinträger auf all den aufschießenden Palästen des Handels und Verkehrs überschreien wollte. Die Kunst brauchte Organisatoren, die ihrer selbst sicher sind und sich schnell und sicher zu geben wissen.

Hier wurde Arthur Kampf in gewissem Sinne ein moderner Präzeptor des offiziellen, ja auch höfischen Berliner Kunstlebens, und nicht zum Schaden der Kunst. Ein Gefühl des Reichtums überkommt uns gegenüber seinen Werken, das Gefühl, daß der Mann sich nicht mit dem, was er uns bietet, erschöpft hat, sondern es uns aus der Fülle seines Könnens heraus spendet und noch viel mehr zu sagen hätte; und damit vereinigt sich die wohltuende Empfindung, daß dieser Künstler ein sicherer Führer ist, dem wir unbesorgt uns anvertrauen dürfen, ohne zu befürchten, daß er nicht weiter weiß. Es ist das gleiche Gefühl der Sicherheit, mit dem wir dem jeux d'esprit, der spielenden Gedankenfülle Shakespeares folgen oder uns der wogenden Flut Beethovenscher Tonmassen anvertrauen. Wie bei allen Künstlern, die das Glück und die Kraft hatten, ihr Talent mit dem Geschmack der Zeit in Einklang zu bringen, ist bei Arthur Kampf die vollkommene Meisterschaft, die Beherrschung der Erscheinungswelt, die Aneignung unendlicher Kenntnisse hervorzuheben. In seinem Schaffen spiegelt sich eine außerordentliche Vielseitigkeit wider, und man darf ruhig behaupten, daß er über ein fabelhaft sicheres technisches Können verfügt, daß er zu jenen wenigen Auserwählten gerechnet werden muß, die bei allem Fortschritt und verständnisvollen Eingehen auf die Forderungen der modernen Zeit jedes vage Experimentieren zu meiden wissen.

Arthur Kampf will nicht nur gut malen, er will auch etwas erzählen. Aber seine Novellen sind in einem ganz modernen Stil gemalt, und wo er Geschichte gibt, ist sie in einem dramatischen Stil geschrieben. Aus dem Malerischen wie aus dem Stofflichen sucht er sich die wirksamsten Kontraste heraus, und er setzt sie hart aneinander, so wie die Literatur das Hinterhaus gegen das Vorderhaus ausspielt. Der breite Erzählerton eines Knaus ist zur Skizze gesteigert, wenn man so sagen darf. Denn in der Malerei, wo das breite Schildern immer auf ein räumliches Nebeneinander hinausläuft, ist die Konzentration des Stoffes in einer Katastrophe geboten. Aber auch die Katastrophenmalerei kommt leicht zu einer unnatürlichen Situation, die sich nicht immer mit dem Gemälde verträgt. Die Moderne faßt die Geste und die Bewegung

anders auf als Lessing, dem sie rein im Fortschritt der Handlung begründet schien. Die Geste des Menschen ist für uns ebenso der Ausdruck einer inneren Wesenheit als der mehr pantomimische einer Stimmung oder Tat. Und so kam Arthur Kampf auf zwei Wegen zu einer Revision der bis dahin üblichen Genremalerei. Der literarische Teil seiner Bilder hat jene naturalistische Form, die gelegentlich zum Telegrammstil wird, auf dramatische Wirkung ausgeht und durch ein Dialogwort oder die Schilderung einer Straßenszene, das Durcheinander sozialer Gegensätze schildert. Und wie hier jede breite Schilderung von Zuständen und Stimmungen



Arthur Kampf: General von Lochow



Arthur Kampf: Porträt

gemieden wird, so kommt auch Kampf in seinen Theater-, Straßen- und Milieuszenen zu der knappsten Form. Die französische Malerei hat wiederholt das Theater zum Gegenstand der Malerei gemacht, der dunkle Zuschauerraum und die grell beleuchtete Bühne hat auch Menzel zu einem seiner stärksten und straffsten Bilder angeregt. Arthur Kampf folgt hier ganz seinen Vorgängern, er fühlt sich ihnen innerlich verwandt. „Die Kunstreiterin" wie die „Schwestern" vereinigen das Hell und Dunkel mit einer subtilen Schilderung seelischer Vorgänge einer feinen Malerei des Bühnenglanzes. Hier liegt der zweite Grund für die Malerei der Kontraste. Die Franzosen hatten bald das rein Malerische solcher




Arthur Kampf: Vom Kabarett (Studie)




Arthur Kampf: Kinderporträt

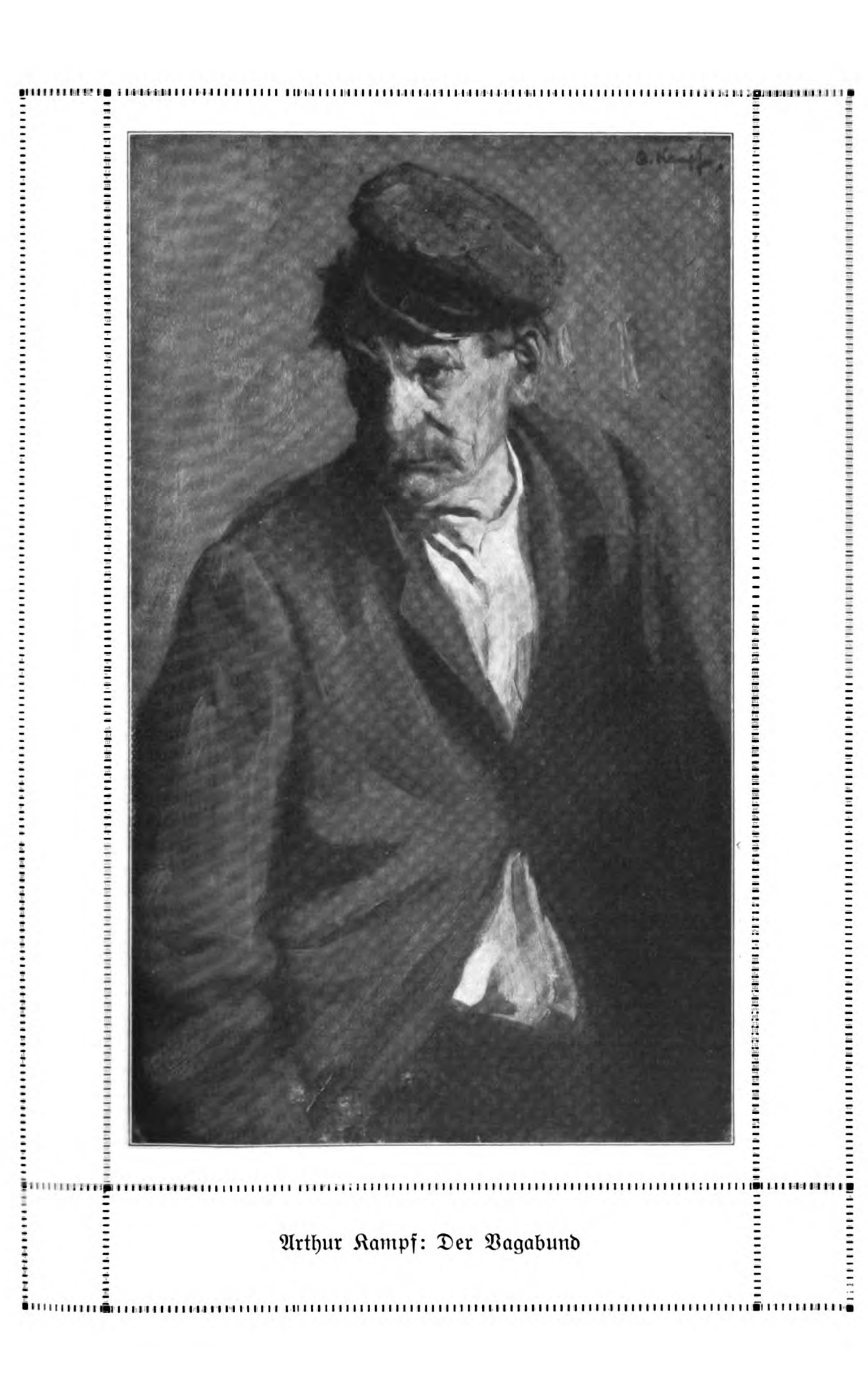
Szenen entdeckt, während die Deutschen von innen heraus das Leben in seinem bunten Gegeneinander zu schildern versuchten, weil ihnen die Technik, das soziale Mitgefühl und die malerische Bewältigung des Bogenlampenlichtes ein inneres Bedürfnis war. Sie fanden in dem Impressionismus der Pariser Kunst einen Ausdruck für ihre mehr gedankliche Kunst. Inhalt und Form zusammenzuschmelzen, war jetzt ihre neue Aufgabe. Und ohne die problematische Malerei eines Marées, ohne die Zeichnung eines Hodler, kam Arthur Kampf zu einem kräftigen Realismus. Seine leicht verständliche Malerei meidet die letzten Konsequenzen der Kunst und hält sich an das Allgemeinverständliche. Aber sein Temperament

bewahrt ihn vor einer billigen Volkstümlichkeit.

In der Krönungsstadt Karls des Großen, in der alten Kaiserstadt Aachen, erblickte Arthur Kampf am 28. September 1864 das Licht der Welt. Mit fünfzehn Jahren bezog er die Düsseldorfer Akademie, wo Peter Janssen und Gebhardt seine Lehrer waren. Seit dem ersten Erfolg seines frühreifen Könnens, das durch seine Erstlingswerke „Die letzte Aussage" und der „Todeskuß" schon mit einundzwanzig Jahren zum Ausdruck kam, hat sich immer wieder seine starke Verstandsmäßigkeit




Arthur Kampf: Studie zum Wandgemälde im Kaiser-Friedrich-Museum zu Magdeburg



Arthur Kampf: Der Vagabund




Arthur Kampf: Kostümstudie

mit außergewöhnlicher Arbeitsfreude gepaart, und immer wieder erhalten wir den Beweis seiner klaren Vorstellung von der Mannigfaltigkeit der künstlerischen Aufgaben und Ziele. Der eigenartige Reiz seiner farbigen Skizzen und Studien, in denen er Eindrücke des Augenblicks festhielt, die Kraft und Sicherheit der Linie seiner Zeichnungen sind bei Kampf charakteristisch.

Meisterwerke sind seine geistig durchdrungenen Porträtstudien. Die fridezianischen Bilder des Künstlers und seine Bilder aus den Freiheitskriegen sind bei weitem frischer als die einer trockenen akademischen Hofmalerei. Es gibt wohl kein Gebiet der Malerei, auf dem er sich nicht versucht hätte. Mit einer eigenartigen Elastizität bewältigt er jede ihm gestellte oder selbstgewählte Aufgabe. Was es jedoch auch sei, immer wieder wird man in seinen Schöpfungen die gleiche ursprüngliche Eigenart wiederfinden, die einfach und natürlich ist und die Schneid mit gutem Geschmack vereinigt.

Kein Wunder, daß der Künstler 1899 aus Düsseldorf, wo er sieben Jahre hindurch wirkte, nach Berlin berufen wurde als „Vorsteher eines Meisterateliers für Historienmalerei an der Königlichen Akademie der Künste“ und gleichzeitig als „Mitglied des Senats“. Zum Professor war er bereits sechs Jahre vorher an der Düsseldorfer Kunstakademie ernannt worden.

Im Sommer 1902 trat er auf der großen Berliner Kunstausstellung vor die breitere Öffentlichkeit, doch ganz besonderes Aufsehen erregte ein Jahr darauf sein Bild „Die Schwestern". Vor diesem Gemälde hatte das Publikum damals den Belagerungszustand erklärt, man bestaunte die wundervolle Harmonie von Form, Farbe und Licht. Es war sozusagen auf eine unsichtbare Weise gemalt, wie hingezaubert, denn die Striche des Auftrags waren nicht zu unterscheiden. Auf einer kleinen Bühne, die im Hintergrunde durch einen Vorhang abgeschlossen wird, stehen nebeneinander zwei Kinder in Reifröcken, Mädchen von fünf und sechs Jahren, die zur Gitarrebegleitung eines gewöhnlich gekleideten Alten singen. Die Dämmerung durchdringt nur ein spärlicher Schein von Lampenlicht, das aus einem schmalen Spalt im Vorhang kommt. Die blonden Kleinen tragen mit artigen Gesichtern und marionettenhaften Gesten die eingelernte Liedernummer vor. Ein poetisches Fluidum geht von diesem Werke aus, das echt und stark empfunden ist. Das Gemälde befindet sich in der Galerie Ravené. Im Jahre 1904 folgte die „Theaterloge", worin sich ein Thema aus dem modernen Großstadtleben widerspiegelt. Im „Eisenwalzwerk" gibt er eine großzügige Darstellung der modernen industriellen Arbeit. Von seinen historischen Werken sind besonders zu nennen: „Der Choral von Leuthen", „Kosakenopfer", „Einsegnung der Freiwilligen", „Volksopfer 1813",




Arthur Kampf: Im Tiergarten

im Besitz des Städtischen Museums zu Leipzig, „General Jourdan und die Aachener Magistratsherren“, „Professor Steffens Rede zugunsten der Volkserhebung 1813“, „Friedrich der Große und der schlafende Zieten“, „Bon soir, Messieurs“, „Aufbahrung Wilhelms I. im Berliner Dom“ und andre mehr. Ferner sind hervorzuheben: „Golgatha“, „Deutsche Mönche verbreiten das Christentum in Polen“, „Die Verkündigung“, „Vor dem Gnadenbilde von Kevelaer“, „Der Taubenzüchter“, „Vor dem Theater“, ein Werk, das uns das Leben so darstellt, wie es ist, mit seiner ganzen krassen Wirklichkeit. Vor dem imposant erleuchteten Vestibül eines Theaters, auf dem schmutzigen Straßendamm steht frierend ein hungerndes Proletarierweib mit dem Säugling auf den Armen und wirft einen wilden Blick, voll Haß und Verlangen zugleich, auf die hineinströmenden Damen mit den seidenen Schals und die Herren in den Pelzen. Von den vielen hervorragenden Schöpfungen Kampfs sind noch zu erwähnen die Wandgemälde im Kaiser-Friedrich-Museum zu Magdeburg, „Stierkampf“, „Sonntagnachmittag“, „Feierabend“, „Im Café“, „Jugenderziehung“, „Spanische Tänzerin“, „Vor dem Spiegel“, „Kartenlegerin“, „Der junge Mönch“, „Alter Faun“, „Vor der Hufschmiede“, „Demaskierung“, „Der Vagabund“, „Fuhrwerk am Abend“, „Der Spaziergang“, „Der Artist“, „Der rote Handspiegel“, „Selbstbildnis“ und so weiter.

1907 wurde Professor Kampf Präsident der Akademie der Künste zu Berlin, in welcher Stellung er einen entschieden günstigen Einfluß auf das gesamte Berliner Kunstleben ausübte.

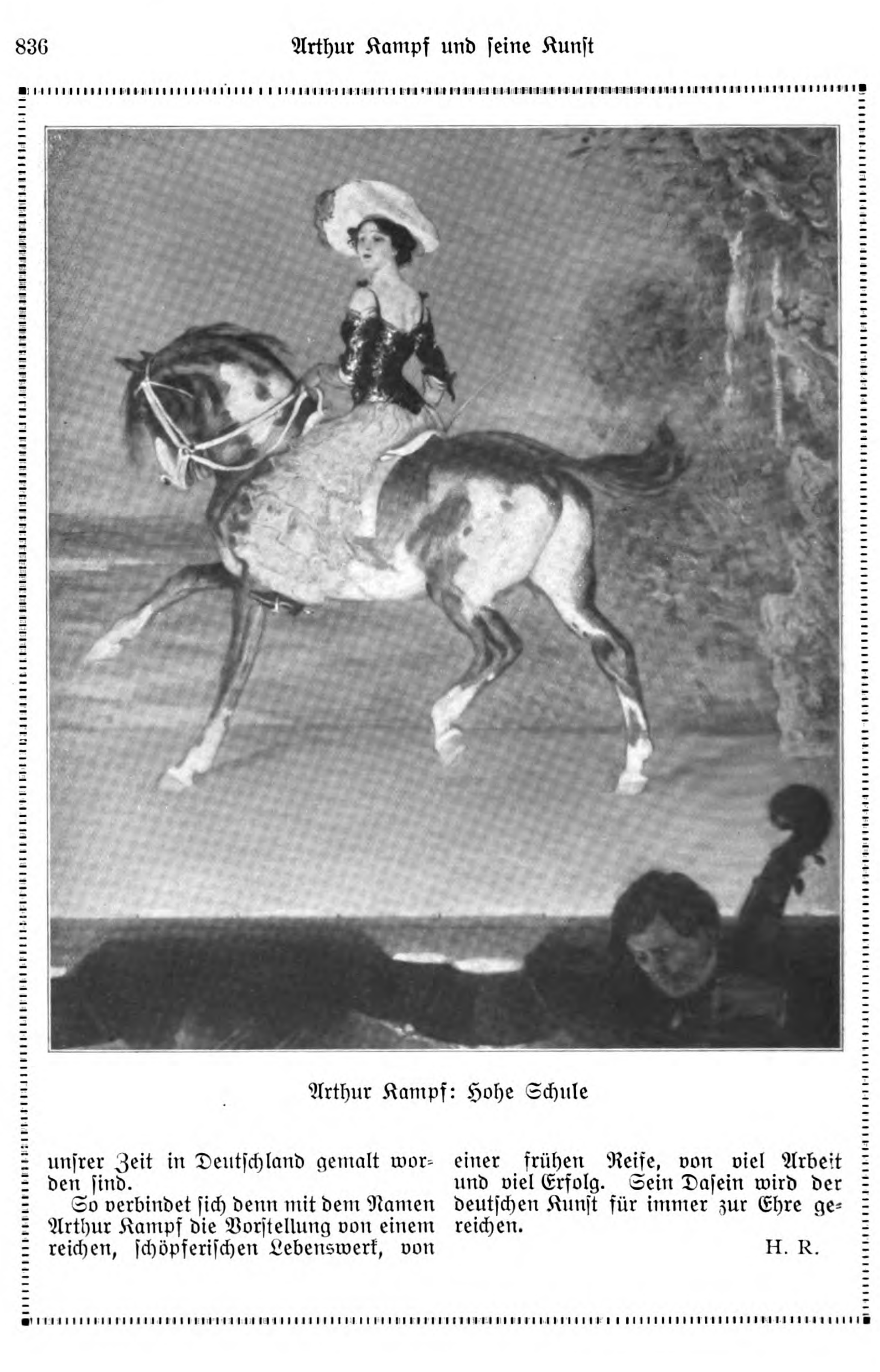
In den letzten Jahren errang der Künstler als Porträtmaler allseitige Anerkennung. Besonders zustatten kommt ihm dabei seine Neigung für den Ausdruck des wirklichen Lebens. Seine Kinderbildnisse gehören zu den besten, die in

Arthur Kampf: Der Ringkämpfer





Arthur Kampf: Volksopfer 1813



Arthur Kampf: Hohe Schule

unsrer Zeit in Deutschland gemalt worden sind.

So verbindet sich denn mit dem Namen Arthur Kampf die Vorstellung von einem reichen, schöpferischen Lebenswerk, von einer frühen Reife, von viel Arbeit und viel Erfolg. Sein Dasein wird der deutschen Kunst für immer zur Ehre gereichen.

H. R.

# Die drei Augen der Blindschleiche

## Naturwissenschaftliche Plauderei von Wilhelm Bölsche

Es hat so manches Menschenkind gegeben, dessen wahre Taten im Guten wie im Bösen längst vergessen sind, das aber unsterblich fortlebt in dem, was über es gelogen worden ist. Von einem der zierlichsten und, wenn man ihn nur genauer besehen will, hübschesten Vertreter unsrer heimischen Tierwelt gilt in stärkstem Maße, daß seit alters sein Ruhm, Name und Wert durchaus nur der Legende verdankt wird, nämlich von unsrer Blindschleiche. Drei Volkslegenden sind es, die sich an sie heften, und alle drei sind erstklassiger zoologischer Unsinn. Eine Schlange soll sie sein, immerhin ein verzeihlicher Irrtum; in Wahrheit ist sie eine echte Eidechse, die aber nach Schlangenart ihre vier Beine abgeschafft hat und auf dem Bauche kriecht. Giftig soll sie sein; ich erinnere mich des köstlichen Anblicks, wie die sämtlichen Dienstleute eines großen Kuhstalls, ein ganzer Haufen starker erwachsener Menschen, unter wildem Lärm mit Stöcken und Mistgabeln gegen ein harmlos dahinkriechendes Blindschleichlein zu Felde zogen, als gelte es einen Drachen zu erlegen; tatsächlich ist diese kleine fußlose Eidechse unsrer Heimat sowenig giftig wie die andern Echsen, die sich dort am Rain oder auf dem Gemäuer sonnen. „Blindschleiche" aber heißt der friedliche Geselle, weil die kopflose Angst, die vor ihm davonlief, sich nicht Zeit nahm, zu beachten, was er für zwar kleine, aber vollkommen wohlentwickelte zwei Äugelchen an seinem Eidechsenkopf führt. Gerade dieser dritte und letzte Irrglaube sollte in neuesten Tagen von allen aber noch einmal der eigenartigste, der paradoxeste werden. Denn eben diese „Blindschleiche", der man gar keine Augen angedichtet hatte, sollte mit zum besten Exempel werden bei einer höchst absonderlichen Entdeckung, die auf dem Gebiete der Sehmöglichkeiten zu den großartigsten gehört, die jemals gemacht worden sind. Die Blindschleiche besitzt nicht nur jene zwei Augen, sondern sie hat in Benutzung noch ein drittes, höchst geheimnisvolles Sehwerkzeug, das uns Menschen fehlt! Die erfinderische halbzoologische Sagenphantasie hat ja gern auch mit der Zahl der Augen gespielt. Fabelwesen sollten Augen am ganzen Leibe haben, wobei vielleicht die vage Kunde von herrlichen Vögeln unter ferner Sonne mitspielte, wie dem Argusfasan, dessen Federn augenartig aussehende Kugelflecken von berückendem Zauber zieren. Dem Neunauge gab die Fischerphantasie „neun Augen", wobei in Wahrheit Saugmund und Kiemenlöcher mitgezählt auf die hohe Ziffer bringen mußten. Das groteskeste Bild aber ist der Zyklop, der nur ein einziges Rundauge mitten auf der Stirn führen sollte. Die schwierige Frage sei hier nicht angeschnitten, wie die homerischen Griechen oder ihre Gewährsmänner gerade auf diese kuriose Vorstellung geraten sind. Eines aber imponiert auf jeden Fall an der reinen Idee. Ein Auge, weiter am Kopf heraufgerückt als unsre hergebrachten beiden menschlichen! Es ist ja keine Frage: für das einfache bestmögliche Sehen nach vorn ist die Lage unsrer zwei natürlichen Menschenaugen so gut, daß eine Verlagerung auf die Stirn mit Wiederzusammenziehen in ein einziges Auge gewiß nicht als Vorteil gelten könnte. Aber unwillkürlich drängt das Zyklopenauge auf etwas Drittes. Angenommen, das gewöhnliche Augenpaar ist neben ihm auch noch vorhanden und genügt dem Blick in der Frontlinie; das Zyklopenauge aber rückt noch etwas höher von der Stirn bis an die Scheitelwölbung: so entstände plötzlich ein sehr großer Vorteil. Ein Wesen mit der Zutat eines solchen „Scheitelauges" könnte (vorausgesetzt, daß es keine Hüte trägt) bei Frontstellung auch noch nach

oben oder (bei hoher Scheitellage) einigermaßen sogar nach hinten sehen. Es beherrschte ein weites Sehfeld mehr. In der Bedrängnis des Lebens aber bedeutet Mehrsehen (auch den Feind noch sehen, der von oben oder hinterrücks kommt) auf jeden Fall eine gute Schutzchance mehr. Und wieder: was so mehr schützt und nützt, das hat die Natur immer gern auch einmal wirklich gemacht. Seltsam also, daß es nicht da, dort einmal einen Versuch wenigstens auch im wahren Naturhaushalt gegeben haben sollte zu einem „Zyklopenauge" dieser brauchbaren Art — wenn nicht bei Menschen, so doch anderswo bei schädelbesitzenden Wirbeltieren.

In den siebziger und achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, das in der Tierkunde so ungeheure Fortschritte gebracht hat, verbreitete sich in engsten Fachkreisen die Kunde, es könne vielleicht wenigstens für ferne Urweltstage etwas dahin Gehendes vermutet werden. Der ausgezeichnete Anatom Leydig hatte auf dem Scheitel über dem Zwischengehirn junger Eidechsen von heute ein kleines Gebilde entdeckt, das wie ein verkümmertes Restchen irgendeines ehemals hier sitzenden Organs aussah. Andre deuteten es auf das Rudiment irgendeines Sinnesorgans. Und man brachte es in irgendeine Verbindung mit einem stummelhaften, verkümmerten, durchaus heute rätselhaften Gehirnteil dieser Gegend, der sogenannten Zirbeldrüse. Dieser „Gehirnstummel" findet sich noch bei den höchsten Säugetieren, ja bei uns Menschen erhalten, und er ist gelegentlich in der menschlichen Gehirnforschung interessant oder, besser gesagt, amüsant dadurch geworden, daß Philosophen in ihm den Sitz der „Seele" gesucht hatten, nach dem Rezept: was wir im Gehirn mit gar keinem Zweck mehr zu verbinden wissen, das muß wohl das Uhrrädchen für die Seele sein. Jetzt schien es aber, als sei diese problematische Zirbeldrüse in Wahrheit die alte Zentrale am Hirn für irgend etwas, was einmal hier in der Scheitelgegend Anschluß gehabt hatte, heute aber zum toten Gleise geworden war. Bei den Säugetieren bis zu uns hatte man noch die Ruine der Zentrale, bei den Eidechsen schien selbst das tote Gleis noch als solches nachweisbar. Dirigieren und fahren aber tat heute nirgendwo mehr wirklich etwas dort. Nun aber: die heutigen Tiere sind Enkel der Urweltstiere. Manches, das hier heute nur mehr verfallenes Haus, zugemauertes Fenster, „rudimentäres Organ" ist, war dort einst noch belebte Burg, offene Schau, funktionierender Körperteil. Findige Vorweltkenner konstatierten nun, daß eine ganze Menge der berühmten urweltlichen Saurier an ihren erhaltenen Schädeln noch ein höchst charakteristisches Scheitelloch gerade an diesem verdächtigen Fleck zeigten, so der berühmte Ichthyosaurus, die riesigen, seeschlangenhaften Mosasaurier, die säugetierähnlichen Theromorphen vom Kapland und andre mehr. Hier konnte ein sehr respektables Organ damals gesessen haben — ein Organ, das damals noch funktionierte in irgendeinem entsprechend respektablen Lebenszweck. Was aber konnte das damals für ein Organ gewesen sein? Ein Forscher meinte, es sei vielleicht ein besonderes Wärmeorgan gewesen, dessen sich diese alten Saurier, wenn sie faul in der Tropensonne lagen, bedienten, um gleichsam ein Warnsignal gegen Sonnenstich bei zu hoch steigender Scheiteltemperatur zu erhalten. Das Vorhandensein des Organs gerade bei extrem wasserbewohnenden Sauriern (wie dem Ichthyosaurus), anderseits das Fehlen seines Restes gerade bei unsern Krokodilen, die mit so besonderer Liebe in der Sonnenglut duseln, sprach gegen diese kühne Vermutung. Dagegen führte die genaue Untersuchung des heutigen Restes, wo er bei diesen oder jenen Reptilien noch bestand, allmählich mit wachsender Sicherheit auf eine andre Spur, nämlich daß es sich um ein Lichtorgan, also ein Auge, gehandelt habe. Ein Scheitelauge (Parietalauge, wie der Forscher in seiner Sprache sagt), das bei jenem alten Drachenvolk als drittes Auge neben den beiden andern irgendwie in Tätigkeit gewesen wäre! Man konnte an der heutigen Ruine noch mehr oder minder deutlich die ursprüngliche Linse und die Netzhaut feststellen, und der alte Sehnerv schien in der Tat wenigstens gegen die Nähe der heutigen Zirbeldrüse verlaufen zu sein. Besonders wertvoll wurde bei diesen Studien die noch auffällig gute Erhaltung des

Organrestes bei dem einzigen heute noch überlebenden Ursaurier der Triaszeit, der merkwürdigen Brückeneidechse (Sphenodon) von Neuseeland. Längere Zeit machte die Forschung hier halt. Das „Scheitelauge" kam als Besitztum der Urweltler, an das heute noch geringe Reste, obwohl in völlig gebrauchsunfähigem Zustande, gemahnen sollten, in alle Lehrbücher, vor allem die am nächsten interessierten geologischen. Bis es dann in jüngster Zeit endlich einem Privatdozenten in Moskau, Nowikoff, gelang, die ganze interessante Frage noch einmal neu aufzurollen und auf eine unerwartete höhere Stufe zu bringen. Nowikoff stellte nämlich nichts Geringeres fest, als daß bei unsern bekanntesten heimischen Eidechsen, insbesondere unsrer Blindschleiche, das Scheitelauge auch heute noch gar nicht als unbrauchbarer Rest, sondern in energischer Leistung vorhanden ist! Verdächtig erschien Nowikoff, daß die Bindegewebsschicht, die das alte Organ zudeckte, deutlich noch glasartig, also lichtdurchlässig war. Das Organ nahm also heute noch Licht in sich auf. Es hatte auch eine Linse, wenn schon eine schlechte. Es hatte einen Glaskörper, es hatte eine (gar nicht so üble) Netzhaut, und es hatte einen Sehnerv zum Gehirn. Vor so vollkommenem Apparat mußte die Frage akut werden, ob das lebende Tier nicht tatsächlich das einfallende Licht noch „sehend" erfasse — heute noch. Anfangs mißlangen die Versuche, dem gefangenen Tier irgendeine Äußerung abzulocken, ob es (bei Verdeckung der Seitenaugen) mit dem Scheitelauge mindestens allgemein Licht empfinde. Schließlich aber glückte ein anatomischer Beweis. Auf der Netzhaut der seitlichen Augen trat bei diesen Reptilien (wie anderswo) stets eine Änderung einer gewissen Pigmentverteilung ein, je nachdem das Auge sehend Licht aufnahm oder im Dunkeln blieb; im Dunkeln stellte sich die Netzhaut damit auf möglichste Ausnutzung auch des schwächsten Dämmerlichts ein, bei greller Belichtung umgekehrt suchte sie etwas abzublenden. Ganz genau die *gleiche* Reaktion zeigte nun die Netzhaut des Scheitelauges: auch sie *regulierte* automatisch ihre Lichtaufnahme, mußte also sehen! Nach der ganzen Sachlage schließt Nowikoff, daß das „dritte Auge" immerhin schlechter sieht als die beiden Seitenaugen. Die schlechte Linse gibt wohl keine eigentlichen Bilder der Dinge. Doch unterscheidet das Organ noch sehr deutlich Licht und Schatten. Und es unterscheidet auch an der verschiedenartigen Reizung der halbkugeligen Netzhaut die Richtung und Bewegung äußerer Abwechslungen von Dunkel und Hell. In diesem Sinne hat das immer geöffnete Scheitelauge für ein schwaches, sonst sehr schutzloses Tier, das gern auf hell belichteten Stellen ruht und dabei im Hitzedusel die Seitenaugen schließt, immer noch einen ganz gewaltigen Vorteil. Es verrät ihm das Nahen lichtabschwächender, anders belichteter, schattenwerfender Körper von Angreifern. Man versteht, daß eine fest schlafende Blindschleiche durch den Lichtwechsel geweckt wird und erwacht sogleich in der entgegengesetzten Richtung flieht, wenn sich ein Mensch auch nur von fern ihrem Ort nähert. Das Scheitelauge ist nur ein halbes Auge heute, aber es dient noch immer einem ganzen Zweck. Natürlich ist dabei nicht ausgeschlossen, daß es bei den urweltlichen Sauriern *noch besser* funktionierte als jetzt. So ist auch bei Nowikoffs Studien wieder bestätigt worden, was andre schon vor ihm vermutet hatten: es scheint auch an dieser Stelle ursprünglich ein Augen*paar* gelegen zu haben, so daß die echten Urweltler im ganzen nicht weniger als vier Augen besaßen. Noch heute bemerkt man hinter dem sehenden Scheitelauge einen zweiten Augenrest, der noch enger zur Zirbeldrüse anlenkt, aber gegenwärtig wirklich ganz verkrüppelt bleibt. Manches in der Lage und dem Gehirnanschluß spricht aber dafür, daß ursprünglich auch diese beiden Scheitelaugen *nebeneinander* anstatt hintereinander lagen: erst bei Verkümmerung des einen scheint das übrigbleibende sich vorgedrängt zu haben, so daß es jetzt die Spitze der Reihe bildet. Die Sage gab dem Schlangenscheitel ein funkelndes Krönlein. Vielleicht ist die Wahrheit noch niedlicher, die hier das Haupt eines Reptils mit einem feinen Lichtdeuter krönt, dessen Funkeln schutzbringend in sein eignes Gehirn glänzt.

# Das Hohelied des Lebens

Schwüle brütet überm Meere.
Seine Wasser atmen bang.
Da — ein Windstoß, Blitze, Donner —
Aufgestört, die Fluten stammeln,
Reden . . . schreien —: Sturmgesang —
Wogen bäumen sich und fallen,
Eilend bildend Tal und Tor —
Recken sich nicht Menschenarme
Aus der Wirrnis weit empor? —
Jauchzen höre ich und Weinen,
Kinderlallen halb verweht —
In Entzückens Hymnen tönen
Klageweisen, Hilferufe,
Orgelrauschen und Gebet,
Waffenklirren, Horngeschmetter — —
Und der Wogen Wirbel kreist
Immer wilder, bis das Brausen
Auf den höchsten Höhen gipfelt,
Sinn und Seele mit sich reißt — —

Zittern fährt durch das Gelände,
Ja, das Felsgestein erbebt,
Und mir sagt's ein Herzerschauern,
Daß das Hohelied des Lebens
Sich von diesen Wassern hebt.

Helene Bechtel

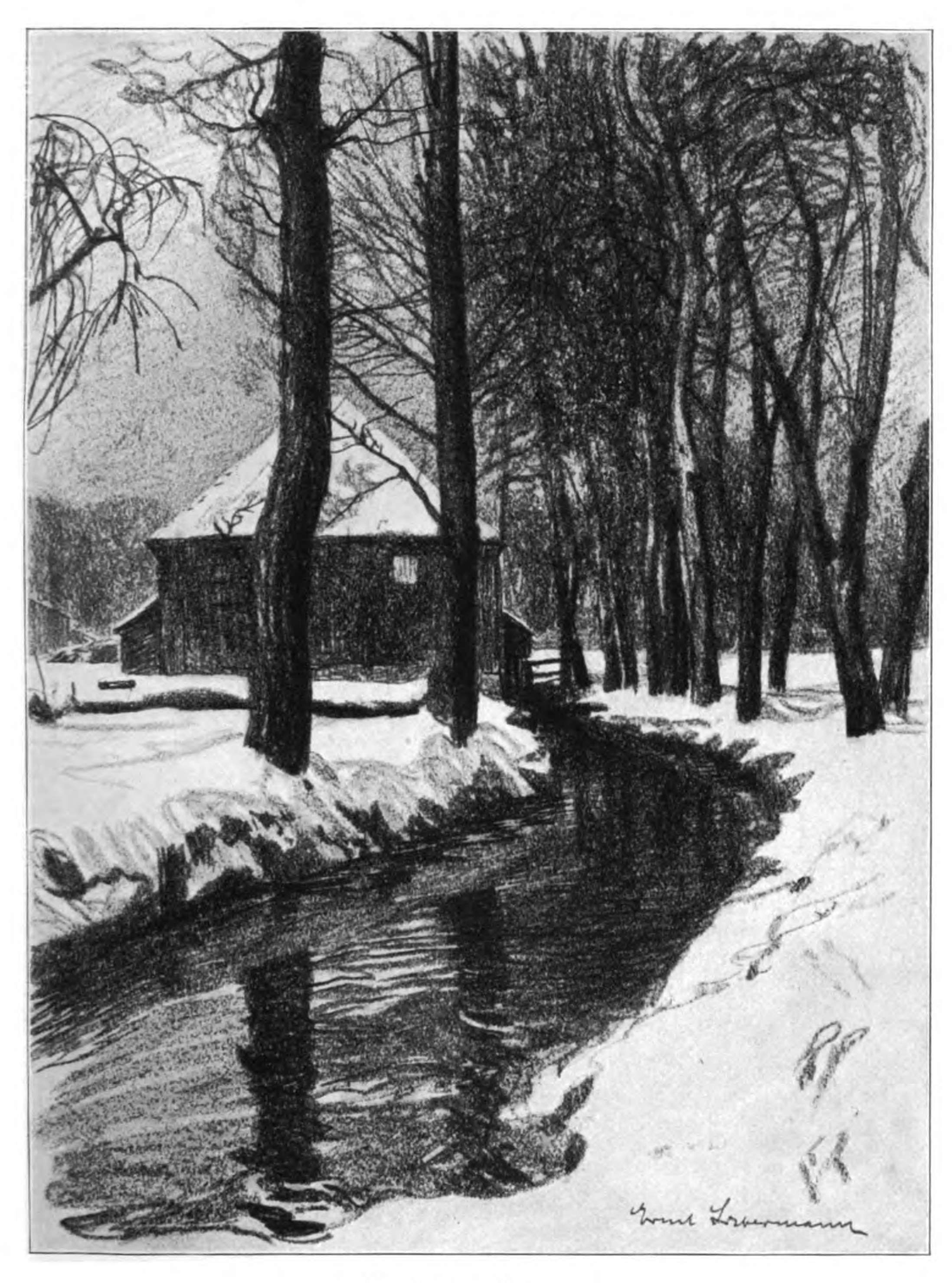
..........

# Gebet

Lasse, Gott, mich nicht im Schatten
Meiner blinden Leiden hausen,
Bis die Pulse mir ermatten.
Sieh, die Wunder warten draußen.

Mit der Hoffnung hellen Fahnen,
Gott der alten Sternenbahnen
Und der tausend Weltenwunder,
Steige auch zu mir herunter.

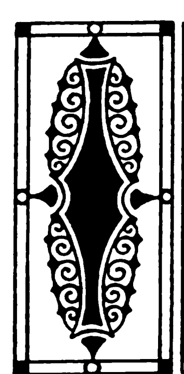
Wilhelm Schussen



Bach im Winter

Nach einer Zeichnung von Ernst Liebermann

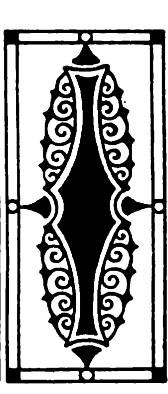




# Nach zehn Jahren

Erzählung von

Clara Sudermann



Wie ein Fremder in eine fremde Stadt zog Doktor Wilhelm Born an einem kühlen Septembernachmittag in Eylau, seinem Geburtsnest, wieder ein.

Niemand erwartete ihn. Die wenigen Personen auf dem Bahnsteig sahen ihm nach wie einem Unbekannten, der weiter nichts Auffälliges oder Interessantes an sich hat, und auch er streifte sie mit den gleichgültig übersehenden Blicken des Wandernden, der nur körperlich und ohne Aufmerksamkeit um sich schaut.

Dem kleinen, zerlumpten Jungen, dem er seinen vielgebrauchten Handkoffer auflud, gab er an:

„Nach dem Grünen Kranz zur alten Frau Born."

„Is kein Wirtshaus mehr," sagte der Bursche.

„Weiß ich, vorwärts," lautete der kurze Bescheid. Der Junge sah ihn groß an und setzte sich in Trab. Er selbst ging langsam hinterher. Durch die Bahnhofstraße mit ihrer kümmerlichen Kastanienallee, deren Bäume halb entblättert und zerzaust in dem kalten Wind schwankten. Durch die enge Badergasse, in der ein hoher Getreidespeicher mitten unter kleinen Armeleutshäuschen aufragte. Dann kam der Markt, ausgestorben und kahl, ein Tanzplatz für zusammengewirbelte Herbstblätter, und nun rechts hinauf die Grüne Straße, aus der schon Dämmerungsschatten hinausstiegen. Die Häuser, dürftig und grau, standen ziemlich dicht einander gegenüber. Sie waren alle gleichmäßig aufgebaut und getüncht und alle gleichmäßig kahl. Das vierte hatte neben dem Hauseingang einen großen Torweg, der mit einer schiefen, fahlroten Holztür verschlossen war.

Da blickte Doktor Born auf, lohnte seinen Kofferträger ab und ging durch die Einfahrt auf den Hof. Hier, am Fenster der großen Stube, die den Anbau ausfüllte, saß in einem braunen Großvaterstuhl die alte Frau Born. Sie hatte die Brille auf der Nase und das Strickzeug in den verkrümmten Gichthänden. Ein zufriedener Gesichtsausdruck lag auf dem alten Gesicht... Nun hob sie es langsam und gewahrte den Draußenstehenden. Verwundern, Erschrecken, Erkennen flogen darüber hin, und zuletzt, wie ein aufflackerndes Licht, ein frohes Lächeln.

Da ließ Doktor Born den Koffer fallen und lief in die dämmerige Stube hinein. Er nahm die alte Frau an seine Brust und drückte sie fest an sich.

„Gott sei Dank, daß du noch da bist, Mutter!"

„Du — du —" sagte sie, sich freimachend. „Beinahe hätte ich dich nicht erkannt... Herrgott, ich dacht' ja, der Vater stand draußen... Und schon graue Haare?... Und nun wirst du hier zu Hause doktern? Jung, Jung... zehn Jahre... Wir dachten, du wolltst erst am Freitag kommen. Zu tun wirst du schon haben. Der alte Burkhard hatte ja die meisten... Zu dem Doktor Heymann gehn sie ja nicht. Bloß die paar Katholischen und die Juden... Konnt' das nicht der Vater erlebt haben?... Der Wilhelm und hier bei uns Doktor!"

So und mehr schwatzte das alte Weibchen und lief dabei in der Stube herum und rückte hier an den birkenen Stühlen und glättete dort das gehäkelte Deckchen auf der Kommode und blieb zuletzt vor dem Sohn stehen, der sich in den Großvaterstuhl gedrückt hatte.

„Ja, Mutter, da wären wir also zu Hause ... Gut gegangen ist mir's gerade nicht. Geschuftet hab' ich mir das Fleisch von den Knochen." Er streckte einen vermagerten Arm vor. „Jünger bin ich auch nicht geworden, und herausgekommen ist gar nichts dabei."

„Na, jetzt bist du doch in schönem Amt und Brot," sagte die Mutter. „Und hier sparen sie ja alle. Essen mußt du bei uns, wenn du vorliebnimmst, Wilhelm ... Wohnen, das wird hernach ja wohl nicht gehn."

„Nein, das ist schon alles abgemacht, Mutter. Als mir der Sanitätsrat schrieb, daß er fortgehen wollte und mir seine Praxis anbot, hat er mir auch vorgeschlagen, seine Wohnung zum Teil zu übernehmen. Das ist bequem und gut so ..."

„Also da ... am Markt, bei Kürschner Bartkes ... ja, ja ..."

Die blöden alten Augen wurden vor Stolz naß. Sie trocknete sie mit dem Handrücken ... „Ja, ich dacht', du wolltst schreiben, wenn du kommst ... Aber deine Stube haben wir schon zurecht ... Betten bezogen und alles. Die Käthe sagte gleich: „Der kommt ungemeldet."

Der Doktor stand auf und ging eine Weile schweigend im Zimmer umher. „Noch der alte Flickenteppich," sagte er dann. „An dem hab' ich nähen geholfen ... Ja, die Käthe ist nun also ganz bei dir, schreibst du? ...

Die Mutter nickte: „Ja, gottlob ... Es bringt sich doch alles ein ... Was hat der Vater damals geredet und geredet ... weißt du noch? Wie der Kantor Müller starb, und die Marjell, die Käthe, mitten im Lehrerinlernen, und nichts mehr da, daß sie's zu Ende bringen konnt' ... Na, und da sagt' ich zu Vater ... Nein, Born, sagte ich, das Kind übernehme ich, und wenn ich's mir am Mund absparen sollte ... Und ist es nun nicht gut für mich, daß ich sie auf meine alten Tage hab' ... Ich brauch' mich nun nicht mehr viel zu rühren ... das heißt, ihr ist es auch wohl ... Sie hat sich mit ihrem kranken Herz schändlich abrackern müssen, wie sie noch Gouvernante war ... Gottchen, die weiß ja noch nichts, je, ich hole sie schon."

Der Doktor strich in Gedanken seinen Bart.

„Wo ist sie denn?"

„In der alten Kontorstube ... Das ist jetzt wieder ihre ... Ich geh' schon ..."

„Laß, Mutter, ich werde selbst ..."

Die Mutter nickte zufrieden.

„Ja, ja ... Ich mach' derweil die Lampe zurecht, daß ich dich doch ganz zu sehn krieg', du ..."

Draußen auf dem dunkeln Hausflur blieb Wilhelm Born einen Augenblick stehen. Dann schüttelte er sich und machte schnell, ohne anzuklopfen die Tür rechts auf.

In dem einfenstrigen Zimmerchen war noch bleichgraues Taglicht. Neben der Tür, die auf den Torweg hinausführte, vor der alten Kommode, kniete eine dunkelgekleidete Frau.

Bei dem Geräusch des Eintretenden drehte sie sich um und sprang auf. Ein hastiges Zucken lief über ihr Gesicht. In den Augen, die unter vorstehenden Augenbogen mit dichten schwarzen Brauen wie versteckt lagen, brannte eine hohe Erregung auf.

Sie streckte die Hände aus und ließ sie wieder sinken ...

„Wilhelm ..."

„Sieh mal, du erkennst mich also gleich?" sagte er mit nicht ganz freiem

Ton. „Und ich hätte an dir ruhig vorbeigehn können ... Du mußt damals doch noch ein Kind gewesen sein ... Jetzt bist du so groß wie ich ..."

Sie richtete sich höher auf und sagte nichts. Die Hände auf dem Rücken sah sie ihn voll an.

Unter seinen matt neugierigen Blicken bekam ihr blasses, großzügiges Gesicht eine finstere Färbung. Die Augen funkelten, der üppige Mund zog sich zusammen, und der Atem drängte sich gepreßt über die Lippen.

Auch sein Ausdruck veränderte sich. Statt des verlegen freundlichen Lächelns, das durch tiefe Kummerfalten melancholisch eingeschränkt war, überzog zuletzt eine gemachte verletzende Gleichgültigkeit sein hageres Gesicht, und seine scharfen, kleinen Augen hefteten sich fest an ihre.

So standen sie sekundenlang ohne ein Wort.

Dann trat der Doktor einen Schritt näher.

„Sag mal, Käthe, was soll das eigentlich heißen? Wir starren uns an wie ein paar Feinde, und waren doch gute Kameraden ... Ich komme ganz friedlich ..."

„Nach zehn Jahren," stieß sie höhnisch hervor. „Und was für Jahren!"

„Ja," sagte er, „Käthe, das ist nun mal nicht anders im Leben. Wir haben eine schöne Zeit zusammen verlebt — der Sommer war schön, wir beide jung, und gaben uns gegenseitig, was wir hatten."

„Du hast mein Leben schimpfiert — ich war siebzehn ..."

Wilhelm Born zuckte die Achseln.

„Und ich vierundzwanzig ... Mein Gott, Käthe, was soll es dir geschadet haben, daß wir toll und voll glücklich waren ..."

„Gebrandmarkt hat es mich ... körperlich, seelisch verelendet ... Ein Wort von dir, ein gutes Wort in der ersten gräßlichen Zeit, und alles war anders ... Aber so ... Als ich nach den Sommerferien damals wieder in die Selekta kam, elend zum Sterben — und wartete und wartete ..."

„Herrgott, Käthe, das ist eine Ewigkeit her. Und du hast doch das wirkliche Leben kennen gelernt und solltest dich jetzt nicht mit kindischen Sentimentalitäten abgeben ... Außerdem hat's nie einer geahnt ..."

„Nein, ich habe mich immer nur vor mir allein zu schämen gehabt, daß ich dem ersten, der kam, alles hingeworfen habe, Jugend und Gesundheit und alles ... Einem, der es hinterher nicht einmal der Mühe wert hielt, zu fragen ... nachzusehen ... o pfui, pfui ... das war roh ... das war schlecht ... das soll dir auf der Seele brennen ... das soll ..."

„Sei still!" befahl er. „Was verlangtest du denn eigentlich? ... Hast wohl gar, trotz der Abrede, noch an Heiraten gedacht? ... Nein, mein Kind, dazu langte es nicht ... Nicht die Kraft und nicht die Neigung ... Auf mich wartete nach ein paar Feierstunden die schwere Arbeit ..."

„Ich hasse dich, ich verabscheue dich," sagte sie tonlos.

„So?! Weshalb kamst du denn gerade zu meiner Mutter? ... Die Welt ist doch groß genug. Und du bist jung und konntest dich auch anderswo nützlich machen. Nützlicher als hier ..."

„Wilhelm," schrie sie und fuhr sich mit beiden Händen durch die schwarzen Haare, „wo sollte ich denn hin? Ich habe niemand, und ich bin krank ... Acht Jahre von Haus zu Haus gegangen, und immer mehr arbeiten müssen, als ich konnte ... Meine letzte Stelle wurde mir gekündigt, da trieb mich die Not her, Wilhelm. Not und Krankheit ... Und wer konnte denn ahnen, daß du auf immer herkommen wolltest?"

„Ja, das konnte keiner ahnen," sagte er und setzte sich auf den Stuhl am Fenster. „Wenn mir einer vor zehn Jahren gesagt hätte, daß ich in diesem ver-

wünschten Nest einmal die Praxis vom alten Burkhard übernehmen würde, dem hätte ich ins Gesicht gelacht ... Und nun sitzt man doch da ..."

Er zog eines der fahlen Schnurrbartenden durch die Lippen und brütete vor sich hin.

„Warum denn? Warum bist du nicht in Wien geblieben?" fragte Käthe mit demselben Widerwillen im Ton.

„Ach ... warum soll ich's übrigens auch nicht aussprechen ... Es ist mir schlecht gegangen, Käthe ... Ich habe mich — nun, sagen wir unter uns — etwas blamiert."

Er lachte voller Bitterkeit.

Käthe kam einen Schritt näher und sah ihn musternd an.

„Ja, man merkt's ... Du hast viel durchgemacht?" sagte sie hart, aber doch voll auffordernder Teilnahme. „Du bist wohl irgendwie ins Unglück geraten, wie es ja euch Ärzten durch einen Zufall passieren kann, wohl gar mit dem Staatsanwalt ..."

Er stand auf.

„Unsinn ... Es ist eine elende Sache, an der man erstickt ..."

„So sag's doch."

„Warum nicht — ja doch," sagte er gleichgültig. „Es tut sogar gut, einmal so etwas hinauszuschreien, zur Abwechslung einmal nicht bloß gegen den Wind. Außerdem wußtest du auch schon vor Jahren, aus meiner letzten Studentenzeit, daß ich hinter einer neuen Entdeckung herjagte — Adernerkrankungen ... weißt du noch ..."

Ihr Gesicht verzog sich in Bitterkeit.

„Höhne nur, höhne, das schadet nichts. Wenn man Tag für Tag und Nacht für Nacht auf sich selber herumhaut, müssen ein paar Nadelstiche von einer boshaften Frau ja eine wahre Erleichterung sein."

Nun sah sie ihn wirklich böse an.

Er aber warf die Lippen geringschätzig auf.

„Ja, vor fünf Jahren war meine große Idee in der Theorie da ... Eine neue Kontraktionsmethode, teils durch chemisch ... doch — das ist ja gleichgültig — etwas Neues, Großes war es ... Ein weites Feld abgerungen, vielen Verlorenen eine Hilfe — und für einen selbst der Gipfel ... Ich brauchte Experimente — das Glück verschaffte mir die Gelegenheit. Ich kam in die Abteilung für innere Krankheiten zu Frotha, unbesoldet ... Die Privatpraxis, die sich zugefunden hatte, gab ich auf ... Ich habe unter Schwierigkeiten ... ach, das läßt sich ja gar nicht erzählen — so kaltblütig ... Aber diese Entbehrungen, diese Intrigen, Verantwortung, Verschleierung bei den Experimenten ..."

„Auf so ein paar Menschenleben kam es dir dabei natürlich nicht an?" fragte sie höhnisch.

„Nicht im geringsten," gab er ebenso zurück. „Nein, nein," er richtete sich auf, „in ehrlichem Ernst gesprochen — es kam mir nicht darauf an ... Ich habe die Sterbegeschichte von fünf Menschen — wertloses und verlorenes Menschenmaterial übrigens — erweitert ... Unter Blutschwitzen hab' ich also mein Buch geschrieben ... der letzte Strich fertig — alles zum Druck fertig — auch der Verleger da — und ich betrunken vor Freude — da ..."

Er ballte die Fäuste gegen die Schläfen ...

„Was — was?"

„Da kommt dieser verfluchte Italiener, der Discercia, und bringt seine Abhandlung über meine Materie. Schon fertig — und meines sollte erst gedruckt werden ... Aber nun das Schlimmste ... Ich lese — und lese mit einem Teil meiner Experimente das Gegenteil meiner Aufstellungen bewiesen — und — der Hund hat recht ... Der Hund hat recht ..."

Er schlug mit der umgekehrten Hand auf das Fensterbrett und sah abwesend vor sich hin.

Käthe warf den Kopf zurück.

„Wenn dein Buch noch nicht gedruckt war, ahnt ja niemand ...“

„Schöner Trost ... Und meine verlorene Arbeit — meine Hoffnungen, mein verlorenes Selbstvertrauen ... Meinst du, wenn ich davon noch einen Funken übrig hätte, säße ich hier auf dem Sande ...“

Käthe trat dicht vor ihn hin.

„Und meine verlorene Jugend und Gesundheit, mein verlorenes Selbstgefühl — siehst du?!“

Er schob sie von sich.

„Ja so,“ sagte er. „Ich vergesse ja, wem ich von meinem Unglück erzähle ... Du bist ja selbst so voll von deinem eignen, eingebildeten, und ich sehe ... ja, wahrhaftig ... das ist ja Schadenfreude ... Pfui, Käthe — laß mich hinaus ... Und ein für allemal ... wir sehen uns ja ab und zu — wenn du hierbleibst. Bilde dir nicht ein, daß wir noch einmal von intimeren Dingen reden werden. Und mäßige deine Blicke — deinen Ton — sonst —“

„Sonst?“ fragte sie.

„Ach nichts —“ sagte er widerwillig. „Mir ist ja alles egal. Ich habe den Kopf voll von andern Sachen ... Also tu und mach, was du willst — aber mich laß in Frieden mit Vorwürfen und Erinnerungen und solchen Geschichten.“

Sie biß die Zähne zusammen und schlug die Augen nieder.

Er sah noch einmal nach ihr. Sie stand in dem Fensterrahmen. Ihre hohe Gestalt in dem schwarzen Kleide schien das kümmerliche Dämmerlicht, das vorher noch die Stube angefüllt hatte, aufgeschluckt zu haben. Es war fast dunkel.

Einen Augenblick blieb der Doktor noch stehen; als sie kein Wort sagte, ging er hinaus.

In der Wohnstube jenseits des Korridors brannte die Lampe. Die Mutter hantierte in der Küche nebenan.

„Ich geh' noch fort,“ rief er ihr zu, „und mach dir keine Umstände mit mir, Mutterchen. Verwöhnt bin ich nicht ...“

Die alte Frau kam doch angelaufen. Sie hatte die Küchenlampe in der Hand, hob sie hoch und besah ihn.

„Und das is mein Kind ... mein Jung ...“

„Ja, das ist dein Jung. Und nun setz mal die Küchenlampe hin und nimm seinen alten, häßlichen Kopf in deine Hände und wünsch ... Ach — das ist ja alles gräßlicher, sentimentaler Unsinn ... Guten Abend! Und wenn ich wiederkomme, Mutter, laß mich still in dem alten Großvaterstuhl sitzen ... Und allein wollen wir zwei den ersten Abend sein, ohne Fremde, ja?“

Damit lief er hinaus.

Und lief durch das Städtchen. Vorbei an der verwitterten Mauer des Amtshofes, die ehemals den Zuggraben der alten Ritterburg eingefaßt hatte, den Landweg zur Oberförsterei hinunter, und dann entlang an den weiten Mooren, aus denen raschelnde Schilfbüschel aufstiegen, über die verspätete Wasservögel geräuschlos strichen, deren jenseitige Ufer schwarzes Kieferngestrüpp, zwerghaft und häßlich in den Umrissen, abgrenzte.

Trostlos, einsam, reizlos ... Ein dunkles Bild, von laufenden Abendschatten überhuscht, mit gelben, verblassenden Lichtern am Horizont spärlich gefleckt, eine Welt verkörpernd, aus der Freude, Hoffnung und Vorwärtsstreben gewichen sind.

Dieses Bild begleitete den Doktor Born, der frierend den Fußweg am Ufer entlang ging, der scheuen, widerwilligen Blicks aufsog, was sich um ihn aus-

breitete, und der zuletzt auf dem Rückwege, als es immer dunkler und stiller wurde, die Fäuste ballte und abgebrochene Worte vor sich hin sprach.

Als er wieder in die Stadt einbog, waren schon die Laternen angesteckt. Sie brannten trübe und in langen Abständen, und alles sah weiter und größer aus in diesem ungewissen Licht.

Auch sein Elternhaus. Alle Fenster darin waren dunkel, nur aus dem der alten Kontorstube fiel ein gelbes Lichtherz durch den Ausschnitt der Holzläden auf die Straße.

In Gedanken starrte er darauf hin, dann ging er zum Torweg und machte die Tür auf.

Die Einfahrt war ganz dunkel. Auch die Hoftür schien geschlossen, nur ein paar trübgraue Streifen fielen als einzige Lichter durch ihre Ritzen in den Raum.

Doktor Born tastete die Wand entlang.

Da drängte sich etwas an ihn. Er fuhr zurück, da schlangen sich ein Paar Arme um ihn, fest und weich.

„Wer? ... Käthe?“ ...

„Wilhelm, ja, ich bin es ... Wilhelm, ich sah dir vorhin nach, als du über die Straße gingst. So elend — so elend ... Ach ... Wilhelm — da hab' ich auf dich gewartet ... Du kamst ja immer durch die Einfahrt ...“

„Was willst du?“ ...

Die Arme schlangen sich fester um ihn.

„Armer Wilhelm ... armer Wilhelm ...“

Sein Gesicht wurde von ihren Tränen naß.

„Laß mich doch, Käthe,“ sagte er in schwacher Abwehr.

„Nein, Wilhelm — nein ... Hier, im Dunkeln muß ich's dir sagen ... Ich habe dich ja lieb wie damals — nein, tausendmal mehr ... Ich hab' ja all diese zehn Jahre nur an dich gedacht ... Tag und Nacht ... Und immer gewartet ... Und vorhin, in die Arme wollt' ich dir fliegen ... aber du ... Und jetzt seh' ich, wie du dich grämst ... Da drängt sich etwas aus mir heraus ... Und für mich will ich nichts — gar nichts ... nein ... nein ... Aber das Herz möcht' ich mir ausreißen und dir hinhalten ... nur daß du wieder lachst und arbeitest.“

Er schüttelte sie von sich.

„Laß mich, Käthe ...“

Sie hielt ihn fest.

„Laß mich ... wir haben zusammen nichts mehr ... Was fehlt dir? — So laß mich doch ...“

„Nein ... nein.“ Sie zog ihn mit sich.

„Sieh diese Tür ... vor zehn Jahren hast du den Pfahl da“ — sie bückte sich und zog einen anscheinend fest eingerammten Pfahl aus dem Boden vor der Tür, an der sie standen — „den hast du damals losgemacht, damit du unbemerkt zu mir hinein konntest ... Weißt du nicht mehr?“

„Ich weiß schon,“ sagte er fröstelnd.

Sie stieß die Tür auf. Die führte in die Kontorstube, ihre Stube.

Beide standen nun im hellen Lampenlicht.

Sie ein glühendes, schönes Weib, sehnsüchtige Liebe, heißes Mitleid in den Augen — er ein grämlicher, alternder, verbitterter Mann, lichtscheu nach der dunkelsten Ecke der Einfahrt blickend, als ob er sich vor dem Überschwall an Licht und Liebe da hinein verkriechen wollte.

Aber schon hatte sie ihn in das Zimmer hineingezogen, aus dem er vor ein paar Stunden zornig und widerwillig hinausgegangen war.

„Was bedeutet das alles? ... Was soll ich hier?“ fuhr er sie an.

„Du sollst an die Sommernächte denken,“ sagte sie leise und demütig, „in

denen wir da auf dem Bettrand saßen, Hand in Hand ... oder dein Kopf an meiner Brust ... Und an die schöne, gute Welt von damals sollst du denken — und dann ..." sie breitete die Arme aus — „dann sollst du wiederkommen und hier — hier weinen — weil alles so anders ist, als man's sich gedacht hat — und dann ..."

„Liebes Kind," sagte er und sah nach der Tür, „quäl dich nicht und quäl mich nicht ... Was du da sagst ..."

„Hör nicht auf das, was ich sage," unterbrach sie ihn hastig. „Ich hab' ja solche Herzensangst, daß ich nicht das Richtige finde — denn wenn ich das fände, dann mußt du ja kommen und bleiben ... Es ist ja menschenunmöglich ... Sieh, ich will ja nur dasein, wenn du keine bessere hast. Ich bin bloß für dich da ... Leib ... Seele ... jeder Gedanke ... all die zehn Jahre ... Und jetzt, wo ich dich wieder hier hab' ... Komm, komm ... Geh nicht weg ohne ein gutes Wort ... Du nimmst mein Leben mit, wenn du gehst — mit so kalten Augen — vielleicht böse wegen vorhin ... Ach nein ... das war ja ..."

Glühend, schwer atmend, mit angstvoll bettelnden Augen sah sie ihm ins Gesicht.

Aber er streckte abwehrend die Hände aus.

„Du bist sehr aufgeregt, Käthe," sagte er betont ruhig. „Du mußt dich zusammennehmen. Ich kann da nicht mit, und ich will auch nicht ..."

„Du willst auch nicht ..." sagte sie nach.

Und die Glut aus ihrem Gesicht wich, die Spannung der Glieder ließ nach, und eine plötzliche Erschöpfung machte sie schlaff und weich.

Sie schleppte sich die zwei Schritte zum Bettrand, setzte sich darauf und sah mit verblaßten Augen zu ihm auf.

„Geh nun," sagte sie matt.

Er reichte seine Hand herüber. Sie nahm sie nicht.

„Nein, Käthe — ein für allemal — mir ist die Lust an Aufregungen solcher Art längst vergangen, wie die Lust zur Liebe überhaupt ... Ich kann dich nicht brauchen — ich kann keine brauchen. Willst du das nicht begreifen, dann können wir eben nicht zusammen hier hausen — und es ist besser —"

„Ich gehe," sagte sie tonlos.

„Versuch's mit dem Bleiben, Käthe ... Du überwindest es schon ... Es ist ja auch alles nicht wahr ... Einbildung ... Vorhin warst du ganz vernünftig. Quäl uns nun nicht mehr."

Sie schüttelte den Kopf.

„Gute Nacht, Käthe ... Komme nicht mehr herüber ... Wir sind beide wohl müde ... Gute Nacht!" ...

„Du sagst das so weich und gut ... Noch einmal ..."

Sie machte die Augen zu.

„Gute Nacht," sagte er und ging.

Eine Stunde wohl nach dem einfachen Abendbrot aß er erschöpft bei der Mutter, die ihm tausenderlei erzählte, was in der langen Zeit im Ort vorgegangen war. Dann suchte er seine alte Studentenstube im Giebel auf und streckte sich in den dicken, lavendelduftenden Federbetten.

Einmal, schon halb im Schlaf, sprang er auf. Er hatte vergessen, die Tür zuzuschließen.

*

Am nächsten Morgen weckte ihn lautes Klopfen.

„Wilhelm! Wilhelm!"

Es war die Mutter.

„Komm doch schnell, die Käthe macht gar nicht auf. Am End' ist ihr was passiert. Ich hab' schon solche Angst ..."

In wenigen Augenblicken war er fertig und stand mit der Mutter an Käthens Stubentür.

Alles Rütteln vergeblich.

„Hol ein Hackmesser ... oder Beil."

Die Alte lief in die Küche.

Er rüttelte noch einmal, da gab das Schloß nach, die Tür wich.

Hoch oben, der Tür gegenüber, die zum Torweg führte, baumelte ein Strick, ein umgefallener Stuhl lag davor.

Er sprang vorwärts.

An dem rechten Türpfosten zusammengesunken, augenscheinlich vom Stuhl herabgestürzt, ehe sie ihren Vorsatz ausführen konnte, so fand er Käthe.

Sie war nur mit ihrem langen Nachthemde bekleidet, der Kopf hing über die Brust, und die langen schwarzen Zöpfe fielen auf den Boden.

Er riß hastig den Strick herab, dann hob er sie auf und schleppte sie in das Bett, das noch die Eindrücke ihres Körpers zeigte.

„Starken Kaffee ... Äther," rief er angstvoll der Mutter zu, die eintrat und aufschreiend davonlief.

Und dann, allein mit ihr, stieß er die Läden auf und begann zu arbeiten ... unaufhörlich ... die üblichen Bewegungen mit ihren Armen, die sich gestern noch so fest um seinen Hals geschlungen hatten und nun schon kalt waren.

Vergebens ... Das Herz schlug längst nicht mehr. Der Tod hatte schon hinter ihr gestanden, als sie ihn rief ...

Schwindlig richtete Wilhelm Born sich endlich auf. Eine kümmerliche gelbe Herbstsonnenwelle schlug eben ins Zimmer.

Da sah er, wie die offenen, gebrochenen Augen klagend aufstarrten, wie die Brauen schmerzvoll zusammengezogen waren und wie ein krampfiger Leidenszug den erblaßten Mund umschloß.

Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er griff nach der Decke.

Aber wie seine Blicke noch einmal diesen blühenden Menschenleib umspannten, der nur für ihn auf der Welt gewesen war — „Leib — Seele — jeder Gedanke" — da zwang es ihn plötzlich zu Boden.

Er legte den Kopf auf die erkaltete Brust. Erlösende Schauer leidenschaftlicher Sehnsucht überrieselten ihn ...

„Käthe — wach auf — Käthe ... Käthe!"



# Vom Hellespont zum Bosporus

Von

Felix Lorenz

Wer hier mit Kraft regiert, dem gehört die Welt!" so behauptete Fallmerayer, der Orientalist, von der Rätselstadt am Goldenen Horn; aber lange vor ihm — eine stattliche Reihe von Jahrhunderten schon vor ihm! — war das auch die Meinung jener europäischen Herren, denen das im Spiegel der Meere erglänzende alte Byzanz wie ein schöner Traum vorschwebte, den man so gern in Wirklichkeit verwandelt hätte! Seit Konstantin, der erste Christenkaiser, dieser Stadt seinen Namen gegeben und sie mit Begeisterung und ohne Rücksicht auf die Zechinen im Geldbeutel zu einem neuen prunkenden Rom des Ostens gemacht hatte, war diese „Atlantis der Glückseligkeit" von ungezählten Beutegierigen aus Nähe und Ferne umschwärmt, von Persern und Mongolen, von Arabern und Genuesen, von Bulgaren, Avaren, Russen und Kreuzfahrern aller Länder Europas. Freilich war der Reiz immer gewaltig genug, die „Weltmutter" Konstantinopel in die Arme zu nehmen. Niemals gab es je eine solche Situation für die Entwicklung zur Weltstadt wie hier: drei Erdteile neigen sich ihre Stirnen entgegen, drei Meere dringen durch die Verbindung großartiger natürlicher Zufahrtsstraßen ineinander, Morgenland und Abendland tauschen an dieser unvergleichlichen Stelle ihre Religionen, ihre Legenden, ihre Waren aus. Die Liebe und die wütende Eifersucht zahlloser Völkerschaften wachen an den Uferherrlichkeiten des Bosporus, der das Schwarze Meer aufschließt; über dem sprachenbunten Markthafen des Corne d'or, über den Meeresschauplätzen uralter Sagen und Heroenkämpfe, dem breitbuchtigen Marmarabecken und der vielberühmten Straße der Dardanellen, die zum Ägäischen und zum Mittelmeer alle Wege des Handels und der Macht öffnet — wenn hier einmal „mit Kraft regiert" werden sollte...

Dies war einmal, aber es ist lange her. Wenn man an der gewaltigen Stadtmauer des Theodosius, die heute noch die Mysterien des alten Stambul einschließt, träumend entlang reitet oder unter den Sternenkuppeln der Riesenmoscheen wandelt, in denen wilde Vergangenheiten eingeschlossen sind, so steigt aus Aschenbergen, Trümmerfeldern, Blutmeeren das Gespenst der Geschichte dieser unbegreiflichen Stadt herauf und flüstert einem schaurige Wahrheiten ins Ohr. Sie erzählt aus dem langen Jahrtausend eines Krieges zwischen Orient und Okzident, eines ewigen Glaubenskampfes zwischen Kreuz und Halbmond, eines unausrottbaren Interessenstreites, der alle Staaten Europas gegen diese goldene Balkanecke mobil gemacht hat und noch nie eine Lösung hat finden können. Denn die politischen Dinge und die wirtschaftlichen Vorteile sprechen an dem Völkertor von Stambul eine laute Sprache; in all der Naturherrlichkeit, die hier um Städte und Meere gebreitet ist, die Humboldt und Byron in Verzückung versetzte, lauern seit dem Sturz des byzantinischen Reiches — und das ist acht Jahrhunderte her — Spannungen über Spannungen. So mild auch die Luft am Goldenen Horn weht, es ist nie eine Luft des Friedens gewesen.

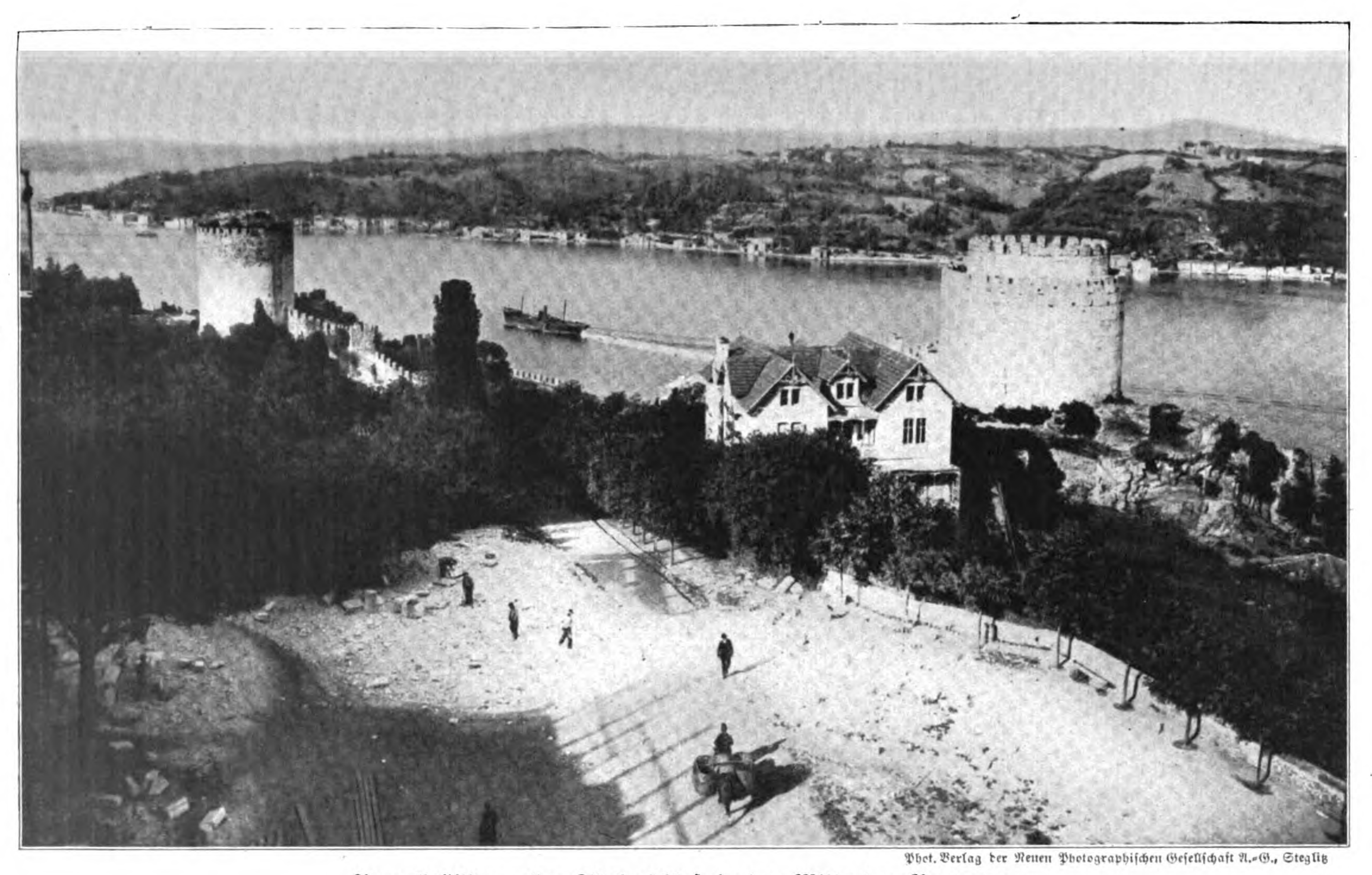
Auch die hunderttausend Kreuzfahrer des Mittelalters waren ja keine Friedensbringer; ihre Spuren bezeichnen vielmehr

Trümmer und Ruinen. Die von Glaubenswut Entbrannten hausten vandalisch in den Zauberschlössern und Prachtgärten der alten Kaiser, und heute sieht man nur noch kümmerliche Reste der beispiellosen Kunstschätze von einst. Von dem kurzen lateinischen Kaiserreich, das die Kreuzfahrer errichteten, weiß die Bosporuswelle wenig mehr, aber sie errauscht mächtig, wenn die Erinnerung an die Türkenglorie über sie hinfährt; an die Errichtung des seltsamen Osmanenstaates, seinen glänzenden Aufbau durch den großen Mehemet, der Konstantinopel vor viereinhalb Jahrhunderten den Türken eroberte, diesen verwegenen Nomadengästen aus dem asiatischen Turkestan, das noch ihr Hirtendasein gesehen hatte. Nun waren sie siegende Eroberer wie ehemals Attilas Hunnen geworden, und Europa erbebte unter ihrem Ansturm. Der Halbmond verdrängte das Kreuz in Konstantins Stadt, das Krummschwert Selims eroberte Ägypten, das des prächtigen Suleiman Ungarn. Mit Schrecken sahen die europäischen „Kulturstaaten“ die Großmacht der Türkensultane auf dem Balkan erstehen, die Position der Christen dort zusammenstürzen und den reichen Osten des Mittelmeeres für alle Spekulationen verloren gehen. Der gewaltige Handel, den Frankreich nach der Levante treibt, zwingt Franz I. und Heinrich IV., sich schnöde um die Türkengunst bewerben und Freundschaftsverträge mit ihnen schließen zu müssen, und Ludwig XIV. ist bereits so von ihrer politischen Machtstellung überzeugt, daß er ernstlich den Plan erwägt, sich in die Herrschaft über ganz Europa mit ihnen zu teilen!

Das ist drei Jahrhunderte her — seitdem ist die Balkanfrage, wie sie heute aussieht, in den europäischen Kabinetten „heimisch“. Eine unabsehbare Reihe von Kriegen zwischen Türken, Serben, Ungarn, Russen, eine endlose Kette diplomatischer Verwirrungen zieht sich durch diese drei Jahrhunderte. England, Frankreich, Österreich, von gegenseitiger Eifersucht zerfressen, und die nach Unabhängigkeit strebenden Serben und Bulgaren kämpfen gegen die mühsam aufrechterhaltene Türkenmacht; aber seit Peter I. will vor allem Rußland mit offenen und mit heimlichen Mitteln die Herrschaft vom Bosporus bis zum Hellespont — dem Weg ins Mittelmeer — gewinnen. Es war Peters erstes und letztes Ziel, das Stambul des Propheten zur zweiten, südlichen Hauptstadt Rußlands zu machen.

Menschen von feinen künstlerischen Instinkten werden es nicht bedauern, daß dieser schöne Traum nicht in Erfüllung gegangen ist. Konstantinopels orientalisches Gepräge, die Großzügigkeit seiner ganzen Erscheinung, die vor allem in der Monumentalität seiner religiösen Architektur wurzelt, die zauberischen morgenländischen Geheimnisse seiner Brunnen und Gärten, die pittoresken Zerfallenheiten seiner Gassen, die Märchenhaftigkeit seiner Silhouette inmitten der Meeresfluten wäre mit der Einfuhr einer slawischen Kultur ein für allemal dahin. Und ein wildfremdes Element dränge in die großen Erinnerungen, die um diese Küsten raunen, Erinnerungen, die mit der antiken Heldensage, den Gesängen Homers, unsrer alten Jugendliebe für die klassische Blüte Griechenlands unlösbar verknüpft sind. Diese durch eine unvergleichliche Tradition fast geheiligten Gewässer, in deren Zentrum sich Konstantinopel mit selbstverständlicher Majestät aufbaut, dürfen uns nie fremd werden. Eine Fahrt durch ihre lockende Bläue zaubert lauter Unvergeßlichkeiten herauf.

Die schönlinigen Inselgruppen des nördlichen Ägäischen Meeres entsteigen, von einem purpurnen Duft umweht, mit weinfrohen Küsten den Wogen. Mytilene, das berüchtigte Lesbos; das schimmernde Lemnos. Dann erscheint zur Rechten der Schauplatz unsterblicher Taten: die Ebene der alten Troas mit der ihr vorgelagerten Insel Tenedos, von Homerischem Lied umklungen. Man erkennt vom Schiff aus bei einigem guten Wetter und Willen die Stätte der Ausgrabungen Schliemanns, der die herrliche Vergangenheit aus dieser Heldenerde hob... Aber wir nähern uns schon dem Hellespont der Alten, jener ruhmreichen Meerenge, die heutzutage Dardanellen genannt wird und



Phot. Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Steglitz

Rumeli-Hissar, altes Türkenschloß in der Mitte des Bosporus

ebenso wie der Bosporus stark befestigt ist. Das erste Fort, das die vier Kilometer breite Einfahrt bewachen soll, Kum Kalé, liegt freilich zerfallen und scheint den Untergang des alten thrazischen Chersones zu betrauern, das sein Gegenüber darstellt. Wieder aber klingt das trojanische Heldenlied ans Ohr: denn die Sumpfebene des Skamander wird sichtbar und die denkwürdige Stelle der Flußmündung, vor der sich das Schiffslager der Griechen dehnte. Die Weiterfahrt bringt schließlich die Stätte von Dardanos, wo die engste Stelle der Wasserstraße mit kaum 1350 Metern erreicht wird. Hier ruht der Blick auf den schon von Mehemet II., dem Eroberer Stambuls, errichteten, höchst malerischen Dardanellenschlössern, die sich von der europäischen und der asiatischen Seite entgegendrohen und von starken Erdwerken umlagert sind. Das asiatische Schloß sieht auf die Stadt Tschanak Kalesi (Topfburg) herab, von den Europäern kurzweg Dardanellen genannt. Es ist die größte Ortschaft an der Meerenge.

Forts folgen nun auf Forts, bis die Erinnerung wieder stillesteht an einem sehr merkwürdigen Punkt, an dem Sage und Geschichte mit gleichem Recht Anteil haben. An der nächstengsten Stelle lagen sich, als die alten Götter noch hier residierten, die Städte Sestos und Abydos gegenüber — es ist die Stätte der lieblichsten Sage des Altertums: von Hero und Leander, deren Herzen hier Amor mit dem Pfeil der Schmerzen rührte. Die Geschichte berichtet, daß Xerxes und Alexander der Große hier über die Meerenge setzten. Und es nimmt nicht wunder, daß Lord Byron, der in Venedig das Schicksal des Marino Falieri nachzuempfinden suchte, indem er sich eine Nacht in dessen unterirdischen Kerker einschließen ließ, auch hier Gefühle, die ihn bewegten, zur Auslösung brachte, denn er schwamm eines Tages über die 1450 Meter breite Meerenge und kam glücklicher als Leander hinüber (dessen Andenken übrigens jenseits des Marmarameeres, mitten im Angesicht von Konstantinopel, ein schöner Leuchtturm festhält).

Noch einmal hebt sich bei Ägospotamoi die Hand der Geschichte: dort trugen die Spartaner einst den entscheidenden Seesieg über die Athener davon — dann öffnet sich plötzlich die Dardanellenenge ins weite, sanftblaue Marmarameer, der Alten Propontis. Die Ortschaften treten weiter zurück, doch wird die Ebene des alten Granicos sichtbar, denkwürdig durch den ersten Sieg Alexanders über die Perser. Und noch manchmal hält bei dem Aufklang eines uralten Namens das Gedächtnis einen Rückblick. Bis in blauen Schleiern die Bergkuppen der Prinzeninseln sichtbar werden, lieblicher Gefilde voll, auf denen sich die elegantere Welt von Stambul, Effendis, Beis und Paschas, vor allem auch die Europäer, gern zusammenfindet. Nun aber rücken das europäische und das asiatische Ufer einander wieder näher, Vorstädte künden sich links und rechts und weit im Vorblick auf den Hügeln an, und endlich entwickelt sich in einem bestrickenden Panorama das unvergeßliche Bild Konstantinopels: hier das dichtgedrängte Häusermeer des eigentlichen Stambul, von unzähligen Kuppeln und Minaretten überragt, eine Wunderwelt von Moscheen, Schlössern und Gärten; drüben ansteigend die Europäerstädte Galata und Pera, von einem gigantischen Turm beherrscht; auf der asiatischen Seite das uralte Skutari mit seinen Zypressenfriedhöfen und verfallenden Holzhäusern.

Das Bild rundet sich zu höchstem Glanze bei der Einfahrt ins Goldene Horn, den Riesenhafen, von brausendem Leben erfüllt, voll von den Schiffen aller Völker; auf hochberühmten Brücken wogt das Gedränge des Abend- und Morgenlandes wild und bunt durcheinander, und über dem allen blitzen die goldenen Halbmonde der Moscheen durch den flutenden Sonnenglanz, in dem sich die herrliche Stadt badet. Ihre ganze Schönheit entfaltet sich bei dem heiligen Dorf Eyub, am Ende des Goldenen Horns, wo die Berghöhe einen Rundblick von ergreifender Gewalt erschließt.

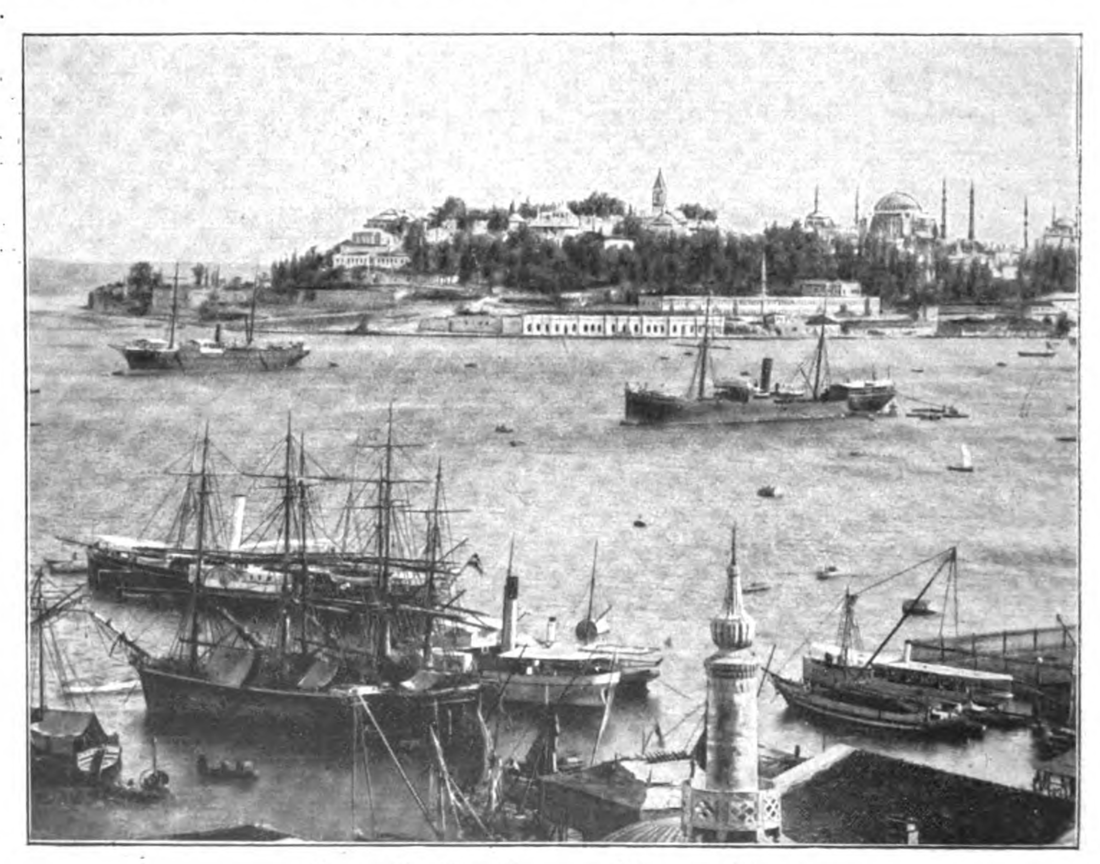
Eine Fahrt durch den Bosporus ist für jeden, der das alte Byzanz besucht, so selbstverständlich wie für den Ägypten-



Die Galatabrücke in Konstantinopel

fahrer der Weg zu den Pyramiden. Landschaftsbilder von großer und heiterer Anmut entrollen sich an seinen hohen Ufern, die mit Siedlungen aller Art, Palästen und Burgruinen, Villeggiaturen und malerischen Dörfern übersät sind — ein ewig wechselndes Panorama, aus dem die Prachtschlösser der Sultane, besonders das mächtige Marmorpalais Dolmabagdsche-Serai (die Residenz Mehemet V.), aber auch die herrlichen Bauten der Gesandtschaften, die weißen Villenorte der Europäer mit ihren immergrünen Gärten blendend heraustreten: Therapia, Bojükdere. Später erhält der Bosporus, der seinen Namen („Rinderfurt") der alten griechischen Sage von der in eine Kuh verwandelten Jo verdankt, ein ernsteres Gepräge: die malerischen Türme und Mauern des alten Türkenschlosses Rumeli-Hissar tauchen auf, andre Burgen erscheinen, und neben den Ruinen werden Batterien sichtbar, die Rohre drohend auf die Meerenge gerichtet, die nun immer mehr offener See zustrebt. Die Bergklippen werden höher, wilder, finsterer; Festungen decken die letzten Berge vor dem Eingang in das weite Bett des Schwarzen Meeres. Die Basaltfelsen der Simplegaden ragen düster grüßend auf — sie zeugen von Jason, dem Argonautenfahrer, und scheinen Wacht zu halten vor den Feinden, die Stambul rauben wollen.

Und dennoch: so viel diese Stadt von Gefahren bedroht war und ist, so viel Friede schwebt manchmal über ihr. Am Bulgurluberg siehst du jeden Mittag die graziösen verschleierten Türkenfrauen der prinzlichen Harems sorglos-heiter umherspazieren (ich zweifle nicht, daß sie schön sind) und lachen und tänzeln — und in der Riesenkuppel der Hagia Sofia, durch die weiße Tauben wie durch einen Himmel fliegen, schimmert unter der Mauertünche friedlich das alte Christenkreuz neben dem jüngeren Halbmond.



Das alte Serail, vom Meere gesehen



# Das Schiff

Von

Wilhelm Schmidtbonn

*Ein Segel glänzt geschwellt am Weg vorüber,*
*Doch keine Welle hebt im Strom sich auf,*
*Kein Mann erzwingt am Steuer seinen Lauf,*
*Kein weißer Vogel singend steigt darüber.*

*Ein Schiff wie andre holzgefügte Schiffe,*
*Sieht nur der Wanderer und bleibet stehn,*
*Und fürchtet jäh, es möchte nicht entgehn*
*Dem friedvoll überspülten Felsenriffe.*

*Doch wem so leise Seele ist verliehen,*
*Daß jeder Baum sich bunt ihm hüllt und laut,*
*Der sieht erschreckt zum Wasser hin und graut,*
*Und will, der Wundergabe fluchend, fliehen.*



*Der sieht im Schiff ein geisterhaft Gedränge,*
*Schulter an Schulter sitzen Mann und Weib,*
*Wer auf den Bänken findet kein' Verbleib,*
*Drängt sich geklammert an des Masts Gehänge.*

*Ein trauriges Gesicht ist hergewandt*
*Und will — das Herz erstarrt — bekannt erscheinen.*
*Jetzt, wie von fernen Kindern, dringt ein Weinen,*
*Silbern, in einen Ton gespannt, ans Land.*

*Das ist das Schiff, das unbekannter Ferne*
*Alljährlich zuträgt derer bleiche Schar,*
*Die, wild sich wehrend, in dem langen Jahr*
*Im Strom versanken oder müd und gerne.*

*Ein Alter steht und hebt die Hand zur Stirne,*
*Vorschauend, und im Winde fliegt sein Bart,*
*Und neben ihm, vergessend ganz der Fahrt,*
*Flicht ihren gelben Zopf sich eine Dirne.*

*Jüngling und Jungfrau sitzen Wang' an Wange,*
*Er hebt zum Herzen ihre kalte Hand:*
*So warten sie auf das verheißne Land,*
*Das mutig sie gesucht, stumm jetzt und bange.*

*Am letzten Ende aber jagt ein Mann*
*Die Hände und die Stimme gell zum Ufer,*
*Doch niemand, der da schreitet, hört den Rufer,*
*Dem niemand seine Jugend retten kann.*

*Und eine Mutter weint nach ihren Kindern,*
*Ein fremdes Kind nach seiner Mutterhand,*
*Und hundert nach der Hoffnung, die entschwand,*
*Und keiner kann das Leid des andern lindern.*

*Das Schiff zergeht in goldne Ferne,*
*Das Volk am Ufer wandelt heitern Muts —*
*Ihr bleichen Schiffer, neidet nicht — was tut's?*
*Wir landen alle auf demselben Sterne.*



Lotsen. Nach einem Gemälde von Carlos Grethe


UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Der erste Spatenstich auf öder Heide

# Arbeit statt Almosen

Von

Hans Ostwald

Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neuesten Erde!

Fünfhundert Quadratmeilen Ödland — Moor und Heide — liegen brach in unserm deutschen Vaterlande. Fünfhundert Quadratmeilen! Ein kleines Königreich! Wen lockt es nicht, hier Neuland zu erobern? Ein Heim auf eigner Scholle — den Kindern einen üppigen Fruchtgarten, den Frauen ein Reich der heiteren Blumen zu errichten?

Ist es möglich, daß in unserm Deutschen Reiche noch so viel Land unbearbeitet, öde und wüst liegt, Land zur Ansiedlung für viele Hunderttausende, ja für Millionen von Familien? Ja, da haben wir die Lüneburger Heide und viele große Moor- und Ödstrecken in Schleswig-Holstein, Hannover, Oldenburg, Westfalen und andern Provinzen. Daß in der Mark Brandenburg noch viele Strecken ungenutzt und traurig ihre arme Sandkrume unter dem Himmel ausbreiten, ist ja erklärlich. Und doch sollte gerade die Mark ein blühender Garten werden, duftend nach Beeren- und Stammobst, nach Kirschen und Äpfeln. Schließt doch die Mark das größte Absatzgebiet Deutschlands, die Zentralstadt Berlin, ein. Auch Bayern hat große Moor- und Ödlandflächen. Ja, es gibt kein Territorium im deutschen Staat, das nicht ein bestimmtes Gebiet Ödland oder zum mindesten schlecht ausgenutzten Boden aufweisen würde. Überall müßten jetzt Gärten und große Obst- und

Gemüseplantagen entstehen, um die rapid steigende Bevölkerung der Städte und Industriebezirke zu versorgen. Wo aber soll das Kapital hergenommen werden, das nötig ist, die großen Ländereien urbar zu machen, sie zu bebauen und anzupflanzen? Viele tausend Millionen und aber Millionen müßten in die Heide und in das Moor hineingesteckt werden, um sie zum Nährland umzuwandeln.

Da hat nun der Abgeordnete von Kaphengst gemeinsam mit mir den Weg gewiesen, auf dem das Kapital und auch die notwendigen Arbeitskräfte gewonnen werden können: Wir geben in Deutschland jährlich ungefähr eine Milliarde Mark für die Unterstützung der Arbeitslosen und ihrer Angehörigen aus. Die Städte, Gewerkschaften, der Staat, allerlei Wohltätigkeitsvereine, die Verwandten und allerlei Privatpersonen müssen beitragen zur Unterhaltung der Arbeitslosen und ihrer Familien.

Die Belastung der Städte durch die Armenpflege steigert sich seit einigen Jahren ins Uferlose und Erdrückende. Alles, was durch die Umwandlung der sozialen Verhältnisse hilfsbedürftig wird und noch nicht in bestimmte Fürsorge eingegliedert ist, fällt der Armenpflege anheim. So kann es kommen, daß Berlin jetzt jährlich 20 Millionen für seine Armen ausgeben muß. Zwanzig Millionen! Ja, wird denn das so weitergehen können? Dies Verschenken, dies unproduktive Ausgeben von solchen Riesensummen?

Berlin ist nicht die allein Schuldige.

In allen Städten und Gemeinden schwillt der Armenetat so erschreckend an. Und er wächst nicht nur mit der Kopfzahl der Bevölkerung. Er wächst auch, auf den einzelnen verrechnet. Fast allen Gemeinden geht es wie Zehlendorf, das vor zehn Jahren 60 Pfennig pro Kopfzahl an Armenlasten trug, das jetzt aber 190 Pfennig jedem Einwohner für die Armen abverlangen muß.

Solchen Verhältnissen muß auf den Grund gegangen, sie müssen beseitigt werden.

Es ist eben ein schwerer volkswirtschaftlicher Fehler, Leistung ohne Gegenleistung zu verlangen.

Ein ganz beträchtlicher Teil der in Armenpflege Befindlichen aber ist imstande, für eine Hilfe eine Gegenleistung zu bieten. Das sind alle, die den Gemeinden wegen ihrer Arbeitslosigkeit oder wegen der Arbeitslosigkeit der Ernährer zur Last fallen. Und das sind ganz beträchtliche Massen! In der Wirklichkeit spielt sich doch die Almosengeberei in der folgenden Form ab:

Mutter kommt zum Armenvorsteher und klagt, daß sie exmittiert werden sollen, oder daß eben alles alle sei. Da muß Miete gezahlt werden, damit die Familie ihr Obdach behält. Oft müssen Sachen beim Pfandleiher ausgelöst oder neuangeschafft werden. Notwendige Betten und Kleidungsstücke fehlen. Milch- und Brotmarken werden verteilt, Barunterstützungen und vielfache Hilfe in jeder Form gegeben, Armenarzt, Armenrechtspflege, das Krankenhaus und viele andre Spezialfonds beansprucht. Da kommt denn wohl eine Familie der Gemeinde 80 bis 100 Mark monatlich, wenn all das gewissenhaft zusammengezogen wird.

Und was ist der Grund?

Mutter sagt: Vater ist arbeitslos ...

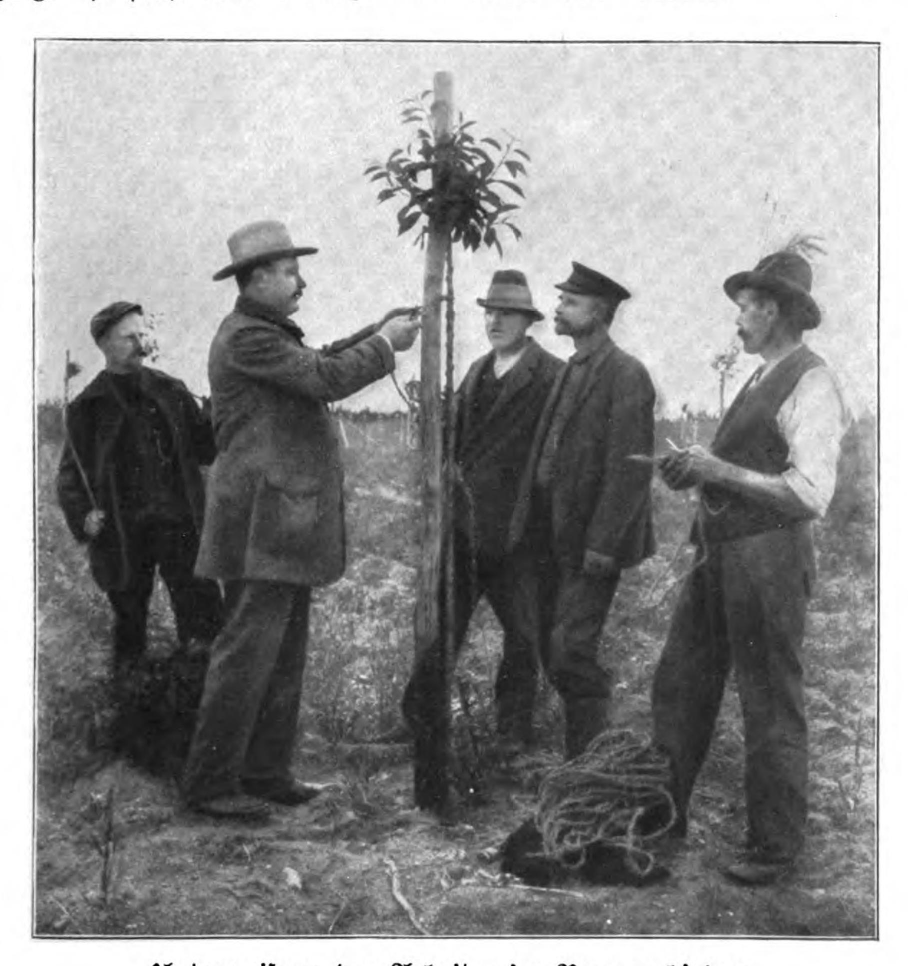
In vielen Fällen kommt die Arbeitslosigkeit nicht direkt zum Vorschein. Aber sie ist von jedem ernsten Sozialforscher überall leicht aufzudecken. Ein beträchtlicher Teil der Armenpflege ist heute indirekte Arbeitslosenfürsorge.

Denn die Familie des Arbeitslosen muß von der Armenpflege unterhalten werden. Eine Schätzung aller in Betracht kommenden Summen ergibt, daß in Deutschland jährlich mindestens eine Milliarde zur Unterstützung an Arbeitslose und ihre Angehörigen gezahlt wird.

Die Gewerkschaften zahlen jährlich ungefähr 20 Millionen Arbeitslosenunterstützung aus. Die Städte veranstalten Notstandsarbeiten, die gewaltige Zuschüsse erfordern. Kreis-, Provinz- und Staatsbehörden geben in vielfachen Formen. Tausende von Vereinen und wir alle, wir Privatpersonen, entrichten jährlich eine ganz beträchtliche Steuer an Bettler, Arbeitslose und ihre Angehörigen. Insbesondere müssen die Verwandten der Arbeitslosen herhalten. In der Schrift: „Soziale Kolonisation, ein Vorschlag zur Beschäftigung vorübergehend Arbeitsloser“ von Axel von Kaphengst-Kohlow, M. d. R., habe ich es mit unwiderleglichen Ziffern belegt, daß

Deutschland für seine Arbeitslosen jährlich eine Milliarde aufwendet. Eine riesige Summe, die volkswirtschaftlich durchaus unrichtig ausgegeben wird. Für eine Leistung wird keine Gegenleistung verlangt. Das aber muß das Ziel jeder guten Wirtschaft sein: große Mittel nicht nutzlos, nicht unproduktiv auszugeben. Die Folge ist sonst eine traurige und

Ja, der Verein für soziale innere Kolonisation Deutschlands, E. V., der auf Vorschläge des Herrn von Kaphengst-Kohlow und des Schriftstellers Hans Ostwald begründet worden ist, hat einen richtigen Weg zur Lösung des schwierigen Problems gefunden. Er beschäftigt die Arbeitslosen bei der Urbarmachung von Moor- und Ödland.



Unterweisung der Arbeiter im Baumanbinden

zwecklose. Siehe das betrübende Ende so vieler Arbeitsloser als Asylbrüder, Schnapssäufer, Verbrecher und Verzweifelter.

Für die Unterstützung sollte also Arbeit verlangt werden. Oder vielmehr: es sollte Arbeit geboten werden, die gut und ortsüblich entlohnt wird. Ist es nun möglich, so viel Arbeit, ja überhaupt Arbeit für die Arbeitslosen zu beschaffen, ohne andern die Arbeit fortzunehmen?

Im letzten strengen Winter hat der Verein mit seiner Arbeit auf seinem Gelände in Reppen begonnen. Mit großen Mitteln ist er nicht in seine Arbeit hineingegangen. Er mußte mit mehr Mut und Zuversicht als mit barem Gelde anfangen. Aber angefangen mußte eben werden! Gute Reden und kluge Worte sind leicht gemacht. Aber die Tat war notwendiger.

Seit dem 2. Januar beschäftigen wir in Reppen 20 bis 40 Groß-Berliner Ar-



Kartoffelnhäufeln

beitslose. Sie bauten eine große Unterkunfts- und Baubude, legten die von einer Berliner Firma auf längere Zeit unentgeltlich geliehene Feldbahn vom Bahnhof bis zum Gelände, holzten sechs Morgen Wald ab, fertigten mehrere tausend Baum- und Zaunpfähle an, ebenso auch allerlei Bureau- und andre Möbel und breiteten vor allem den von Berliner Fuhrunternehmern umsonst gelieferten Straßenkehricht und von der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft bewilligten Dung aus auf unserm Gelände und rigolten ungefähr 20 Morgen. Außerdem wurden viele der Ansiedlungsgrundstücke, die wir auf dem Gelände anlegen wollen, mit Pfählen umgeben, Bäume gepflanzt, Spargelbeete angelegt, Kartoffeln gelegt, Straßen planiert und noch manche andre vorbereitende Arbeit getan.

Es ist das ja alles nicht viel. Es ist noch nichts Überwältigendes, und doch trägt es seine Bedeutung in sich.

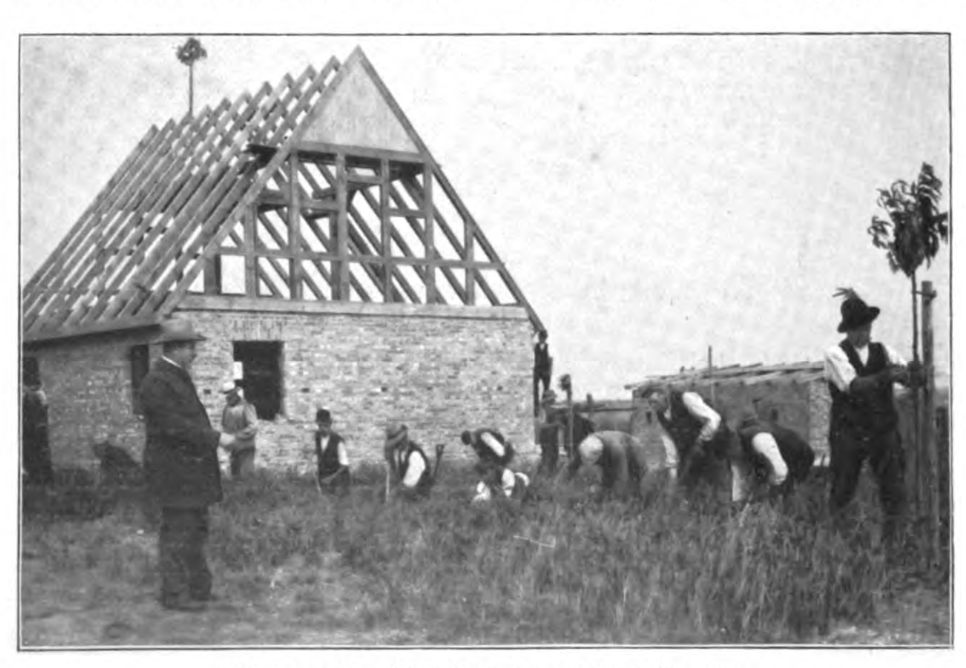
Es ist Sozialpflege und Wertgewinnung vereinigt!

Wir unternehmen hier einen Versuch. Wir geben hier ein Beispiel.

An Stelle jeder Unterstützung sollte immer Arbeit geboten werden, die gut und ortsüblich bezahlt wird. Ist es nun möglich, so viel Arbeit, ja überhaupt Arbeit zu schaffen, ohne andern die Arbeit fortzunehmen?

Ja, unser Verein hat diese Arbeit gefunden.

So löst er mehrere Fragen der mo-



Gärtnerische Arbeiten vor einem Neubau

dernen sozialen Ethik und der heutigen volkswirtschaftlich in einer Tätigkeit: er wandelt das wegfließende, ja oft schädigend wirkende Kapital der Armenetats und andrer Almosengeber in werbendes Kapital um. Anstatt des erniedrigenden Almosens gibt er gutbezahlte Arbeit. Den bisher ungenutzt daliegenden öden und wüsten Boden verwandelt er in Kulturland, das reiche Erträge abwirft. Er gewinnt dem Lande neue Arbeitskräfte, er entlastet eben den Arbeitsmarkt. Auch hält er die Reservearmee, die unsre Industrie beansprucht, stets voll leistungsfähig. Viele unsrer Arbeiter kehrten nach Wochen wieder in ihren früheren Betrieb zurück, nicht geschwächt durch arbeitslose Wochen, sondern gestärkt durch die Tätigkeit in frischer, gesunder Luft. Außerdem schafft der Verein für geeignete „Arbeitslose" sowohl wie für ortsansässige Arbeiter, Landwirte und Gewerbetreibende neue Heimstätten und Erwerbsgelegenheiten. Auf dem Vereinsgelände werden Grundstücke angelegt, die 28 bis 60 Ar groß sind. Auf jedem stehen 30 bis 40 Obstbäume, allerlei Beerenobst, ½ Morgen Spargelbeete, Kartoffeln und Gemüse. In jedem Hause sind 3 bis 4 Zimmer, Küche, Keller, Boden und Nebengelaß; Waschküche und Stallung für Ziege, Schweine und Hühner gehören zu jedem Grundstück. Es kostet mit Umzäunung, Brunnen, Straßenanlage und Dungvorrat auf drei Jahre je nach Größe 6000 bis 8000 Mark, wird mit Hilfe der Königlich Preußischen Generalkommission in Rentengüter umgewandelt und beansprucht also eine jährliche Verzinsung von 240 bis 320 Mark, die reichlich aus dem Erlös der Gartenfrüchte erzielt werden. Die Familie, die bisher in Berlin in einer Stube und Küche auf dunklem Hof hauste, kann nun in Licht und Luft aufatmen. Und da ein Achtel der Verzinsung als Amortisation gilt, gehört ihr in 60 Jahren das Grundstück mit allem, was darauf steht, gänzlich zu eigen!



Feierabend in der selbstgebauten Laube

Die Arbeiter des Vereins erhalten den ortsüblichen Tagelohn und werden reichlich und gut verpflegt, nicht in Asylmanier, sondern auf gut bürgerliche Weise. Sie haben Gelegenheit zur Fortbildung und zur Rückkehr in ihren früheren Beruf. Selbstverständlich waren in der Gruppe manche unbrauchbare, schwache und krankhafte Elemente. Aber auch sie zeigten fast ohne Ausnahme

einen ernsthaften Arbeitstrieb und hielten vor allem in diesem schweren Winter die schneidenden Kältewinde bei der Heidearbeit aus. Ja, viele und nicht die schlechtesten — hielten von Anfang bis Ende aus und scheinen für immer dem Lande, der dauernden Arbeit gewonnen zu sein. Mehrere gingen auf umliegende Güter in Arbeit. Ein Vater, der sonst nie für seine Kinder sorgte, der sonst stets lieber wieder auf die Walze ging, schickt jetzt stets die Unterstützungsgelder an den Vormund seiner Kinder. Andre haben in ihren Feierstunden den Garten zurechtgemacht, der ihr Wohnhaus, ein ehemaliges Bauerngehöft, umgibt. Sie haben Lauben gebaut, Zäune errichtet, Starkästen aufgestellt und freuen sich, unter dem freien Himmel in gesunder Luft abwarten zu können, bis sich ihnen wieder reguläre Arbeit bietet.

Damit hätten wir denn wohl die Durchführbarkeit unsrer Pläne bewiesen. Geht wirklich ein Teil des aufgewandten Kapitals verloren, so ist der andre Teil, der sonst als Almosen in alle vier Winde geweht wäre und nur materiellen und sittlichen Schaden, gar keinen Nutzwert gebracht hätte, doch für die deutsche Kultur gewonnen worden. Eine kleine Gartenstadt ist vorbereitet auf sonst brachliegender Heide. Wo dürres Gras stand, werden Früchte reifen, Spargelkulturen entstehen, Blumen blühen und frohe Heimstätten glückliche Familien bergen.

Hier ist also der Weg: Wenn jede Stadt nur ein Zehntel der für Armenpflege aufgewendeten Summen in dieser Kolonisation anlegen würde, könnte sie in einigen Jahrzehnten ein riesiges Vermögen gespart haben. Denken wir, Berlin gäbe alle Jahre vier Millionen für diese soziale Fürsorge aus. Es kauft Ödland, Heide oder schlecht tragenden Waldboden oder Acker auf, bezahlt für den Morgen — eine Bahnstunde von Berlin — 100 bis 200 Mark, steckt für Dung, Arbeitslohn, Obstpflanzen, Verwaltung und so weiter noch 1200 bis 1400 Mark hinein, so hat es für den Morgen 1500 Mark ausgegeben. Er bringt laut Sachverständigengutachten 150 Mark und mehr jährlichen Reingewinn, stellt also ein Kapital von 3000 Mark dar. Das sollte doch jede Stadt ermutigen, hier einen Versuch im größeren Stile zu machen und kleine Enttäuschungen nicht zu scheuen. Können doch in solchen Siedlungen auch Halbarbeitsfähige beschäftigt und versorgt werden. Auch können solche Kulturstätten zu Sommerfrischen für viele ärmere Städter werden, die jetzt nie hinaus können.

Von allen Seiten wird der Wert dieses Unternehmens anerkannt. Vier Ministerien unterstützen die Vereinsarbeit mit Anerkennung und baren Zuschüssen. Dem Verein und dem Komitee zur Durchführung der Pläne gehören Wissenschaftler, Verwaltungsbeamte, Parlamentarier und Praktiker aller Richtungen an. Es war uns eine Genugtuung, als im März sich der Konservative neben den Sozialdemokraten, der Zentrumsabgeordnete neben den Freisinnigen, der Nationalliberale neben das Mitglied der Wirtschaftlichen Vereinigung stellte, als es hieß, einen größeren Zuschuß aus Reichsmitteln zu erhalten.

Hier ist eben ein Boden, der alle trägt: praktische Sozialpflege und Wertgewinnung, Arbeitsbeschaffung und Innenkolonisation. Hier ist das Wort am Platze: das Vaterland über die Partei. Und alle sind willkommen zur Mitarbeit.

Hier kann ein jeder faustisch angelegte Mensch, der schon Enttäuschungen vieler Art erfahren, noch sein Genüge finden: Kulturland schaffen. Er wird nicht nur dem Boden seine Schätze entreißen, er wird auch der Seele unsers Volkes Kulturwerte erschließen. Wo träge Roheit rastet, wird arbeitsame Milde walten, die dürftigste Armut wandelt sich in behäbige Schönheit:

Sogleich behaglich auf der neuesten Erde —

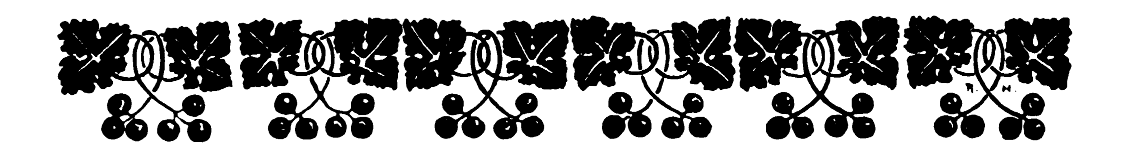




Abb. 1. Typisches Londoner Straßenbild

# Das Straßenbild Londons

Von

Dr. Walter Curt Behrendt

Das architektonische Charakterbild einer Stadt wird in der Regel durch den Eindruck ihrer repräsentativen und monumentalen Bauten bestimmt. Sie werden teils als geschichtliche Denkmale um ihres historischen Wertes willen von allen gekannt und von den Fremden besucht, teils sind sie nach Zweck und innerer Einrichtung schon mit der Absicht errichtet, Mittelpunkte des öffentlichen Lebens zu bilden. Fast immer sind diese Bauten im Zentrum der Stadt auf einem eng umgrenzten Bezirk zusammengedrängt, und dieser Komplex ist es dann gewöhnlich, der sich in der Erinnerung zum architektonischen Symbol der Stadt formt. Wer dächte, wenn von Berlin die Rede ist, nicht zuerst an die Linden mit dem Brandenburger Tor an einem und mit dem Lustgarten und seiner monumentalen Bautengruppe von Schloß, Museum und Zeughaus am andern Ende! Und wenn der Name Dresden genannt wird, so tritt vor die Seele das Bild des Zwingers mit seinen graziösen Pavillons und geschweiften Dächern, überragt von der barock geschwungenen Turmsilhouette der prächtigen Hofkirche.

Dem Stadtbilde Londons fehlt es an einem solchen, den architektonischen Eindruck bestimmenden Monumentalzentrum. Der große Brand des Jahres 1666 hat die Hauptstadt der Vereinigten Königreiche des Vorzugs beraubt, den der stolze Besitz an historisch bedeutenden Baudenkmalen zu gewähren vermag. Nur sehr gering ist die Zahl der Bauten, die neben Westminster Abbey und St. Paul als architektonische Kronzeugen einer ruhmvollen Vergangenheit noch genannt werden könnten. Das ungünstige Urteil, das in den Berichten berühmter Reisenden über den archi-



Abb. 2. Regent's Quadrant

tektonischen Eindruck der britischen Metropole zu finden ist, wird immer wieder mit diesem Mangel an einer imposanten repräsentativen City motiviert, und es wird gewöhnlich dann, um diese nicht eben schmeichelhaften Schilderungen abzurunden, eine kritische Betrachtung des Londoner Straßenbildes angefügt, die meist auch nicht sehr ermutigend klingt. Was Reichensperger, Taine und andre berufene Beurteiler über den Eindruck der Londoner Straßen berichtet haben, hat zur Folge gehabt, daß ihre öde Einförmigkeit und endlose Monotonie geradezu sprichwörtlich geworden sind. Die Viertel und Straßen, so heißt es immer wieder, die sich um den der großen monumentalen Dominanten entbehrenden Stadtkern legen, seien block- und massenweise auf einen Wurf, wie nach einem Modell errichtet, so daß ein Haus dem andern gleiche wie ein Ei dem andern. Und Taine erzählt, daß er auf seinen Londoner Spaziergängen allemal von tiefer Traurigkeit befallen wurde, wenn er sah, wie sich die Häuser mit mechanischer Regelmäßigkeit nebeneinander reihten „wie die Damensteine auf einem Spielbrett".

Lange, geradlinige Straßenzüge, gesäumt von einer uniform durchgeführten Hausarchitektur, das ist das Bild, das London in seinen Wohnquartieren mit einer in allen Teilen der Stadt wiederkehrenden Gleichartigkeit bietet. Die übliche Form des städtischen Wohnhauses in England ist das schmale Reihenhaus mit einer Straßenfront von etwa 8 bis 9 Meter Breite. Der Hausbau wird gewöhnlich im Großbetrieb, in massenweiser Herstellung von dem wirtschaftlich überlegenen Großunternehmer ausgeführt. Die Bauunternehmung ist hier also in durchaus neuzeitlichem Geiste, dem gleichmäßigen Bedarf der Großstadt entsprechend und mit Rücksicht auf die zu Typen sich ausbildenden Wohnungsformen organisiert. Und es ist durchaus folgerichtig, wenn aus dieser großzügigen Produktionsmethode auch die einheitliche architektonische Form des Hausbaues entwickelt worden ist. „Die Häuser werden in der äußeren Erscheinung in der Regel gar nicht einzeln gekennzeichnet, ihre Fronten laufen unter derselben Architektur so weit durch, wie der Unternehmer gerade sein Gebiet abgegrenzt hatte." (Muthesius.)

Die Vorstellung von einer derart uniformen Gestaltung der Straßenwand



Abb. 3. Regent's Square

hat für den Deutschen, der ja die Schwächen einer ländlich-kleinstädtischen Bildung noch längst nicht überwunden hat, etwas Unerträgliches. Er wagt nicht, sich einzugestehen, daß die treibenden Kräfte in der Entwicklung der modernen Großstädte grundverschieden sind von denen, die die verträumte Herrlichkeit von Rothenburg und die gemütvolle Erkerromantik von Alt-Nürnberg geschaffen haben, und er verschwendet in unnützer Weise sehr viel Geisteskraft und Gehirnanstrengung an das erledigte Problem, wie der Glanz dieser Giebelpracht an den vierstöckigen Miethausfronten großstädtischer Wohnquartiere neu erstehen könnte. In Deutschland wird das großstädtische Miethaus als ein Einzelwesen aufgefaßt, und es wird, in einem falschen und sentimentalen Eklektizismus, immer wieder nach Art des alten, für den Eigenbesitz gebauten Bürgerhauses oder Stadtpalastes ausgebildet. Für den Massenbedarf an gleichartigen Wohnungen ist aber auf diesem Wege eine befriedigende, den Großstadtcharakter würdig repräsentierende Form nicht zu finden. Theodor Fischer hat einmal gesagt: „Einzeln kann nur ein als Individuum geborenes Bauwerk wirken, das nicht als Ware auf den Markt geworfen wird, sondern für einen bestimmten, persönlich gefärbten Zweck erbaut worden ist. Massenprodukte aber, wie die auf Vorrat gebauten Miethäuser, müssen auch architektonisch in Massen behandelt werden." In der englischen Hauptstadt, die von jeher eine echte Großstadt gewesen ist und die Tendenzen zu großstädtischer Entwicklung sehr früh auch nach der formalen Seite hin entwickelt hat, im Grundplan sowohl wie im Aufbau, hat man es rechtzeitig verstanden, aus diesen wirtschaftlichen Voraussetzungen auch die künstlerischen Konsequenzen zu ziehen. Ein lebendiger Sinn für das Wesen der Großstadt, das weniger ein langsames Werden als ein beständiges planvolles Neugründen darstellt, faßt die fluchtenden Hausfassaden — je drei Fenster gehören gewöhnlich zu einem Hause — zu großen architektonischen Einheiten zusammen und gewinnt mit dieser geschlossenen Baumasse ein maßstäblich wirksames, raumbildendes Element. Die gleiche stadtbaukünstlerische Absicht leitete Friedrich den Großen, wenn er bei den königlichen Immediatbauten in Potsdam zwei oder drei benachbarte Häuser mit



Abb. 4. Am Regent's Park

einer gemeinsamen Fassade versehen ließ. Man wünscht durch diese Zusammenfassung mehrerer Häuser einen größeren Baukörper zu gewinnen, der die Anwendung monumentaler Architekturformen gestattet und der als zusammenhängende Baumasse viel eher die Möglichkeit bietet, den geweiteten Straßenraum dominierend zu beherrschen, als etwa das kleine Einzelelement einer schmalen Hausfront. In richtigem Instinkt für die innere Gesetzmäßigkeit, die dieser Bildung innewohnt, schrieb Theodor Fontane vom Londoner Straßenbild: „Die Einförmigkeit der Häuser würde unerträglich sein, wenn nicht die Vollständigkeit dieser Uniformität wieder zum Mittel gegen dieselbe würde.“ Es wird nämlich der Ausbildung der langgestreckten Hausfluchten ein einheitlicher baukünstlerischer Gedanke zugrunde gelegt und die zusammenhängende Blockfront rhythmisch derart gegliedert, daß etwa die Mitte betont und die seitlichen Enden durch Steigerung der Baumasse als rahmende Bauteile hervorgehoben

Abb. 5. Portland Street



Abb. 6. Straße am Regent's Park

werden. So erhält die Straßenwand das Ansehen eines einzigen großen Gebäudes: das Mittelfeld wird durch einen Dreiecksgiebel geziert oder mit einer vorgestellten Säulenarchitektur geschmückt, die Eckbauten werden als vorspringende Risalite behandelt oder durch aufgesetzte Attiken über die Höhe der seitlichen Fluchten emporgeführt. Zuweilen wird auch durch eine planmäßig wechselnde Verwendung der Baumaterialien eine gliedernde Wirkung erreicht und so das wichtige Element der Farbe dem Gesamteindruck des Straßenbildes nutzbar gemacht. Man findet einheilich ausgebildete Blockfassaden, wo die Mittel- und Seitenrisalite geputzt und mit heller Ölfarbe gestrichen sind, während die Fronten der dazwischenliegenden Häuser die glatten Flächen dunkelroten Ziegelmauerwerks sehen lassen.

Die so oft und ohne Recht getadelte Gewohnheit, die Blockfassade als architektonisch einheitliche Form zu denken, gibt dem Straßenbild englischer Städte einen stillen, gleichmäßigen Rhythmus.



Abb. 7. Straße in Greenwich

In langen Parallelen ziehen sich straß-auf, straßab die Horizontalen der Fenstersimse, Gurtungen und Balkongeländer hin, zu klaren Systemen geordnet und strahlenweise zusammengefaßt. Die Geschlossenheit des Eindrucks wird noch gesteigert durch die Eigentümlichkeit der Planbildung, die die Straßen nach ihrer Zweckbestimmung unterscheidet und in den Breitenabmessungen scharf zwischen Wohn- und Verkehrsstraßen trennt. Zwischen das feste Gerüst breiter, schlank durchgehender und auf das Herz der City hinführender Verkehrsadern spannt sich ein engmaschiges Netz schmaler, ausschließlich Wohnzwecken dienender Straßen.

Sie werden vom Durchgangsverkehr freigehalten, und darum sind hier auch meistens keine Läden zu finden, ein Umstand, der auf die architektonische Einheitlichkeit des Straßenbildes sehr günstig zurückwirkt. Der Typus der Londoner Straße, wie ihn Abbildung 1 zeigt, hat in der geistlosen Einförmigkeit immer noch mehr Haltung als etwa eine Wohnstraße aus den neuesten Quartieren von Berlin W, wo in der Durchbildung der Einzelfronten ein falscher Individualismus sich auslebt und ohne irgendwelche inneren Beziehungen Haus neben Haus gesetzt wird, eines immer wilder und lauter in den Formen als das andre. Da aber, wo die gegebenen Möglichkeiten von schöpferischen architektonischen Kräften künstlerisch ausgenutzt worden sind, ist die Idee des uniformen Hausbaus zum überzeugenden Ausdruck eines umfassenden Gemeinsamkeitsgedankens geworden. Die Abb. 2 bis 7 zeigen, bis zu welchem Grade von Monumentalität dieser Stilgedanke im Londoner Straßenbilde in einzelnen Fällen entwickelt worden ist. Die schwungvolle Kurve der großangelegten Regent Street konnte allein mit der geradlinigen Durchführung gleicher Gesimshöhen zu so grandioser Wirkung gebracht werden, und man hat, um das schnelle Tempo dieser in die Tiefe führenden Horizontalen nicht zu hemmen und eine feste und sichere Bindung der raumbildenden Baukörper zu erreichen, sogar die Balkone vor dem ersten Stockwerk einheitlich durchgehen lassen und sie auf besonderer Säulenstellung über die Öffnungen der einmündenden Querstraßen fortgeführt (Abb. 2). Eine solche gleichmäßige Behandlung der Blockfassaden wird zu einer unabweisbaren Forderung höherer künstlerischer Einsicht bei der räumlichen Durchformung großstädtischer, d. h. regelmäßiger Platzanlagen. Höhen- und Massengleichheit der umgebenden Häuserblöcke sind hier für die Raumgestaltung unerläßlich. In welcher Weise mit solchen Mitteln der Kreuzungspunkt mehrerer Straßenzüge, also ein Sternplatz, stadtbaukünstlerisch wirksam gemacht werden kann, zeigt das Beispiel von Oxford und Picadilly Circus (Abb. 8), das man einen Augenblick nur mit dem rühmlichst bekannten Potsdamer Platz in Berlin zu vergleichen braucht, um die ganze Tragweite dieser Stilidee zu ermessen.

Die Uniformität im Hausbau schützt und sichert in England die überlegene Kraft historischer Überlieferung. Auch die Gegenwart folgt dieser Tradition. Nicht nur das Reihenhaus wird nach diesen Prinzipien architektonisch ausgebildet, auch beim Bau von großen Miethäusern, sogenannten Flats, wie sie neuerdings in London häufig entstehen, sucht man allgemein für den einzelnen Block eine Gruppierung im großen nach einer einheitlichen Idee durchzuführen.

Die hübschen Straßenbilder der Londoner Vorstadt Hampstead, die in ihrer Gesamtanlage ein glänzendes Beispiel einer einheitlichen Stadtplanung darstellt, sind ja auch in Deutschland durch zahlreiche Veröffentlichungen in weiten Kreisen bekannt geworden. Hier ist mit restlosem Gelingen die bildende Menschenhand gegenüber den freien, sich auflösenden Formen der Natur bewußt und ohne absichtliche Zufälligkeiten zu körperlichem Ausdruck gebracht worden. Von größter Bedeutung für die zukünftige Gestaltung des Londoner Stadtbildes ist es aber, daß der Stilgedanke dieser Tradition jetzt auch bei der Umformung der City, bei der Neugestaltung der Geschäfts- und Arbeitsstadt, siegreich durchdringt. Jetzt, wo die Häuser der

Regent Street, inmitten der City gelegen, praktisch und wirtschaftlich nicht mehr genügen, wo die Ausnutzungsansprüche durch den Wertzuwachs des Bodens gestiegen sind, ist ein Wiederaufbau im Sinne der ursprünglichen Anlage geplant. „The Quadrant“ und „Picadilly Circus“ werden nach einem Vorschlag des bekannten Londoner Architekten Norman Shaw mit einer imposanten Monumentalarchitektur einheitlich ausgebildet, die diesem Teil der City, wo die vornehmsten und teuersten Läden liegen, einen prächtigen und repräsentativen Charakter verleihen wird. Und eine ähnliche großzügige Baugesinnung tut sich bei dem gewaltigen Straßendurchbruch von Holborn zum Strand kund; für die in zwei Armen auslaufende Mündung der neuen Straße Kingsway ist eine einheitliche Bebauung mit monumentalen Geschäftshäusern beschlossen worden. Der Anfang ist bereits gemacht. Abb. 9 zeigt einen Einblick in die in großem Bogen geführte neue Straße, deren Ecken von dem Gebäude des Gaietytheaters und dem Geschäftshaus der „Morning Post“ energisch betont werden.

Die freiwillige Unterordnung unter eine überpersönliche, bewußt geförderte Stilidee, wie sie das Stadtbild Londons und andrer englischer Städte zeigt, berührt ein sehr lebendiges und aktuelles Bau- und Formproblem der Gegenwart.

Die Frage, die zur Diskussion steht, ist mit der billigen Phrase, es handle sich dabei um Sachen des Geschmacks, nicht zu lösen. Es liegt in ihr vielmehr ein zentrales Lebensprinzip der modernen Stadtbaukunst und insbesondere der Großstadtarchitektur beschlossen. Von der konsequenten und logischen Durchführung dieses Prinzips, darüber gilt es Klarheit zu gewinnen, hängt die Gesundung unsrer großstädtischen Wohnhausarchitektur und damit der Gesamteindruck des Stadtbildes ab. Die Erfüllung dieser Forderung läßt vor dem vorwärtsschauenden Blick eine ideale Großstadt entstehen, in der das synthetische Wollen der Zeit, der lebendige Wille zur Gestaltung sich endlich erfüllt hat, und wo die ungeheuren Kräfte der Bildung, Intelligenz und sozialen Einsicht charaktervolle Formen gewonnen haben. „Und Einheit ahnt, wer sonst nur Vielheit sah.“

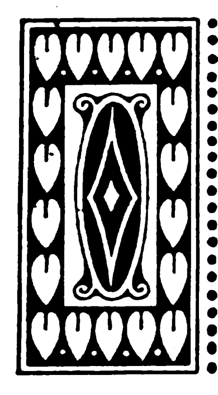


Abb. 8. Picadilly Circus



(Museum Mesdag im Haag)

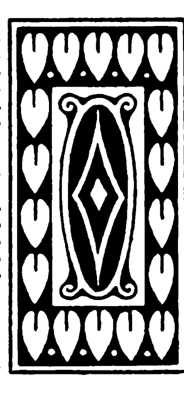
J. F. Millet: Der Schäfer



# Schafwölkchen

Von

Anton Freiherrn von Perfall †



Martin, der Schäfer, gehört zu meinen liebsten Jugenderinnerungen! Er war mein Lehrer und Freund, sowenig er auch von seiten meiner ganzen Umgebung dieser Epitheta für würdig befunden wurde.

Allerdings mit dem Schreiben und Lesen stand es schlecht bei ihm, um so besser mit dem Fühlen, Sehen und Beobachten.

Doch das galt ja alles damals nichts, wenn es nicht durch irgendeinen Stempel sanktioniert wurde; ich liebte aber damals schon alles Ungestempelte, Unregistrierte, Ungelernte, den Gesang der Vögel, das feierliche Rauschen des Waldes, das silberne Spiel der Wellen am kiesigen Seestrand, die leuchtenden Wolken am Sommerhimmel, den geschwätzigen Bergbach, wie er zwischen trägem Gestein durchschleicht oder in Übermut sich darüber hinstürzt — und darum auch Martin, den Schäfer.

Es wußte niemand, wie lange er schon im Dienste stand, ebensowenig, wie alt er war. Er war eben da. Die Gleichmäßigkeit seiner Tätigkeit, seiner ganzen Erscheinung verwischten die Zeit. Die lange, gebeugte Gestalt mit dem braunen Mantel, der jede Kontur verwischte und auf dem Feld nur als eine dunkle Masse wirkte, war eben da wie die alten Weiden am Weiher vor dem Wohnhaus und die zerzausten Pappeln auf der Landstraße, und da er nie ein Wort sprach, wie die Leute glaubten, so rückte er noch mehr in das Schemenhafte.

Da hieß es: „Was hast du denn nur mit dem stumpfsinnigen Kerl? Jedes seiner Schafe hat mehr Hirn wie er, hast du ihn denn schon einmal reden hören?"

„O ja," antwortete ich darauf zum allgemeinen Erstaunen, „sehr viel sogar und Gescheiteres, als ich von andern hörte."

Das war zu viel! Man fing auch an mir an zu zweifeln oder war doch neugierig, von was er mit mir gesprochen.

Da gab ich's ihnen 'naus! Oh, von allerhand! Vom Schollenmandl, das den Boden lüftet, wenn die Sonne scheint, daß alles recht wachsen kann, und alle Luken zumacht, wenn der Schnee fällt, von der Wiesenkönigin, die kein Kraut und kein Halm überwachsen darf. Wenn man sie zu früh mäht, gibt's kein gutes Grummet mehr, und erst von seinen Schafen, wie die Boshaftesten die beste Wolle tragen, grad wie bei den Menschen — und von der Saatkrähe und vom Kibitz, die, weil sie den meisten Lärm machen, sich klüger dünken wie die kleinen Sänger der Wiesen, die man nur hört, wenn alles ringsum still. Aber auch vom Tod, der ihn schon oft besucht, wie leicht er mit ihm redet, wie mit einem alten Freund, grad das Klappern mit den Zähnen kann er nicht recht leiden.

Da ließen sie mich in Ruhe mit aller weiteren Nachfrage.

Ich sehnte mich wieder einmal nach meinem Alten. Der Schafstall war leer, Martin also auf dem Felde, beim Steinbruch da rings herum, das war seine Herbstweide.

Ich ging schräg über die Felder, kerzengerade darauf zu. Bald erkannte ich, frei vom Horizont sich abhebend, seinen roten Wagen, die Deichsel nach oben gestellt. Er nahm sich aus wie ein fabelhaftes Untier, mit dickem Leib und langem Kragen, im täuschenden Sonnenglast.

Jetzt kam auch er dahergeschritten, seine Schippe unter dem Arm. Der braune Mantel, der in schweren Falten an der hageren Gestalt, trotz der herrschenden Hitze, hinabfiel, verband ihn förmlich mit seiner alten Freundin, der Erde.

Jetzt hatte er die Höhe des Steinbruchs erreicht; er schob den breitkrämpigen Hut zurück und blieb stehen, sich auf die Schippe stützend, den Blick gegen den Himmel gekehrt, durch dessen tiefes Blau schimmernde weiße Wölkchen heraufzogen. Seine Herde mußte hinter dem Steinbruch sein, dem Gekläff des Flax nach, seines treuen Begleiters.

Ich schlich mich von rückwärts an und zupfte ihn am Mantel.

„Was schaust denn so, Martin?"

Er wandte den Blick nicht vom Himmel. „Auf die Schafln schau i da ob'n, die seind wohl sauberer wie die mein'."

„Und haben doch nicht einmal einen Martin, der für sie sorgt."

„Hab'n ihn scho, siehst 'n net — und den Flax." Er wies mit der Schippe hinauf.

Wahrhaftig, jetzt sah ich ihn, gerade vor der Herde schritt er, ein graues Wölkchen, alles sah ich, den breiten Hut, die Schippe, und um die leuchtende Himmelsherde kläffte geschäftig der Flax mit zornig gesträubtem Haar, ein kleines Wolkenfetzchen, und die leuchtende Herde drängte immer enger herauf und wollte nicht enden.

„Siehst du immer so Sachen, Martin? Dann sehe ich's auch. — Sag, hast du auch schon Gott gesehen oben hinter den leuchtenden Wölkchen?"

Martin schüttelte langsam den Kopf. „G'sucht hab ihn scho, z'öfter, wenn der Tag so lang, aber g'funden hab i ihn net da oben —"

„Und herunten erst recht nicht, gel?" meinte ich, in dem damals schon die Skeptik bohrte.

„Do ehnder, viel ehnder," erwiderte Martin, und seine Stimme klang jetzt ganz tief.

„Wo, wie hast du Gott gesehen?" fragte ich. „Martin, jetzt mußt du mir's erzählen."

Es klang wohl unwillkürlich ein leiser Spott durch, und er gab ihn ehrlich zurück. „Weißt's ja besser wie i, du ganz G'scheiter du, wie er ausschaut, mußt es ja g'lernt haben in der Schul."

Jetzt tat mir mein Vorwitz ehrlich leid. Ich kannte ihn, jetzt half alles Bitten nichts, er sah wieder unverwandt auf die weißen Wölkchen.

Ein heftiger Wind hatte sich erhoben und trieb sie durcheinander. Der Flax zerriß sich selbst im heiligen Eifer, Stück für Stück, der graue Hirt aber breitete seinen Mantel wie eine mächtige Schwinge aus.

Der Martin wandte sich. Ein Gewitter war tiefblau heraufgezogen und drängte gegen die leuchtende Herde. „Wenn er's nur guat heimbringt," sagte Martin, in dem Anblick ganz verloren.

Erst sein Flax mußte ihn mit gellem Gekläff an seine Herde erinnern, die er über die himmlische ganz vergessen. Mit langen Schritten ging er dem roten Untier zu, hinter ihm die flüchtige Herde, von Flax umschwärmt, dem Grauspitz. Die zarten Hufe klapperten wie Hagel über die Scholle, Rücken drängte sich an Rücken, als der erste Donner krachte.

Mitten im Gange blieb er plötzlich stehen und sandte einen Blick nach oben. Schweres Gewölk hatte die Herde vertrieben, den treuen Hirten aufgesaugt. Er



Original im Besitz der Kunsthandlung Gustav Seidenader, München

Wärters Leiden. Nach einem Gemälde von Gabriel von Max

schlug sich den braunen Mantel über die Schulter und rückte seinen Hut fester herein, auf den schon die ersten Tropfen fielen.

„Wo sind jetzt die schönen Schaferln, Martin?" Jeder Spott lag mir ferne, so war ich in Stimmung.

„Im lieben Herrgott sein Stall, hast s' net einispringa sehn? Alles hat glanzt von Gold."

„Und der brave Hirt und der Flax haben doch mit hineindürfen?" fragte ich.

„Wenn s' net gar z' dreckat warn für das goldne Haus, was weiß ma, aber das Wetter wird s' schon richtig g'waschen haben — all's hat sein Guats."

Ein knatternder Schlag machte die ganze Erde erzittern.

Wir krochen beide in den roten Karren. Der Flax aber wachte draußen im strömenden Regen. Durch die kleinen Fensterluken sah man die zuckenden Blitze, die den engen Raum jäh erhellten.

Strenge Herren regieren nicht lange, das Wetter verzog sich ebenso rasch, als es gekommen. Doppelt wirkte die Stille, köstlicher Erdgeruch drang herein, der Abend war darüber gekommen.

Wir krochen heraus und setzten uns auf das Brett vor den Wagen.

„Jetzt aber erzähle, Martin, wo und wie hast du Gott gesehen?"

„Was ihr noblichte Leut alls wissen wollt, und drüber übersehts's die Hauptsach. Schau di halt uma! — Siechst nix — hörst nix — gel? Is mir grad so ganga in dein'm Alter, aber wart nur, wart nur — und ganz alloa muaßt sein und ja nix denken, nacher siehst und hörst, nacher kommt er über d' Felder her zu mein roten Karren, und der Flax druckt si an mein Seiten und gibt kein Laut mehr aus, und d' Schaf stecken d' Köpf z'samm, als wenn sie sich fürchten täten."

Die Sonne ging hinter finsterem Gewölk unter, alles in Purpur tauchend, Feld und Wald, Schaf und Hirte, und der Steinbruch lohte auf wie eine Flamme.

Der Martin beugte das Haupt und legte die gefalteten Hände auf den Schoß. Dicht an ihn gedrückt saß der Flax und starrte mit zitternden Flanken in die dunkelnde Landschaft hinaus, und die Schafe steckten die Köpfe zusammen, als wenn sie sich vor etwas fürchteten. Und ich fürchtete mich mit ihnen und schlich eiligst nach Hause. Ich hatte Gott gesehen, und mein junges Herz pochte in seltsamen Schauern. — — — — — —

Jahrzehnte waren darüber vergangen. In dem Dunst der Städte, im Qualm der Schlote und wildem Gerassel des Lebens achtete ich auf keine Schafwölkchen mehr, nur in ganz besonderer Stunde kam ein sehnsüchtiges Erinnern über mich, an die Wölkchen, den Steinbruch und meinen alten Freund, der wohl längst gestorben. Das war aber selbst wie ein Wölkchen, das rasch wieder am Horizont verschwand, und nichts blieb zurück als ein skeptisches Lächeln, wie es um den Mund eines Greises spielt vor dem Kinde, das mit den Wellen des Baches spielt, die ihm zwischen den Fingern entrinnen. Wolken sind eben Wolken, Dunstgebilde, die kein Recht haben auf die Zeit eines Arbeitsmenschen. Ganz gut, daß es eine Jugend gibt, ihre Spiele und Träumereien, aber nur nicht darin steckenbleiben. Und noch dazu so ein Feld- und Wiesenphilosoph mit seinen geheimnisvollen Sprüchen. — Der Vater hatte schon recht, das ist die höchste Gefahr, das Leben ist nun einmal kein Träumen, sondern ein saures Stück Arbeit, das getan sein will.

Aber das half alles nichts, die Sehnsucht nach der alten Heimat wurde immer stärker. Der Vater war längst gestorben, ein Pächter saß auf dem Hof, ich hatte Besseres zu tun, als den Bauern zu spielen.

Einmal nach so langer Zeit mußt du doch nach den Deinen sehen, das war meine Entschuldigung, als ich mitten aus dem Kampf heraus in das weltverlorene Nest reiste.

Der Pächter kam mir mit unterwürfigen Mienen entgegen. Ich erkannte ihn sofort, er war schon bei meinem Vater im Dienst und einer von denen, die Martin am ärgsten verspotteten, und ich erkundigte mich nicht einmal nach seinem Los — das ist die Welt!

*

Eine herrliche Mondnacht war eingefallen, von meinem Fenster aus sah ich den Steinbruch leuchten im Mondlicht.

Ich bin wohl in meinem Lehnstuhl eingeschlafen. Irgendein Laut weckte mich, ein gleichmäßiger Laut, der immer wieder einsetzte — jetzt war ich vollends wach und wartete förmlich darauf —

Ein Hund kläffte — ja, das war's — und zuletzt klang das Kläffen wie ein trostloses Heulen, das wohl dem Monde galt, der jetzt dicht über dem Steinbruch stand. Gerade daher kam der Laut. Plötzlich erschien er mir so bekannt, und die Klage ging mir zu Herzen. An Schlaf war jetzt nicht mehr zu denken, so ging ich hinunter in den Hof.

Tiefes Schweigen ringsum, aber das Kläffen und Heulen setzte immer wieder in derselben Richtung ein. Der Flax beim Steinbruch! Weiß Gott, was seinen Herrn bedroht! — Die herrliche Nacht — ich besann mich nicht lange. — Und immer wieder in kurzen Absätzen die qualvolle Klage durch den silbernen Frieden — als ob er mich rufen wollte, der treue Flax. —

Jetzt eilte ich über die Felder. Es hatte gewittert, die Scholle hängte sich in Klumpen an meine Sohlen. — Wahrhaftig, jetzt erkannte ich den Karren, mit der Deichsel gerade in der Luft, das rote Untier mit dem langen Hals — jetzt war es mir, als ob dies selbst die jammervollen Töne ausstieß.

„Flax! Flax!" rief ich laut. Ich vergaß ganz, daß zwanzig Jahre über dem Gewitterabend verflossen.

Das Geheul schien noch mehr anzuschwellen.

Jetzt näherte ich mich — die Erinnerung tauchte auf mit Allgewalt, an den braunen Mantel, an den großen Schlapphut.

Nichts davon zu sehen, aber den Flax sah ich, er saß dicht vor der roten Karre und heulte gegen den Mond, der jetzt über den Steinbruch heraufgezogen; in seinem Gefolge drängte sich zwischen den Sternen des Himmels die leuchtende Schar, Wölkchen an Wölkchen im strahlenden Silberglanz.

Jetzt sprang ich vor. „Martin! Wo steckst du, Martin?"

Der Flax, er war's, heulte noch wilder auf und kratzte mit seiner Pfote an etwas Dunklem, das neben der Deichsel lag, der braune Mantel Martins, wie es mir schien.

Ich beugte mich vor, da fletschte der Flax die schneeweißen Zähne, und ich — ich sah in ein Totenantlitz, das aus den braunen Falten gegen den leuchtenden Hirten da oben starrte, der seine Herde zum goldenen Himmelsstalle führte.

„Martin! Martin!" Ich schrie es heraus, von einem unnennbaren Weh gepackt.

Das Antlitz bewegte sich nicht, starr und groß, im Mondlicht eine eherne Form annehmend, lag es auf der Deichsel. Der Schlapphut war zurückgefallen und zeigte schneeweißes Haar, das über den braunen Mantel fiel. Die Hand, nach der ich griff, war noch nicht steif, er mußte erst vor kurzem gestorben sein.

Jetzt kam die Ehrfurcht über mich, ich kniete vor dem Toten, und auch der Flax schwieg.

Als ich nach aufwärts schaute zum Monde, der jetzt klar und groß vor seiner Herde zog, da traute ich meinen Augen nicht — mitten drin im silbernen Glast stand der Martin, mit seiner Schippe unter dem Arm, den Hut weit in die Stirn gerückt,

den braunen Mantel um die Brust geworfen, und um ihn herum kläffte der Flax — er führte seine Herde in den goldenen Stall, dessen Türe weit offen stand.

Alles sah ich, jede Linie, ich vergaß fast ganz auf den Toten vor mir darüber — der Flax mußte mich erst daran erinnern.

Jetzt zog ein Schatten über das bleiche Antlitz, das sich im trügerischen Mondlicht zu bewegen schien. „Ganz alloa muaßt sei und ja nix denk'n, nacher siechst und hörst, nacher kommt er über die Felder her zu mein roten Karrn —" Ich hörte deutlich seine Worte.

Und der Flax drückte sich an meine Seite und gab keinen Laut mehr von sich, und die Schafe im Pferch steckten die Köpfe zusammen, als wenn sie sich fürchten täten. —

Ich trat den Heimweg an, Flax folgte mir auf dem Fuße, und wieder pochte mein Herz in seltsamem Grauen.

Das kommt davon, wenn man auf dem Rücken liegt und den Mond sich gerade ins Gesicht scheinen läßt. —

Ich fuhr plötzlich ganz erschreckt auf. Ich lag der Länge nach im weichen Ginster ober dem Steinbruch. Weit und breit kein roter Karren, keine Schafherde, und der Mond stand schon so hoch, daß ich in ihm längst nicht mehr den Martin unterscheiden konnte.

Dem Flax aber vor mir, der mit seiner Pfote meinen Arm kratzte, fehlte das weiße Fleckerl ober dem rechten Auge, das der Flax von damals gehabt, sein Sohn oder Enkel wohl —

Ernüchtert trat ich den Heimweg an.

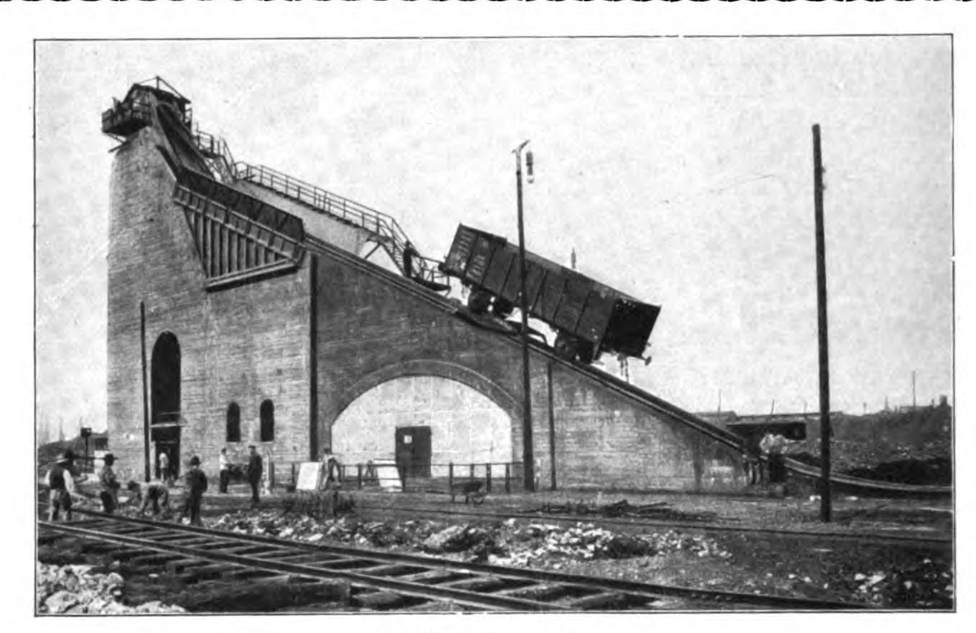
„Wann ist denn eigentlich der Martin gestorben?" fragte ich den andern Tag den Pächter.

„Zehn Jahrerl wird's wohl sein, daß man ihn tot neb'n sein Karrn g'funden hat, beim Steinbruch, was i weiß."

„In einer Mondnacht, nicht wahr, wie heute nacht, und der Flax, sein Hund, hat mit seinem Geheul euch aufmerksam gemacht?"

„No also, nacher hab'n S' ja scho davon g'hört," meinte der Pächter. „A verrückts Luad'r war der Martin, aber guat, seelenguat —"





Hochkurvenkipper

# Moderne Wagenkipper

Von

## Georg Henner

Mit der gewaltigen Steigerung des Güterverkehrs hielt die Entwicklung der Transportmittel gleichen Schritt. Für eine Reihe von Erzeugnissen wurden Spezialwagen konstruiert; maßgebend für ihre Bauart war zunächst der Gedanke, in dem verfügbaren Raum möglichst viel unterbringen zu können. Erst später wurde auch darauf Rücksicht genommen, daß das Be- und Entladen mit einem geringeren Zeitaufwand als bisher ermöglicht wurde. Je mehr diese Zeit abgekürzt wird, desto eher kann der Wagen für weitere Verwendung frei sein; er wird also besser ausgenutzt, die Zahl der Wagen kann beschränkt werden, und dementsprechend verbilligt sich der ganze Betrieb. Insbesondere die sogenannten Massengüter (darunter versteht man Erze, Kohlen, Rüben, Getreide, Salz und dergleichen) führten zu Konstruktionen von Wagen, deren Seiten- oder Stirnwände aufklappbar ausgebildet wurden, um durch einfaches Ausschütten des Inhaltes die teure menschliche Arbeitskraft nach Möglichkeit zu sparen. Es wurden Selbstentlader gebaut, bei denen der Wagenkasten durch maschinelle Vorrichtungen von dem Untergestell abgehoben und in eine geneigte Lage gebracht werden konnte, so daß das Gut auf der schiefen Ebene herausrutschte.

Von dieser einfachsten und schnellsten Art des Entladens kann aber nur Gebrauch gemacht werden, soweit diese Selbstentlader vorhanden sind. In all den vielen andern Fällen, wo normale Güterwagen zum Transport von Massengütern zur Verwendung gelangen, mußte man auf neue Mittel sinnen, um auch hier die Entladung automatisch mit möglichst geringem Zeit- und Kostenaufwand zu bewerkstelligen: es entstanden die Wagenkipper. In ihrer ersten

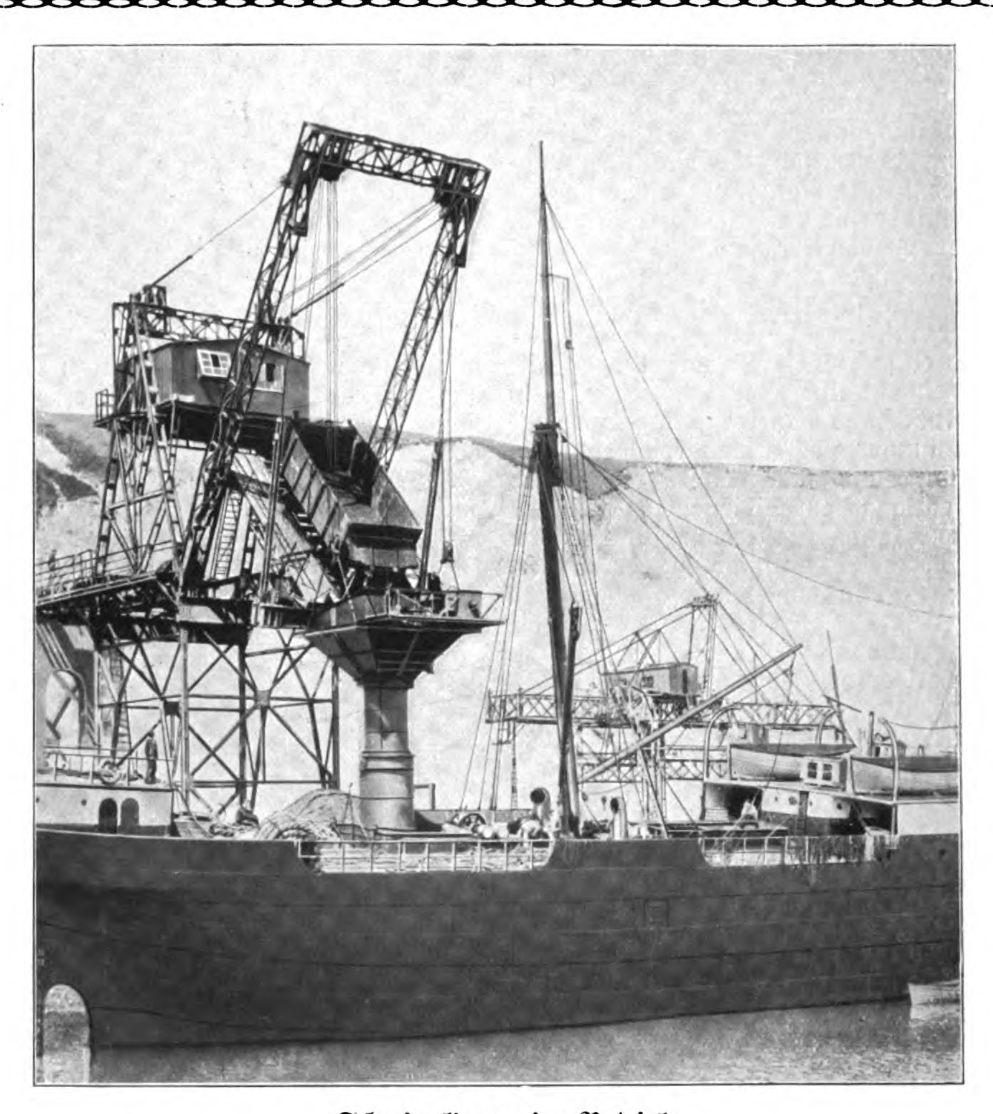
Gestalt sahen sie noch ziemlich primitiv aus. Der volle Waggon wurde aufgeschoben, eine Sperrvorrichtung ausgelöst, und unter Wirkung des Eigengewichts drehte sich die Plattform, auf der der Wagen stand, um eine horizontale, hinter ihrer Mitte liegende Achse; war der Wagen leer, so richteten sich durch ein Gegengewicht von entsprechender Größe Plattform und Wagen selbständig wieder auf.

So einfach diese Bauart ist, hat sie doch eine Reihe von Nachteilen. Ein Hauptübelstand dabei ist, daß das Entladen immer nach unten erfolgen muß, das Gut also nicht direkt rechts und links entlang dem Schienenweg gestapelt werden kann. Außerdem funktionierte der Mechanismus nicht immer zuverlässig; es kam vor, daß ein Wagen in halbgeneigter Lage steckenblieb und die Plattform mit Handwinden wieder in ihre horizontale Lage gebracht werden mußte. Die Füllrümpfe, die bei dieser Bauart niederzuführen sind, boten in ihrer Ausführung oft erhebliche Schwierigkeiten, da sie in der Tiefebene nicht selten unter den Grundwasserspiegel reichten und schwer trocken zu halten waren.

Zur Vermeidung dieser Unannehmlichkeiten schlug man zunächst den Ausweg ein, die Plattform nicht um eine mittlere, sondern um eine an der Stirnseite angebrachte Achse sich drehen zu lassen; das hintere Ende wird mittels eines Hubwerkes in die Höhe gewunden, und der Wagen entleert seinen Inhalt, ohne



Schwingkipper mit leerem Wagen



Schwingkipper im Betrieb

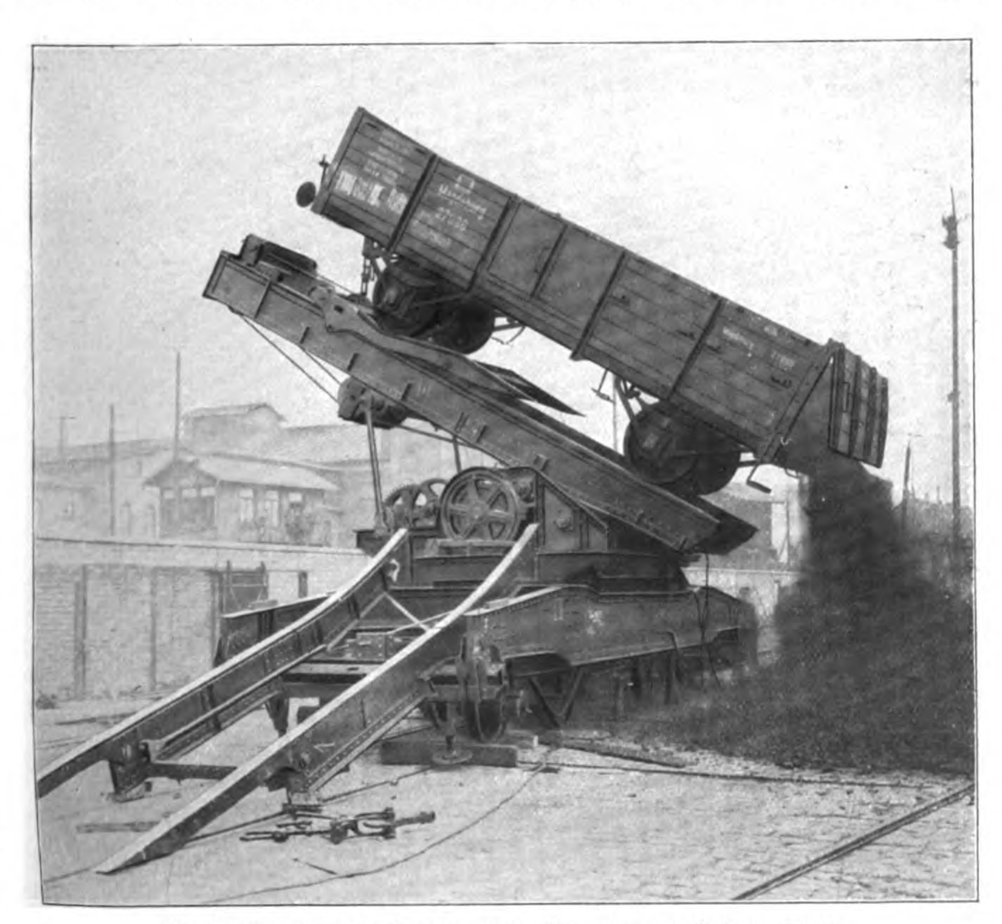
daß ein besonderer Füllrumpf nötig wäre; der Antrieb des Hubwerks erfolgt meist hydraulisch oder elektrisch.

Für Hafenanlagen und zum Beladen von Schiffen wurde diese Konstruktion noch weiter ausgebildet. Der Eisenbahnwagen fährt über eine Brücke auf die in beträchtlicher Höhe angebrachte Plattform, wird auf einer Schwinge verankert, und durch Senken des freien, an starken Drahtseilen aufgehängten Endes derselben fällt das Gut durch einen trichterförmigen Rumpf oder Füllansatz in den Raum des Schiffes. Das Schiff selbst muß im weiteren Verlauf des Beladens allmählich verholt werden. Bei einer andern Ausführung fährt der Eisenbahnwagen nicht über eine Brücke auf die Plattform, sondern es liegt die letztere in gleicher Höhe mit dem Schienenstrang im Erdboden und wird mitsamt dem Wagen durch ein starkes Hubwerk an Drahtseilen nach oben bis zur Schwinge gezogen, worauf der Entladevorgang sich in genau derselben Weise wie eben geschildert abspielt.

Bei allen derartigen Anlagen war man zunächst an den Ort gebunden. In neuester Zeit dagegen ist man dazu über-

gegangen, auch fahrbare Kipper zu bauen, welche die Entladung von Güterwagen an einem beliebigen Ort ermöglichen. Ein interessantes Beispiel dieser Bauart ist der Pohligsche Kipper, den zwei unsrer Abbildungen wiedergeben.

Auf einem schweren Unterwagen erhebt sich eine starke, aus eisernen Trägern zusammengenietete schiefe Ebene, auf der mittels eines Windwerkes ein kleinerer Hilfswagen emporgezogen werden kann. Die schiefe Ebene besteht aus zwei Teilen; der untere Teil reicht bis zu den Eisenbahnschienen und wird mit ihnen fest verankert; an ihn schließt sich der obere Teil, der um eine vertikale Achse auf dem Unterwagen geschwenkt werden kann. Der Entladevorgang spielt sich nun folgendermaßen ab: Der Güterwagen fährt mit seinen vorderen Rädern auf den bis zu den Schienen heruntergelassenen Hilfswagen und wird mit diesem fest verankert. Mit einer Dampfwinde werden beide auf der schiefen Ebene hochgezogen und dann die letztere um 90 Grad geschwenkt. Jetzt wird die an der Stirnseite des Wagens befindliche Klappe geöffnet und er entleert sich zur Seite der Schienen. Die schiefe Ebene schwenkt dann um weitere 90 Grad herum und läßt den Wagen auf der andern Seite auf das Gleis ablaufen. Diese Einrichtung ermöglicht es, einen ganzen Zug fortlaufend zu entladen. Die starke Dampfmaschine oder bei elektrischem Antrieb der Motor, der für das Hubwerk notwendig ist, kann auf ein Triebwerk umgeschaltet werden, so daß der ganze Kipper mit eigner Kraft auf den Schienen sich fortbewegen kann. Für diesen Zweck ist die schiefe Ebene umklappbar angeord-



Entleeren des hochgezogenen Wagens nach der Seite



Fahrbarer Waggonkipper

net, so daß das normale Durchgangsprofil der Eisenbahn eingehalten wird. Natürlich läßt sich die ganze Anordnung etwas einfacher gestalten, wenn sie ortsfest ist. In dieser Form ist sie ebenfalls in einer der Abbildungen wiedergegeben.

Zwei Typen von Spezialwagen, bei denen die Entleerung ebenfalls durch Auskippen erfolgt, sind die Abbildungen eines Wagens einer Hängebahn zum Transport von Salz und eines solchen zum Transport eines großen Tiegels mit flüssigem Eisen. Ersterer, bei dem die Hängebahn durch den Lagerraum durchgeführt ist, entlädt sich dadurch, daß der Riegel, der den beladenen, in einer Gabel an zwei Drehzapfen aufgehängten Hängebahnwagen in seiner aufrechten Lage festhält, beim Vorüberfahren an einen Anschlag stößt und dadurch gelöst wird, so daß sich der Wagen an jeder Stelle entleeren muß, wo ein solcher Anschlag angebracht ist. Der leere Wagen fährt dann weiter zur Ladestation und tritt von dort aus von neuem seinen Kreislauf an.



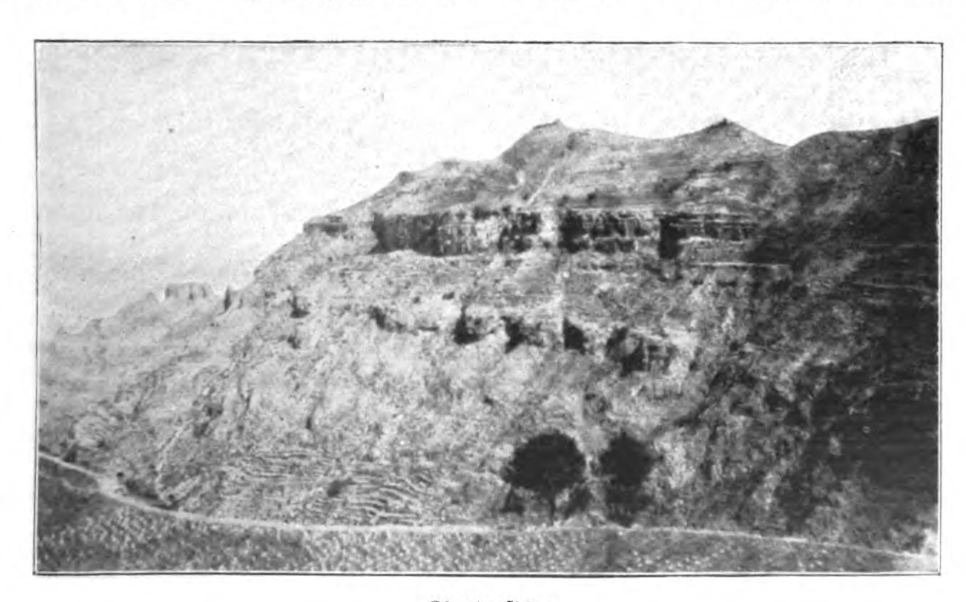
# Die Verkehrsverhältnisse im Sandschak

Von

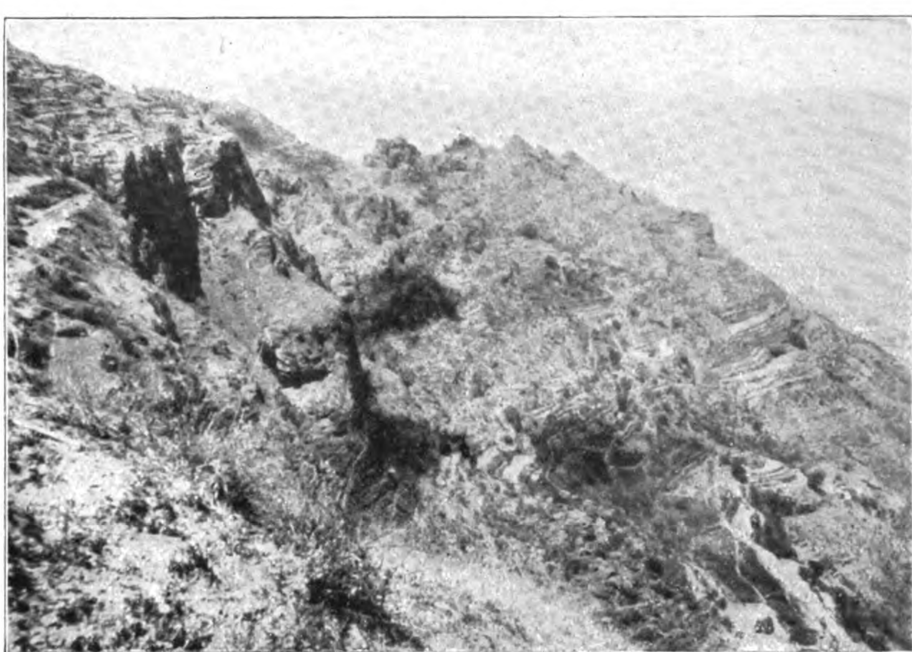
Ingenieur Robert Deutsch

Albanien ist seit jeher der Schauplatz der blutigsten Kämpfe gewesen. Der Albanier anerkennt keine Obrigkeit, und weil er an Unabhängigkeit gewöhnt ist, widersetzt er sich allen auch noch so gut gemeinten Anordnungen der Regierungsbeamten. Unter Abd ul Hamid allerdings lagen die Verhältnisse insofern günstiger, als er eine besondere Vorliebe und damit auch eine väterliche Nachsicht für die Albanier bekundete; ihre hervorragendsten Vertreter weilten ständig um ihn und bekleideten, wie der frühere Großwesir Ferid-Pascha zum Beispiel, die höchsten und einflußreichsten Stellungen an seinem Hof, während die Besten des Volkes den Kern seiner Leibgarde, der berühmten Yildiztruppen, bildeten.

So sehr und so viel auch über die Regierungstätigkeit dieses Intriganten auf dem Fürstenthron geschrieben wurde, verdient doch seine Politik den Albaniern gegenüber besonders hervorgehoben zu werden. Der weitaus überwiegende Teil des Volkes ist mohammedanischer Konfession, der seit jeher durch die vorhin erwähnten Begünstigungen ausgezeichnet wurde; der katholische Teil desselben steht bekanntlich unter dem Protektorat des Kaisers von Österreich, was ihn immer vor größeren Behelligungen schützte; bleiben also noch die den Sandschak Novibazar bewohnenden orthodoxen Nordalbanier, die zeitweilig durch gewaltsam durchgeführte Steuereintreibungen daran erinnert wurden, daß sie unter türkischer Oberhoheit stehen. Hingegen waren sie, wie auch die andern christlichen Stämme, vom Kriegsdienst befreit. Dieses armselige Land trägt just so viel, daß die Bewohner mühsam ihr Dasein fristen können. Weshalb sollte Abd ul Hamid also das Land pazifizieren, weshalb kostspielige Straßen- und Eisenbahnbauten anlegen, wenn er die vorhandenen Staatsmittel zu andern Zwecken dringender



Limdefilee



An der montenegrinischen Küste

benötigte! Unter seiner Regierung war vornehmlich Zentralalbanien nahezu autonom, nur selten kam Militär oder ein Verwaltungsbeamter nach Djakova, Ipek oder nach Gussinje. Und dieses Belassen in dem ursprünglichen Zustand war so recht nach dem Sinn der Albanier; sie wollten keine Steuern zahlen, verzichteten jedoch auch gern auf jede Modernisierung ihres Landes. Den Kriegsdienst am Hofe des Kalifen leisteten sie gern, weil er durch seine Eigenart ihrer Eitelkeit in besonderem Maße schmeichelte und überdies weder mit Kosten noch mit Anstrengungen verbunden war.

Der fruchtbare Süden war im letzten Jahrzehnt der Regierung Abd ul Hamids der Gegenstand seiner besonderen Fürsorge gewesen, so daß eine — heute rentable — Eisenbahn von Salonik nach Monastir gebaut werden konnte, die ihre Endpunkte einerseits im Golf von Arta, anderseits am Adriatischen Meer in Valona oder Durazzo finden sollte. Leider haben es die ungünstigen finanziellen Verhältnisse des Reiches nicht erlaubt, an die Ausführung dieser beiden wichtigen Linien zu schreiten. Die vorhandenen Straßen sind reich verzweigt und trotz ihres teilweise mangelhaften Zustandes für Wagen und größere Militärtransporte ohne erhebliche Schwierigkeiten benutzbar. Weitaus günstiger liegen die Verkehrsverhältnisse im Norden, dem Wilajet Kossowo, dessen nordwestlicher Teil der vielgenannte Sandschak Novibazar bildet. Zwei Schienenwege und mehrere Straßen, die eine Verbindung der einzelnen Eisenbahnstationen mit dem äußersten Westen und Norden ermöglichen, gestatten ohne weiteres den Transport großer Truppenkörper vom Süden gegen die montenegrinische und serbische Grenze. Die Hauptverkehrsader bildet die von Salonik ausgehende Linie der Orientbahnen, die, dem Flußlauf des Vardar folgend, bei Üsküb die Hochebene von Kossowo betritt; sie erreicht dann bei Zibeftsche die serbische Grenze, um in ihrem weiteren Verlauf bei Nisch Anschluß an das internationale Eisenbahnnetz zu finden. Ihre Gesamtlänge, soweit sie auf türkischem Gebiet liegt, beträgt 328 Kilometer.

Die zweite, 120 Kilometer lange Linie hat ihren Ausgangspunkt in Üsküb und führt über Prischtina nach Mitroviza, wo



Eine befestigte Straße zwischen Mitrovitza und Novibazar

sie ihren vorläufigen Endpunkt findet. Nicht ganz 220 Kilometer trennen diese Station von Uvaz, der bosnisch-türkischen Grenzstadt, die ihrerseits durch einen direkten Schienenstrang über Sarajevo nach Süden mit dem Adriatischen Meer und nach Norden mit dem österreichisch-ungarischen Eisenbahnnetz verbunden ist. Dieses fehlende Mittelstück ist die vielumstrittene Sandschakbahn, deren Trasse in den letzten dreißig Jahren etwa siebenmal studiert und projektiert worden war, ohne daß es jemals zu einem Bau gekommen wäre. Es steht ganz außer Zweifel, daß diese Linie vielen Hindernissen begegnet, die teils durch die Terrainverhältnisse, teils durch die geographische Lage dieses Gebietes begründet sind. Eine der ältesten Trassen folgt — von Mitrovitza ausgehend — dem Ibar flußaufwärts bis Ribariz und Rozaj, unterfährt das Gebirgsmassiv und erreicht bei Berane das Defilee des Lim, an dessen rechtem Ufer sie bis zu seinem Übertritt auf bosnischen Boden (Uvaz) verläuft. Diese Linie ist wohl die natürlichste und daher auch die einfachste, hat jedoch den großen strategischen Nachteil, daß sie bei Berane in die unmittelbare Nähe der montenegrinischen Grenze kommt und bei den geringfügigsten Anlässen von den wenig friedlichen Nachbarn zerstört worden wäre. Dabei ist zu bemerken, daß das Limdefilee ganz bedeutende technische Schwierigkeiten bietet und daher eine Beschädigung selbst des kleinsten Objektes die schwersten Betriebsstörungen hervorrufen muß.

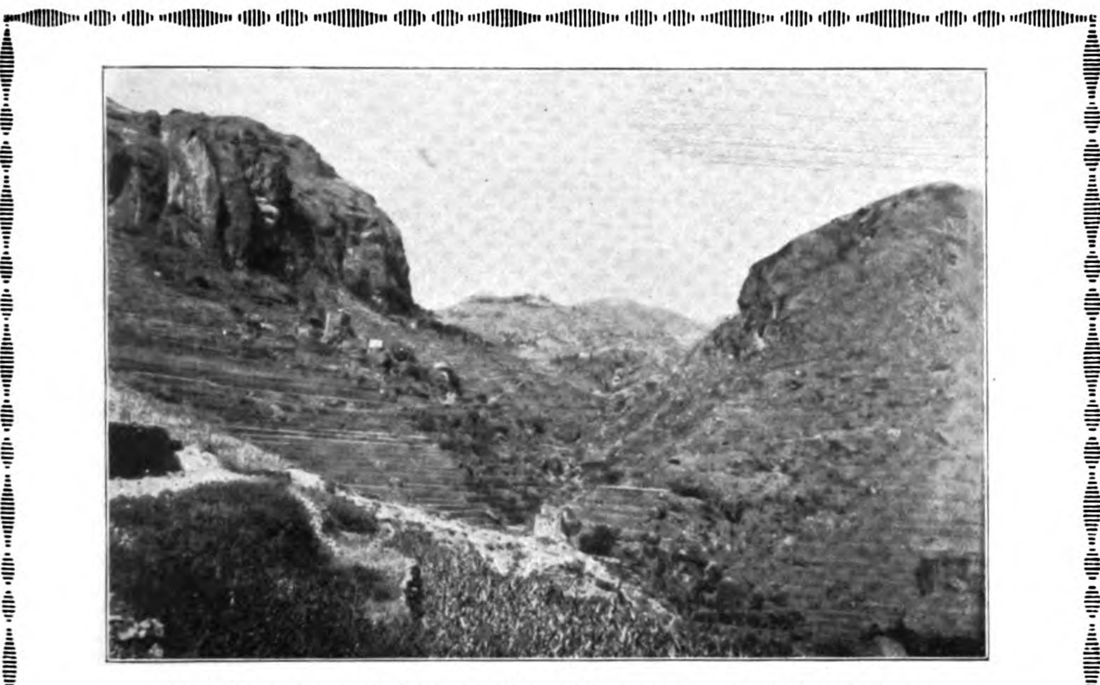
Die von Pressel projektierte Trasse folgt von Mitrovitza aus zunächst einige Kilometer dem Ibar flußabwärts, wendet sich dann westwärts und führt über Novibazar, Oschanitza, Sjenitza und Novawarosch an den Lim, wo sie in den unteren Teil der vorerwähnten Linie einmündet; diese Bahn hat den offenkundigen Nachteil, nahezu in ihrer ganzen Länge parallel mit der serbischen Grenze zu verlaufen, so daß sie im Kriegsfall gleichzeitig an mehreren Punkten zerstört worden wäre. So lag denn dem Projekt von 1908 die Idee zugrunde, wohl die wichtigsten Orte des Sandschaks miteinander zu verbinden, jedoch die Trasse so zu legen, daß sie möglichst weit von beiden Grenzen entfernt sein sollte. Die Lösung dieser Aufgabe

war um so schwieriger, als das Terrain den Charakter des wildesten Hochgebirges zeigt und es aus strategischen Rücksichten unmöglich war, den von der Natur vorgezeichneten Wegen zu folgen. Bloß in den ersten 38 Kilometern folgt die Trasse dem Ibar flußaufwärts, dann wendet sie sich nordwärts und unterfährt in 724 Meter Seehöhe in einem 3,6 Kilometer langen Tunnel die Jablaniza Planina, um bei Kilometer 56 die Stadt Novibazar (529 M. ü. M.) zu erreichen. Bei Kilometer 82 gelangt sie in 950 Meter Seehöhe auf die Peschtera, eine etwa 20 Kilometer lange, nahezu ganz horizontale Hochebene, berührt Sjeniza (Kilometer 123) und führt weiter mit der maximalen Steigung an der Station Gonjegorne vorbei, wo sie bald darauf in einem beinahe 3 Kilometer langen Tunnel das gleichnamige Gebirgsmassiv durchquert; hier erreicht sie auch bei 1207 Meter Seehöhe ihren höchsten Punkt. Die Trasse fällt dann mit 15 bis 18 pro Mille bis Kilometer 187, Prepolje (560 Meter ü. d. M.), woselbst sie am rechten Limufer bis zur türkischen Grenzstation Priboj verbleibt. Diese Linie hat eine gesamte Länge von 218 Kilometern und ist vom strategischen Standpunkt aus zweifellos die beste Lösung, allerdings nicht vom ökonomischen, denn unter andern Verhältnissen ließe sich dieselbe viel billiger herstellen. Die überaus hohen Baukosten sowie das Mißtrauen der Jungtürken gegen eine direkte Eisenbahnverbindung von Österreich-Ungarn bis nach Salonik haben die Verwirklichung dieses sorgfältig studierten Projektes bis zum heutigen Tag unmöglich gemacht, und diese schwere Unterlassungssünde hat sich im gegenwärtigen Krieg bitter gerächt; dazu kommt noch, daß die Straßen — troß des fehlenden Schienenwegs — in einem so üblen Zustand sind, daß an rasche und wirksame Truppentransporte nicht zu denken war.



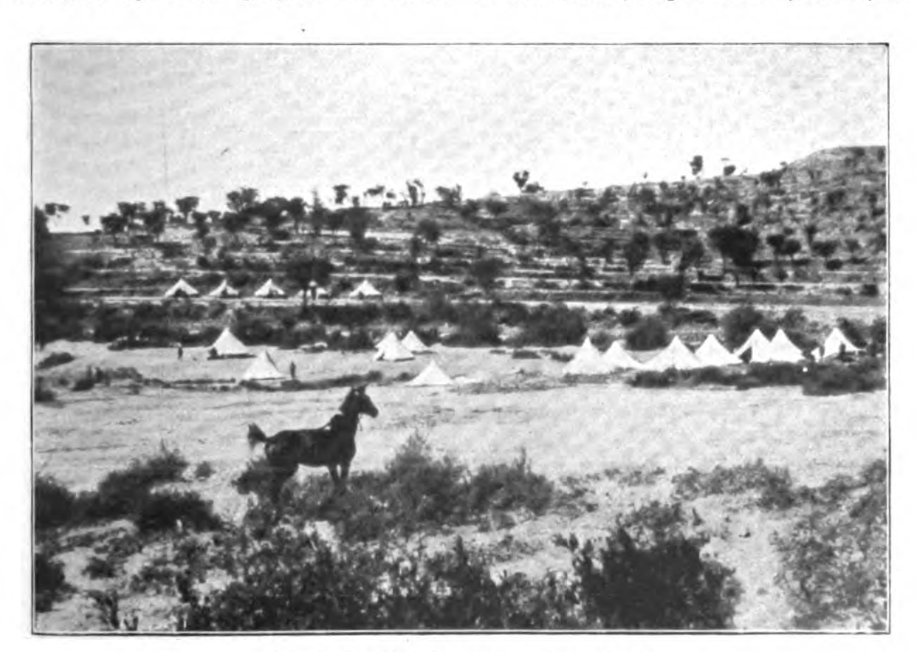
Dorf Gradschinje bei Novawarosch an der serbischen Grenze

Die besterhaltene Straße ist noch jene, die von Mitroviza über Banischka, Novibazar, Oschaniza nach Novawarosch einerseits, Prepolje und Priboj anderseits führt; letztere hat eine Gesamtlänge von 190 Kilometern, ist also um etwa 30 Kilometer kürzer als die projektierte Eisenbahnlinie. Von ihr gehen einige Übergänge nach Serbien, zunächst von Mitroviza, dem Lauf des Ibar folgend, über Slatina und Raschka bis nach Kraljevo, ferner von Sjeniza gegen Tschatschak und von Novawarosch



Poſtübergang bei Berane über die montenegriniſche Grenze

gegen Uſchitze. Die Haupt- ſowie die Raſchkaſtraße ſind für leichte Feldgeſchütze wohl paſſierbar, doch auch da nicht an allen Stellen, denn ſeit Jahren war nichts zur Ausbeſſerung der Wege getan worden. Allerdings waren zu Ende des Jahres 1910 ein großes franzöſiſches Straßenbauſyndikat und eine deutſche Unternehmung mit Rekonſtruktions- und Neubauten beauftragt worden, doch ſind dieſe



Türkiſche Militärlager am Ibar

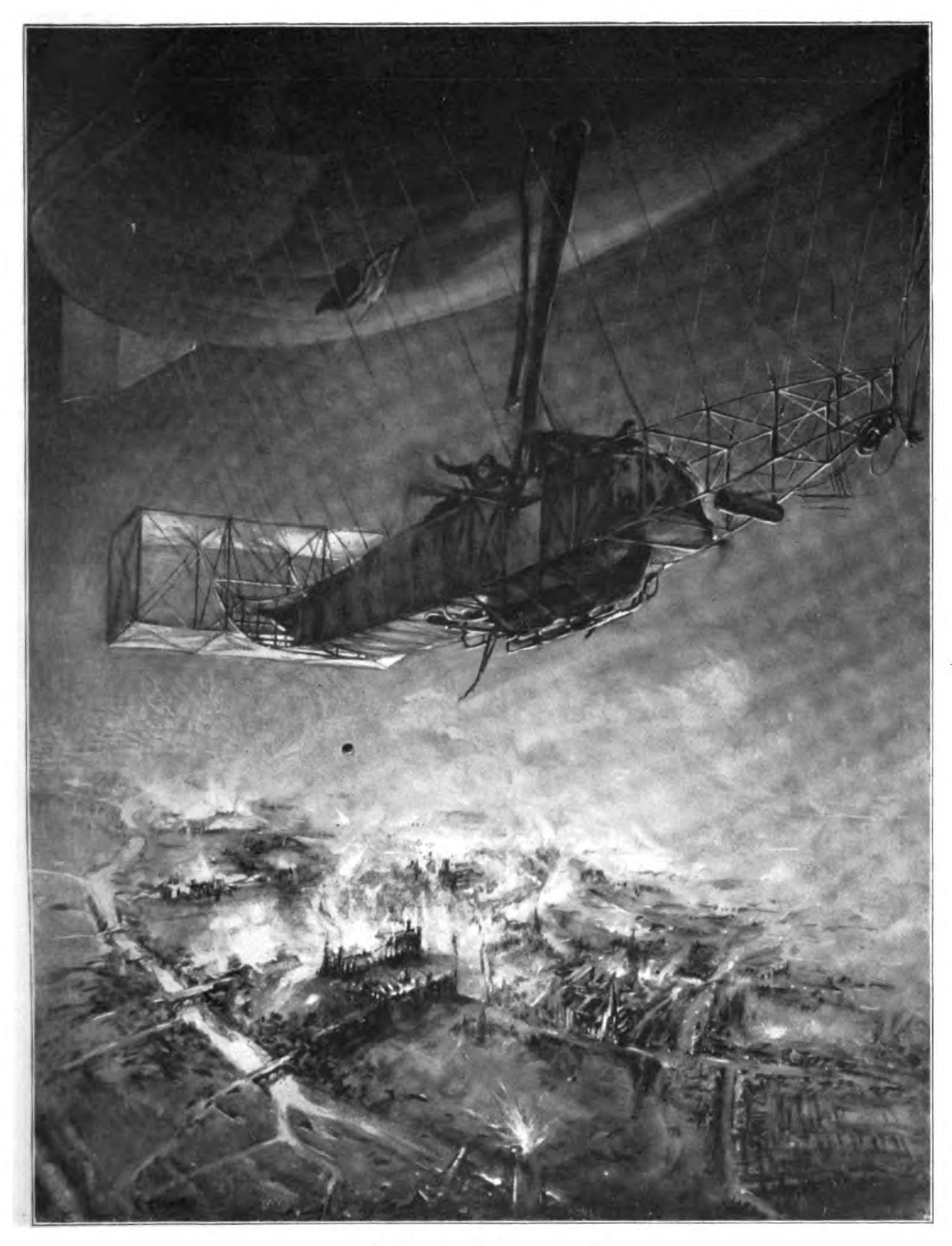
Firmen — in Albanien wenigstens — kaum über die vorbereitenden Arbeiten hinausgekommen, denn die fortgesetzten Unruhen bildeten geradezu eine Gefahr für die dort weilenden Europäer. — Im südlichen Teil des Sandschak liegen die Verhältnisse insofern ungünstig, als wirkliche Straßen nicht bestehen. Bjelopolje und Berane sind von Novibazar oder Sjeniza nur auf großen Umwegen zu erreichen; von Mitroviza führt ein Fußweg längs des Ibar über Ribariz und Rozaj nach diesen beiden Grenzorten, doch ist es undenkbar, größere Truppenkörper auf diesem Gebirgspfad rasch vorwärts zu bringen. Bis 20 Kilometer westlich von Mitroviza können Wagen oder Geschütze auf diesem Wege fahren, dann aber hört jede derartige Möglichkeit von selbst auf.

Nordalbanien hat zwei brauchbare Straßen, die von Mitroviza und Üsküb nach dem Westen gehen; erstere führt über Ipek nach Prizrend, letztere über Kalkandelm nach derselben Stadt; dann geht sie weiter, dem Flußlauf des Schwarzen Drin folgend — über Fjerza, wo ein Weg nach Gussinje und Plava abzweigt, nach Skutari und Alessio. — Der weitaus längere Teil der Straße führt im Drindefilee, bald tief unten in die Felswände eingesprengt, bald hoch oben am Grat der fast lotrechten Felswände, zu jeder Jahreszeit den Überschwemmungen und Unbilden der Witterung ausgesetzt. Dazu kam noch hart vor dem Krieg der albanische Aufstand und die von den Jungtürken mit Waffengewalt versuchte Unterdrückung desselben; da haben sicherlich diese wilden Völker keine Mittel gescheut, die Truppen in ihrem Vordringen aufzuhalten, und was war da einfacher, als die Straßen und Brücken zu zerstören?

Unter Berücksichtigung aller dieser widrigen Umstände darf es nicht wundernehmen, daß die Truppen nicht in der nötigen Anzahl rechtzeitig an Ort und Stelle waren. Das zivilisierte Europa kann sich keinen Begriff machen von den Verhältnissen dieses Landes und seiner Bewohner, deren Eigenart und Charakterveranlagung in den einleitenden Worten dieser Zeilen gedacht wurden. Die Heeresleitung hat zweifellos mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, ihre Armeen vorwärtszubringen und zu verproviantieren, denn das Land ist arm und hat keine Ressourcen, am allerwenigsten aber nach einem fast einjährigen Aufstand. Die Truppen haben sicherlich in diesem Kriege wie auch in allen vorangegangenen das Äußerste aufgeboten, ihrer Aufgabe gerecht zu werden, denn Tapferkeit und Pflichtbewußtsein im Verein mit einer ans beispiellose grenzenden Genügsamkeit sind seit jeher die schönsten Eigenschaften des türkischen Soldaten gewesen.



Arnaute aus dem Sandschak



## Soll es so kommen?

**Die Zerstörung von Cambridge.** Nach einer englischen Phantasiezeichnung von Ch. Clark

Es gehörte zu den interessantesten Episoden in den diesjährigen englischen Manövern, daß die alte Universitätsstadt Cambridge nach dem Urteil der Manöverkritik unfehlbar durch ein Kriegsluftschiff vollkommen vernichtet worden wäre. Die sichtbare Vorstellung einer so grausigen Möglichkeit läßt immer aufs neue wünschen, daß sie im zukünftigen Kriegsrecht und Völkerrecht zusammen mit den Dumdumgeschossen und andern Unmenschlichkeiten ausgeschieden wird.

# Zwei Gedichte von Arthur Silbergleit

## Im Dämmerland

Hier bleib' ich ewig dir verbannt,
Doch einst im Duft- und Dämmerland
Kann ich dich als Gefährtin sehn:
Du wirst mit mir im Traume gehn.

In einen späten Abendschein
Wird unser Schatten eingetaucht;
Kein Wort wird unsern Weg entweihn,
Und nur aus Blumenmund gehaucht

Wird es uns singen wie ein Lied
Und süßer als ein Harfenspiel:
„Heil euch, die ihr beisammen zieht,
Ihr seid begnadet, seid am Ziel!"

Dann werden unsre Schatten eins;
Wer du, wer ich, wird ungewiß.
Wir wachsen in des Abendscheins
Geheimnistiefe Finsternis.

## Fahrten

Unser Vorort ist die Erde,
Unsre Hauptstadt bleibt der Himmel.
Sie durchsausen Flügelpferde,
Weiße Wolken, wilde Schimmel.

Angeschirrt am Lichterwagen
Fürstlich funkelnder Plejaden,
Rasen sie dahin und jagen
Jach auf aarumrauschten Pfaden,

Aufgepeitscht von Gottes Gerte
Mit den dünnen Mondesfäden.
Alle wirbelnden Gefährte
Halten vor dem stillen Eden,

Geben nach der taumeltollen
Jagd in diesen Ruhereichen
Hin zu einem friedensvollen
Kinderspiele ihre Speichen.



Der Pikador

Nach einem Gemälde von Walter Schnackenberg


UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



# Kultur der Gegenwart





## Literatur

Das im Verlage von R. Voigtländer erschienene, reich mit Bildnissen geschmückte Werk: „Dichtung und Dichter der Zeit“ von Albert Soergel soll nach seinem Untertitel „eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte“ sein, und man darf in der Tat zugestehen, daß der Verfasser eine nicht gewöhnliche Kenntnis neuzeitlicher deutscher Dichtung besitzt und zu einem beachtenswerten Urteil fähig ist. Auffallend ist mir, daß ein offenbar nicht unbelesener Mann wie Soergel, der eine Menge recht überflüssiger Namen aufführt, achtlos vorübergehen konnte an so manchen hervorragenden Erscheinungen, deren Fehlen in einer Literaturgeschichte unbegreiflich ist. Als ein Beispiel nenne ich Ilse Frapan, eine der hervorragendsten Erzählerinnen neuerer Zeit, über deren Bedeutung schon seit zwanzig Jahren gar kein Zweifel mehr besteht.

Eine sehr hübsche Sammlung guter deutscher Literatur für Schulzwecke hat der Schweizer Heinrich Corray veranstaltet: „Garben und Kränze. Gute Kunst und Literatur für Schule und Haus“ (E. E. Meyer in Aarau). Es regt sich erfreulicherweise kräftig im Schulbetrieb; mehr und mehr begreifen die höheren Schulbehörden, was den Lehrern allerdings schon längst klar war, daß es mit den bisherigen Schullesebüchern nicht mehr geht. Man hatte früher die Auffassung von einem Schullesebuch, auch von denen für die oberen Klassen, es müsse einigermaßen das Konversationslexikon ersetzen, indem es aus allen nur erdenklichen Wissensgebieten ein Stücklein, ein Mundschmäcklein zum Lernen und Behalten darbiete. Belehrung und wieder Belehrung mußten die Lesebücher enthalten, und man gestand sich nicht, wie windig es mit der durch Schullesebücher vermittelten Belehrung stehe und immer stehen müsse. Sind Schullesebücher überhaupt wünschenswert, und die meisten Lehrer bejahen diese Frage, dann können sie doch nur den Zweck haben, den Schülern allerbeste deutsche Prosa, Meisterprosa, darzubieten, um durch klassischen Inhalt und klassische Form den Trieb zur geistigen Höhe und das Sprachgefühl zu stärken, nicht aber ein Sammelsurium von lückenhaftem Wissen, das ja doch sogleich wieder vergessen wird, in kunstlosen Aufsätzchen zusammenzustoppeln. Um die Belehrung braucht man sich gar nicht besonders zu kümmern, denn daß aus Meisterprosastücken sich nebenbei auch fruchtreiche Belehrung schöpfen lassen wird, ist selbstverständlich. Dieses schweizerische Lesebuch enthält fast durchweg Gutes, ja sehr Gutes, ohne ängstliche Rücksicht darauf, ob eine etwa schwarz auf weiß nach Hause zu tragende Wissensvermehrung erzielt wird.

Georg Müller in München, zur Stunde wohl das rührigste deutsche Verlagshaus, gibt Ferdinand Kürnbergers gesammelte Werke heraus und erfüllt damit einen von manchen Freunden dieses halbverschollenen Schriftstellers schon oft ausgesprochenen Wunsch. Gewiß ist man dem Verleger aufrichtigen Dank schuldig, daß er den Versuch gemacht hat, Kürnberger vor dem Versinken zu retten, und ich hoffe, daß er dabei seine Rechnung finden wird. Eine andre Frage allerdings ist die, ob selbst durch diese schöne neue Gesamtausgabe Kürnberger ein lebendiges Besitztum deutscher Prosaliteratur werden wird. Oft genug habe ich, der an manchem Aufsatz Kürnbergers beim ersten Lesen Freude gehabt, mich gefragt, warum ein so gedankenreicher und eigner Schriftsteller so schnell in Vergessenheit geraten konnte. Jetzt beim zweiten Lesen ist es mir aufgegangen, daß und warum dieses stattliche Lebenswerk doch nicht zu dauerndem, immer frischem Leben bestimmt ist: es ist gar zu viel Reinzeitliches darin, und — der überlieferungsmäßig gepriesene Stil Kürnbergers ist bei genauer Prüfung doch nur das Muster des Feuilletonstils, des guten, des glänzenden, des für den Augenblick fesselnden, aber des ohne tiefen, lange nachwirkenden Eindruck verklingenden. Dazu kommt die unerquickliche Eigenheit des Wiener Feuilletonisten, der ja Kürnberger war, mit zahllosen Fremdwörtern und Zitätlein aus vielen fremden Sprachen, auch aus solchen, die er nicht

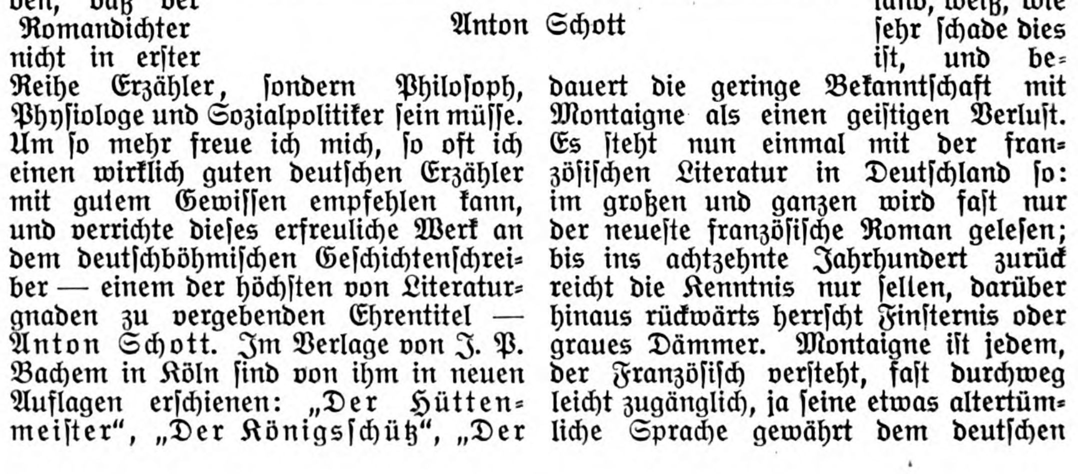
genügend beherrschte, zu schillern. Alle dergleichen Schriften versinken rettungslos, wenn nicht eine ungewöhnlich große Persönlichkeit dahintersteht, und eine solche war Kürnberger denn doch nicht. Wir sehen es ja an Heines Feuilletonprosa, der einst so sehr bewunderten: die Bewunderung hat sich von Geschlecht zu Geschlecht gemindert, und geblieben ist nur das wenige, was durch Neuheit des Gedankens und wirklich glänzende Form dauernden Wert besitzt.


Anton Schott

Die guten Erzähler sind in Deutschland recht selten — die Gründe habe ich in diesen Blättern wiederholt untersucht. Ich fasse sie noch einmal kurz zusammen: die Gabe zum guten Erzählen ist an sich, wie jede hohe Kunstgabe, sehr selten, sonst wäre sie ja keine Kunst; und durch modische Strömungen ist die kunstwidrige Ansicht entstanden, daß der Romandichter nicht in erster Reihe Erzähler, sondern Philosoph, Physiologe und Sozialpolitiker sein müsse. Um so mehr freue ich mich, so oft ich einen wirklich guten deutschen Erzähler mit gutem Gewissen empfehlen kann, und verrichte dieses erfreuliche Werk an dem deutschböhmischen Geschichtenschreiber — einem der höchsten von Literaturgnaden zu vergebenden Ehrentitel — Anton Schott. Im Verlage von J. P. Bachem in Köln sind von ihm in neuen Auflagen erschienen: „Der Hüttenmeister", „Der Königsschütz", „Der Wildhof", „Der letzte Richter", lauter fesselnde und künstlerisch erzählte Begebenheiten, denen es gewiß nichts schadet, daß sie sich durchweg auch für die Jugend und die Familie um den Lesetisch eignen. Anton Schott ist, wie ich noch besonders hervorhebe, einer der katholischen Schriftsteller, denen die Kunst, nicht die Verfolgung von irgendwelchen Sonderzwecken die Hauptsache ist. Er



ist ja nicht unbekannt, aber nach meiner Beobachtung noch nicht nach seinem vollen Werte gewürdigt. Man weiß zwar in Deutschland, daß Montaigne in Frankreich zu den kanonischen Klassikern gehört und zu den größten Prosaschreibern der Weltliteratur; aber, wie das mit so manchem Klassiker geht, er wird weit mehr gepriesen als gelesen. Jeder Kenner Montaignes, und es gibt ihrer auch in Deutschland, weiß, wie sehr schade dies ist, und bedauert die geringe Bekanntschaft mit Montaigne als einen geistigen Verlust. Es steht nun einmal mit der französischen Literatur in Deutschland so: im großen und ganzen wird fast nur der neueste französische Roman gelesen; bis ins achtzehnte Jahrhundert zurück reicht die Kenntnis nur selten, darüber hinaus rückwärts herrscht Finsternis oder graues Dämmer. Montaigne ist jedem, der Französisch versteht, fast durchweg leicht zugänglich, ja seine etwas altertümliche Sprache gewährt dem deutschen

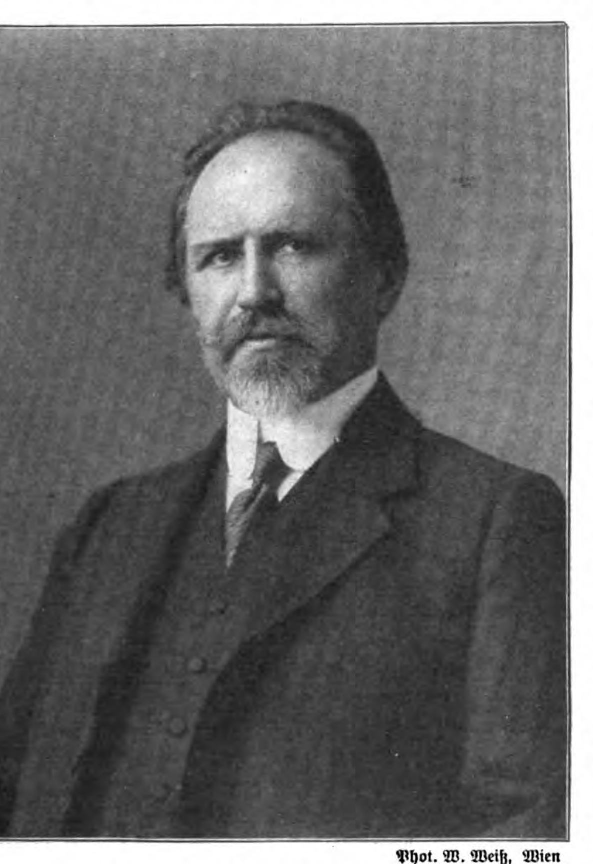




# Kultur der Gegenwart



Leser, der sich in ihn hineingefunden, ein ausnehmendes Vergnügen. Montaigne ist ja der Erfinder einer ganzen großen Literaturgattung, auf die noch heute die Franzosen nicht am wenigsten stolz sind, und um die wir Deutsche sie nicht am wenigsten beneiden: der Plauderei. Plaudern aus Liebe zum künstlerischen Spiel mit der Sprache; plaudern, nicht um zu beweisen, nicht um recht zu behalten, sondern, um sich und andre gut zu unterhalten. Ein französischer Schriftsteller dieser Art, ob er gleich im sechzehnten Jahrhundert geschrieben, sollte viel besser gekannt werden, und darum begrüße ich den im Verlage von E. Reiß in Berlin erscheinenden kleinen Band: „Ausgewählte Essais" von Montaigne in der guten Übersetzung von Tony Noah als eine wertvolle Bereicherung der zu lesenden französischen Literatur in Deutschland.



Phot. W. Weiß, Wien

Adam Müller-Guttenbrunn

Ein junger Neuer, Rolf Lauckner, läßt ein Bändchen mit Gedichten erscheinen (Stuttgart, Cotta), die ein freundlich ermunterndes Wort gar wohl verdienen. Hätte sich der junge Dichter — denn ein Dichter ist Lauckner — in dieser seiner ersten Auswahl noch strenger selbst gerichtet, so wäre das Bändchen allerdings noch dünner, unsre Freude daran aber noch stärker geworden. Worauf ich bei einem neuen Poeten zuerst horche, das ist sein Anschlag. Ward ihm ein eigner Gesang zuteil oder nicht? Gedanken, Gefühle, ja selbst der Ausdruck dafür ist den meisten Menschen gemeinsam; Dichter aber heißt uns nur, wer das uns allen Gemeinsame so ausspricht, daß wir es zum erstenmal zu vernehmen glauben. „Alles Gescheite ist schon einmal gedacht worden," hat der gescheiteste aller deutschen Dichter, natürlich Goethe, gesagt, und er hat dies durch den tiefen Ausspruch verstärkt: „Die originalsten Naturen sind es nicht deswegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt worden." In Rolf Lauckners Gedichten habe ich an mehr als einer Stelle etwas Derartiges empfunden, und so darf ich die Hoffnung aussprechen, daß uns sein zweites Bändchen noch Reiferes, ganz besonders im Rhythmus, bescheren wird.

Von Goethes Gesprächen haben wir jetzt endlich eine auch wenig bemittelten Lesern zugängliche Ausgabe (ausgewählt von Flodoard von Biedermann, Volksausgabe mit Ausschluß der Gespräche mit Eckermann, Verlag von Hesse & Becker in Leipzig). Der Vater des Herausgebers, Freiherr Woldemar von Biedermann, hatte in den Jahren 1889 bis 1896 eine große zehnbändige Samm-



# Kultur der Gegenwart



lung aller irgendwie erreichbaren mündlichen Äußerungen Goethes veranstaltet, soweit sie von seinen Zeitgenossen aufgezeichnet oder in mittelbarer Form überliefert waren. Für die berufsmäßigen Goetheforscher war und ist noch jetzt jenes Riesenwerk unerläßlich und unersetzlich. Von jeher hat aber der Wunsch in der großen nichtgelehrten Goethegemeinde bestanden, das Wichtigste und Wertvollste der, wenn ich so sagen darf, mündlichen Werke Goethes in einer bequemen und billigen Ausgabe zu besitzen, und diesen lebhaften Wunsch befriedigt die vorliegende reichhaltige Auswahl in vollkommenster Weise. Daß die Gespräche mit Eckermann nicht mit ausgezogen wurden — wohl aber die mit dem Kanzler Müller —, ist durchaus gerechtfertigt, denn der Eckermann liegt in mehr als einer billigen Ausgabe vor, auch in einer guten des Verlages von Hesse & Becker.

Eine dankbar zu begrüßende Bereicherung der Literatur über Kleist sind die gleichfalls von dem jüngeren Freiherrn von Biedermann zum erstenmal gesammelten und herausgegebenen Gespräche Heinrichs von Kleist (Hesse & Becker in Leipzig), ein wertvoller Ergänzungsband zu jeder Ausgabe von Kleists Werken. In der hoch aufgeschwollenen Literatur über Kleist aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr seines Todestages ist dieser bescheidene Band der unstreitig wichtigste, und auf ihn nachdrücklich hinzuweisen, ist mir eine sehr liebe Pflicht.

*

Ein wenig verspätet, aber wohl noch zur rechten Zeit, um dem verdienten Manne und seinen vielen Verehrern eine Freude zu machen, gedenke ich des sechzigsten Geburtstages eines der um das Deutschtum in Österreich verdientesten Männer, **Adam Müller-Guttenbrunns**. Wäre er nur ein sogenannter Tendenzdichter, so hätte er wahrscheinlich längst größere Anerkennung gefunden. In seinen drei bedeutendsten erzählenden Dichtungen aber, die zur Verteidigung und Verherrlichung des schwerbedrohten deutschen Geistes in den widerdeutschen Ländern Österreich-Ungarns geschaffen wurden: „Die Glocken der Heimat", „Götzendämmerung", „Der kleine Schwab'" (L. Staackmann in Leipzig), zeigt er sich nicht bloß als den wackern deutschen Mann, den wir alle, insonderheit seine engeren Heimatgenossen, schätzen, sondern als einen echten Erzählungskünstler, dem ein viel größerer Leserkreis zu wünschen ist und gebührt. Auch in seinem soeben erschienenen Roman „**Es war einmal ein Bischof**" (in gleichem Verlag) bewährt Müller-Guttenbrunn seine hervorragende Darstellungsgabe an einem bedeutsamen Stoffe: dem österreichischen Kulturkampf, der in der Bewegung mit dem Schlagwort „Los von Rom!" seinen stärksten Ausdruck fand.

*

Ein paar frohe Stunden hat mir ein Buch bereitet, dem ich eine recht weite Verbreitung auch im Kreise älterer Leser wünsche, wenngleich es sich zunächst und vornehmlich an junge Menschen wendet: „**Das fröhliche Buch für die Jugend**, eine Sammlung deutscher Schwänke und Scherze", herausgegeben von **Friedrich Düsel** (G. Westermann in Braunschweig). Es ist der zwanzigste Band der freundlich bekannt gewordenen Sammlung „Lebensbücher der Jugend", die seit einigen Jahren unter Düsels geschmackvoller Leitung erscheint und manches Erfreuliche neu geschaffen oder aus altem Literaturbestande neu belebt hat. Düsel ist ein gründlicher Kenner unsrer besten Schwank- und Scherzdichtung älterer Zeit; indessen dieser Stoff war schon vor ihm oft gesichtet, so daß die Auswahl verhältnismäßig leicht zu treffen war. Aus unsrer neuen und neuesten Humordichtung aber das Hübscheste herauszusuchen, aus Goethe, Hebel, Reuter, das war schon schwerer; und zu wissen, welche verborgenen Schmucksachen sich bei Kopisch, Pocci und gar bei Emanuel Geibel finden, dazu bedurfte es einer nicht landläufigen Belesenheit und eines sicheren Geschmacks. Hat man sich, wie es leider für unsereinen Pflicht ist, durch ganze Berge tranigernster Langeweile unsrer Romane schreibenden Riesenwoller und Zwergkönner der gegenwärtigsten Gegenwart hindurchgeödet, so ist es ein wahres Labsal, zu sehen, über eine wie gesunde und künstle-

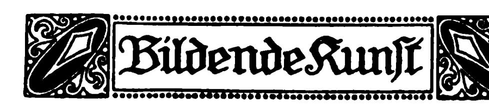


rische Erzählungsgabe frühere Jahrhunderte deutscher Literatur geboten haben.

*

Gleichviel wie man als Nichtmaurer zur Freimaurerei stehen mag — Zuverlässiges über ihr wahres Wesen, über ihre Bestrebungen, Ziele und Leistungen zu erfahren, ist ein so dringendes Bedürfnis jedes im öffentlichen Leben stehenden Menschen, daß ein so reich belehrendes, offenbar wahrhaftiges Buch wie „Die Kulturaufgaben der Freimaurerei" von Dr. Ernst Schultze (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart), dem verdienten Leiter der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, mit dankbarer Freude zu begrüßen ist. Ich bekenne freimütig, daß ich erst aus dieser fesselnden, aller Verstiegenheit und Wortmacherei abholden Darstellung eines genauen Kenners gelernt habe, was die Freimaurerei will, kann und soll. In der Streitliteratur über den so wichtigen Gegenstand will Schultzes Werk fortan gewiß eine oder die Hauptrolle spielen.

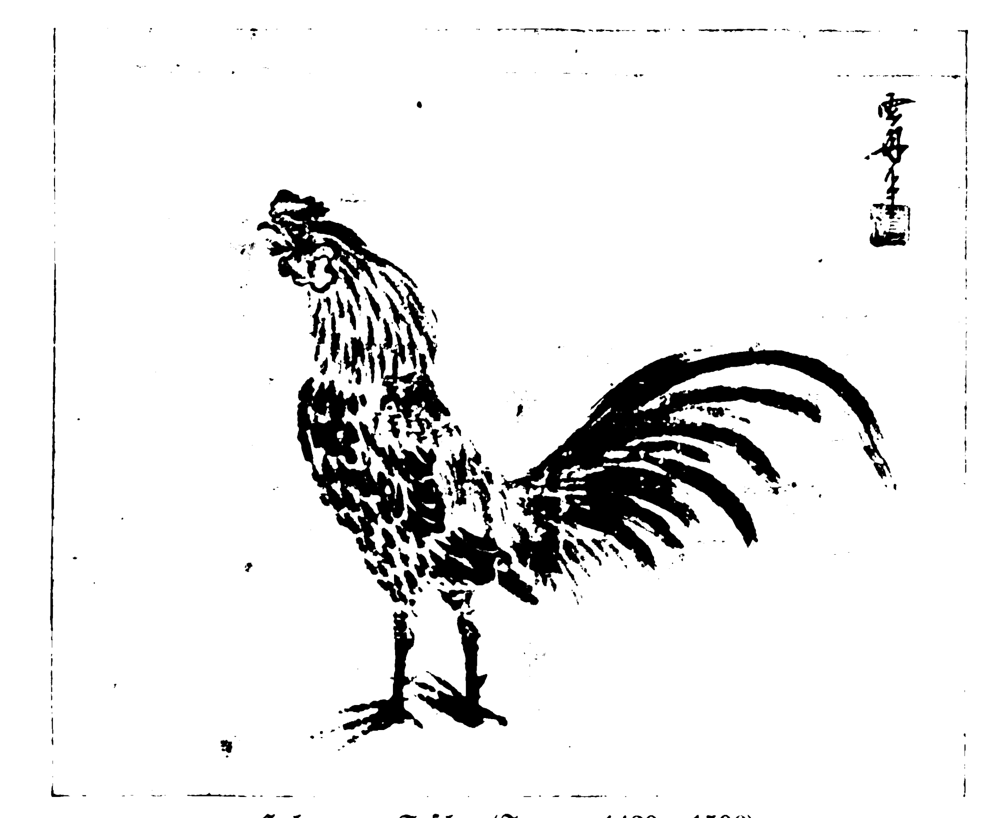
Schließlich sei noch eines Sammelwerkes aufs rühmlichste gedacht, das in dem Grenzgebiet zwischen Literatur und Musik erscheint und in jedes kunstfrohe Haus lautere Freude bringen wird: die reizend ausgestatteten Bände „Sang und Klang" und die entzückenden „Sang und Klang fürs Kinderherz" (Neufeld & Henius in Berlin). Sie enthalten eine solche Fülle köstlicher Dichtungen und auserlesener Vertonungen, wie keine andre mir bekannte Sammlung zu ähnlichen Zwecken. Eduard Engel



## Bildende Kunst

### Alte ostasiatische Kunst

Seit Jahrzehnten ist in aller Welt eine große Nachfrage nach China- und Japanwaren. Und die beiden Völker sind ge-



Hahn von Seßhu (Japan, 1420—1506)







schäftig, übergeschäftig gewesen, sie zu friedigen und durch ein kolossales Angebot, die diese Dinge zuletzt zum Massenartikel und für jedermann erreichbar machten, sie zu steigern. Schließlich wurden sie überall fabriziert, und ganz besonders in Deutschland, das in der Fähigkeit, die Herstellung und den Vertrieb billiger Waren zu organisieren, alle Rivalen übertrifft; ein Ruhm übrigens, den viele gute Deutsche gern in dem Kranz ihres Landes missen möchten.

Was Chinesen und Japaner sich bei der Herstellung dieser Dinge für den Export gedacht haben, will ich dahingestellt sein lassen. Vielleicht spielt die tiefe Verachtung der Europäer, für die das Zeug gut genug sei, eine Rolle. Aber wie anderswo, ist gewiß auch in Ostasien der Geschmack der letzten Generationen von Geburt an-schlecht gewesen, und die Fabrikanten und Exporteure mögen im ganzen ihre Ware für schön gehalten haben, trotzdem kein Gebildeter ihres Landes etwas von ihr genommen, geschweige sie als künstlerisch betrachtet hätte. Mit welchem Stolz zeigten unsre Fabrikanten der greuelvollen Präsentbasarartikel und die Basaristen ihre Erzeugnisse vor, und mit welchem Ernst nennen sie, was sie verbrechen, Kunstgewerbe!

Die Vorstellung von Charakter und Qualität der Arbeiten Ostasiens ist durch diese Exportwaren und ihre Imitationen bestimmt, wenigstens die Vorstellung des großen Publikums. Man denkt da an farbenreiche Werke mit bizarren Formen und Ornamenten, die ziemlich grob gearbeitet sind, weil sie nicht einzeln genommen werden, sondern in Mengen zusammengeordnet, dekorativ wirken wollen. Und man treibt mit ihnen denselben Mißbrauch wie mit den Waren des nahen Orients, mit denen es übrigens auch eine ähnliche Bewandtnis hat.

Ungefähr, nein, genau das gerade Gegenteil dieser Vorstellung ist die Wahrheit. Chinesen und Japaner dekorieren überhaupt nicht und stellen weder Bilder noch Gegenstände des Gebrauchs (andre erst recht nicht) auch nur zur Schau. Alles ist streng verwahrt und wird nur zu seiner Stunde aus den Behältnissen, die selbst auch wertvolle Kunstarbeiten sind, ans Licht gebracht: ein Bild, ein Teedienst ist zu sehen, auch wenn der Besitz des Hauses noch so reich ist. Dieses Einzeltum macht die höchste Qualität nötig, die bei protzigem Massenaufgebot unwirksam und also überflüssig ist. Der Künstlerhandwerker schafft, der Käufer erwirbt nur Einzelstücke, und sie sind sicher, daß jeder Gebildete sie ihrem vollen Reiz und Werte nach zu würdigen versteht.

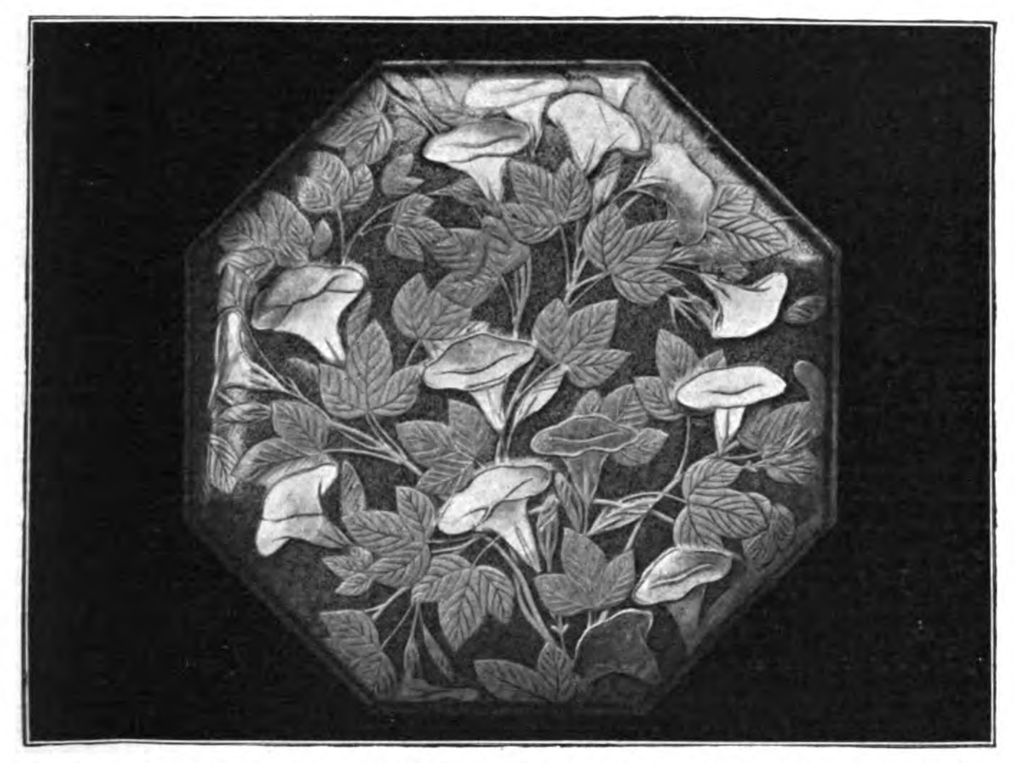
Diese Erkenntnis hat sich bei uns langsam Bahn gebrochen. Auch die europäischen Kunstkenner haben sich zuerst durch die moderne Industrieware und auch durch die frühe, noch nicht so spottschlechte Exportware täuschen lassen, mindestens durch die Holzschnitte. Steckte ja doch auch in diesen Dingen immer ein Rest großer künstlerischer Tradition von eigner Art, der reizen konnte. Es dauerte ziemlich lange, bis wirkliche Kenner entstanden, die zu strenger Unterscheidung fähig sind, und noch einmal lange, bis sie Einfluß gewannen. Eigentlich erst in den letzten Jahren haben sie uns zu zeigen begonnen, was die Ostasiaten selbst für ihre beste Kunst halten, wobei die historischen Forschungen der Japaner selbst eine große Rolle spielten. Im großen ist die Ausstellung der Berliner Akademie, die den Anlaß zu diesen Ausführungen gibt, der erste Versuch, einem größeren Publikum die rechte Vorstellung zu vermitteln. Dauernd wird in demselben Sinne das Ostasiatische Museum wirken, das als neue Abteilung der Berliner Museen erstehen soll, und dessen Leiter, Direktor Kümmel, auch diese Ausstellung geschaffen hat.

Wer sie besucht, wird in ihren Sälen fast auf den ersten Anblick den Sinn der ostasiatischen Kunst empfinden. Denn schon ihre Anordnung geht davon aus, daß das einzelne Stück in seiner Besonderheit und seiner werklichen Ausführung gesehen werden soll.

Das Wichtigste dieser Kunst sind die alten Malereien, deren photographische Wiedergabe leider nicht möglich ist. Es sind entweder religiöse Darstellungen oder Porträte, immer mit einfachen Wasserfarben auf weiße Seide gemalt, die wieder auf schwere farbige Seide aufgezogen



# Kultur der Gegenwart

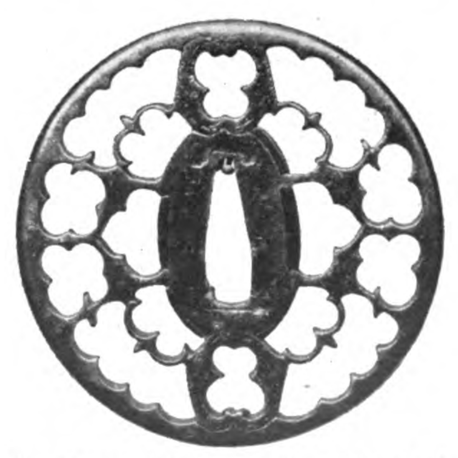


Karton für Räucherwerk mit Winden in Goldlack, Perlmutter und Goldunterlagen (Japan, Mitte des siebzehnten Jahrhunderts)

ist. Die früheren Jahrhunderte hatten nichts von der Bizarrerie der jüngsten Epoche. Ihr Formensinn war vielmehr streng und einfach, mehr etwa dem des alten Ägypten als dem der Griechen verwandt. Mit der Ruhe des Umrisses verbindet sich eine Präzision des Ausdruckes, die auf tiefem Naturstudium (nicht Stu-



Natushichi, 1613—1699, Stichblatt aus Eisen, mit stilisierten Wildgänsen und Ingwer



Konkwan, 1743—1801, Stichblatt aus Shakudo, mit Phönix in Goldrelief



# Kultur der Gegenwart



dium nach dem Modell, nach dem Einzelfall) beruht. Erstaunlich ist der Reichtum, die Schönheit und die Apartheit des Kolorits bei der Schlichtheit der Farbmaterie. Sicher, unsre Ölbilder würden ein Kakemono leicht totschlagen. Aber für sich allein gesehen hat es Wirkungen, die hinter keiner Malerei des Okzidents zurückbleiben. Denkt man doch bei manchem, das in Sepiatönen, Rot und Gold geht, sogar an das Kolorit der schönsten Rembrandts.

Was im allgemeinen von dem Formensinn der Zeit gesagt war, gilt auch für die Plastik. Die Götterbilder in ihrer absoluten Ruhe erwecken dasselbe Gefühl des Ewigen, das von den ägyptischen Skulpturen ausgeht. Wie diese zeigen sie keine Spur einer Bewegung oder nur einer Bewegungsabsicht, nichts, was an Menschen und menschliches Treiben und Fühlen erinnert. Und sind doch dabei nicht starr, sondern durchaus lebendige Geschöpfe einer höheren Sphäre.

Scheinbar weichen kleine Bilder und gar Studien der jüngeren Kunst von dieser Haltung ab. Sie geben Bewegungen von Menschen und Tieren bis zu den schnellsten, nur momentanen. Aber im Grunde beruht doch alles auf derselben Auffassung von Kunst und Arbeit. Die Studie rechnet nicht mit; sie ist nur eine von vielen Notizen, die der Künstler macht und niemals unmittelbar für seine Arbeit verwendet. Das Werk geschieht immer auswendig, ob es eine komplizierte Darstellung heiliger Dinge ist oder der Künstler einen krähenden Hahn oder ein Vöglein, das sich auf dem Aste wiegt, geben will. In dem Augenblick des Schaffens gelten nur noch künstlerische Absichten, die Natur ist erledigt und muß erledigt sein, sie darf nicht einmal zur Kontrolle, noch weniger zu einer gar nicht denkbaren Korrektur herangezogen werden.

Und ganz derselbe Vorgang vollzieht sich bei dem Schaffen des Kunsthandwerkers, wenn er Motive aus der Natur zieht. Sie sind alle voll von Wirklichkeitserlebnis und -studium, diese Menschen. Aber wenn sie arbeiten, denken sie nur an den Stoff und die Instrumente, die sie handhaben, an die Fläche, die sie aufteilen, an die Harmonie, die sie geben wollen. Wer so etwas wie das Kästchen aus Goldlack mit den Windenblüten in Perlmutter ansieht, eines von den vielen Beispielen, wird verstehen, was das bedeutet.

Ein solcher Prozeß setzt eine ganz große Geduld voraus. Und dieselbe Eigenschaft verlangen in noch viel höherem Maße die technischen Vorgehen, ob es sich um Lackarbeiten oder um Metallwerk oder um keramische Ware handelt. Die Arbeit all dieser Meister muß etwas wie ein heiliger Dienst gewesen sein, der das ganze Leben ausfüllte. Ein Tonschälchen ohne Ornament ist in jeder Kurve der Form, in jedem Flecken der Glasur mit andächtigster Liebe und Bereitschaft gearbeitet. Jeder Schwertgriff von Eisen wird durch solche Arbeit eine Kostbarkeit. Nur sie schafft ja den Wert, da das Material an und für sich nicht den geringsten besitzt.

Ich kann an dieser Stelle nur auf den allgemeinen Charakter dieser Kunst hinweisen. Durch ihn kann sie für uns mehr Wichtigkeit gewinnen, als daß ihre Werke uns ästhetischen Genuß geben. Was wir heute suchen, dafür ist ihre Arbeit — nicht ihre Form — vielleicht das beste Vorbild unter allen. Aber ihre Werke geben zugleich die Lehre, daß ohne die strengste Ausbildung und die fleißigste Bewegung der Hand keine wirklich gute Kunstarbeit entstehen kann.

Fritz Stahl



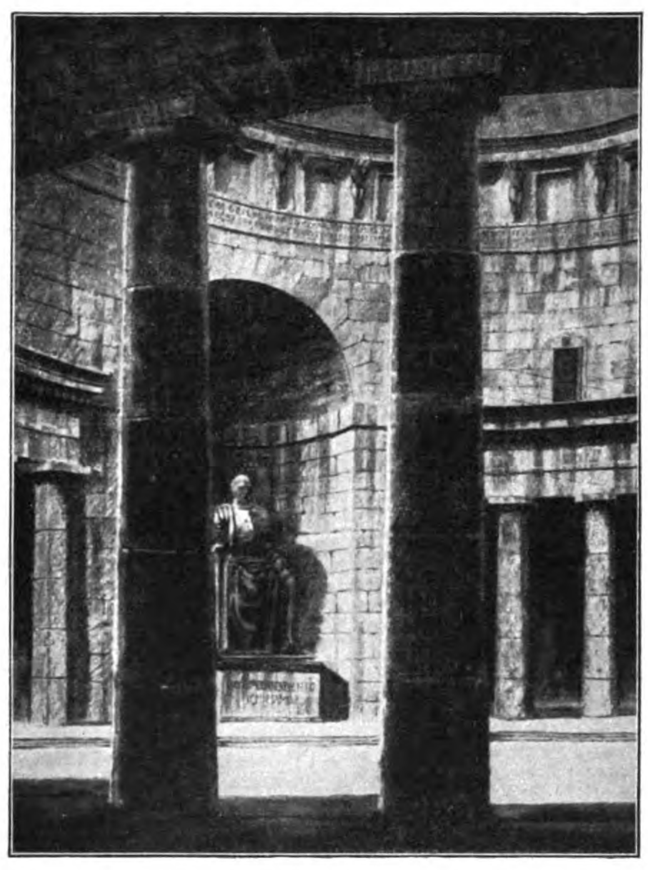
## Architektur

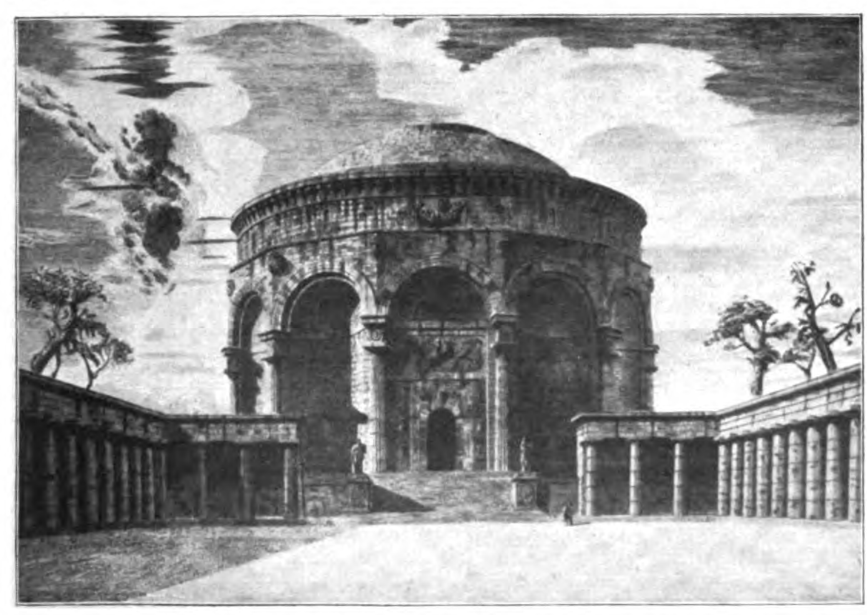
Die Angelegenheit des Bismarck-Nationaldenkmals in Bingerbrück am Rhein (vergleiche Heft 7 und Heft 11 Jahrgang 1912) hat sich in einer Weise entwickelt, die Freund und Feind versöhnen könnte. Die für die Ausführung umgearbeiteten Pläne und Modelle von Wilhelm Kreis und Hugo Lederer wurden in Mainz am 18. Oktober einer großen Versammlung, die sich zu diesem Zwecke in den Räumen der Stadthalle eingefunden hatte, vorgeführt und vom Architekten erläutert. Der Entwurf ist in schöner Weise ausgereift. Den Kuppel-



# Kultur der Gegenwart

bau hat Kreis jetzt auf 30 Meter Gesamthöhe reduziert und dadurch sicherlich alle Befürchtungen entkräftet, daß er die Landschaft erdrücke. Das Äußere ist durch eine Säulenstellung und Ausnischung der Zwischenräume gegliedert und hat dadurch das bei den früheren Entwürfen zutage tretende Plump-Wuchtige verloren, ohne an Monumentalität einzubüßen. Die Formensprache mutet etwas spätrömisch an, vereinigt aber Strenge mit Verfeinerung und drückt den Gedanken eines „monumentalen Wahrzeichens“, wie es im Preisausschreiben gefordert war, treffend aus. Ein weiter Festplatz landeinwärts des Kuppelbaues wird von einer Säulenhalle umgrenzt, die den menschlichen Maßstab von sechs Meter Höhe einhält und so durch Gegensatzwirkung die Größe des





Das Bismarckdenkmal. Entwurf: Professor Wilhelm Kreis
(Oben: Bismarckstatue von Professor Hugo Lederer)







Kuppelbaus steigern hilft. Die Zugangsverhältnisse sind ausgezeichnet gelöst. Man betritt den Festplatz in seiner seitlichen Mittelachse, überblickt von hier aus sofort die ganze Baugruppe und wendet sich links nach dem Kuppelbau. In diesen gelangt man von der Bergseite aus. Nach der Rheinseite ist dem Bau eine große Terrasse vorgelagert, die die Aussicht stromaufwärts und stromabwärts erschließt. Der Innenraum der Kuppel ist gegenüber den früheren Entwürfen ebenfalls neu bearbeitet und in seiner Wirkung gesteigert. Die Teilung in einen Mittelraum und seitliche, durch Säulenstellungen abgegrenzte Nebenräume erweist sich vom Standpunkte des Größeneindrucks als vorteilhaft. Die sitzende Bismarckstatue von Hugo Lederer hat den strengen monumentalen Grundzug des ersten Entwurfes beibehalten, ist jedoch in den Einzelteilen weiter ausgeführt und in überraschender Weise veredelt. Namentlich ist der Kopf Bismarcks zu einem sprechenden Meisterwerke voll geistigen Inhalts und heroischer Größe gesteigert. Alles in allem steht jetzt fest, daß diejenigen recht hatten, die in dem Entwurf von Kreis und Lederer die geeignetste Grundlage für das große Nationalwerk eines Bismarckdenkmals erblickten, und es ist ferner ersichtlich, daß die beiden Künstler die Erwartungen durchaus erfüllt haben, die man dabei noch auf ihre Fähigkeit setzte, den Entwurf weiter durchzubilden. Jetzt sollte des Grolls und Haders ein Ende sein. Es scheint wenig Sinn zu haben, daß diejenigen, die sich in der Hoffnung getäuscht fühlen, den Hahnschen Siegfriedjüngling als Bismarckdenkmal aufgestellt zu sehen, ihren Schmerz wie ein Kleinod pflegen und immer wieder in Zeitungen die Verfolgung eines Rechtsanspruchs verlangen, der hier gar nicht in Frage steht. Bis jetzt haben sie wohlweislich davon Abstand genommen, die gerichtliche Klage einzureichen, mit der in der Presse reichlich gedroht worden ist. Solche Ankündigungen, auf die nichts erfolgt, müssen aber schließlich vor dem Publikum ihren Zweck verfehlen.



Das Bismarckdenkmal auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück

*

# Kultur der Gegenwart



Der Wettbewerb um das neue Opernhaus für Berlin hat eine erfreuliche Beteiligung erfahren, und schon mit dieser Beteiligung ist bewiesen, daß das öffentliche Interesse an der Angelegenheit größer war, als bei den ziemlich unöffentlichen Maßnahmen des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten vorausgesetzt zu sein schien (vgl. Heft 11, Jahrgang 1912). An dem jetzigen Wettbewerb haben sich unsre hervorragendsten Theaterbaumeister auf ergangene Aufforderung beteiligt, und außerdem ist von den Architektengenossenschaften noch eine große Reihe weiterer Entwürfe eingereicht worden. Im ganzen liegen 68 Entwürfe vor, von diesen stammen 10 von den aufgeforderten Künstlern, 58 dagegen von freiwillig sich beteiligenden Architekten. Die Preußische Akademie des Bauwesens wird nunmehr an die Beurteilung der Entwürfe gehen, die zu diesem Zwecke in den oberen Räumen des Anhalter Bahnhofs ausgestellt sind.

Im Theaterbau ist auch sonst viel Neues geschehen. In Stuttgart sind zwei Königliche Hoftheater auf einmal von Professor Max Littmann errichtet und vor kurzem eingeweiht worden. In Charlottenburg ist das vom Stadtbaurat Seeling erbaute Deutsche Opernhaus eröffnet worden. Auf diese Theaterbauten wird in einem besonderen Aufsatz zurückzukommen sein.

*

In Heft 1 dieser Zeitschrift wurde über die Gründung einer neuen Architektengemeinschaft, der „Freien Deutschen Architektenschaft", berichtet und dabei bemerkt, daß diese Gemeinschaft ihren Mitgliedern auch Unternehmergeschäfte gestatte, im Gegensatz zu der bekannten Vereinigung freischaffender Baukünstler Deutschlands, dem Bunde Deutscher Architekten, der nur Architekten aufnimmt, die sich von Bauunternehmergeschäften fernhalten. Es ist hinzuzufügen, daß die Deutsche Freie Architektenschaft ihre Statuten dahin geändert hat, daß keine gewerbsmäßigen Bauunternehmer zugelassen werden, daß aber den Architektenmitgliedern gestattet wird, ausnahmsweise Bauausführungen selbstentworfener Bauten zu übernehmen. Die nicht gewerbliche Bauausführung eigner Entwürfe läßt auch der Bund Deutscher Architekten zu. Es bleibt nach wie vor bedauerlich, daß die scharfen Grenzen zwischen der gewerblichen Tätigkeit der Bauunternehmung und der künstlerischen und beratenden Tätigkeit des Architekten in Deutschland noch nicht mit Konsequenz gezogen werden, wie es in den Ländern mit älterer Entwicklung, also in Frankreich und England, der Fall ist. Heute läuft in der deutschen Bauherstellung noch alles durcheinander, und vom Publikum wird selten ein Unterschied gemacht zwischen dem künstlerisch schaffenden Architekten, der mit kaufmännischen und gewerblichen Geschäften nichts zu tun hat, und dem Bauunternehmer, der gewerbsmäßig die Ausführung eines Baus übernimmt. Jeder Mensch kann sich Architekt nennen, und jeder Zimmerpolier, ja Grundstückschieber nennt sich unter Umständen auch so. Freilich werden über diesen Zustand, der zum Schaden der wirklich baukünstlerischen Leistungen bei uns noch besteht, nicht Statuten von Vereinen oder gesetzliche Regelungen hinweghelfen, sondern es ist die unterschiedliche Beurteilung des Publikums nötig, die die wirkliche baukünstlerische Leistung erkennt, gehörig einschätzt und zur Tat gemacht zu sehen wünscht.

Hermann Muthesius



# Recht u. Gesellschaft

## Kartell und Trust

Die Frage der Kartell- und Trustverbindung ist eine der brennendsten Fragen unsers heutigen Rechtes und unsrer heutigen Wirtschaft, die von den Grundsätzen des freien Wettbewerbs abzukommen droht, so daß der ganze Verkehr in die Hände einiger Weniger gelangt, welche die Produktion und den Handel beherrschen, die Preise bilden und mit den Interessen unsrer Gesellschaft in souveräner Weise umgehen. Monopolisierungsbestrebungen hat es von jeher ge-



# Kultur der Gegenwart



geben; sobald eine Reihe von Verkehrtreibenden übermächtig wurde, standen sie vor der Alternative, entweder sich gegenseitig zu bekämpfen oder in Vereinigungen einzutreten, das Gebiet des Handels in der einen oder andern Weise zu verteilen und auf diese Weise gemeinsam vorzugehen. Die Klugheit gebot natürlich mehr und mehr ein derartiges Verfahren, anstatt daß sich die einzelnen zerfleischten. Wenn die Leidenschaft und Feindseligkeit nicht gar zu groß waren, so gelangte man zu derartigen Übereinkünften. Waren einmal einige der bedeutungsvollsten Firmen auf dieser Seite, dann bewirkte ihre große Anziehungskraft, daß die andern sich ihnen entweder anschlossen oder daß sie zermalmt und aus dem Verkehr herausgedrängt wurden. Natürlich bestand immer noch theoretisch das Recht des freien Wettbewerbs, aber die mächtigen Konkurrenten hatten Mittel genug, um ihren Gegnern das Leben sauer zu machen oder ihren Wettbewerb einfach zu unterbinden. Sie brauchten nur die Verkehrsquellen und den Zwischenhandel an sich zu ziehen und die andern regelrecht zu unterbieten, so daß diese mit ihren Kapitalkräften nicht mehr mitkommen konnten und vollkommen lahmgelegt wurden. Die Wege, die man hierbei einschlug, waren verschiedenartig, aber sie ähnelten sich zu allen Zeiten. Das Unterbieten konnten natürlich die Großen und Reichen lange Zeit ertragen, noch mehr konnten sie es ertragen, mit einem ganz geringen Nutzen zu wirtschaften, indem sie sich auf ihre Kapitalkraft stützten oder durch Geschäfte andrer Art schadlos hielten. Ein Hauptmittel war auch, daß man die Zwischenhändler verpflichtete, von niemand anders als von ihnen zu beziehen; sodann war es vielfach möglich, die Transportmittel, Eisenbahnen und Fuhrleute, so zu beschäftigen, daß die andern kaum mehr an die Reihe kamen.

Was zu allen Zeiten schon geschehen ist, ist in dem sogenannten Amerikanismus bis zum Äußersten gesteigert worden, und was sonst nur mäßigen Umfang annahm, wuchs hier zur Riesengröße heran. Millionen auf Millionen häufte man, und so kam es, daß beispielsweise der Petroleum-, der Stahl- und der Tabakhandel in den Vereinigten Staaten in wenige Hände gelangte. Die Art der Monopolisierung ist entweder Kartellbildung oder Trustbildung, auch gibt es noch eine dritte Art des Vorgehens, welche auf die Eigenart des Aktienrechtes gegründet ist, die Bildung einer Holding Company.

Die Kartelle bestehen darin, daß verschiedene selbständige Verkehrtreibende sich zusammentun, vertragsmäßig die Preise bilden und bei Konventionalstrafen sich verpflichten, nicht unter einem bestimmten Preis zu liefern. Oftmals regelt man auch den Verkauf: man bestimmt, daß jede Fabrik zu einem bestimmten Betrage an dem gesamten Handel beteiligt sei; denn man will nicht nur die Preise bestimmen, sondern auch ein ungesundes Warenüberangebot verhüten — sogenannte Syndikate. Bei den Kartellen hat immer noch der einzelne eine gewisse Selbständigkeit, und die Verbindung ist nicht sehr fest, denn es ist stets die Möglichkeit vorhanden, daß einzelne davon abgehen, daß sich Sonderbündnisse bilden und auf diese Weise das Ganze gesprengt wird. Meist gehört eine große Kunst dazu, um dauernd die verschiedenen Interessen und die verschiedenen Meinungen unter einen Hut zu bringen.

Ganz anders ist man in den Vereinigten Staaten vorgegangen. Es haben sich allerdings auch hier die verschiedenen Betriebe miteinander vereinigt, aber die Vereinigung wurde eine innigere. Die Geschäfte blieben nicht getrennt, sondern sie schmolzen zusammen. Sie kamen unter eine Leitung, entweder so, daß die bisherigen Firmen in die Gesamtfirma eintraten, oder so, daß die Großen die Kleinen auskauften. Beides hat in der amerikanischen Praxis gewechselt. Die Kleinen wurden vollständig aufgesogen, indem man durch Unterbieten und andre Mittel ihre Existenz erschwerte oder gar unmöglich machte und ihnen schließlich eine bedeutende Abkaufssumme bot. Die Großen vereinigten sich zu einem Konzern und beherrschten von da aus nicht nur den Markt, sondern auch die Produktion;



so haben die Tabakgesellschaften das Tabakgelände an sich gezogen, und sie bestimmten, was noch bebaut werden solle und was nicht; und beim Stahltrust sind die Bergwerke vollständig in ihre Hände gelangt: sie konnten beliebig diejenigen Bergwerke eingehen lassen, die sich nicht genügend zu rentieren schienen, andre dagegen mit großer Lebhaftigkeit betreiben.

Natürlich hat dadurch die Gesamtleitung eine ungeheure Macht erlangt, niemand konnte mehr gegen sie aufkommen: sie beherrscht den Markt und diktiert die Preise.

Man kann nicht sagen, daß regelmäßig damit Mißbrauch getrieben wurde, aber die Gefahr liegt nahe, daß das Publikum auf Gnade und Ungnade preisgegeben ist.

Das dritte Mittel, das namentlich der Öltrust anwandte, ist die Holding Company: man ließ zwar die Einzelbetriebe bestehen, nachdem sie zu Aktiengesellschaften geworden waren, kaufte aber in jedem Betrieb so viel Aktien an, daß man die Generalversammlung majorisierte, und gewann auf diese Weise, ohne die Aktiengesellschaften zu zerstören, die Herrschaft in ihnen. Und um die Mittel für diese ungeheure Kapitalisierung zu gewinnen, gründete man selbst eine Aktiengesellschaft, die „Holding Company“, und machte diese zur Aktionärin bei den verschiedenen Aktiengesellschaften: wer die Holding Company dirigierte, beherrschte das Ganze.

Die lebhaften Gefahren dieses Systems haben schon im vorigen Jahrhundert die Amerikaner dazu gebracht, gesetzgeberisch vorzugehen, und epochemachend war hier die berühmte Sherman-Akte vom Jahre 1890, in der jede wirtschaftliche Aktion, welche die Monopolisierung anstrebte, verboten und unter Strafe gestellt wurde. Diese Sherman-Akte ist mehrfach in Anwendung gekommen, insbesondere im Jahre 1911 in den berühmten Entscheidungen über den Tabak- und Öltrust.

Ein Mittel, durch das diese Trusts bis nach Europa wirkten, war die Beherrschung des Zwischenhandels. Man ließ sich von den Zwischenhändlern das Versprechen geben, niemals Konkurrenzware zu vertreiben, und dieses Verbot wurde streng durchgeführt. Auf solche Weise hat man ein ganzes Netz von Zwischenhändlern über Europa gespannt, so daß sich ein konkurrierender Zwischenhandel von andrer Seite kaum gestalten konnte, und so bildeten auch die sogenannten „Bezugsverträge“ eine lebhafte Waffe der monopolisierenden Gesellschaften.

Auch in Deutschland ist der Monopolisierungsdrang herrschend. Die Kartellbildung hat sehr stark eingesetzt, vor allem aber sind auch Bestrebungen mächtig, die in trustartiger Weise die gesamte wirtschaftliche Tätigkeit an sich zu ziehen suchen.

Der Kampf hiergegen ist schwer. Gegen die Kartellierung kann man damit ankämpfen, daß man den Rechtsgrundsatz aufstellt, daß jedes Kartellmitglied stets berechtigt ist, in entsprechend kurzer Zeit zu kündigen; hierdurch benutzt man den Individualismus der einzelnen, um den festen Zusammenhang des Ganzen zu sprengen. Die Bezugsverträge kann man ebenfalls rechtlich für nichtig oder unverbindlich erklären oder eine Kündigungsfrist obligatorisch machen. Die Aufsaugung der Kleinen durch die Großen kann man dadurch hintanhalten, daß man Unterbietungen und andre Manöver, wenn sie in monopolisierender Absicht erfolgen, untersagt und unter Strafe stellt.

Versuche derart sind insbesondere in sozialpolitisch fortgeschrittenen Staaten wie Australien und Neuseeland gemacht worden, ja man ist hier so weit gelangt, die freie Konkurrenz vollkommen aufzugeben und für die Preise staatliche Normen zu geben. So weit drängt unsre Wirtschaft nicht, aber ein Verbot der Monopolisierungsbestrebungen wird auch bei uns unabweisbar sein.

Was die Holding Company betrifft, so habe ich den Vorschlag gemacht, zu bestimmen, daß kein Aktionär mehr als eine bestimmte Anzahl von Stimmen auf sich vereinigen darf, zum Beispiel ein Drittel, so daß es einzelnen Aktionären und damit auch der Holding Company unmöglich ist, die ganze Gesellschaft zu regieren.



# Kultur der Gegenwart



Wie weit unsre Wirtschaft in dieser Beziehung gelangen wird, steht der Zukunft anheim. Ein Trost mag es noch sein, daß einerseits durch neue Erfindungen der Ring stets gesprengt werden kann, sofern es dem Ring nicht gelingt, die Erfinder in seine Netze zu ziehen; anderseits kommt in Betracht, daß wir in Europa, und namentlich in Deutschland, eine solche Gleichförmigkeit in den Wirtschaftsbestrebungen wie in Amerika nicht lieben und es gern sehen, wenn Industrieprodukte von verschiedenen Firmen in wesentlich verschiedener Art auf den Markt gebracht werden. Ich erinnere zum Beispiel an die Autoindustrie und daran, daß es uns Deutschen wenig belieben würde, wenn nicht eine Reihe konkurrierender Fabriken immer wieder neue und verschiedenartige Fahrzeuge auf den Markt brächte. So haben wir doch mindestens die Aussicht, daß, soweit bei uns Trustbildungen vorkommen, sie sich nur in gewissen Grenzen bewegen und durch die individualisierenden, nach Unterscheidung trachtenden Triebe unsres Publikums in Schach gehalten werden.

Josef Kohler

## Naturwissenschaft

In unsern Tagen, wo das großstädtische Kulturleben unter dem Zeichen der Nahrungsmittelkrise steht, dürfte es von Interesse sein, das Problem der organischen Ernährung auch einmal weniger vom Standpunkt der praktischen Volkswohlfahrt als von allgemein-biologischen Gesichtspunkten aus zu beleuchten; um so mehr, als gerade jetzt neues und wichtiges Tatsachenmaterial zu diesem Thema vorliegt.

Wir hätten zunächst die Frage nach dem Nahrungsquantum, nach der von den Organismen benötigten relativen Nahrungsmenge. Ganz allgemein gesprochen gehört der Mensch zu denjenigen Lebewesen, die — leider, möchte mancher Schlemmer sagen — verhältnismäßig geringer Nahrungszufuhr bedürfen. Unter den Wirbeltieren (dieser höchste Tierstamm mag für unsre heutigen Betrachtungen genügen) gehört er zu den größeren, beziehungsweise großen Formen; es ist nun aber eine durchgehende Regel, daß der quantitative Nahrungsbedarf im umgekehrten Verhältnis zur Körpergröße steht. Kleine Tiere, besonders Warmblüter, bedürfen schon wegen ihrer relativ großen, beständig Wärme abgebenden Körperoberfläche und der hiermit Hand in Hand gehenden beträchtlichen Vergrößerung der atmenden Innenfläche ihrer Lungen, ferner wegen der meist sehr beträchtlichen Arbeitsleistung, die die Fluchtbewegungen und der Beuteerwerb von ihnen heischen, einer intensiveren Ernährung. So darf es nicht wundernehmen, wenn der kleine, schwer arbeitende Maulwurf täglich einer sein Körpergewicht erreichenden oder gar übertreffenden Nahrungsmenge benötigt, wenn der kleine, unermüdlich tätige Singvogel, dem seine vorzüglich eingerichtete Lunge eine wahre Fiebertemperatur (40 Grad und darüber) mitteilt, relativ sehr großer Nahrungsquanten bedarf, so daß er, wenn ihm die kalte Jahreszeit die Insektennahrung entzieht, in ferne Länder wandern muß, wenn er sich seiner Organisation nach nicht am reichgedeckten Tisch der Pflanzensämereien sättigen kann. Könnten wir das Maulwurfsquantum bewältigen, so würden anderthalb Zentner frisches Fleisch am Tage unsre normale Ration bedeuten, wären wir mit der Verdauungskunst eines Rotkehlchens begabt, so möchten uns fünf bis sechs ellenlange Fleischwürste (Mehlwürmer) nebst der nötigen Zukost als kein allzu üppiges Diner erscheinen.

Die Frage: „Wieviel auf einmal?“ wird von der Natur nicht gerade zugunsten des materiell denkenden Menschen entschieden. Nehmen wir, und dazu sind wir berechtigt, die Abstammung des Menschen von frucht- und kleintierfressenden Vorfahren an, so bedingt schon dieses natürliche Menü eine jeweils nicht allzu übermäßige Nahrungsaufnahme. Ganz anders diejenigen Tiere, die von der Natur darauf angewiesen sind, nur gelegentlich zu fressen, sich auf Tage hinaus an der in mühevoller Parforcejagd oder gar nur durch günstigen Zufall





erlegten Beute zu sättigen. Solche Gelegenheitsfresser müßten zugrunde gehen, wenn sie nicht ein ganz respektables Quantum auf einmal zu sich nehmen könnten. Der Hund, seiner Abstammung nach ein wolfsartiger Jäger, muß von Natur den — für uns ja manchmal mit etwas „lästigen" Folgen begleiteten — Instinkt besitzen, sich jedesmal, wenn er Nahrung erlangen kann, bis zum Platzen oder — etwas anderm vollzufressen. Ganz ähnlich steht es mit andern, vor allem mit in Rudeln jagenden und ungünstige Klimate bewohnenden Räubern. Auch die Reptilien, und unter ihnen als klassische Beispiele die Schlangen, müssen hier genannt sein, wenngleich hier die Unfähigkeit, die Beutetiere zu zerlegen, auch mit zum Verschlingen enormer Bissen zwingt.

Ein ferneres hochwichtiges Problem ist die zeitliche Einteilung der Nahrungszufuhr überhaupt. „Mittwochs findet keine Raubtierfütterung statt" — wer hätte nicht schon, wenn er zufällig an diesem Wochentage seine Provinzverwandten in den Berliner Zoo führte, mit einer gewissen Enttäuschung von diesem Satze Kenntnis genommen! Ganz allgemein hat sich im Tierhaltungswesen die Ansicht Bahn gebrochen, daß eine zeitweilige Unterbrechung der Nahrungszufuhr den meisten Tieren außerordentlich dienlich ist, wenigstens bei solchen Formen, denen die Gefangenschaft schwere Beschränkungen ihrer Bewegungsfreiheit, weitgehende Lahmlegung ihres Trieb- und Sinnenlebens aufzwingt, wie dies bei den Großraubtieren der Fall ist, die ja überdies von Natur aus allermeist Gelegenheitsfresser im vorbesagten Sinne sind. Kennt doch auch die Humanmedizin bei Entfettungs- und Diätkuren diese periodisch wiederholten Fasttage nur allzu gut.

Zeitweilige Hungerperioden scheinen selbst Dauerfressern nicht zu schaden, wenn sie nur jeweils recht kurz dauern. Hier müssen die interessanten Versuche erwähnt werden, die von Seeland vor längerer Zeit mit Hühnern anstellte. Ließ er diese Vögel von Zeit zu Zeit zwölf Stunden bis allerhöchstens zwei Tage hungern, so behauptet er, bei sonst guter Haltung und Pflege nicht nur keine Schädigung, sondern sogar eine beträchtliche Gewichtszunahme (zehn Prozent gegenüber normal gehaltenen Hühnern) festgestellt zu haben, und zwar soll der Massenzuwachs nicht etwa durch Fettgewebe, sondern durch Zunahme der Eiweißkörper, vor allem durch Festigung der Muskulatur zustande gekommen sein. Leider machen, wie S. Morgulis, dessen neuester Arbeit wir die folgenden Daten großenteils entnehmen, hervorhebt, von Seelands Arbeiten nicht den Eindruck absoluter Exaktheit; keinesfalls kommt ihnen erhebliche praktische Bedeutung für die Hausgeflügelzucht zu.

Wiederholte längere Fastenzeiten scheinen unter allen Umständen schädlich. Kahan, der mit Tauben experimentierte, stellte nach jeder neuen, bis auf eine Woche ausgedehnten Fastenzeit eine Herabsetzung der körperlichen Widerstandsfähigkeit fest, die auch durch beste Ernährung in den Zwischenzeiten nicht zu beheben war. Morgulis benutzte unsre gewöhnlichen Wassermolche (Triton) als Versuchstiere. Trotz der im Vergleich zu den Vögeln bei diesen Amphibien sehr großen Lebenszähigkeit war auch bei ihnen bei mehrwöchigen wiederholten Entziehungskuren ein sehr mangelhaftes Gewichts- und Längenwachstum konstatierbar, das natürlich immer mehr hervortrat, je kürzer die Auffütterungsperioden zwischen den Fasten gewählt wurden.

Diese Resultate möchten selbstverständlich erscheinen und wären hier nicht erwähnt worden, wenn sie nicht zu denjenigen in krassem Gegensatz stünden, die der Forscher bei nur einmaliger Anwendung einer sehr intensiven Entziehung erzielte. Vorausgesetzt, daß das Hungern nicht bis zu schweren körperlichen Degenerationserscheinungen getrieben wurde, hatte die einmalige Fastenzeit einen ganz ungemein nützlichen, über die normalen Grenzen hinaus wachstumsfördernden Einfluß auf den Organismus, „wie er sonst nur im embryonalen Wachstum gefunden wird. Die zeitweise Erleichterung, die die Verdauungsorgane dabei erhalten, mag viel zur Verbesserung ihrer Leistungsfähigkeit



# Kultur der Gegenwart



beitragen, doch ist die Verjüngung des Organismus ein zusammengesetzter Effekt der Tätigkeit aller seiner Zellen. Die vornehmste Ursache der Lebenserkräftigung des Organismus liegt in der erhöhten Not aller seiner Zellen nach Nahrung, alle Zellen müssen in erhöhtem Maße freßgierig werden", so etwa drückt Morgulis sich aus. — Ein freilich nur cum grano salis zu nehmender Vergleich mit den alljährlich nur einmal, dann aber in intensivstem Maße vorgenommenen Bäder- und Entziehungskuren, die unsre Medizin so manchem dinermüden Menschenorganismus auferlegt, möchte hier erlaubt sein. Die hochaktuelle Frage nach der Nahrungsqualität, nach Vegetarismus oder Fleischnahrung, müssen wir vorläufig noch außer acht lassen.

Fassen wir unsre Resultate kurz zusammen: regelmäßige, in kleinen Zeitabständen wiederholte kurze Hungerperioden sind dann von Vorteil, wenn der Natur der Sache nach Gefahr einer Überernährung vorliegt und abzuwenden ist (gefangene Großraubtiere, überreichlich ernährter menschlicher Organismus). Sie scheinen auch dann noch unter normalen Voraussetzungen unschädlich, wenn nur ihre jeweilige Dauer recht kurz und die sonstige Ernährung eine reichliche ist (von Seelands Versuche an Hühnern).

Einmalige, wenn auch an sich sehr strikte, bis zur Grenze direkter Körperschädigung getriebene Entziehung hat durchaus nützliche, verjüngende Wirkung. Unbedingt schädlich sind dagegen häufig wiederholte, langdauernde Fastenperioden, sogenannte „chronische Inanition". Mit Recht macht Morgulis darauf aufmerksam, daß diesem biologischen Faktum eine außerordentliche Bedeutung für das allgemeine Volkswohl zukommt insofern, als hierauf die ungemein schädlichen Wirkungen der Unterernährung zurückzuführen sind, die besonders das noch wachsende Individuum, die werdende Generation, bedrohen, und die ja heute geradezu zu einem „sozialen Gespenst" geworden sind.

Dr. Wilhelm Berndt



## Technik

Ob eine Plauderei über Handfeuerwaffen in die „Kultur" der Gegenwart paßt? Ich stelle die Frage zur Diskussion. Ob sie zu der Kultur gehören, das heißt der idealen Kultur, darf füglich bezweifelt werden, aber zu unsrer Kultur gehören sie nun einmal, und das mag ihre Behandlung an dieser Stelle rechtfertigen.

In der Schule haben wir alle gelernt, daß die Handfeuerwaffen erst im Mittelalter in Gebrauch kamen, etwa um das Jahr 1330. (Diese und verschiedene andre Daten sind einer interessanten Broschüre: „Aus Vorträgen an der k. und k. Armeeschießschule über Waffenwesen, Wien 1912" entnommen.) Genaueres weiß man nicht. Wenn wir aber in manchen phantastischen Jugendschriften von der überwältigenden Wirkung dieser Erfindung lesen, so haben wir dadurch eine falsche Vorstellung in uns aufgenommen.

Die ersten Handfeuerwaffen stellten gegenüber dem Bogen und der Armbrust keinen Fortschritt dar. Ein guter Bogenschütze schoß in der Minute etwa 10 bis 12 Pfeile und durchbohrte damit auf 160 Meter noch ein Panzerhemd. Mit der Armbrust gab man etwa 3 Schüsse mit Sicherheit auf 200 Meter ab. Dagegen wurden zur Abfeuerung auch nur eines Schusses aus den ältesten Flinten nicht weniger wie 3 Minuten gebraucht, und die Schußweite war auch nicht größer, die Treffsicherheit sogar etwas geringer. Die Entzündung der Ladung mußte zuerst mit einer Lunte aus freier Hand geschehen. Es waren also ursprünglich für die Bedienung zwei Mann erforderlich, der eine zielte und der andre brachte die Ladung zur Entzündung. Dann kam man auf den schlauen Gedanken, die Büchse auf eine in den Boden gesteckte Gabel aufzulegen, so daß der Schütze eine Hand für die Entzündung des Pulvers frei bekam. Visiereinrichtungen und dergleichen kannte man in jener Zeit noch nicht.

Man hat dann im Laufe der Jahr-



# Kultur der Gegenwart



hunderte selbstverständlich viel an diesen Waffen verbessert. Insbesondere schuf man bessere Zündvorrichtungen, so daß der Schütze selbständig wurde und seine Aufmerksamkeit allein dem Ziel zuwenden konnte. Aber diese Zündvorrichtungen waren recht primitiv. Bei Regenwetter versagten sie fast stets, und auch sonst verstopfte sich das Zündloch leicht einmal, so daß die sehr schwere Waffe unverwendbar wurde.

So stand es noch zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Daß unter solchen Umständen die Feuerwaffen nicht den Ausschlag in der Kriegführung gaben, kann nicht wundernehmen. Ein Sturmangriff war damals kein sonderlich großes Wagnis, denn erst auf 200 Meter konnte man mit Treffern rechnen, und nachdem die Flinten einmal abgefeuert waren, konnten sie nicht wieder in Tätigkeit treten, denn bis sie wieder geladen waren, war der Feind in handgreifliche Nähe gekommen, und das Handgefecht begann.

Noch um 1600 war deshalb nur etwa die Hälfte des Fußvolkes mit Gewehren ausgerüstet, die andre hatte nur Hieb- und Stichwaffen, bei denen schließlich die Entscheidung lag.

Auf den Gedanken, das Gewehr durch Aufstecken eines Speeres in eine Stichwaffe zu verwandeln (Bajonette), kam man erst 1571, und es ist charakteristisch, daß man damals das Bajonett einfach vorn in den Lauf hineinsteckte.

Bei der geringen Leistung der Schußwaffen ist es auch sehr verständlich, daß man die zerstörende Kraft des Pulvers noch in andrer Weise auszunutzen versuchte. Schon im Jahre 1427 sollen größere gläserne Kugeln mit Pulverfüllung als „Handgranaten" verwendet worden sein. Kurz vor dem Werfen steckte der Granatenwerfer oder „Grenadier" eine Lunte durch ein Zündloch in die Kugel und brannte sie an. Oft kam es dabei vor, daß die Granaten vorzeitig explodierten und die Werfer selbst töteten. Aus diesem Grunde wurden besondere Freiwillige, ausgesucht tapfere und geschickte Leute, als Grenadiere benutzt. 1667 ordnete Ludwig XIV. an, daß jede Kompagnie vier solcher Grenadiere haben sollte, und drei Jahre später wurden in Österreich in jeder Kompagnie acht für diesen Dienst ausgebildet.

Mit der Vervollkommnung der Kanonen und der Gewehre trat jedoch die Handgranate wieder mehr in den Hintergrund. Betrug doch die Wurfweite nur etwa 20 Meter.

Zur Zeit Napoleons war man schon so weit, zwei gezielte Schüsse in der Minute abgeben zu können. Das Gewehr wog jetzt mit Bajonett nur noch 4,9 Kilogramm, und das Bajonett wurde so aufgepflanzt, daß es beim Schießen nicht hinderlich war. Aber das Schießen gehörte keineswegs zu der Lieblingsbeschäftigung der Soldaten. Der Rückstoß bei jedem Schuß war so stark, daß schon nach zehn Schuß der Mann eine geschwollene Backe bekam und öfters blutete.

In der nun folgenden Zeit profitierten die Feuerwaffen von der raschen und glänzenden allgemeinen Entwicklung der technischen Wissenschaften. Das Material wurde besser und gleichmäßiger, die Bearbeitungsmethoden in jeder Hinsicht durchgebildet. Die Waffentechniker verfolgten dabei zunächst das Ziel, die Treffsicherheit zu erhöhen und gleichzeitig den Gebrauch der Waffen vor Witterungseinflüssen, denen sie bekanntlich noch zu Napoleons Zeiten ausgesetzt waren (Katzbach!), unabhängig zu machen.

Die Treffsicherheit wurde durch die Einführung gezogener Läufe verbessert, die sich dadurch kennzeichnen, daß der Gewehrlauf inwendig nicht mehr glatt ist, sondern eingeschnittene, erst parallele, später schraubenförmige Rillen („Züge") bekommt. Das Bleigeschoß wurde nach der Einführung von vorn (es waren vorläufig noch alles Vorderlader) etwas gestaucht, so daß es größer wurde wie der Lauf und nicht mehr herausrollen konnte. Beim Abschießen preßte es sich in die Züge ein, fand dadurch eine feste, straffe Führung, die ihm einen geraden Abflug sicherte, während früher die Kugeln im Laufe schlotterten und daher nicht so exakt abflogen. Nun konnte man schon auf 400 Meter mit Sicherheit schießen.

Gleichzeitig wurde das „Zündhütchen" erfunden, ein in dünnem Kupferblech eingeschlossenes Knallpräparat, das durch

den Schlag eines Bolzens explodierte und dadurch das Pulver entzündete. Bald wurde auch die Patrone erfunden, das heißt eine Verbindung von Bleigeschoß, Pulverladung und Zündhütchen in einem einheitlichen Körper.

Die Feuergeschwindigkeit war jetzt auf etwa vier bis sechs gezielte Schüsse in der Minute gestiegen.

Dann kam als weiterer Fortschritt der Hinterlader, dessen schon früher häufig erwogene Konstruktion an der Schwierigkeit gescheitert war, den zum Einführen des Geschosses von hinten nötigen Verschluß gasdicht zu bekommen. Der Hinterlader bot den großen Vorteil, daß der Soldat auch im Liegen bequem laden konnte. Auch verschiedenes Hilfsgerät, Ladestock und so weiter fielen weg.

Die Feuergeschwindigkeit stieg jetzt auf sieben Schuß pro Minute und war damit gegenüber den Leistungen des siebzehnten Jahrhunderts auf das vierhundertachtzigfache gesteigert.

An diesem Punkt setzt die moderne Weiterentwicklung an. Der Einzellader wird in den achtziger Jahren durch den Mehrlader ersetzt, der Soldat führt eine größere Zahl Patronen gleichzeitig in ein Magazin ein und braucht bis zu deren Verbrauch immer nur den Verschluß auf und zuzuschieben, um frisch zu laden.

Diese größere Feuergeschwindigkeit bedingt aber auch eine Mitnahme von mehr Patronen wie früher, und weil der Durchschnittssoldat nicht unbeschränkte Gewichte tragen kann, mußte man suchen, das Patronengewicht zu verkleinern, man kommt so zu den kleinen Kalibern (innerer Laufdurchmesser) von 8 Millimetern gegenüber 11 im Jahre 1870 und 17 bis 18 in früheren Zeiten. Jetzt kann jeder Soldat 150 bis 180 Patronen bei sich führen gegenüber 50 bis 60 ein halbes Jahrhundert früher.

Unterdessen war es der Chemie gelungen, ein neues Pulver zu finden, das fast gar keinen Rauch entwickelt und bedeutend wirksamer ist. Die Reichweite wird ganz bedeutend erhöht. Auch bei der Ausbildung der Geschoßformen werden durch wissenschaftliche Forschungen große Fortschritte erzielt. Die Bleikugel existiert längst nicht mehr. Das Geschoß bekommt eine längliche Form mit stumpfer Spitze und wird mit einem dünnen Stahlmantel umgeben, der es befähigt, auch härtere Gegenstände glatt zu durchschlagen.

Noch im Jahre 1900 hatten wir diese Geschosse. Dann gab man ihnen eine scharfe Spitze und brachte es dadurch zuwege, daß die Treffsicherheit auf nahe Entfernung durch eine größere Streckung der Flugbahn bedeutend verbessert wurde. Während man 1900 auf 250 und 350 Meter noch mit verschiedenen Visieren arbeiten mußte, um sicher zu treffen, wird dieses Bereich heute mit einem Visier überbrückt, weil das Geschoß bis etwa 400 Meter fast genau in einer geraden Linie fliegt (Rasanz). Die Franzosen haben das Kupfer als Geschoßmaterial eingeführt und damit und durch die Gestalt ihres Geschosses im Gegensatz zu uns in erster Linie die Treffsicherheit und Durchschlagskraft auf größere Entfernungen gesteigert. Aber das französische Geschoß ist etwas schwerer, belastet also Soldat und Munitionskolonne mehr.

Hinsichtlich der Verwundungsfähigkeit erscheint die französische „balle D" humaner wie das deutsche Geschoß, das zum Überschlagen und Deformieren beim Aufschlagen neigt und dann sehr schlimme Wunden gibt.

Die neuesten Bestrebungen gehen nun dahin, die Feuergeschwindigkeit noch dadurch zu erhöhen, daß man Selbstlader einführt, so daß der Soldat weiter nichts zu tun braucht, als nach je zehn Schuß das Magazin neu zu füllen, während alle übrigen Ladebewegungen automatisch gemacht werden. Das würde natürlich eine sehr kostspielige Umbewaffnung sämtlicher Armeen der Welt zur Folge haben. Jeder größere Staat hat heute schon ein automatisches Gewehr fertig konstruiert und ausprobiert im Schrank liegen, aber Gott sei Dank mag keiner mit der Einführung den Anfang machen. Und in der Tat würde im Stärkeverhältnis auch nichts verschoben, denn, wie gesagt, jede größere Armee hat ihre Konstruktion schon fertig.

Als Charakteristikum sei zum Schluß



nur erwähnt, daß man neuerdings nach den Erfahrungen im Russisch-Japanischen Kriege auch wieder daran denkt, Handgranaten einzuführen. Einige Armeen, so die französische, haben sich schon entsprechend vorgesehen. Diese Handgranaten sind natürlich wesentlich vervollkommnet und bei geringem Gewicht bedeutend leistungsfähiger wie früher. Sie sollen bei Sturmangriffen von Angreifern und Verteidigern benutzt werden.

Siegfried Hartmann

## Gesundheitspflege

Bei den von uns schon besprochenen Bestrebungen, mittels Einspritzungen von vorbehandeltem Serum verschiedener Tierindividuen (meist Pferdeserum) den erkrankten menschlichen Organismus zu retten oder ihn gegen bestimmte Bakteriengifte unempfindlich (immun) zu machen, ist man auf eine Erscheinung gestoßen, die sehr viel Ähnlichkeit hat mit dem, was man persönliche Empfindlichkeit gegen bestimmte Stoffe nennt. Idiosynkrasie heißt diese eigentümliche Wirkung von belebten und unbelebten Individuen aufeinander. Eine Art widerstandslosen, teils hypnotischen, teils rein körperlich-giftigen Verfallenseins an die rätselhafte Beherrschung durch Individuen oder Stoffe ist das Wesen der Idiosynkrasie. Sie ist durchaus nicht nur körperlich, wie zum Beispiel die Empfindlichkeit einzelner Menschen gegen die Pollenkörner des Heus (Heufieber), sondern es gibt auch geistige Idiosynkrasien, die ebenso interessant sind wie die körperlichen Überempfindlichkeiten. Die märchenhafte, blitzartig auslösbare psychische Angst der Frauen vor Mäusen zum Beispiel, die Abneigung gewisser Menschen gegen andre, manchmal gegen ganz harmlose Tiere, wie Schildkröten, junge Katzen, Eidechsen — ganz abgesehen von der berechtigten Scheu vor gefährlicheren Tierindividuen, wie Schlangen, Wespen, Hunden und so weiter — ist scheinbar unerklärbar, und doch wird sie verständlich, wenn wir annehmen, daß auch ihr eine vielleicht in den seelischen Testamenten der Vergangenheit aufbewahrte Erinnerung unsrer Vorfahren an furchtbare Ereignisse zugrunde liegt. Gab es doch Zeiten, wo das Erscheinen einer ersten Maus oder Ratte mit Sicherheit Tod und Verderben bedeutete, weil sie das Herannahen von Tausenden von Nagerzügen ankündigte, deren zermahlendem Gebiß alles zum Opfer fiel, was den Frieden eines stillen Hofes ausmachte. Warum soll eine solche Erinnerung an die schrecklichen Einbrüche einer Millionenarmee von Wandermäusen und Wanderratten (Lemminge) nicht aufbewahrt sein als eine dunkle Ahnung von Gefahr, die eben den Instinkt der Abneigung, die Idiosynkrasie, als einen Mechanismus der Erinnerung lichtvoll erhellt? Kann mir jemand eine bessere Erklärung geben von dem rätselhaften Entzücken des Spaniers bei den brutalen, jedem andersrassigen Menschen abscheulich dünkenden Massakers der Stierkämpfe als die Annahme, daß auch hier ein uralter, seelentestamentlich eingewurzelter Haß des geborenen Spaniers, ein nach Stierblut lechzender Instinkt tief hineingesenkt ist in die Empfindungsfundamente dieses Volkscharakters? Ein Haß, der höchstwahrscheinlich überliefert ist aus jenen uralten Zeiten, wo noch der Stier in Herden nach vielen Tausenden verheerend einbrach in die Ansiedlungsstätten der Vorfahren, ein Vorgang, für den die Funde von unzählbaren Stierkadavern in spanischen unterirdischen Grotten und Höhlen direkte Beweise bedeuten. Sollten diese instinktiven Erinnerungen nicht die Quelle sein der elementaren Lust jenes Volkes, nun rächend seinerseits den Stier zu quälen? Mir will es scheinen, als ob dieser Weg, die überlieferten Instinkte anzuschuldigen für die Rätsel der oft logisch unbegreifbaren Abneigungen (und Zuneigungen), sehr wohl beschreitbar ist und wohl imstande, manches Licht auf unbegründete, kontaktartig ausgelöste Sympathie oder Antipathie zu werfen. Als Übergang zu den rein körperlichen Idiosynkrasien möchte ich die unlusterregenden Geruchs-, Geschmacks- und Gefühlsabneigungen anführen, deren Grund wohl auch nicht



# Kultur der Gegenwart



immer auf persönliche Erlebnisse, sondern eben auf mit uns geborene Ahnungen von Gefahr und Bedrohung zurückzuführen ist. Der Mensch ist ja mit seinem gleichsam kosmisch gewordenen Bewußtseinszustande den durch Instinkte viel besser regulierten Erkenntnissen des Nützlichen oder Schädlichen mittels des Geruchs und Geschmacks den Tieren gegenüber unzweifelhaft im Nachteil. Doch wir wollen diese interessante Seite der eingeborenen oder erworbenen seelischen Abscheuempfindungen ohne offensichtlichen Grund, wie man das eine Schlagwort Idiosynkrasie im Deutschen langschweifig übersetzen könnte, verlassen, um uns dem fast noch dunkleren Gebiete der körperlichen Idiosynkrasien zuzuwenden, welche erst seit den Zeiten der Serumforschung und der Immunitätslehre in die Netze der Wissenschaft gelangt sind. Jedermann weiß, daß es Menschen gibt, die keinen Hummer, keinen Krebs, keine Erdbeeren oder Himbeeren essen dürfen, ohne einen meist juckenden Ausschlag zu bekommen, und manch einer hat schon Bekanntschaft gemacht mit den widerwärtigen Nebenwirkungen von Antipyrin, Aspirin, Jod, Hefe und so weiter, die unweigerlich nach jeder erneuten Einnahme lästige Ausschläge, teigige Schwellungen, Juckreize und so weiter verursachen. Dann sagt der Laie: „Nur keine solchen Sachen, ich kann sie absolut nicht vertragen!" Der Forscher aber möchte dieses „Nichtvertragen" in eine ihm genügende Beziehung von Ursache und Wirkung übersetzen und stand lange vor absoluten Rätseln. Erst die schier unerschöpfliche Zahl von Tierexperimenten mit fremdartigem Blutserum und die gemachten sonderbaren Erfahrungen haben einiges Schlaglicht auf diese uralten Tatsachen geworfen. Es war von Behring, welcher zuerst die Beobachtung machte, daß eine Einspritzung eines bestimmten Serums beim ersten Male spielend und ohne jede Nebenwirkung vertragen werden kann, daß aber die zweite Einspritzung, nach längerer Zeit wiederholt, stürmische Erscheinungen, ja den Tod herbeiführen kann, selbst wenn die zweite Dosis nur $^1/_{800}$ bis $^1/_{700}$ der sonst tödlichen Mindestdosis bei dem so behandelten Tiere betrug. Er bezeichnete diese ganze paradoxe Erscheinung als eine „Überempfindlichkeit", und Richet, der dieselbe Erfahrung für kokainisierte Hunde fand, nannte sie „Anaphylaxie", das heißt eine sprunghaft auftretende Reaktion gegen ein Gift, das in viel höheren Dosen früher reaktionslos, ohne jede Spur von Erkrankung vertragen wurde. Seitdem kennen wir eine große Reihe solcher meist eiweißhaltiger, also von lebenden Organismen stammender Substanzen, die solche nachfolgende Überempfindlichkeit bei zweitmaliger Einverleibung erzeugen. Dazu gehören abgetötete Bakterien und ihre Produkte, bestimmte tierische Gifte, zum Beispiel Muschelgift, ferner organische Säfte, wie Milch, Blutserum, Tiersamen, dann Blutkörperchen und Organextrakte. Auch Pockenlymphe bei Wiederimpfung (Revakzination) gehört hierher, auch Hefe, Peptonlösung und Nukleinsäuren. Auch das berühmte Tuberkulin und das Diphtherieserum, ebenso wie jedes andre Serum. Es ist so, als wenn jemand heute nach einem guten Glas Wein ohne Schädigung die Kneipe verläßt, um nach vierzehn Tagen bei dem ersten Schluck derselben Sorte in Krämpfe, später Lähmung, ja Tod verfällt, nur daß diese Erscheinung nicht durch Genuß vom Magen her, sondern durch Einspritzungen unter die Haut bei Tieren ausgelöst werden. Der gespritzte Leib macht die an sich ungiftige Substanz nach einiger Zeit schwer giftig, das heißt, sein inneres Gefüge ändert sich infolge der ersten Dosis so, daß ihn $^1/_{800}$ Teil der ersten Dosis tötet.

Wie soll man sich dieses Rätsel erklären, das die Sphinx des Lebens wie eine harte, harte Nuß mitten in den Kreis der Gesundheitspriester geworfen hat?

Zunächst war der Rückschluß berechtigt, daß viele der schon bekannten Überempfindlichkeiten (wie zum Beispiel die gegen Erdbeeren, Krebse und Heupollenkörner) wohl ganz in gleicher Weise zustande gekommen seien. Auch hier war wohl dem Stadium der Intoleranz das einer früheren Aufnahme ohne Folgen vorangegangen, mit andern Worten, auch die körperlichen Idiosynkrasien sind Beispiele von erworbener Überempfindlich-



# Kultur der Gegenwart

keit. Auch lag auf der Hand, daß die Tuberkulinreaktion eine Folge der früher schon im Körper kreisenden Tuberkelgifte sein mußte, weil sie bei Gesunden wirkungslos ist. Auch der Heuschnupfenkranke hat einmal eine Polleninvasion gut vertragen, erst der zweite Frühling mit der Verstreuung des Heusamens brachte die Reaktion, und von da ab braucht er den Frühling nur von weitem zu riechen, so ist der schrecklichste aller Schnupfen da.

Wie soll man alle diese Erscheinungen von Medizinausschlag, Serumkrankheit, Erdbeeren- und Krebsröteln und so weiter unter einen Hut bringen.

Ich glaube, daß unsre moderne Richtung, alle Erscheinungen auf Saftwirkung von Gift und Gegengift etwas dogmatisch zu beziehen, uns das Verständnis dieser Dinge sehr erschwert hat, und daß die alte Zellenlehre hier vollauf genügt, die Erscheinungen im großen und ganzen zu deuten.

Die Zeiten, die verstreichen, bis ein Körper anaphylaktisch, das heißt überempfindlich wird (10 bis 14 Tage), und die Tatsache, daß dieser Empfänglichkeitszustand, wenn auch nach längerer Dauer (wohl 1½ Jahre lang kann er bestehen), wieder verschwindet, deuten mit Sicherheit darauf hin, daß der Körper einer Arbeit bedarf, um diese Veränderung in sich hervorzubringen respektive sie wieder zu beseitigen. Was aber arbeitet im Körper? Die Zelle. Nehmen wir an, das erstmalig unschädlich eingespritzte oder eingenommene Gift besetzt rein mechanisch die Schutzwehren des Leibes, die Lymphdrüsen, die blutbildenden Organe Milz, Knochenmark und so weiter. Die fremdartige Substanz wird aufgehalten, interniert und füllt die schützenden Zellen wie eine Tubenmaschine die Tube mit Ölfarbe bis an den Hals. Nun kann jeder Druck, der noch neue Farbe in die Tube preßt, dieselbe zum Überlaufen bringen, das heißt, die neue Giftdosis zwingt die Zelle unweigerlich zum Überlaufen, jetzt aber gelangt das erste Gift ebenso unweigerlich in den Kreislauf, und da jetzt alle Filter besetzt sind, kreist es ungehemmt und unabgesogen im Blute und gelangt frei an die lebenswichtigsten Organe. Oder aber: das erstmalig eingedrungene Gift reizt die filtrierenden Drüsen zur Verkapselung, und die neue Dosis findet alle rettenden Ausgänge besetzt, das Blut nimmt sie auf, und die sonst abgefangene Substanz wird verhängnisvoll. Der fremdartige Saft wird stets zunächst in Lymphdrüsen interniert, aber er verstopft vielleicht rein mechanisch die Lücken, die Tore, die Maschen, und nun muß das Gewebe schutzlos die Eindringlinge der neuen Dosis über sich ergehen lassen. Ob etwas giftig ist oder nicht, das hängt ja allein davon ab, ob es in die Gesamtzirkulation gerät oder nicht. Dafür hat eben der Körper Schutzwehren und spezifische Umarbeitungsanstalten, sind diese unbrauchbar geworden durch die erste Attacke, so wirkt eine kleine Dosis so, als wenn ich sie direkt ins Gehirn, ins Rückenmark, in die Herzwand bringe. Die anfangs ungiftigen Krebs-, Erdbeer- und Medizinsäfte verstopfen für immer die Schutzwehren im Darm und Magen, und jede neue Dosis wird auf die Haut abgeladen, die nun, für solche Vernichtungsarbeit gar nicht vorbedacht, auf das heftigste reagiert. Der Tuberkulöse hat seine Lymphapparate längst überschwemmt, und ein Tröpfchen Tuberkulin gerät ins Fieberzentrum und muß örtlich unter Reizerscheinungen verarbeitet, das heißt verbrannt werden zu ausscheidbaren, chemisch einfachen Körpern. So wird's wohl auch mit dem Serum und allen den Körpern sein, die eben für einen Leib fremdartige Substanzen sind, von denen er einen einmaligen Schub vermöge seiner Abwehreinrichtungen erträgt, die aber bei der zweiten Invasion abgewiesen werden von den Zinnen der Verteidigung und nun ins Land ausschwärmen.

Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich



# Theater

Arthur Schnitzler hat eine Komödie geschrieben, die keine Komödie ist, aber ein sehr interessanter Schnitzler. Das Stück geht aus von der Medizin und endet in der Politik; beginnt in einer Klinik und klingt satirisch aus im Kultusmini-







sterium. In Wien. Darum hat auch die Wiener Zensur die Aufführung gewehrt. Berlin ist liberaler. Das Kleine Theater hat den „Professor Bernhardi" zu Wort kommen lassen; und daß er, wie Schnitzler, nicht nur ursprünglich Arzt und immer human denkender Mensch, sondern auch geborener Jude und betonter Liberaler ist, das hat — es muß gesagt werden — wohl vor dem Berliner Parkett den Erfolg beträchtlich verstärkt. Ein Erfolg, den die lange (im Buch noch viel längere als auf der Bühne) Komödie als Bekenntnis, als Werk eines klugen Menschenschilderers und Szenenbauers gewiß verdiente, nicht so sehr als Theaterstück.

Als Theaterstück weist dieses medizinisch-politische, liberalpolemische, tragisch-satirische Schauspiel, das Schnitzler Komödie nennt und dem Andenken Max Burckhards widmet, manche Merkwürdigkeiten auf. Es hat fünf Akte. Das ist bei modernen Stücken schon eine Seltenheit; sie bauen und wagen selten mehr über drei Akte hinaus. Jeder Akt ist eben ein neues Examen. Wer macht freiwillig immerzu ein neues Examen? (Dazu muß man schon ein chinesischer Mandarin sein. Und auch in China ist's, glaub' ich, jetzt stiller geworden mit den ewigen Prüfungen.) Dann weist das Stück zwei Dutzend Personen auf, von denen nur sechs — nicht den Doktortitel haben. Das entspricht bald annähernd so den tatsächlichen Verhältnissen in deutschen Adreßbüchern. Unter den vierundzwanzig Personen nur eine Frau, eine Krankenschwester. Und die hat nur ein Röllchen im ersten Akt. Ein in Frankreich unmögliches Stück. Das Wort Liebe — im Sinne der Geschlechtsliebe — kommt überhaupt nicht vor. Dafür regt sich die Menschenliebe, die Liebe Gottes regt sich nun...

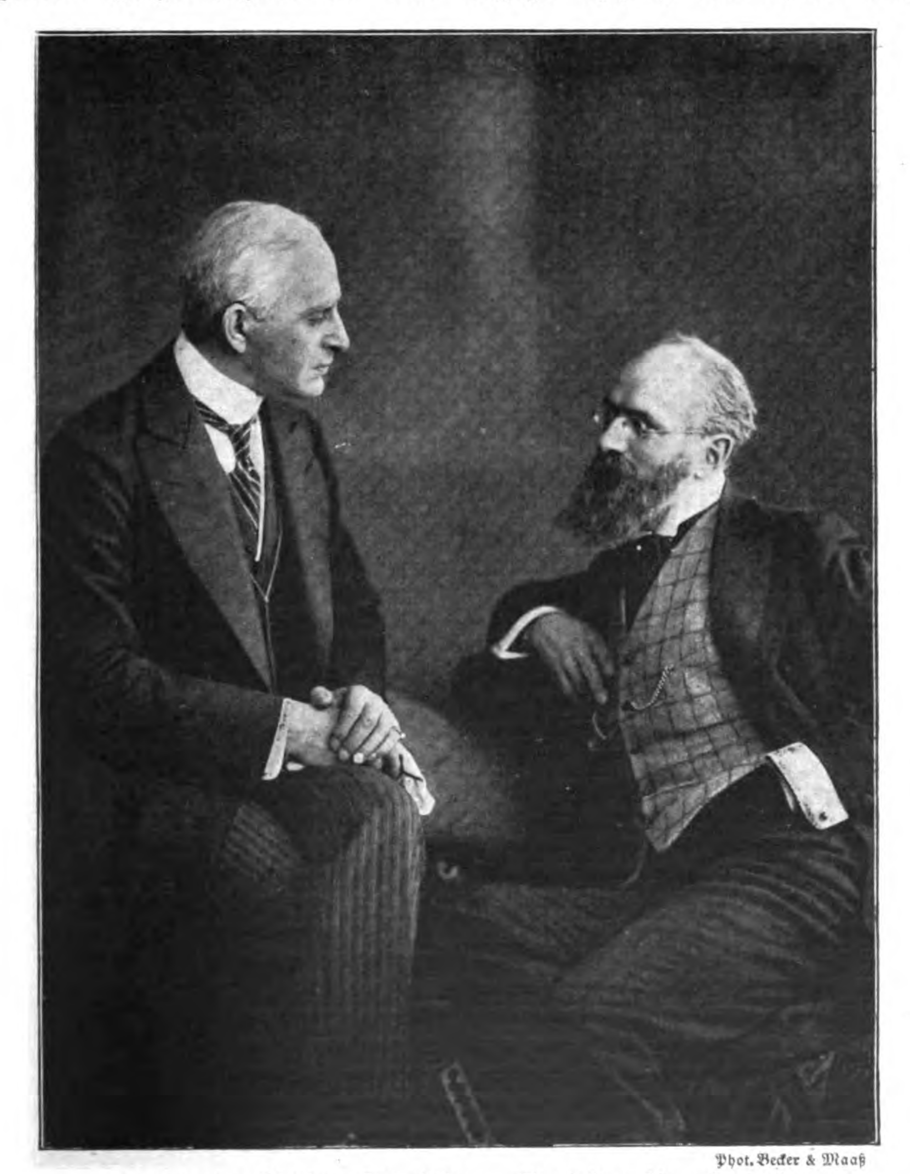
Von der Liebe Gottes, wenn man so will, von dem, was die Menschen Gott und Liebe nennen, handelt im Grunde das Stück. Es könnte eine Komödie in fünf philosophischen Disputen werden. Aber hinter Glaube, Bekenntnis, Überzeugung steht die Partei, die politische Partei. Hier aufgeklärter Arzt — dort Geistlicher. So steht der Konflikt, das Problem am Anfang. Die These: darf ich einen ahnungslos Sterbenden erschrecken durch die Nachricht: Du wirst sterben! Der Arzt denkt: aufhören zu leben; der Priester denkt: vor Gott stehen. Aber hinter dem Arzt, der Jude und liberal ist, stehen die Liberalen und Juden, die Aufgeklärten und Gelehrten, hinter dem Priester stehen die Katholiken, die Antiliberalen, die Antisemiten. So wird aus der These ein dramatischer Konflikt. Fakultät und Parlamente und Gerichte werden bemüht. Die Starken siegen, die den Buchstaben und den Richter und die ererbte Unvernunft für sich haben. Professor Bernhardi geht zwei Monate ins Gefängnis, verurteilt wegen Religionsstörung; obschon die Krankenschwester, die Zeugin, eine hysterisch-bigotte Person, die beschworen hatte, daß der Professor die Hand an den Priester gelegt, das falsche oder doch übertriebene Zeugnis widerrufen will und eine Revision bevorsteht. Der Professor will die Revision nicht, er will die Ruhe, will dem Lärm entfliehen. Er ist mit dem Gezänke fertig. In der Haft hat er den ganzen Fall beschrieben, und da war auf einmal das Problem nicht mehr österreichische Politik oder Politik überhaupt, sondern es handelte sich plötzlich um allgemein ethische Dinge, um Verantwortung und Offenbarung, und im letzten Sinne um die Frage der Willensfreiheit...

Und dieses Problem ist auch für uns das interessantere. Und darum: so gut die Szenen der „politischen" Akte geführt sind, so Kluges und Feines in und zwischen den Zeilen über Liberalismus, Antisemitismus, Geschäftspolitik, Professorenstreberei und so weiter gesagt wird — mir ist der erste Akt, mir sind die Szenen die liebsten, in denen es sich nicht um das Waffenproblem handelt und das Politische sondern um das rein Menschliche. Denn der politische Antisemitismus und der dramatisierte Liberalismus ergeben Redereien, Parlamentarismen, dramatische Ödigkeiten. Vielleicht wäre einmal — von einem starken Hasser, der ein starker Könner sein müßte — jener andre Antisemitismus zu dramatisieren, den Nietzsche meinte, wenn er den Sklavenaufstand in der Moral schalt: „Die Juden sind es





gewesen, die gegen die aristokratische Wertgleichung (gut = vornehm = mächtig= schön=glücklich=gottgeliebt) mit einer furcht=einflößenden Folgerichtigkeit die Umbehrenden, Kranken, Häßlichen sind auch die einzig Frommen, die einzig Gottseligen, für sie allein gibt es Seligkeit — dagegen ihr, ihr Vornehmen und Ge=


Phot. Becker & Maaß

Szene aus Arthur Schnitzlers „Professor Bernhardi".
Max Lauda (Minister Flint) und Dacarli (Prof. Bernhardi)

kehrung gewagt und mit den Zähnen des abgründlichsten Hasses (des Hasses der Ohnmacht) festgehalten haben, nämlich die Elenden sind allein die Guten, die Armen, Ohnmächtigen, Niedrigen sind allein die Guten, die Leidenden, Entwaltigen, ihr seit in alle Ewigkeit die Bösen, die Grausamen, die Lüsternen, die Unersättlichen, die Gottlosen, ihr werdet auch ewig die Unseligen, Verfluchten und Verdammten sein!" Von dieser Logik, diesem Kampf, dieser Partei







findet sich nichts unter den Gegnern Bernhardis, unter den österreichischen Politikern und wissenschaftlichen Strebern, die Schnitzler schildert. Sie haben Blut von jenem Lessingschen Patriarchen Jerusalems, der neben der Abgeklärtheit des weisen Nathan die komische Figur macht. Als dem Assistenten Bernhardis, dem tüchtigen jungen Dr. Pflugfelder, der pathologische Anatom die vorsichtige Frage wie einen Spieß hinhält: „Sie waren deutsch-nationaler Couleurstudent?“ antwortet der junge Doktor hübsch und zuversichtlich: „Und Antisemit. Jawohl, Herr Dozent. Bin's sogar noch immer, im allgemeinen. Nur bin ich seither auch Antiarier geworden. Ich finde, die Menschen sind im allgemeinen eine recht mangelhafte Gesellschaft, und ich halte mich an die wenigen Ausnahmen da und dort.“ Ganz früh im Stück, im ersten Akt steht das jugendlich mutige Bekenntnis, das doch schon alle Schnitzlerische Lebensreife in sich schließt. Denn das ist der Vorzug auch dieser Komödie, die in langen Reden, in einer manchmal quälenden Umständlichkeit starke dramatische Fehler hat, daß sie die mangelhafte Gesellschaft der Menschen versteht, durchschaut, und sich an die wenigen Ausnahmen hält — da und dort. Sie verteilt ohne Haß Licht und Schatten, wo sie nur Menschen und Überzeugungen spürt. Sie karikiert den Priester nicht und nicht den ehrlichen Politiker und schminkt dem liberalen Juden, der ihr dramatischer Held ist, nicht alle Farben der Herrlichkeit an. Und gibt, herausgerissen aus dem Ganzen, ideenreiche Dialoge über Leben und Sterben.

Das Leben selbst aber ist manchmal für die, so Augen haben zu sehen, ein Regisseur von wunderbarem Geschick. Am selben Tag, zur selben Stunde, da auf der Bühne des Kleinen Theaters der Schnitzlersche Professor Bernhardi den leise ironischen Satz sprach: „Nein, wenn man denkt, daß manche Leute sozusagen gar nicht dazu kommen, alle ihre Krankheiten zu erleben, man möchte an der Vorsehung irre werden,“ schloß in einer Berliner Privatklinik der erfolgreich operierte Otto Brahm, bis in die letzte Stunde über die Schwere seines Leidens getäuscht, die klugen Augen für immer. Brahm hat sich um Schnitzler die größten Verdienste erworben, hat seine Dramen in den mustergültigen Vorstellungen seiner vom höchsten künstlerischen Ernst geleiteten Bühne — erst des Deutschen, dann des Lessingtheaters — herausgebracht. Die Komödie vom Professor Bernhardi, dem liberalen Juden, der die katholische Religion verletzt, nein „gestört“ haben soll, dieses in Wien verbotene Stück, das ihm sicher zuerst angetragen war, hat er nicht gespielt, hat es dem Kleinen Theater (das sich ausgezeichnet aus der schwierigen Affäre zog) überlassen. Warum? Er selbst war von Geburt Jude, war im letzten Jahr aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten und wurde eine Zeitlang als Aussichtsreichster unter den Kandidaten für den durch den Tod Bergers erledigten Posten als Direktor der Burg genannt, der bekanntlich kein Jude sein darf. Eine kleine höfliche Verbeugung gegen Wien, den Klerikalismus, die Burg könnte in der Ablehnung des Schnitzlerschen Stückes gesehen werden. Aber Brahm, der ein Mann der Arbeit und klugen Erwägung, aber just kein Mann der Förmlichkeiten war, lagen die Verbeugungen gar nicht. Er muß von dem Stück nicht so viel gehalten, muß seine ungedämmte Rhetorik nicht für so bühnenwirksam gehalten haben, um dem Werke des oft geförderten Freundes sein Haus zu öffnen. Am Tage der Premiere, die ihn gewiß als aufmerksamen Gast gesehen hätte, starb er. Starb nicht mehr als Jude, starb nicht mehr als Kandidat der Burg (die wohl — wie im ähnlichen Fall Kainz — von der Aussichtslosigkeit seines Zustandes längst überzeugt war), starb als Schützling jener gütigen Bernhardischen Pflichtauffassung: „Zu meinen Pflichten gehört es, wenn nichts andres mehr in meinen Kräften steht, meinen Kranken, wenigstens soweit als möglich, ein glückliches Sterben zu verschaffen ...“

In dem kleinen, unscheinbaren Brahm ist ein großer Bühnenleiter gestorben. Einer, der als Revolutionär begann, als Schillerhasser und Naturalist sans phrase; einer, der als zäher Festhalter an gewonnenen Idealen lebte und sich doch nicht schämte, Irrtümer seiner Jugend vornehm in Taten zurückzunehmen. Er



# Kultur der Gegenwart



war — mit Harden, Schlenther, Schlaf — der Mitbegründer der Freien Bühne, er war ihr Literarhistoriker, er war ihr Vorkämpfer und Wortführer in der von ihm geleiteten Zeitschrift, die er Freie Bühne taufte. Als er die erste Nummer am 29. Januar 1890 erscheinen ließ, schrieb er im Geleitwort: „Dem Naturalismus Freund, wollen wir eine gute Strecke Weges mit ihm schreiten, allein es soll uns nicht erstaunen, wenn im Verlauf der Wanderschaft, an einem Punkt, den wir heute noch nicht überschauen, die Straße plötzlich sich biegt und überraschende neue Blicke in Kunst und Leben sich auftun. Denn an keine Formel, auch an die jüngste nicht, ist die unendliche Entwicklung menschlicher Kultur gebunden; und in dieser Zuversicht, im Glauben an das ewig Werdende, haben wir eine freie Bühne aufgeschlagen für das moderne Leben." Er ist sein eigner Prophet geworden. Er ist als Bühnenleiter an Punkte gekommen, die er, da er kämpfend begann, noch nicht überschauen konnte; er hat Straßenbiegungen mitgemacht auf seiner Wanderschaft, von denen er sich damals nichts träumen ließ; er hat aber auch bis zur letzten Stunde an die unendliche Entwicklung der menschlichen Kultur geglaubt.

Die Alten hat er nicht bekämpft, sondern das Alte, der Schablone hat er den Krieg erklärt und das Individuelle gesucht. Sein Buch über Kleist hat ihm, dem Schererschüler, den Preis für deutsche Literatur eingebracht. Für Ibsen hat er die Kraft seiner rücksichtslosen Jugend eingesetzt, dann für Hauptmann, dessen Aufstieg und Entwicklung ohne die starke, gläubige Freundschaft Brahms, der auch den Mißerfolgen kühl und unbeweglich in seiner Direktionsloge trotzte, gar nicht zu denken war. Er hat eine Reihe der vorzüglichsten deutschen Schauspieler herangezogen, hat ihnen den Stil gegeben und die Rollen, hat ihr Talent durch große



Phot. Zander & Labisch

Otto Brahm †



# Kultur der Gegenwart



Aufgaben gefördert. Rittner und Bassermann, Sauer und Reicher, die Lehmann und die Sorma haben unter seiner Führung das Beste gegeben. Und der heute berühmteste, rührigste, kühnste und noch in seinen Fehlern interessanteste deutsche Theatermann war als Schauspieler, ist als Bühnenleiter sein Schüler: Max Reinhardt. Und noch eins nicht zu vergessen: man hat dem Theater (besonders wieder in jüngster Zeit) viel vorgeworfen und pflegt den Betrieb der Bühne nicht gerade schlechthin als moralische Anstalt zu betrachten. Brahm stand als Mensch und Direktor ganz einwandfrei da. Er war wortkarg — aber er hielt sein Wort. Er duldete keine Intrigen, nur der künstlerische Wert entschied. Er war finanziellen Experimenten abhold und zuweilen vielleicht zu vorsichtig sparsam, aber er beunruhigte auch niemals seine Geldgeber. In der Zeit der Operetten und Revuen, des Bluffs und des Ausstattungskitschs führte der Sohn des Naturalismus, der Biograph Kleists eine deutsche Musterbühne, die künstlerisch das höchste Niveau hatte, keine Konzessionen an die Tageslaunen des Publikums machte und doch Geld verdiente ... Nachmachen, messieurs!

Rudolf Presber

## Frauenrundschau

### Die Frau als Weltreisende

Als Forscherin sowohl wie als Genießerin hat die Frau der Kulturwelt es seit jeher geliebt, die Erde zu bereisen. Von einer der kühnsten Forschungsreisenden berichtet uns ein Abschnitt aus dem Werk „Bahnbrechende Frauen".* Die darin geschilderte Afrikaforscherin Alexine Tinne wird uns auch im Bilde gezeigt: ein schönes Mädchen in orientalischen Gewändern, mit dem Schleier im Haar, vom Burnus umflossen. Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bewohnte sie mit ihrer Mutter und Tante eine Villa in Kairo, und die Damen reisten als vornehme Touristen durch Palästina, Syrien und das oberägyptische Nilgebiet. Es schien, als hätte der heilige Strom das junge Mädchen ganz in seine Bande geschlagen, und die Berichte von seinen unentdeckten Quellen, die sich in Sumpfgebieten zwischen Katarakten in wilder Urwaldnatur verloren, ließen sie nicht ruhen. Für die geographische Forschung hatten damals die geheimnisvollen Quellen des Nils dieselbe leidenschaftliche Bedeutung wie in unsern Tagen die Frage der Entdeckung des Nord- und Südpols. Trotzdem das kühne Unternehmen schon das Leben unzähliger Pioniere gekostet hatte, bestand das junge Mädchen auf seinem Plan. Außerordentlicher Reichtum, gewaltige und zähe Energie und ein glühender Forschungsdrang ließen sie als eine der Berufenen erscheinen. Im Jahre 1862 rüstete sie ihre erste Expedition aus, an der sich Mutter und Tante beteiligten.

Der in dem genannten Buch enthaltene Artikel von A. H. Brix berichtet: „102 Kamele allein waren nötig, um den Proviant für den ganzen Dienertroß, darunter 10 Kamellasten Kupfergeld, durch die Libysche Wüste zu tragen, die sie durchqueren mußten, um wieder an den Strom zu gelangen ... Dazwischen erforschten sie Nebenflüsse und befanden sich bald in einem unabsehbaren Sumpflande, kamen zu dem Volk der Nuehr, die, ganz nackt, sich mit Asche einreiben, das Haar brandrot färben und riesige Stachelarmbänder als furchtbare Waffe tragen."

Die fast einjährige Reise kostete 40 000 Taler. Sie kamen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, nach Chartum zurück und trafen hier zwei andre Forscher, mit denen sie sofort eine neue Expedition ausrüsteten. Diesmal wurde eine ganze Flottille mitgenommen, „200 Diener und Soldaten, Proviant für zehn Monate, Reit- und Lasttiere, 30 Zentner Glasperlen und 12 000 Kaurimuscheln als Münze". Sie gerieten unter die gefürchteten Sklavenjäger, in unaufhaltsamen Regen und in die Gefahr der Hungersnot. Opfer um Opfer fielen, darunter auch Alexines Mutter. Nur drei Europäer, darunter sie selbst, trafen

* „Vita", Deutsches Verlagshaus, Charlottenburg.

endlich wieder fieberkrank in Chartum ein. Aber das junge Mädchen schien sich dem Vater Nil gegenüber auf den Spruch verschworen zu haben: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Nach vierjähriger Pause, in der sich um ihre Person Legenden ihres Reichtums, ihrer Schönheit und ihres Mutes gewoben hatten, brach sie wieder auf. Diesmal ging es nach Tripolis und natürlich wieder nach den Nilquellen. Von allen Seiten kamen Warnungen, aber ihre unbezwingliche Wissensgier und ein hypnotisch auf sie wirkender Bann ließen sie das Wagnis dennoch unternehmen. Mit gewaltiger Karawane brach sie auf. Die Erzählungen von der schönen, ungeheuer reichen weißen Frau waren aber bis in das Gebiet jener berüchtigten Wüstenräuber gedrungen, der *Tuaregs*, und bald gab es Aufstände unter den Dienern und Sklaven, die mit den Räubern zum Teil verschworen waren. Endlich trat die Katastrophe ein. Die Karawane wurde überfallen, Alexine getötet — wie man *hofft* —, denn noch lange erhielt sich eine weit grausigere Legende von der weißen Frau, die als Gefangene der Wüstenräuber verborgen gehalten würde. Dieses Leben voll unbezwinglichen Mutes, durchglüht von heißem Wissensdrang, das ein so furchtbares Ende fand, ist eines von den wahrhaft heroischen.

Alice Schalek

Ganz im Gegensatz zu aller märchenhaften Romantik, durchaus im nüchternen Stil unsrer Tage, hat eine andre Frau als Weltreisende und Forscherin Ungewöhnliches unternommen und erreicht. Frau Professor *Selenka*, die Gattin des bekannten Forschers, war von 1906 bis 1908 die Leiterin der berühmten Expedition, die nach ihr und ihrem Gatten den Namen trägt, der *Selenka-Trinil-Expedition* zur Erforschung der Überreste des Pithekanthropus (des von *Dubois* auf Java aufgefundenen Zwischengliedes zwischen Mensch und Affe); die Expedition suchte auch nach Resten der fossilen Fauna und Flora. Den Plan faßte sie noch mit ihrem Gatten, führte ihn aber allein nach seinem 1902 erfolgten Tode aus, wobei ihr die holländische und indische Regierung sowie die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin hilfreich zur Seite standen. Die indische Regierung bewilligte freie Arbeitskräfte in großer Zahl und hoch besoldete europäische Aufseher. Von den ungeheuren Schwierigkeiten gibt die lange Liste der Danksagungen an verschiedene Behörden und Persönlichkeiten lebhaften Ausdruck. Die Führerin selbst hatte alle wissenschaftlichen Direktiven zu geben; der Hausbau mußte mit Freikulis vorgenommen werden. Hervorragende Gelehrte wurden von ihr engagiert und teils



# Kultur der Gegenwart



vorausgeschickt, teils mitgenommen. Die Ausgrabung, Präparierung und Bergung der Funde wird in fachkundiger Weise vorgenommen; dazu kommt die Kontrollierung der Fundvermerke und die Führung der Fundbücher. Die Funde vor dem Aberglauben der Kulis zu retten, war an sich eine schwierige Aufgabe, da die Chinesen aus fossilen Knochen, die sie für solche von Dämonen halten, ein Pulver als Medikament herzustellen lieben. Auf der Fundstelle des Pithekanthropus erectus wird die Niederlassung gegründet. Es ist eine kahle vulkanische Landschaft, bei den Eingeborenen als Wildnis verrufen. Die bei den Eingeborenen übliche kastenhafte Abgrenzung ihrer Leistungen macht eine gewaltige Zahl von Kulis nötig. Dazu die stete Gefahr, die von den giftigen Schlangen droht. Sonst ist in der Gegend fast vollständige Tierarmut; es gibt fast keine Säugetiere und Vögel, nur manchmal taucht, beim Baden höchst gefürchtet, ein Krokodil im Fluß auf. In der Umgebung sind keine Lebensmittel zu erhalten, nur Fische aus dem Fluß. Es muß also mit vier Mann zu Markt gefahren werden, per Kahn, der abends abgeht und morgens erst im benachbarten Flecken ankommt. Mit 75 eingeborenen Sträflingen, die die Regierung bewilligt, wird gearbeitet. Es sind dies die „temperamentvollsten" Elemente der malaiischen Bevölkerung, auch zahlreiche Mörder unter ihnen; deren Behandlung ist darum von der Regierung geregelt. Frau Selenkas Schlafstätte (gewöhnlich auf der Veranda) war von dieser Art Dienerschaft immerhin nur zehn Minuten entfernt! Natürlich sind sie alle zu verpflegen. Die meisten finden den Aufenthalt im Gefängnis angenehmer als die Arbeit, aber bei manchen wird auch der Ehrgeiz wach. Beim üblichen Flußbad sind sie fröhlich und, wie sie erwähnt, nie so laut wie die Europäer unter ähnlichen Umständen. Sie gibt den armen Teufeln von Zeit zu Zeit ein Fest, und sie halten eine Ansprache auf „die große Herrin von Trinil", worin sie sagen, daß sie sehr gern für sie arbeiten und sich freuten, „wenn recht viele und recht große (!) Knochen aus der Erde kämen". Unablässige scharfe Kontrolle ist unerläßlich. Die Arbeit wird mit durchschnittlich 100 Mann geleistet durch 18 Monate hindurch. Die Ziele der Expedition waren: die Bestimmung des Alters der Fundschichten des Pithekanthropus und ein Gesamtbild der fossilen Fauna, daneben Aufsuchen früherer menschlicher Reste. Der fossile Menschenzahn wurde gefunden. Die Forscherin sendet 43 große Kisten heim, deren Inhalt in den Besitz des Paläontologischen Museums zu Berlin übergegangen ist. Dabei wurde die Arbeit von der Regenzeit unterbrochen. Die Fundergebnisse der zweiten Arbeitsperiode sind im Besitz der bayrischen Geologisch-Paläontologischen Staatssammlungen.

Und abermals von gänzlich anderm Schlag als die genannten beiden Frauen ist eine junge Weltreisende unsrer Tage, Alice Schalek, eine junge Wienerin. Sie reist nicht als Forscherin, sondern mehr als Weltbummlerin, allerdings eine mit erstaunlich hellen, offenen Augen. Die Ergebnisse ihrer zahlreichen Reisen veröffentlicht sie in der Form von Vorträgen in allen Instituten der Urania, in Reisefeuilletons und Buchpublikationen. Soeben ist ihr letztes Buch, „Indienbummel", erschienen.* „Wie ich es sehe" — das ist auch ihre Devise. Und das Zolasche Wort von der Realität, die durch ein Temperament gesehen wird, trifft hier zu. Dieses Indienbuch ist eine entzückende und wahrhaft erfrischende Lektüre. So unbefangen sie sich gibt, so sehr sie darauf hinweist, daß keine gelehrten Absichten und Fähigkeiten sie leiten, so wenig wird doch sachliche Schärfe und Gründlichkeit darin vermißt. Man sieht, wie gut informiert sie war, ehe sie aufbrach; aber sie hält sich frei von allem traditionellen Ballast und verläßt sich vor allem auf ihre zwei gesunden Augen. Mit welchem Mut dieses Menschenkind in allen möglichen gefahrvollen Situationen herumgekrochen und herumgestiegen ist, ist erstaunlich. In Aden sieht sie im Hause eines dortigen

---

* Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin W 30.



# Kultur der Gegenwart



Millionärs die Damen. „Auf meine beklommene Frage, warum denn diese wie Kühe aufwachsenden Damen eines so immens reichen Hauses nichts lernen, nicht in die Schule gehen und nicht wenigstens Englisch sprechen können, erhalte ich die erstaunte Gegenfrage: Wozu denn Frauen etwas zu wissen brauchen?" Einen erschütternden Eindruck hat ihr die Frau in ganz Indien gemacht, und treffend hebt sie hervor: „Die Stellung der Frau ist, gleich dem Verbrauch an Seife, ein Kulturmaßstab. Hier in Indien ist sie die tiefste der Erde." Demgegenüber kann sie die Stellung des Engländers der Frau gegenüber nicht genug rühmen. Niemals wird ein Engländer, gleich der Männerwelt des übrigen Europa, begreifen, wozu die europäische Frau gegenüber den Männern ihres Standes des Schutzes einer Begleiterin, eines Dieners bedarf. Ein britischer Gentleman ist selbst der Schutz einer Dame, er behütet sie vor dem Diener, nicht umgekehrt ... So hat auch hier die nicht alltägliche Tatsache, daß ich by myself reise, nicht nur nirgends unter Weißen Mißverständnisse oder peinliche Erlebnisse zur Folge, wie es in Europa zweifelsohne der Fall wäre, sondern weckt unzählige Äußerungen einer beispiellosen Gastfreundschaft". Demgegenüber erinnere man sich, was alleinstehende Damen bei uns erleben können — man denke an den Fall der Gattin eines schwedischen Ministers, die anläßlich eines Berliner Frauenkongresses hier weilte und als sie zum Mittagessen in ein Restaurant trat, von dort ausgewiesen wurde, da man alleinstehenden Damen nicht serviere! In Nizza ist es auch glücklich schon so weit, daß tatsächlich eine Art von Männerverleihanstalt gegründet wurde, da dort Damen allein kein Café und Restaurant besuchen können. — Mit der farbigsten Darstellungsgabe weiß Alice Schalek von Indiens bunten Völkern und seinen dreißig Millionen Götzen zu erzählen. Nirgends in allen indischen Hotels gibt es verschließbare Türen. Aber diesem Volk gegenüber verlernt man das Fürchten, und sich und seine Habe fest zu verschanzen lernt man erst in Europa wieder. Ganz wundervoll ist die Schilderung eines ihrer letzten Streifzüge. Nach achtzehnstündiger Fahrt (in den so komplett wie Schlafzimmer eingerichteten Bahnwagen) durch den Staat Haiderabad kommt sie an ihr Ziel auf der Höhe der Küste. Dort wurde ihr das Bungalow des Neisams als Gast seines Landes zur Verfügung gestellt. Ein Diener geleitet sie hin und geht dann heim in sein Dorf. Sie ist in der gewaltigsten Einsamkeit, die sie je erlebt. Wohl zwei Meilen im Umkreis lebt kein Mensch, das Schweigen ist greifbar wie die Stille. Nichts rührt sich in dem Haus mit seinen unzähligen Fenstern und Türen ohne einen einzigen Schlüssel — als sie selbst. „Und trotzdem — kein Gedanke an Furcht. Mächtig erhebend wirkt das Fernsein jedweder Zivilisation. Seltsam unverwundbar macht das Majestätsgefühl der Weißen." Auch später, als sie in den tiefen Schacht einer Felsenhöhle allein mit zwei farbigen Begleitern hineinkriecht, findet sie Mut dazu in dem Bewußtsein, „daß die ganze englische Armee jedes gekrümmte Haar auf meinem Kopfe rächen würde", und bei der Heimreise schläft sie auf der Station der Bombaybahn die ganze Nacht unter freiem Himmel auf einem Streckstuhl „trotz des Getriebes aller bronzefarbigen Nationen Asiens um mich her. Ab und zu öffne ich halb die Augen und sehe immer einen dichten Kreis neugieriger Hindus um mich stehen. Aber ich schließe sie sorglos wieder und lasse meine sämtlichen Habseligkeiten neben mir herumliegen. Und als um zwei Uhr nachts pünktlich der Schnellzug kommt, dessen Ableile Schreibtisch, Tintenzeug und Badewanne aufweisen, bedaure ich es von tiefstem Herzen, daß er mich nun nach Westen zu meinesgleichen führt, wo ich das Fürchten wieder lernen muß ... Und ich grüße zum letztenmal aus glänzend erleuchtetem Schlafcoupé die Grenze von Haiderabad".

Ihre nächste Reise, für 1913 geplant, soll die hochbegabte junge Schriftstellerin — diesmal unter dem Protektorat des Deutschen Reichskolonialamts und der zuständigen Behörden von Australien und Neuseeland — nach Birma,



# Kultur der Gegenwart



Australien, Tasmanien, Neuseeland, Neuguinea, Fidschi, Samoa, Honolulu und Amerika führen, zehn Monate lang und — ganz allein! Grete Meisel-Heß



## Mode

Über die Tatsache, daß die Mode ungewöhnlich viel Pelz zur Garnitur der Kleidungsstücke heranzieht, ist mannigfach berichtet worden, und es bleibt nur übrig, dieses Faktum zu bestätigen und daran zu erinnern, daß, angefangen vom Kinderkleid, dem Schlafrock und Pantoffel, von der Handtasche und dem Spitzen- oder Gazeschal bis zum Ballkleid kaum ein Kleidungsstück existiert, auf dem sich kein Raum für ein Streifchen Pelz fände, hier von allerbilligster Sorte, dort von jener, die, bildlich gesprochen, zentimeterweise mit einem Markstück aufgewogen wird. Es ist das der Fall bei sibirischem Zobel, aus dessen sattbraunem dichtem Haar mit dem reichen Kronenhaar die Silberspitzen hervorschimmern, jenes Zobeltieres, auf das vom 1. Februar 1913 bis zum 15. Oktober 1916, also für die kommenden drei Jahre, die Jagd verboten wurde, da ein wahrer Raubbau das Aussterben dieses Allesfressers befürchten ließ, der selber niemals nennenswerten Schaden verursacht, denn er ist unendlich viel weniger blutgierig und räuberisch veranlagt als sein bei uns heimischer Verwandter, der Marder. Im Jahre 1829 kostete nach einer statistischen Aufzeichnung auf der Londoner Auktion ein Zobelfell etwa 9 Kronen, im Jahre 1888 14 Kronen und 1908 70 Kronen. Heute unterscheidet man sehr scharf zwischen dem sibirischen, diversen andern russischen Zobelarten und zwischen chinesischem und amerikanischem Zobel, sämtlich bedeutend niedriger im Preise stehend als der erstgenannte und auch dem Äußern nach hinter demselben zurückbleibend, denn es fehlt die tiefe, satte Farbe, es fehlt das Hauptmerkmal, das hohe Kronenhaar und die weißlichen, verstreut stehenden Spitzen.

Während, laut Aufzeichnungen in Fachblättern, vor dreißig und vierzig Jahren ein mit Zobel gefütterter Herrenpelz, der in einer Garderobe hing, durchaus nicht als eine Art Trophäe angestaunt wurde, die ein amerikanischer Milliardär dort deponiert hatte, sondern lediglich den warmen Paletot eines wohlhabenden, auf elegante Kleidung haltenden Mannes bedeutete, ist heute ein Zobelpelz, getragen von einem Manne, größtmögliche Extravaganz, wenn nicht anders das untrügliche Wahrzeichen eines modernen Krösus oder eines Potentaten, wie Kaiser Wilhelm, der einen Zobelpelz besitzt, oder Kaiser Franz Josef und der Zar, die über mehrere verfügen. Der Zobelmantel wird heute fast nur von Frauen getragen.

Während die Hauptpelzmesse für den Engroskäufer nach wie vor in Leipzig tagt, findet der stärkste Detailabsatz in Paris statt. Werden bei uns nur in ganz vereinzelten Fällen lange Zobelmäntel gekauft, so setzt Paris deren jährlich eine ganze Reihe ab, denn bekanntlich pilgert der schwerreiche Ausländer, der wünscht, sich um ein Päckchen Banknoten zu erleichtern und wertvolle Toilettengegenstände einzukaufen, unabänderlich nach dem französischen Mekka der Eleganz. Zu einem langen Zobelmantel werden 60 bis 80 Felle benötigt (ein Fell durchschnittlich von 45 Zentimeter Länge), ein Fell kostet zwischen 300 bis 1000 Mark, die Rechnung ist also einfach. Ungeachtet des Preises, den diese einfache Multiplikation ergibt, werden, wie gesagt, diese Mäntel gekauft, und wer im Spätherbst ein Pariser Rennen besucht, wird dort aller Wahrscheinlichkeit nach dem einen oder andern Zobelmantel begegnen, der dort spazierengeführt wird, eine Art Reklameschild für die Trägerin, ein greifbares Beweismaterial ihrer Wohlhabenheit, das ihre, sagen wir „Ansprüche“, ihre Gepflogenheiten gleich einem drastischen Lied ohne Worte verkündet, denn zumeist sind ja diese Pelzbesitzerinnen den Spendern nur zur linken Hand angetraut, seltener zur rechten. Ein kostbarer Zobelpelz soll mit dem Reisegepäck der Mrs. Astor mit der „Titanic“ versunken sein, wie ja die Frauen aus der Neuyorker Fifth Avenue schon seit langem die Hauptkonsumentinnen der in den letzten Jahren immer spärlicher auf dem Markt ein-

laufenden Zobelfelle sein dürften. Zweifellos bleibt ein derartiger oder ähnlicher kostbarer Pelzmantel höchstens zwei Jahre in seiner ursprünglichen Form in ihrem Besitz, um dann „umgearbeitet" — sagen wir besser „zerstückelt" — zu werden, um Echarpen oder Umhänge oder einen andern als noch strenger up to date geltenden Gegenstand abzugeben, als es ein Mantel, der schon zwei Jahre alt ist, füglich sein kann. Denn ein Mantel, gleichviel ob er aus kunstvoll präpariertem Kaninchenfell ist oder aus Kronenzobel, ist heute ein Modegegenstand und keineswegs, wie ich das kürzlich in einem Artikel eines sonst glänzenden Feuilletonisten las, „ein Stück, das sich auch heute noch von Mutter auf Kind vererbt". Dergleichen kann nur ein Mann niederschreiben, der sich im Modereich nicht auskennt, nicht „vom Fach" ist, und anderseits auch nicht gewöhnt ist, Zobelpelze zu verschenken, sonst wüßte er, daß Pelz heute genau so verarbeitet und genau so getragen wird wie Tuch. Die Form — in zweiter Linie auch die Farbe —, in welcher das Material ausgearbeitet wird, bestimmt zumeist darüber, ob die elegante Frau einen Mantel am Vormittag trägt oder am Abend, nicht aber das Grundmaterial, so hindert sie nichts, einen in einfacher Sackpaletotform verarbeiteten Zobelmantel unbekümmert um seinen Preis am Vormittag zu tragen, wohingegen sie das kleinste Ausmaß von empfindsamem Geschmack zurückhalten wird, einen drapierten roten Tuchmantel zum Tagesgebrauch zu verwenden. Einen Pelzgegenstand, den wir zwei Jahre haben, können wir, auch ohne aus der Fifth Avenue zu sein, „nicht mehr sehen", er wird umgearbeitet, und das bedeutet jedesmal eine bedeutende Einbuße an Material — eine Einbuße, die man nie so recht begreifen kann. — Im übrigen ändert sich auch nicht nur unser Geschmack, die Form eines Pelzgegenstandes anbelangend, sondern jener, die Art des Pelzwerks betreffend, und endlich ändert dieses seine Farbe, worin wohl zum Teil die Ursache liegt, daß es nicht mehr befriedigt. Nerz und alle Marderarten, vorzüglich jedoch die nach Nerzart eingefärbten Murmelfelle bleichen sehr nach und sind dann unansehnlich und unkleidsam. Ich habe schon wiederholt aufmerksam gemacht, daß die meisten Pelzgattungen neu geblendet werden können, vorausgesetzt, daß sie gut erhalten sind. Murmel wurde vor einigen Jahren viel



Mademoiselle Salviati
Boa und Muff aus grauem
und weißem Fuchs

in Gestalt von Jacketts verarbeitet und könnte heute, frisch gefärbt, zur Garnitur eines eleganten Schlittschuhlaufkleides dienen, das aus dunkelbraunem oder ganz dunkellila oder grünem Velvet herzustellen wäre. Zu einer speziell zu genanntem Zweck sehr geeigneten Form mag die Abbildung Anregung geben. Der Schulterkragen entspricht sicher vielen Wünschen insofern, als man in seinem Schutze nicht ganz ohne Umhülle am Eise steht. Die Jacke wird eventuell unabhängig vom Kragen gearbeitet und

während des Schlittschuhlaufens abgelegt. — Auch Fuchsfelle können sehr gut neu aufgefärbt werden. Es werden heute Fuchskolliers von unwahrscheinlichen Dimensionen getragen, man kann tatsächlich nur noch sagen, „je mehr, je besser“. Auf dem Pelzmarkt erschien mit diesem Winter eine neue Imitation von Silberfuchs — noch täuschender ausgeführt als die schon seit Jahren bekannte; es handelt sich hier um dunkel gefärbte Fuchsfelle, aus denen einzelne helle Spitzen hervorleuchten, jedes einzelne helle Haar wird eingesetzt, und es ist nur natürlich, daß die derart präparierten Felle hoch im Preise stehen. Wir bringen in der Abbildung eine derartige Garnitur, zusammengestellt mit Weißfuchs, und veranschaulichen dadurch gleichzeitig eine Pariser Modeliebhaberei, das heißt das Pelzkollier und den Muff zusammengestellt aus weißem und dunkelm Pelzwerk. Wenn der eine diese Mode verspotten wird, so wird sie dem andern sehr willkommen sein, gibt sie doch Gelegenheit, eine vorhandene Garnitur zu vergrößern oder zwei vorhandene, die für die jetzige Mode zu klein sind, zusammenzuwürfeln. Ich möchte noch erwähnen, daß ein echtes Silberfuchsfell tadelloser Qualität heute einen Wert von beiläufig 10 000 Mark hat — „Silberfüchse“, die als kuranter Artikel im Handel sind, sind sämtlich Imitationen, und zwar, wenn es gute Imitationen sind, gefärbte Weißfüchse mit den, wie oben erwähnt, eingesetzten weißen Spitzen.



Phot. Reutlinger

Mademoiselle Renée Desprez vom Théâtre Michel
Blauer Velour mit Chinchilla

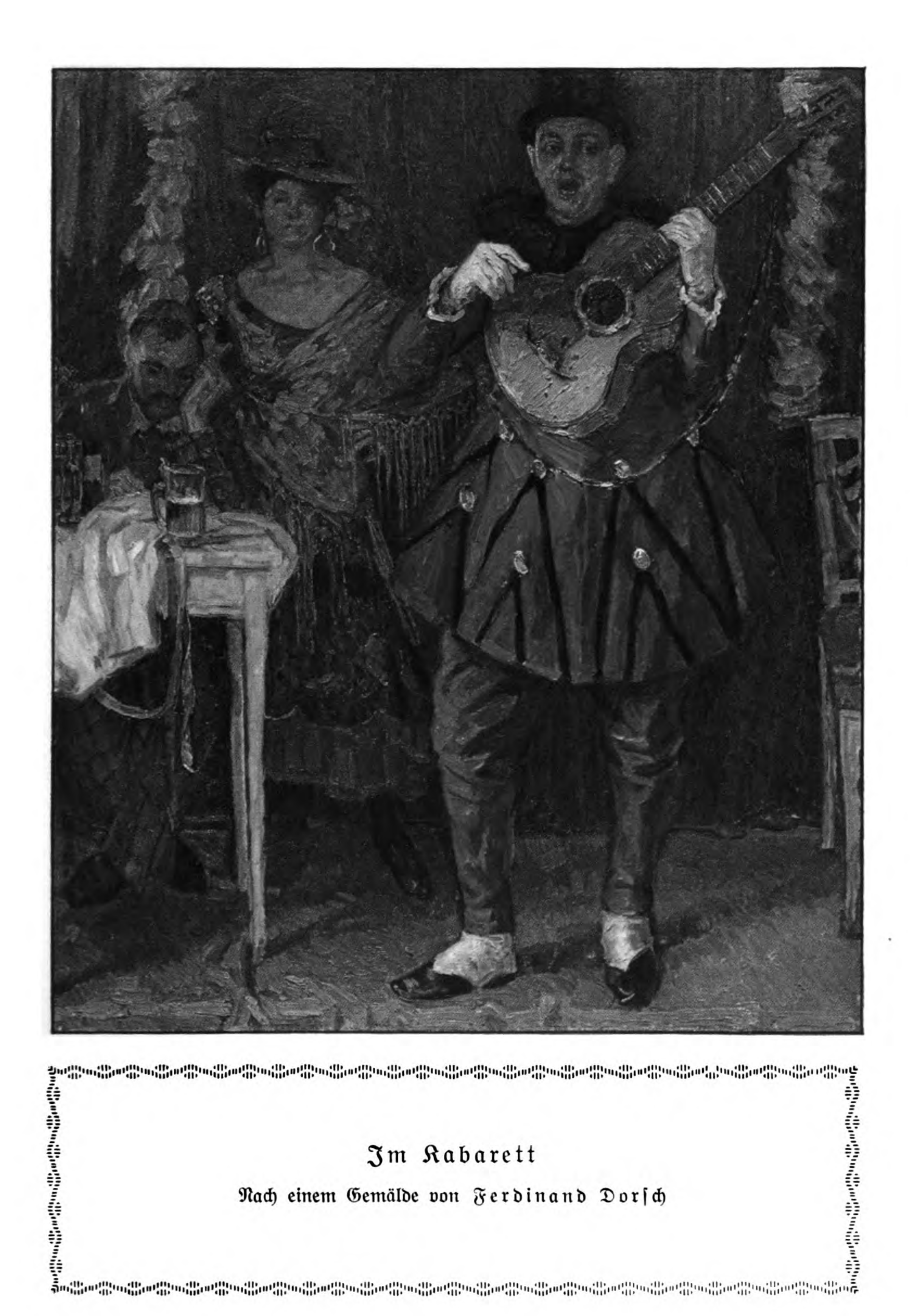
M. v. Suttner

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.



Im Kabarett

Nach einem Gemälde von Ferdinand Dorsch



Im Kabarett

Nach einem Gemälde von Ferdinand Dorsch




# Magdalis Heimroths Leidensweg

Roman

von

Adele Gerhard

(Fortsetzung)

## Zweiter Teil

### I

Die Baronin von Mersattel stieg die altertümliche Treppe zu ihrem Zimmer hinauf. Draußen hing der Schneehimmel tief. Und wie bleiche, kalte, alles Leben erstarrende Leichentücher lagen dichte weiße Hüllen über dem breiten, niedrigen, kunstlosen Gebäude, dem Schloß des Barons von Mersattel.

Die Baronin kam vom Grabe ihrer Schwester. Der frische Hauch der scharfen Schneeluft war noch um sie, und das wunderbar tiefe Rot der Wangen, deren Färbung stets ein wenig an die Bilder der alten italienischen Meister erinnerte, leuchtete unter dem straff gescheitelten braunen Haar.

Die Baronin legte die Immortelle, die sie vorsichtig zwischen den Fingern gehalten hatte, auf die Platte des alten Sekretärs und streifte die Handschuhe langsam von den Händen. Dann schälte sich die volle Frauengestalt zögernd aus dem Pelzwerk. Mantel und Kapotthut glitten in die bereiten Hände der Zofe.

Die muntere Jutta rüstete gesprächslüstern die breiten Lippen. Aber sie irrte.

„Es ist gut. Du kannst gehen."

Magdalis von Mersattel setzte sich an den Schreibtisch und betrachtete schweigend die starre Immortelle. Vor ihrem inneren Blick leuchtete schwer und stark der gelbe Kranz, den sie heute, da sich der Todestag zum viertenmal jährte, auf der Schwester Grab niedergelegt hatte — der breite, gewichtige Immortellenkranz, aus dem sie diese verlorene Blume mit trüb-nachdenklichen Fingern gezogen ... Aus dem viereckigen Spiegel an der Wand mit dem

flachen, eingelegten Holzrahmen schaute ein ernstes Frauengesicht. Wie unter dunklem Schleier, dem Schatten schweren, grübelnden Erinnerns, strahlte seine wunderbare Schönheit.

Nach einer Weile griff Magdalis nach einer Schnur an ihrem Hals, zog einen Schlüssel hervor und rückte die braune Mahagonischatulle auf dem Sekretär näher heran. Aber wie sie das Schubfach herausgeschoben hatte und die kleine Blume zu den andern Andenken legen wollte, hielt sie wieder zögernd inne. Sie dachte an das Grab tief im weißen Schnee, auf dem nun der Immortellenkranz ruhte ... Der Kirchhof nahe dem kleinen Dorf an der Ruhr mit dem Erbbegräbnis der Familie Mersattel war Magdalis gut vertraut. Vier von den fünf Kindern, die ihr blühender Schoß ausgetragen hatte, waren dort nach quälendem, mühseligem Ringen ihrer armen Kraft nach wenigen Jahren eingebettet worden.

Von dem schmalen Grab mit dem gelben Immortellenkranz in der weißen Schneewelt draußen gingen die Gedanken der Baronin von Mersattel zu der großen Photographie an der Wand vor ihr. Das Bild, das dort neben dem Kruzifix aus der Schwestern einstigem Mädchenzimmer hing, zeigte Seraphine täuschend ähnlich, wie sie gewesen war: mit der niedrigen Stirn, auf der sich schon früh die gleichmäßigen ernsten Querfalten gebildet hatten, mit den strengen grauen Augen unter den weißblonden Wimpern, mit den knochigen Händen voll Sommersprossen — diesen Händen, die so fest die Bibel zu umfassen wußten ...

Magdalis blickte hinauf, und wie stets füllte nur ein Gefühl gerührter Liebe ihre Seele bei der Erinnerung an die Schwester.

Es war seltsam: in den fünfzehn Jahren, da Magdalis Baronin von Mersattel hieß, war sie nicht ein einziges Mal mehr am Rheine gewesen. Sie hatte das weiße Schlößchen, das nach dem Hinscheiden des Präsidenten und seiner Gattin verkauft worden war, nicht wiedergesehen. Als wenige Jahre nach Magdalis' Vermählung der Vater nach dem frühen Tod Miera Heimroths erkrankte und einige Wochen später starb, erwartete seine jüngste Tochter wieder ein Kind — das dritte dieses Mal — — wohl mehr ein Vorwand denn ein Grund, die kaum dreistündige Reise an den Rhein zu scheuen. Der Baron von Mersattel war sonst ein Feind jeglicher Reisen und Zerstreuungen für seine Gattin und wußte nachdrücklich die Ansicht auszusprechen: eine christliche Ehefrau tue am besten, wenn sie ihr Heimwesen pflege und sich sonst ganz in schöne Werke der Barmherzigkeit vertiefe. Damals aber hatte er Magdalis die Reise an den Rhein angeboten. Sie hatte kurz abgelehnt. Frau von Mersattel schien die Erinnerung an die Heimat eher auslöschen denn befestigen zu wollen... Eine tiefe Kälte war in ihr gegen das Elternhaus als etwas ganz Fremdes, das sie nichts angehe, geblieben.

An Seraphinens selbstlose Liebe aber band sie stets ein reiner, starker Trieb, ließ sie nur fühlen, daß die Schwester nichts gewollt, als sie auf den für sie einzigen Weg, in dem alle Kraft und alle Poesie ihres eignen Lebens wurzelte, den Weg des Heils, führen. Auch nach dem Tod der Eltern, als Seraphine ihr ganzes Leben einem von ihr gegründeten frommen Heim für hilfsbedürftige Greisinnen hingab, fand sie immer Zeit, dann und wann

zu Magdalis hinüberzufahren. Und in den Armen der Schwester war sie gestorben.

„Magdalis, es war so am besten, glaube mir,“ hatte Seraphine in den letzten Lebenswochen noch leise gesagt und still mit dem Kopf genickt.

Magdalis blickte auf das finstere, richtende Bild des Erlösers, zu dem sich Seraphinens Blick oft mit flehender Inbrunst emporgehoben hatte.

Ein feines, stilles Lächeln ging um die schönen Lippen der Frau von Mersattel ... Gütig sah sie dann hinüber zu den alten gestickten Kissen aus der gemeinsamen Mädchenzeit, die sie als Andenken aus Seraphinens Sterbezimmer sich bewahrt hatte. Jetzt deckten sie das grüne Kanapee, auf dem der wiedererwachende schöne Körper Magdalis' nach den zahlreichen ermattenden Wochenbetten geruht hatte. Da war das Kissen mit dem „Schloß am Meere“, das in anspruchsvoller Unwahrhaftigkeit sich aus graublauen Wellen hob. „Magdalis, der Baron wird am Sonntag unser Gast sein ...“ Und da war die kleine Stickerei mit dem sentimentalen Schäfer und der unnützen kleinen Dame — mit jenem kecken Kniff, der dem Kissen eingeprägt ward, als es von dem ungestümen Lachen der jungen Magdalis bei Seraphinens Prophezeiung: sie werde Frau von Mersattel heißen dürfen, zur Erde gestoßen wurde ...

Die Frau, die jetzt hier saß, lachte nicht ...

Aber wie von den andern Andenken an Seraphine der Blick der Baronin zu der Schatulle ging, veränderte sich der Ausdruck ihrer Augen. Eine merkwürdige Unruhe kam in das schöne Gesicht, wie sie auf diesen dunkeln Schrein von Mahagoniholz blickte. Seraphine hatte ihn beim Tod der Mutter an sich genommen und, während der Flügel und die andern Besitztümer des Hauses verkauft wurden, nie wieder von sich gelassen. Und dies hatte die Schatulle auch für Magdalis geprägt, so daß sie nach der Schwester Hinscheiden sie in ihrem Zimmer bewahrte.

Mit einer geheimen Scheu blickte sie jetzt wieder hin, während sie noch immer zögernd die kleine Immortelle in ihren blassen, schönen Händen hielt. Allerhand fromme, andächtige Dinge hatte Seraphine da in der Schatulle geborgen gehalten — eine alte englische Bibel, ein Bild des Heiligen Grabes, einen Missionsbericht. Ob sie die Schatulle damit entsündigen, heiligen wollte?

Seltsam, aber der Atem all dieser frommen heiligen Dinge kam nicht zu Magdalis. Ein andrer Duft schien ihr von dem geheimnisvoll glänzenden Holz auszuströmen. Das Bild des Turmzimmers, des geöffneten Flügels, halb hinabgebrannter Kerzen, großblumiger, lässiger Seidenkissen ...

Die Baronin von Mersattel seufzte tief auf. Zugleich gingen ihre Augen wie abbittend zu der kleinen, dürftigen gelben Blume. Immortellen — Unsterbliche — dachte sie mechanisch. Gleich darauf machte ihr schöner Kopf eine leis ungläubige Bewegung ... Unsterblich? Ach, was war wohl unsterblich? Hatte sich doch selbst Seraphinens Einfluß, Wort und Gebet nicht behauptet ... Wie kam es nur, daß diese starre Religiosität von ihr abgefallen war, daß sie nichts mehr bedeutete in der unendlichen kalten Leere um sie? Wie kam es, daß es in ihr so anders geworden war?

Die Baronin von Mersattel stützte den Kopf in die Hand. Erinnerungen gingen durch ihre Seele.

II

Die ersten Jahre ihrer Ehe zogen an der Baronin vorüber. Jahre, da ein Kind, immer wieder ein Kind von ihrer jungen Kraft getragen und geboren wurde und sie in sorgenvollen Mühen zarte, kraftlose Glieder zu pflegen, zum Leben emporzuziehen suchte. Blasse, schmale Gesichtchen tauchten vor ihr auf. Gesichtchen, die eigentlich nie jung gewesen waren, mit bleichen, kühlen Mündern — sie sah sich auf ihren vollen Armen feine Körper wiegen, stille, müde Geschöpfchen, in einer andern Art müde, als gesunde Kinder es zu sein wissen.

Magdalis von Mersattel hatte sicherlich nichts in ihrer Pflege versäumt. Sie hatte die Kinder gewissenhaft getragen, geboren, gesäugt, aufgezogen. Freilich, es waren vor allem *seine* Kinder ... ihrem Gatten in Linien, Gesichtszeichnung, Bewegungen verwandt, aber wenn sie auch anders gewesen wären — das Letzte und Wesentliche in Magdalis' Leben hätten sie niemals in jenen langen, dumpfen Jahren für sie bedeutet. Auch wenn diese Kinder anders gewesen wären, was hätte es vermocht gegen die dunkle Not in ihr? Vermocht gegenüber den Qualen ihrer eignen ringenden Seele, ihres eignen jungen Körpers ...

Als Magdalis von Mersattel an einem stillen Winterabend in ihrer knospenhaften Schönheit zum erstenmal über die Schwelle ihres Schlafgemaches getreten war, hing, einer Eingebung des Barons zufolge, ein großes Bild des Gekreuzigten über dem breiten Ehebett. Dieses große Bild des Erlösers mit der mächtigen stacheligen Dornenkrone, zu der unwillkürlich an jenem Abend immer wieder die Blicke der jungen Magdalis gezogen worden, hatte in den langen Jahren ihrer Ehe seinen Platz bewahrt ... Und das Tiefste, das Eigentliche in dem Leben der Baronin war doch in diesem ersten Jahrzehnt ihrer Ehe geblieben, in der großen Betäubung, dem suchenden Sichzurechtfindenwollen ihres Innern, sich an das Kreuz mit bebenden und gemarterten Händen zu klammern. Und dazwischen lagen die wilden Nächte und Tage, da doch, langsam niedergekämpft, langsam zur Ruhe gesungen, es in ihr trotz allem sich wieder schaudernd auflehnte, aufstand ...

Die Baronin war niemals gereist. Ihre knappe freie Zeit war reichlich besetzt durch die ernsthaften und frommen Wünsche ihres Gatten. Da war die Stiftung des Barons zur Hilfe und Stütze irregegangener Kinder, bei deren Leitung er nun Magdalis' frische Kraft nutzte, seiner jungen Gattin bereiten Anteil wünschte. Aber immerhin, wie jene Jahre jetzt an Magdalis vorüberzogen, erinnerte sie sich doch an manchen stillen Sonnabend, da ihre Kinder schon in den weißen Bettchen ruhten und sie allein aus dem großen Park langsam den Weg zu dem nahen Dörfchen gewandert war. Es war keine sehr reizvolle Gegend, dies fast flache Land an der Ruhr. Von den malerischen Schönheiten des südlichen Sauerlandes war hier nichts zu finden. Und doch entsann sich die Baronin, wenn sie dort an solchem Feierabend, da der Sonntag schon in der Luft lag, dahingeschritten war, wenn da und dort mit rotem Rock und weißem Kopftuch an einer Bank vor dem Hause eine Bäuerin stand, ein Wagen mit frischgeschnittenem Gras heimfuhr

und der Atem des Sommers heiß und stark, körperhaft wehte, wenn am Feldabhang ein Lied klang und schlaf- und sommertrunken ein Bursch mit seinem Mädel, eine bunte Blume im Knopfloch, hinten durch die Wiesen schlenderte — dann hatte etwas in ihr schmerzhaft und traumhaft gezuckt, unbewußt zurückfragend nach dem Leben, dem vollen Leben mit seinem starken seligen Pulsen, ob sie es auch gleich wieder in seine Schranken wies...

Freilich, eine Stunde später lag dann die Baronin von Mersattel vor dem Kreuz in ihrem stillen Zimmer auf den Knien und reinigte sich in ernstem Gebet, wandte sich in tiefstem Erschrecken von jenen jähen Regungen in ihr, von dem, was da zitternd in ihr emporgestiegen war...

Aber dann war eine andre Zeit gekommen, und langsam hatte eine Wandlung in Magdalis begonnen. Jenes erste Jahrzehnt, jene Jahre, da sie immer ein Kind ausgetragen, geboren, gesäugt hatte und dann abermals sogleich wieder ein andres ihre Kräfte nahm und in abmattendem, vergeblichem Ringen, in sorgenvollen Mühen dem Tod entgegengepflegt wurde — jene Jahre waren vorüber. Nur ein einziges Kind bedurfte noch ihrer Sorgfalt. Seraphine war dahingegangen, und eine ungeheure Einsamkeit breitete sich um Magdalis, seit auch diese Liebe nicht mehr erwärmend in ihr Leben hinüberwirkte. Tiefer und tiefer schritt sie in das dunkle Tal des Leidens hinein.

Die atemhemmende Furcht vor der Sünde, die einst unter dem Einfluß eines jähen, wahnsinnigen Erschreckens Sieg und Macht über ihre glückbegehrende Jugend gewonnen hatte, wich allmählich von ihr. Ging der Blick der Frau empor zu der stacheligen Dornenkrone auf dem Bilde des Erlösers über ihrem Ehebett, so klang es leise in ihr: was könne man fühlen, das schlimmer sei, als was sie empfunden habe? Welche Qualen könnten erduldet werden, heißer als die ihren? Ihre Nächte blickten sie an, wenn sie emporschaute. Und trafen ihre Augen die spitzen Dornen, so senkten sich die langen Wimpern der Baronin tief und finster. Und in ihr rief es, als ob jeder einzelne dieser harten Stacheln da oben das Blut aus ihrer feinen, hellen, warmen Haut herausgeritzt hätte — — Die langen Wimpern der Baronin senkten sich tief und finster... Der Mann, dem sie angetraut war, dieser Mann mit der welken Haut und den müden, kraftlosen Bewegungen, hatte sie sehr begehrt...

Eine harte, kühle Gelassenheit kam über sie. Langsam, unter der Kraft unsäglichen Leidens schwand der Bann, der über ihr gelegen hatte. Der finstere und verdammende Gott, zu dessen Bündnis einst ihre junge, angstzitternde Seele in der Hauskapelle gereift war, verlor seine Herrschaft über sie, und das Kreuz sprach ihr nicht mehr in der starren und richtenden Sprache.

Magdalis hatte nicht sogleich erkannt, was diese Wandlung für sie bedeutete. In der unendlichen Leere der Tage auf dem einsamen Gut, da doch eine Kette peinlicher Pflichten Stunden und Denken beschwerte, konnte man schon eine Weile dahinleben, ohne zu erwachen. Aber da war im letzten Spätsommer ein Nachmittag gekommen, da die Baronin wieder allein hinausgewandert war.

Durch reifendes Korn war sie geschritten, dann über weite grüne

Wiesen. Ohne viel Besinnen war sie langsam hingewandert durch das einsame, flache Land, und dann stand sie mit einem Male still und blickte um sich ...

Sie schaute auf den weißen Klee, wo die Sonnenstrahlen tanzten ... Plötzlich kam ihr alles so seltsam vor. Sie bog den Kopf und sah um sich, als suche sie etwas. Eine feine, merkwürdige Empfindung war es, die an diesem sonnenwarmen Sommertag in ihr aufzuckte ... Was war das eigentlich mit ihrem Leben?

Wieder blickte sie um sich. Etwas Merkwürdiges, Zweifelndes war in den großen blauen Augen. Hatte sie etwa den Pfad verloren? Ach nein, der Wiesenweg lag da, gut betreten, schmal und traulich. Das niedergedrückte Gras und die Blumen wiesen deutlich die Spur. Es war wohl etwas andres. Verirrt ... Ja, wie die Sonnenstrahlen blinkten und strömten und tanzten, war es wie eine jähe Klarheit in ihr erwacht. War es das Licht der Atmosphäre, das da wirkte? War es die Macht des Sommers, die sie dieses Jahr zum erstenmal fühlte — mit gewandeltem Empfinden fühlte ... Was war das mit ihrem Leben? Verirrt. Pfadlos ...

Und plötzlich ward ihr klar, wie in diesem Jahre ein Glaube von ihr gewichen war, unter dem sie wie unter einem eisernen Joch niedergebogen worden war. Der Gott, der große, gütige Gott, dessen Bild in sanften Linien in ihr geblieben war, hatte nichts mit dem Handel zu tun, durch den fürs Leben ihre Jugend verkauft worden war. Die eherne Hand, die ihren Nacken niedergezwungen hatte, war gewichen. Sie hörte Stimmen rufen, und da war nichts, was deren Fragen und fordernde Klänge mehr bändigte. Das Leben rief, rief aus den grünen Halmen neben ihr, rief und fragte aus dem dunkelnden Walde am Wegrande ...

Die Baronin blickte um sich. Verirrt und beraubt sah sie sich in unendlicher Leere.

## III

Die Baronin von Mersattel saß noch immer vor der geöffneten Schatulle. Ihre kleine Hand legte jetzt die Immortelle in eines der Schubfächer neben ein verblichenes grünes Seidenkissen und verschloß dann langsam den Schrein. Zugleich aber bog sich ihr schöner Kopf gepeinigt zurück. Es war eben stets das gleiche: die strenge englische Bibel, das Bild des Heiligen Grabes, der Missionsbericht und alle die andern frommen, andächtigen Dinge da drinnen wirkten nicht auf sie — es kam von dem geheimnisvolldunkelglänzenden Holz mit der feinen Maserung ein andrer Duft zu ihr, andre Bilder ... Das Bild eines hochgelegenen Gemaches, das, wenn es von draußen geschaut ward, in freier Höhe weit über Niederungen zu ragen schien und darinnen sich doch ein weiches Nest wob — das Bild eines offenen Flügels — halb hinabgebrannter Kerzen — wartender, schwellender Fauteuils ...

Ein leises Klopfen klang an der Tür.

Die Baronin hob wie erwachend den Kopf. „Herein!“

Die Kinderpflegerin stand auf der Schwelle.

Magdalis von Mersattels ernste Augen kehrten zu den Sorgen des Tages heim. Sie erinnerte sich eines leichten Unwohlseins des Knaben. „Ist Gert noch immer nicht ruhiger, Hanna?“

„Er ist viel aufgeregter als heute früh. Und der böse Husten! Der Junge schlägt immerzu um sich und springt im Bett hin und her..."

„Es ist gut — ich komme..."

Ja, das war Magdalis Kind', was sich da von dem schmalen Lager ungestüm und zornig zu ihr in die Höhe richtete! Wohl war auch in dem präziös-vornehmen Schnitt dieser feinen Züge etwas Unjunges, Überreifes, aber in den leuchtenden blauen Augen, deren fieberigen Glanz die Baronin unruhig beobachtete, lag Magdalis' und ihrer schönen Mutter Erbteil. Dieses war nicht nur ihres Gatten, dieses war auch ihr eignes Kind...

Die heißen Knabenarme umfaßten Magdalis leidenschaftlich. Im selben Augenblick aber schüttelte ein Hustenstoß den mageren Körper, und jäh stieß der Kleine die Mutter zurück, riß die Decke ab, trat wütend mit den schmalen Füßen gegen die Matratze...

Magdalis betrachtete den kaum dreijährigen Knaben besorgt, während sie ihn zu beruhigen suchte. Sie kannte ja ihr Kind, das von der Art ihrer Mutter, dieser bedenkenlosen, triebhaft-starken Art war, stets nach der schönsten Frucht gegriffen hatte und schrie, kratzte, biß, wenn man sie ihm weigerte... Wie sollte sie sich nun wundern über seinen Zorn, nicht gesund zu sein, Leiden zu fühlen — über diese ungezähmte Heftigkeit, die da in der Krankheit vorbrach und die wenig kräftigen Glieder schüttelte. Aber diese scharf abgegrenzte Röte auf den sonst so blassen Wangen — —

Magdalis griff nach dem Thermometer und führte ihn unter der mageren Schulter ein, während sie Gert beruhigend liebkoste.

„Die Temperatur ist nicht hoch, Hanna," wandte sie sich nach einer Weile leise zu der Kinderfrau, „aber es ist doch töricht und leichtfertig, daß wir nicht längst einen bekannten Arzt aus der Umgegend kommen ließen. Dieser Dorfarzt verschreibt und beklopft — beklopft und verschreibt, und Gert wird schwächer und jetzt ist sogar Fieber eingetreten. Kein hohes, aber doch Fieber."

Magdalis sprach gelassen. Die Beherrschung langer Lebensjahre erzwang ihr Recht. Aber im Unterton ihrer Stimme lag Sorge. Sie ging zur Tür und drückte auf die Klingel.

„Ich lasse den Baron zu mir herüberbitten, Jutta."

Magdalis stand wieder in ihrem Zimmer und blickte in den jetzt dichter hinabfallenden Schnee. Das zornige Weinen des Kindes, das noch in ihrem Ohr war, das leise, hinterhältigstille Sinken des Schnees mischten sich in ihr zu einer quälenden Unruhe. Zugleich sah sie vor sich, wie dieser Schnee das Grab der Schwester nun decken würde — zuerst flockig, leicht, dann eine abschneidend dichte Hülle... Und dazwischen winkte der breite Immortellenkranz...

Sie wandte sich um. Der Baron war leise eingetreten. „Du hast mich zu sprechen gewünscht, Magdalis?"

Die Erscheinung des Barons von Mersattel hatte sich in den Jahren seiner Ehe wenig geändert. Das glattrasierte Gesicht war noch gelber und fleischloser geworden, durch die fast skelettartige Magerkeit erschienen die tiefliegenden Augen noch lauernder in den welken Zügen. Und der eigentümlich geformte Schädel wirkte bei dem jetzt fehlenden Haupthaar seltsamer und unheimlicher.

Das nachdrückliche, trockene und quälende Räuspern klang. „Du hast mich zu sprechen gewünscht?"

Magdalis bewegte sich unruhig. „Ich finde Gerts Befinden nicht gut. Diesem frischgeprüften Dorfarzt dürfen wir nicht vertrauen, wie wir einst unserm alten Doktor Michel konnten. Wir müssen eine erprobte Kraft aus Dortmund oder Hagen hinzubitten — ist dir dort ein bewährter Name bekannt?"

Der Baron von Mersattel blickte auf seine Hände und dachte nach.

„Vielleicht käme dieser Doktor Wilderhaag aus Dortmund in Betracht. Er wird ja als Genie gerühmt." Mersattel sprach die letzten Worte mit leise ironisierender Betonung.

„Du selbst kennst ihn nicht?"

„Ich habe ihn zur Zeit bei den Sitzungen in Hagen, als die Heilstätten eingerichtet wurden, gesehen." Die Lider des Barons senkten sich tief. „Er ist ein Ungläubiger ... Aber als Arzt und Organisator hat er Ruf. Man sagte mir, er würde von auswärts meistens konsultiert. Und er dürfte nach seinem Auftreten wohl intelligent sein."

Das flache silberne Etui wurde hervorgezogen. Aus Magdalis' schönem Gesicht sprach unterdrückte Ungeduld.

„Seine Gesinnung geht uns ja hier nichts an. Wenn er einen solchen Ruf hat und du ihn für so befähigt hältst —"

Die fleischlosen Hände des Barons machten eine langsame Bewegung. „Gut, ich werde ihm sofort telegraphieren lassen und, sowie Bescheid eingetroffen ist, die Pferde vorzuspannen befehlen." Mersattel zog die Uhr. „In etwa drei Stunden kann er hier sein ... Aber ich möchte dich bitten, Magdalis, dies alles etwas ruhiger zu nehmen. Um etwas mehr Maß, mehr Sammlung möchte ich dich bitten."

Ruhiger! Magdalis kannte die Art ihres Mannes. Er bewegte die gelblichen, hageren Finger in den tadellosen weißen Manschetten langsam. Sie hörte die kraftlose, belegte Stimme, hörte Worte, die nie klar, offen, nie ganz als sie selbst herauskamen ...

„Es schiene mir gut, die Dinge etwas ruhiger zu sehen, Magdalis!" wiederholte er noch einmal.

Ruhiger! Ruhiger? War es nicht genug, vier Kinder in die Erde gebettet zu haben, die der eigne Frauenschoß ausgetragen hatte — denen man so viel Gesundheit, Wohlleben, Liebe, Kraft von sich gegeben hatte? Freilich, sprach es leise in Magdalis, sie hätte dies alles sogar noch schwerer, noch gramvoller empfinden können ..... Aber bei diesem Kinde war es etwas andres. Seine Ungebärdigkeit wenigstens war ihr verwandt, und in diesen dunkelblauen Augen mit ihrem ungestümen Begehren lag etwas, das Magdalis nahe war, das sich jetzt flehend an sie wandte ...

Dies alles ging in Magdalis von Mersattel hastig hin und her, während der Baron gemessen die Hände in den tadellosen weißen Manschetten bewegte, das silberne Etui in Funktion trat und draußen der Schnee langsam und hinterlistig auf Wegstrecken und Gräber sank ...

Die Baronin wandte sich um und sah ihrem Gatten voll ins Gesicht.

„Gut, telegraphiere sofort! Und schicke, sowie der Bescheid gekommen

ist, den Wagen zur Station. Ich glaube, es ist da nicht viel ruhiger zu nehmen... Telegraphiere und lasse dann unverzüglich anspannen!"

## IV

Eine halbe Stunde später kam die Depesche des Barons in die Hände des Empfängers. Des Empfängers: eines großen, tiefbrünetten Mannes mit einem mächtigen Vollbart, einem nicht besonders fein, aber gut geschnittenen Gesicht, dessen regelmäßig gebildete Züge man zuerst kaum bemerkte durch die überquellende Lebendigkeit, die von diesen glänzenden braunen Augen, diesen vollen Lippen, dieser breitausladenden Stirn kam. Hier stand einer, der nicht zu übersehen war. Vor allem, wenn, wie jetzt, diese starken, unruhigen Finger sich in bewegtem Gespräch hoben und breiteten, ballten, spreizten und wieder zusammenzogen, wenn in diese Augen voll Kraft und Feuer ein warmes Lachen kam, etwas Keckes, Zugreifendes — als fasse hier jemand mit beiden Händen, sicheren, großen, entschlossenen Händen, das Leben an den Schultern und schaue ihm forschend und unbekümmert in das blühende Angesicht...

In diesem Augenblick aber klang die Stimme des Doktors Wilderhaag zornig, in tiefen, vorwurfsvollen Tönen — er schüttelte die Mähne des dichten braunen Haupthaares...

„Ich hasse deine Objektivität, Franz. Du bist wie eine Spinne, du schleichst mir nach in meine Arbeit, du kreisest mich ein in meinen Bau! Du kannst den Atem meiner Kraft nicht auslöschen, aber die zerrissenen Fäden deines zwecklosen, mühsamen Webens hängen um mich, wehen mir ins Angesicht, verdrießen, belästigen, beirren mich ...."

Er schlug mit der Faust auf die Platte seines Arbeitstisches. „Was ist deine Objektivität wert! Du hast kein Blut in den Adern, Mensch! Du bist dreißig Jahre, vier Jahre jünger als ich, und deine Wünsche sind kraftlos. Du fühlst, wie faul es ringsum bestellt ist, wie grenzenlos gegen die Kräfte des Menschen gesündigt wird, und zeige ich dir nun einen Ausweg in meiner Arbeit, so kommst du mit lahmen Bedenken, mit Einschachtelungen, hemmenden Einwänden!"

Doktor Wilderhaag hatte den schmächtigen blonden Mann im Eifer seiner Rede immer mehr gegen die Wand der Bibliothek gedrängt, während er heftig weitergrollte: „Ziehet, bindet, knebelt, verbildet! Bis ihr alles Mark der Menschen in ihren Knochen vertrocknet habt! Was ist denn der Gegensatz zwischen uns und den andern, Bursche? Daß wir die Natur zur Freiheit entbinden wollen — das ist unser letzter Gegensatz gegen jene Welt! Du fühlst, du weißt, daß da Verknöcherung, Versteinerung liegt und die Kräfte mordet. Die Kraft, die Kraft schlechthin, die große Naturkraft gilt es zu befreien in dem Menschen!"

Wilderhaag hielt einen Augenblick inne, wie gebannt von seinem eignen Wort, seiner Vision...

Diese Pause benutzte der andre. Langsam wandte er das stille, pockennarbige Gesicht zu dem Freund: „Es ist meine Pflicht, Eugen, während dein Werk in der Entwicklung ist, meine Einwürfe auszusprechen. Als dein Schüler, der in der Linie mit dir geht."

„Schüler? Der da eben sprach! Ein Pastor könnte nicht vernagelter reden.“

Der letzte Ausbruch löste in den Freunden ein fröhliches Lachen. Unter dieser befreienden Heiterkeit ließ Wilderhaag den jungen Dernot aus dem Gefängnis, in das er ihn gezwängt hatte, glättete mechanisch das aufgeschlagene Manuskript, den Zankapfel, und erinnerte sich nun auch der eben hereingereichten, noch unaufgebrochenen Depesche ...

Als Wilderhaag das Telegramm gelesen hatte, dachte er einen Augenblick nach und ließ es dann langsam in die Tasche seiner Joppe gleiten. Er riß die Tür zu dem nebenanliegenden Zimmer auf: „Helene!“

Ein großes, volles blondes Mädchen erschien auf der Schwelle und hob die grauen Augen mit einem eigentümlichen Ausdruck zu Wilderhaag empor.

„Einen Imbiß, Helene. Bald. Ich muß über Land. Seine Herrlichkeit der Baron von Mersattel haben befohlen.“

„Sofort.“

Wie das Mädchen mit seinen ruhigen, ein wenig müden Bewegungen wieder hinausgeglitten war, fragte Dernot: „Du kennst den Baron schon, Eugen?“

Wilderhaag nickte kurz. „Von den Beratungen bei den Heilstätten für die siechen Kinder im Kreise Hagen. Ein widerwärtiger Frömmler! Das Wichtigste war ihm, daß genügend für Gebetbücher und Kruzifixe gesorgt würde ...“

Er pfiff kurz vor sich hin, faßte den Freund am Arm und zog ihn ins Nebenzimmer, eine Art Trinkstube mit hölzernen Tischen und grobgeschnitzten hölzernen Stühlen. Oben an der Wand hing eine Inschrift, der Vers Gottfried Kellers:

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt.

Weinlaub und üppig hinabhängende blaue und rote Trauben waren ringsum gemalt.

Dernot und Wilderhaag hatten auf den hölzernen Stühlen Platz genommen. Die Tür klinkte sich wieder auf, und das blonde Mädchen trug mit seinen ruhigen, gleichmäßigen Bewegungen das Mittagsmahl auf.

Eine eigentümliche Atmosphäre der Sinnlichkeit ging von der üppigen Gestalt, von dem blassen Gesicht mit den über der Nase fast verknoteten dunkeln Brauen aus. Das einfache schwarze Kleid ließ die wohlgeformten Unterarme und ein breiter Ausschnitt einen Teil des vollen Halses frei.

Wilderhaag hatte jetzt das Besteck beiseitegelegt und blickte zu ihr auf, wie sie wartend hinter seinem Stuhl stand ...

„Helene — die Sprechstunde fällt heute aus.“ Er ließ seine Hand auf dem weißen, mattglänzenden Nacken ruhen ...

Wilderhaags Ruf als Arzt war so groß, daß er die sittlichen Urteile und Verurteilungen einer Mittelstadt nicht mehr zu beachten brauchte. Und er war es nicht gewohnt, sich etwas zu versagen ... Das blonde Weib mit dem vollen Körper und dem blassen Gesicht war seit einem halben Jahr seine

Wirtschafterin. Wie er sonst zu ihr stehe, „gehe die Hunde draußen nichts an,“ wie er noch vor ein paar Tagen Dernot mit seinem sicheren Lachen hingeworfen hatte.

Wilderhaags Finger lösten sich jetzt zögernd von dem weißen Frauennacken. „Du wirst für alles sorgen, Helene! Ich werde nicht allzu schnell zurück sein können.“

## V

Der Wagen des Barons hielt vor dem Schloß. Der Schneefall hatte aufgehört. Weiß, schweigend, reglos lag die flache Landschaft, das breite, niedrige Gutsgehöft da.

Wilderhaag sprang aus dem Wagen. Im Treppenvorhof empfing ihn der Baron. Während Wilderhaag an seiner Seite langsam durch das große Schlafgemach des Ehepaares in das Krankenzimmer schritt, warf er kurze, orientierende Fragen in den Bericht.

Die Baronin erwartete ihn am Bett des Kindes. Wilderhaag verbeugte sich schweigend. Man tauschte ein paar einleitende Worte, erwähnte der gemeinsamen Sitzungen mit dem Baron in Hagen, dann des langsamen Ansteigens der Krankheit.

Wilderhaag verstand mit Kindern umzugehen. Er ließ zunächst die Beschwichtigungsversuche der Baronin gewähren. Nach einiger Zeit aber isolierte er sich, ohne die Umwelt zu beachten, mit dem ungebärdigen Kleinen. Horchend ruhte sein dunkler Kopf an der heftig atmenden Kinderbrust.

Dann setzte er sich unbefangen an das Bettchen. Und während er den Kleinen mit flinken Scherzworten fesselte, ruhten seine scharfen Ärzteaugen auf dem Kinde ... Nach einer Weile gab er der Pflegerin Anweisungen, strich freundlich über den Kopf des Knaben und ging mit den Eltern in das Nebengemach.

„Es ist ein Influenzaanfall, aber durchaus kein besonders heftiger. Ich glaube, Sie brauchen sich wegen einer momentanen Gefahr keine Sorge zu machen. Vorsicht ist aber bei der ungemein zarten Konstitution des Kindes geboten. Ich werde jedenfalls morgen vormittag noch einmal herüberkommen.“

Wilderhaag trat an den Waschtisch und ließ langsam aus den weitgeöffneten Schnäbeln der silbernen Adler lauwarmes Wasser über seine ausdrucksvollen, unruhigen Hände hinfließen. Dabei schweifte sein Blick mechanisch zu dem breiten Ehebett, zu dem großen Bild des Erlösers mit der mächtigen Dornenkrone ... Als er sich zurückwandte, sah er die Frau dastehen mit ihrer reifen, blühenden Anmut in dem ernsten Gesicht. Er hatte sie vorher im Krankenzimmer kaum recht angeschaut. Wie seine Augen sie nun trafen und dann zu dem Baron gingen, der welk, hager, mit eingezogenen Lippen, die fleischlosen Hände langsam in den tadellos weißen Manschetten bewegte, überkam es ihn wie physischer Ekel. Eine dumpfe Unlust stieg in ihm auf. Er gab kurz seine Anweisungen für die Nacht. Seine greifenden Augen gingen noch einmal über die seltsame, warme Schönheit dieser Frau mit dem straffgescheitelten Haar, den wunderbar leuchtenden Farben ...

Als er im Wagen durch den tief herabsinkenden Winterabend zur

Station fuhr, sah er wieder den Mann in all seiner Verfallenheit neben der Frau stehen, sah den kraftlosen Körper des kranken Kindes . . .

„Ekelhaft!" Mit einer jähen Bewegung riß er das Fenster auf. „Faul! Was das für Ehen in diesen dekadenten adligen Kreisen sind . . ." Er warf den dunkeln Kopf zurück und starrte in die weiße, flimmernde Helligkeit draußen.

Er dachte an die Zukunft. Sein Auge sah in Welten ohne Verkommenheit und Moder, sah Menschen mit ungebrochenen, sieghaften Körpern, ungebrochenen, starken Seelen . . . Er war schön in diesem Augenblick, wie er begeistert in das Land seiner Verheißung blickte, wie er visionenhaft die Gebilde seiner Sehnsucht zu schauen glaubte . . .

Am nächsten Morgen quälte zwar noch immer der Husten das Kind und rief neue Wutanfälle des heftigen kleinen Patienten hervor, aber die Temperatur war gesunken, und der Kräftezustand schien weniger schlecht. Trotzdem erklärte der Baron, indem er mit verhalten unruhigen Blicken die schwache Gestalt des Kindes beobachtete, daß man Doktor Wilderhaag bitten solle, die Behandlung dauernd zu übernehmen, bis völlige Gesundung eingetreten wäre.

„Wenn Doktor Wilderhaag wieder die zweistündige Fahrt von Dortmund hierher unternommen hat, so wird man ihm ein Frühstück anbieten müssen," warf er in nachlässig-hochmütigem Ton hin. „Du hast wohl die Freundlichkeit, es anzuordnen, Magdalis."

Der Baron sah auf seine länglichen, gutpolierten Fingernägel und zog das silberne Etui.

„Ich weiß, daß diesen glaubens- und erziehungslosen Mann zu empfangen auch dir nicht anders als peinlich sein kann. Aber es läßt sich einmal nicht umgehen."

„Wie du denkst."

Wie Mersattel schon in der Tür stand, sagte Magdalis halblaut vor sich hin: „Peinlich, daß solche Leute sich erlauben, so tüchtig zu sein, daß man sie nicht entbehren kann . . ."

Der Baron wandte den seltsamen Schädel noch einmal zurück. „Du wünschtest noch etwas, Magdalis?"

„Aber behüte," erwiderte sie langsam . . . Ihre Lider senkten sich tief.

Als Doktor Wilderhaag kam, fand er den Zustand des Kindes besser, die Kräfte aber noch immer gering. Er zögerte, als der Baron in seiner gemessenen Art mit der belegten, umhüllten Stimme bat, die Behandlung des Kindes bis zu seiner völligen Genesung zu übernehmen.

„Sie wissen, wie besetzt ich bin, Herr Baron. Die Entfernung ist größer, wirkt stärker, als sich zuerst übersehen läßt. Aber in der nächsten Zeit will ich gern, so oft es erforderlich ist, hierherkommen."

Auf die Bitte der Frau von Mersattel trat Wilderhaag mit ihr in den Speisesaal, um einen Imbiß zu nehmen. Aus der Ferne klang noch das zornige Weinen des Knaben . . .

Die Frau stand einen Augenblick still, bewegte horchend den Kopf.

„Wissen Sie, was das Kind will?" sagte sie dann langsam. „Was wir schließlich alle, alle wollen oder wenigstens doch einmal gewollt haben:

es will leben!" Sie sprach gedämpft, wie zu sich selbst. Und doch kam es wie ein Schrei, ein bebendes, halb erwürgtes Bekenntnis . . .

Betroffen blickte Wilderhaag auf. Der Eintritt des Barons, der draußen eine Anordnung getroffen hatte, enthob ihn der Antwort. Während jetzt ein kühles, sachliches Gespräch über die zunehmende Ausdehnung der Siechenanstalt in Hagen zwischen ihm und Mersattel hinüber und herüber ging, sah er die ungestüm verlangenden Augen des Kindes vor sich, sah die leuchtenden blauen Sterne der Baronin unter dem straff zurückgestrichenen Haar ihm gegenüber . . .

Der Gutsherr bewegte verbindlich die mageren Hände. „Sie haben damals für die Anstalt am meisten von uns allen geleistet, Herr Doktor!"

„Sehr liebenswürdig. Ich habe mich beteiligt — gewiß. Aber über die Berechtigung der ganzen Sache läßt sich bei meinem Standpunkt sehr streiten."

Magdalis hob erstaunt den Kopf.

Doktor Wilderhaags Augen gingen warm und eindringlich zu der Baronin hinüber. „Sie werden mich für sehr unchristlich halten, meine Gnädigste. Aber die Ansicht der alten Spartaner läßt sich noch immer hören. Die Welt darf nicht ein großes Hospital werden, um sieche Körper und brüchige Seelen zu erhalten. Was uns not tut, ist: Bruch und Verfall vorzubeugen, Lebensfähigem die Entwicklungsmöglichkeit zu sichern, hemmende Schranken niederzureißen, was eine ungesunde Askese so lange gehindert hat."

Die Lider des Barons senkten sich tief, „Sie kennen meine Anschauungen, Herr Doktor, die auch die Anschauungen meiner Gattin sind. Was die Anstalt anbetrifft, so halte ich mich an Ihre eigne würdige Tätigkeit dort."

Wilderhaag bewegte leise abwehrend die Hand. Aus der schwülen Pause hinauslenkend, fragte er: „Frau Baronin kennen die Hagener Anstalt nur aus dem gedruckten Bericht?"

An Magdalis' Stelle antwortete der Baron langsam und betont: „Meine Frau war nie in Hagen. Die Mutter- und Ehepflichten und ihre eingehende Tätigkeit bei unsrer Stiftung hier ließen ihr wenig Zeit." Sein Ton sprach nachdrücklich, daß eine christliche Ehefrau am besten täte, ihre Kinder in stiller Zurückgezogenheit zu gebären, zu säugen, zu erziehen und ihre noch freien Kräfte in Werken der Barmherzigkeit hinzugeben . . .

Magdalis sagte kurz: „Ich kenne auch Dortmund nur flüchtig. Über die Dörfer in unsrer Umgebung und einige Aussichtspunkte im südlichen Sauerland bin ich nicht hinausgekommen."

Doktor Wilderhaag staunte in seinem Innern. Mit forschendem Interesse gingen seine glänzenden Augen zu der Baronin. Zugleich glitt sein scharfer Ärzteblick unmerklich zu Mersattel, fragte mit leisem Argwohn, ob dieser Mann, dem er trotz seiner welken Erscheinung, trotz allen Kräfteverfalls wohl zutraute, daß er die schöne Frau heiß begehrt hatte, sie nicht aus dem Bewußtsein eigner Unzulänglichkeit in diese frommen Kerkermauern eingesargt habe . . .

Im Grunde aber — was ging es ihn an, was konnte es ihn angehen . . . Doktor Wilderhaag ließ den Deckel der Uhr springen. Mit der Versicherung, sich an einem der nächsten Tage wieder einzufinden und einigen entschiedenen Vorsichtsmaßregeln für den Patienten empfahl er sich.

Als Doktor Wilderhaag an einem der nächsten Vormittage auf dem Gut vorsprach, traf er die Baronin allein. Er hatte sich erst spät, nachdem er durch eine unerwartet aufgehobene Konsultation Zeit gewann, anmelden können. Der Baron war früh in einer wichtigen Angelegenheit seiner Stiftung nach Arnsberg gefahren.

Der Zustand des Kindes war nicht befriedigend. Obwohl der Husten weniger quälte, erschien der Knabe merkwürdig matt. Mit spürender Aufmerksamkeit untersuchte ihn Wilderhaag. Der Kleine war jetzt geduldiger, aber diese Willfährigkeit schien mehr einer seltsamen Apathie als seinem Wesen zu entstammen. Wilderhaags scharfe Augen ruhten lange auf dem kleinen Patienten. Unauffällig richtete er Fragen über den früheren Gesundheitszustand des Kindes an die Baronin. Dann verschrieb er ein gutbekanntes Kräftemittel und traf noch einige Anordnungen. Am folgenden Tag wolle er sich von der Wirkung überzeugen.

Als Wilderhaag aus dem Zimmer schritt, streifte sein Blick eine Photographie an der Wand: Mersattel mit seiner Gattin inmitten vier ganz kleiner Kinder, alle mit den gleichen müden, alten Gesichtern, den gleichen stillen, schmalen, hinabgezogenen Mündchen ... Die Pflegerin hatte Wilderhaags Blick aufgefangen, nur ihm hörbar sagte sie gedämpft: „Alles liebe Engel im Himmel, Herr Doktor! Und die beiden Jüngsten waren es eigentlich schon, wie sie geboren wurden."

Wilderhaags Brauen zogen sich zusammen. Er wandte sich noch einmal zu dem kleinen Patienten zurück und winkte mit seiner beweglichen, unruhigen Hand ein freundliches Lebewohl.

Als er der Baronin dann allein gegenübersaß, wußte er ihren sorgenvollen Fragen beruhigend zu begegnen: er hoffe sicher, daß man morgen schon besser urteilen könne. Morgen wird der Baron hier sein, sagten seine Gedanken, „und sie wird noch früh genug hören, was zu hören ist ..."

Er lenkte auf ein allgemeines Gespräch über, auf die Tätigkeit der Baronin bei der Stiftung.

Zugleich ging sein Blick immer wieder zu ihrer blühenden Frauenanmut, die in dem strengen, hohen Kleide, das nicht einmal einen Streif des weißen Halses freiließ, und unter dem hart und glatt zurückgestrichenen Haar doppelt wirkte. Man fühlte nur Fesseln eines holden, starken Gefangenen. Groß und bewundernd lagen des Mannes strahlende Augen auf ihr. Wie sie sich selbst anseilte, diese üppige Schönheit!

Der Atem seiner lebensvollen Persönlichkeit drang wie ein heißer Strom zu der Baronin hin. „Ihre Tätigkeit ist gewiß bewundernswert. Und doch möchte ich unter Ihren Händen, Baronin, noch ganz andres Erdreich Früchte tragen sehen. Was in Ihrer Anstalt geschieht, ist mir noch zu sehr unter den Banden alter Konventionen."

Sie blickte fragend auf.

„Alter Konventionen, indem Sie alles auf rein geistige Wirkung bauen. Meine ganzen Erziehungs- und Reformideen wurzeln in anderm, für unsre Zeit wenigstens noch Neuem. Das rein Intellektuelle kann nur verderben, hemmen, schwächen! Es heißt in jedem Sinne, auf jedem Gebiet zu den ewigen Geboten der Natur zurückzukehren. Was ich als erstes dabei vor mir

sehe, ist ein Landerziehungsheim, wo die jungen Kreaturen nicht einseitig geistig und moralisch verbildet werden, sondern auch die fruchtbaren Kräfte ihrer erwachenden Körper betätigen. Daraus wächst Lust, Zutrauen und auch geistige und sittliche Gesundheit."

Während Wilderhaags Blicke ehrerbietig und zugleich zündend zu der Baronin hinübergingen, fuhr er fort: „Gerade eine Frau wie Sie, Baronin, in Ihrer Vollkraft müßte doch die Berechtigung von diesem allen fühlen!"

Magdalis von Mersattel senkte die Lider. Wie eine feurige Lohe umschlang sie die unverhüllte Bewunderung des Mannes. Sie bemühte sich, über seine Worte nachzudenken. Alles, was da zu ihr geklungen, war ihr, war dem, worin sie gelebt und wozu sie stets als dem Rechten aufgeblickt hatte, doch ganz fremd. Die Natur! War sie nicht ein Untier, das man in Ketten schmieden, binden mußte?

Sie bemühte sich, ihre Bedenken in Worte zu kleiden. Zweifelnd, mit ernster Frage richteten sich ihre Augen auf den Mann.

Eine seltsame Erregung kam bei ihren zögernden Einwendungen in seine Züge.

„In welcher traurigen und häßlichen Gestalt muß Ihnen die Natur erschienen sein, daß Sie ihr so mißtrauen!" Er hatte sich erhoben, denn er war bereits weit länger geblieben, als seine Zeit gestattete. „Wenn ich's aussprechen darf, Baronin, sehen Sie nur in den Spiegel, schauen Sie Ihr eignes Bild, und Sie müssen die Beglaubigung der ewigen und heiligen Rechte der Natur spüren." Ehrerbietig neigte er sich über ihre Hand.

Ungleich und unstet gingen in der Baronin die Gedanken, als sie wieder allein war. In all ihrer Sorge um das Kind tauchte doch immer das Bild Wilderhaags vor ihr auf. Ihre Lider senkten sich, wenn sie seine bewundernden Blicke zu spüren, auf sich ruhen zu fühlen glaubte.

„Was für freche Augen dieser Zweifler besitzt!" hatte der Baron vor ein paar Tagen einmal hingeworfen. Das verächtliche Wort kam Magdalis jetzt wieder in den Sinn. Zugleich dachte sie bitter, wie scharf der fromme Mann unter der Hülle seiner gottesfürchtigen Gesinnung über recht irdische und reale Dinge zu urteilen wisse ... Sicherlich, an kühlem, wachem Verstande hatte es dem Baron nie gefehlt ... Magdalis seufzte tief. Was half der kälteste, der wachste Verstand, wenn das lebendige Gefühl, wenn die Lebenskraft fehlte!

Ihre Gedanken gingen wieder zu Wilderhaag zurück. Freche Augen? Sie errötete. Ach nein! Wie ehrerbietig er sich beim Abschied über ihre Hand gebeugt hatte! Nur der warme Hauch des Lebens und des Blutes war zu ihr gedrungen, wie er sie anblickte ... Gewiß, er war kein gewöhnlicher Mann. Selbst der Baron mußte ihn nicht nur als Arzt, sondern auch als Organisator gelten lassen. Und aus dem Rhythmus seiner Rede waren, wie er seine Ideen vor ihr ausbreitete, starke gewinnende Töne zu ihr geklungen ... Sie sah die sieghaften, strahlenden Augen — Augen, die mitten in des Lebens Fülle hineinzublicken schienen. Gewiß, was er gesprochen hatte, war ihr fremd, doch rührte es nicht leise und verschwiegen an lang verschüttete Quellen in ihr?

Zugleich aber zitterte eine dunkle Unruhe in ihr auf. Von seinem

Leben wußte sie so gut wie nichts. Eigentlich nur, daß er unverheiratet war. Unverheiratet? Eine heiße Blutwelle färbte das schöne Gesicht der Frau. Kein Zweifel, er teilte ihre strengen Ansichten nicht... Und jäh überkam es sie: wie viele Frauen mochte er schon im Arm gehabt haben!

Die Baronin erschrak tief in der Stille ihres einsamen Zimmers. Wie kam sie auf dies alles! Was ging es sie an! Was durfte es sie angehen...

Ihre kleine Hand machte streng das Zeichen des Kreuzes.

VI

Das Räuspern des Barons von Mersattel klang nachdrücklich, quälend und betont. Er zog das silberne Etui.

„Daß Sie eine Reise nach dem Süden so ganz verwerfen, Herr Doktor! Mich deucht, es steht doch nur fest, daß nach diesem tückischen Influenzaanfall Gert sehr entkräftet ist."

„Ich habe den Knaben früher nicht gesehen, Herr Baron. Aber nach allen Anzeichen liegt — ich kann es Ihnen nur noch einmal als meine Überzeugung wiederholen — in der Schwäche der Konstitution das Hauptübel. Das Herz arbeitet ungleichmäßig. Kaum ein einziges Organ ist eigentlich ganz in Ordnung. Und deshalb kann ich von all diesen gewaltsamen Versuchen mir und Ihnen wenig versprechen."

Der Baron wiederholte monoton: „Ihnen und uns wenig versprechen."

Wilderhaag erhob sich. „Sie können natürlich darüber denken, Herr Baron, wie Sie mögen. Vielleicht holen Sie noch ein andres Urteil ein. Meine Pflicht als Arzt aber war es leider, Ihnen zu sagen, daß die Gesundheit des Kindes auf schwachen Füßen steht."

Ein leises Stöhnen klang. Die Baronin, die in ihrem Sessel der Rede und Gegenrede schweigend gefolgt war, hatte die Hand über die Augen gelegt. Langsame Tränen quollen zwischen den blassen Fingern hervor.

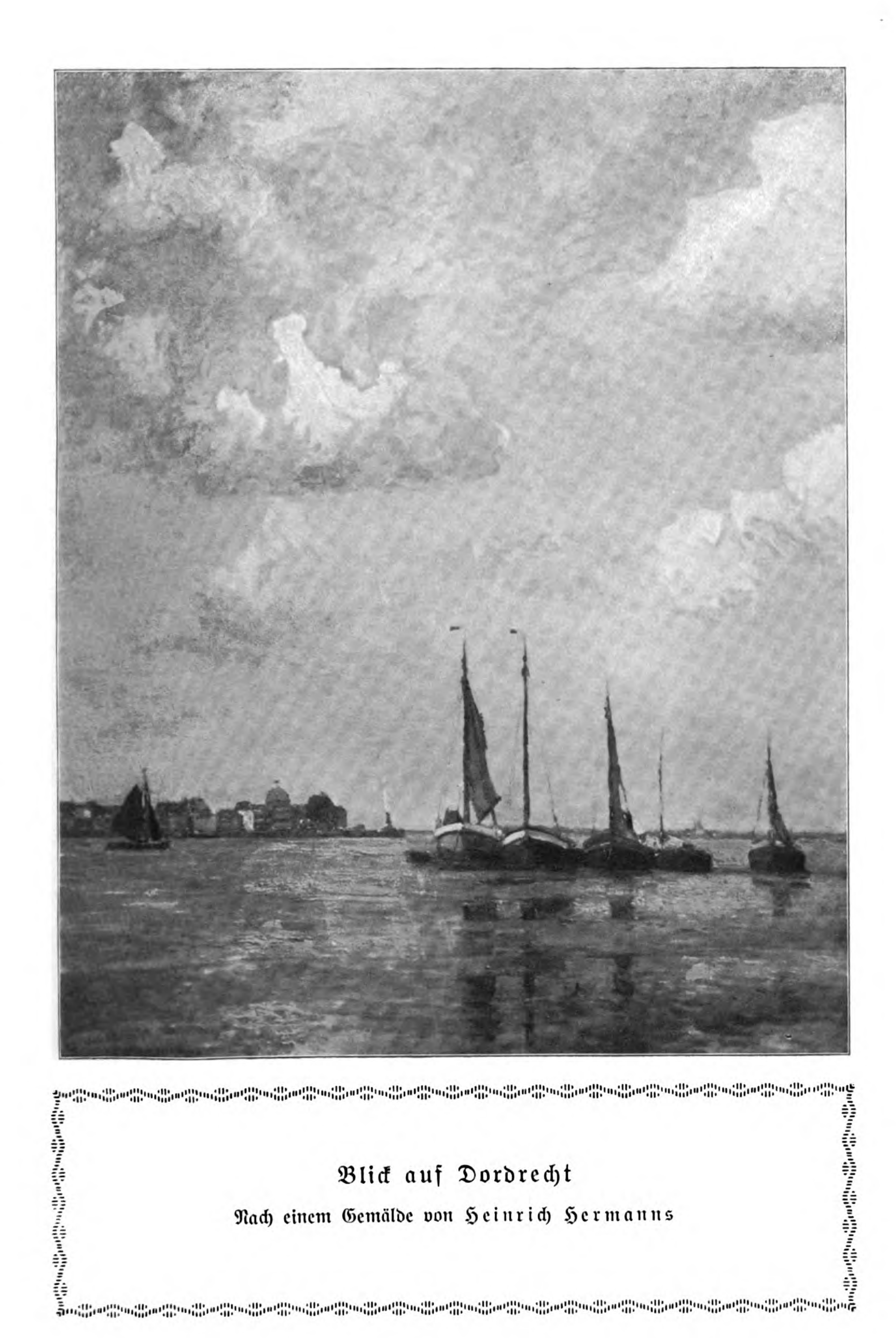
Das Gesicht Wilderhaags wurde weich, seine ausdrucksvollen Hände zuckten. „Ich darf Ihnen nichts beschönigen. Aber gewiß will ich versuchen, was sich versuchen läßt. Und Sie und Ihre Frau Gemahlin können zu jeder Stunde bei Tag und Nacht über mich verfügen." Er verneigte sich gegen den Baron und beugte sich leise über der Baronin Hand. „Befehlen Sie, wenn immer Ihnen mein Kommen richtig und erwünscht erscheint."

Als Mersattel Wilderhaag hinausbegleitet hatte und wieder ins Zimmer zu seiner Gattin trat, die blaß, mit großen, düsteren Augen im Sessel saß, schwieg er zuerst. Nur die Bewegungen der fleischlosen Hände zeigten eine bei ihm seltene Erregung. Nach einer Weile sagte er mit einer maßlosen, haßerfüllten Verachtung im Ton: „Dieser Prolet! Daß man gezwungen ist, solche Leute in seinem Hause zu empfangen!"

Magdalis hob den Kopf. „Wünschest du einen andern Arzt? Glaubst du, daß ein andrer dir etwas andres sagen kann?"

Er schwieg und machte eine abwehrende Gebärde... Ihre Augen ruhten finster-grübelnd auf ihm. Dann erhob sie sich und schritt langsam hinaus.

In ihrem Zimmer stand sie still. Sie sah Mersattel, wie er das silberne



**Blick auf Dordrecht**

Nach einem Gemälde von Heinrich Hermanns

Etui zog, wie er sich nachdrücklich, umständlich räusperte, wie er aus dem Hinterhalt heraus mit leiser Betonung zu verwischen, umzuformen suchte, was aus Wilderhaags Diagnose klang ...

„In der Schwäche der Konstitution liegt das Hauptübel ...“ Eine rasende Bitterkeit stieg in ihr auf, übertäubte fast ihren Schmerz. Nein, von diesem Mann freilich konnte man keine gesunden Kinder gebären, auch wenn ihr eigner kraftvoller Schoß sie mit allen Frauenwehen ausgetragen hatte ...

Ein Wort kam ihr in den Sinn, das sie in Seraphinens Papieren gefunden hatte — ein Wort, das einst den Präsidenten Heimroth sehr gequält haben mußte, denn er erzählte es seiner ältesten Tochter in einem Brief kurz vor seinem Tode, als ob er sich davon befreien wolle. „Der Vetter,“ hieß es da, „Egbert Heimroth soll auch nicht gesund sein. Ich weiß nichts mehr von ihm. Aber immer geht mir nach, was er mir damals nach Magdalis' Vermählung schrieb: „Ein Kind war sie, und einem verwelkten Greise habt ihr sie verheiratet.“ Das war nicht gut. Wenn es auch nicht richtig gesehen ist, ich wünschte, er hätte das nicht geschrieben ...“

„Ein Kind war sie, und einem verwelkten Greise habt ihr sie verheiratet ...“ Die Frau setzte sich in den Sessel und weinte — weinte lang und bitterlich. Weinte sie nur um das Kind? O nein, sie wußte gut, daß noch etwas andres hineinzitterte, aber doch schmolz es mit dem Leid um das Kind zusammen.

Sie hob das tränenüberströmte Gesicht und dachte nach. Diese ungestümen, tiefblauen Augen des Knaben! Es waren nicht ihre eignen, weit mehr die unbekümmerten, sorglos-verlangenden ihrer schönen Mutter, und doch war da jetzt etwas, was sich mit ihrem eignen aufstöhnenden Gefühl einte. Sterben, ehe man gelebt! ...

An diesem Tage hatte Wilderhaag hastig nach Hause gedrängt. Er trieb sogar den herrschaftlichen Kutscher zu schnellerer Fahrt. Aber während er durch die weiten, schneeigen Wegstrecken, durch das flache, melancholische Land an der Ruhr in dem sinkenden Novembertag dahinjagte, drang immer wieder das Bild der Frau zu ihm, wie sie dagesessen hatte mit der ihr eignen Rundheit und Weichheit der Linien und langsame Tränen unter ihren Fingern hervorquollen ... Jede Falte ihres Kleides, jede Welle, die das fließende schwarzseidene Gewand um die üppige Gestalt geschlagen, hatte sich seiner Phantasie eingeprägt, peitschte seine Nerven. Und die Tränen, die zwischen diesen weißen Frauenhänden hindurchflossen und stumm von etwas Elementarem, Geheim-Instinktivem unter dem Panzer all dieser sicheren Vornehmheit sprachen, weckten in seinem Blut einen Sturm des Verlangens.

Der Abend des kurzen Wintertages war schon gekommen, und der Schneehimmel lag tief, als Wilderhaag in Dortmund anlangte. Mit ungleichen Schritten trieb seine mächtige Gestalt durch die weißbeschneiten Straßen seiner Wohnung zu.

Der Schnee deckte weich und fein den kleinen Garten, der an die Trinkstube mit den hölzernen Tischen grenzte. Aus dem Zimmer nebenan drang der Schein der Lampe, und man sah von außen Helene dort über eine Stickerei geneigt sitzen. Aber die Nadel ruhte — etwas in der Haltung des

Körpers, in der Neigung des Kopfes, in dem leis und wie horchend geöffneten Munde drückte ergebenes, harrendes Warten aus ...

Wilderhaag stieß mit der Hand gegen die sanft durchleuchtete Scheibe. Das Mädchen fuhr auf, sah ihn. Gleich darauf klirrte die Tür.

Eine Weile später war die Lampe erloschen. Dunkelheit ringsum in der kleinen Wohnung. In der Umarmung mit dem blonden Weibe ließ Wilderhaag alles austoben, was fiebernd in ihm aufgestiegen war ...

## VII

Lange ehe Weihnachten sein gnadenvolles Licht in diesen schneereichen Winter sandte, war in dem Erbbegräbnis der Familie Mersattel auf dem kleinen Kirchhof nahe der Ruhr, den Magdalis so gut kannte, ein frisches Kindergrab geschaufelt worden. Der Hohn des Barons, sein haßerfüllter Zorn über die Prognose des „Proleten" hatten den Hingang des Knaben nicht aufgehalten. Mersattel hatte nicht ableugnen können, daß Wilderhaag zu jeder Stunde des Tages und der Nacht aufopfernd zur Stelle war. Wenn er dann später zuweilen noch hingebeten ward, so geschah es wegen der Gesundheit der Baronin, die in der ersten Zeit nach dem Tode des Kindes sehr angegriffen schien.

Es war in den ersten Wochen des neuen Jahres. Frost herrschte ringsum, band die Erde, die flache, reizlose Gegend an der Ruhr — jenen verlassenen Landstrich, wo sich in der tiefen winterlichen Totenstarre das Gut des Barons von Mersattel nun doppelt einsam und verloren breitete.

Der Wind fuhr scharf und schneidend durch die Straßen Dortmunds. In dem Arbeitszimmer Doktor Wilderhaags tönte Dernots Stimme aus einer langen dunkeln Pause. Dernot stand mit dem Rücken gegen die Bibliothek gelehnt, seine klugen grauen Augen ruhten schwer auf Wilderhaag. „Du fährst also jetzt hinaus auf das Gut?"

„Ich fahre hinaus." Wilderhaag beugte sich über das Manuskript auf dem Schreibtisch. Unruhig fuhren seine Hände in den Blättern umher.

Dernot trat dicht an ihn heran. „Mensch," sprach er leise und heiser, „besinne dich! Überdenke, was du tust, ehe du weiter dahintreibst ... Der Baron mag so kraftlos sein, wie er will: die Kraft, eine Pistole zu halten, dich, wenn ihm das Glück hold ist, niederzuschießen — die Kraft wird er als erfahrener Schütze und Aristokrat wohl immer noch haben ... Notabene, wenn er dir überhaupt die Ehre antut, das heißt, wenn es ihm paßt, dich für satisfaktionsfähig zu halten ..."

Wilderhaag richtete den Kopf mit der löwenähnlichen Mähne empor. „Ich weiß nicht, was du willst, da ja nichts, nichts, nichts noch geschehen ist. Nicht der Schatten eines Nichts!"

Wie das dumpfe Grollen eines Tieres kamen die Worte. Dann fügte er kälter hinzu: „Und bist du etwa mein Wächter? Du, ein Mensch ohne Blut, ohne Saft, ohne Wollen in den Adern? Ein Mensch, meiner Empfindungswelt so fern ..."

Es war, als ob die Worte gar nicht zu Dernot gekommen wären. Er fuhr noch finsterer, in einem ruhigen, registrierenden Ton fort: „Du hast Helene entlassen ... Gut! Ich denke nicht daran, darüber zu sprechen."

„Sollte ich sie ohne jedes Gefühl, als das einer unerträglichen Last, noch besitzen?" Wilderhaag hob heftig die Arme. „Schuldete ich ihr und vor allem mir selbst nicht, die Wahrheit ganz nackt, ganz hart und ganz groß, so wie die Wahrheit immer ist, zu zeigen? Und nun noch einmal: Wer bist du! Bin ich dir etwa Rechenschaft schuldig!"

Dernot hatte Wilderhaag unausgesetzt angeschaut. Eine eigentümliche Mischung von Bewunderung, Ablehnung und Sorge war in seinen stillen Zügen.

„Mir nicht. Aber deinem Werk, deiner Arbeit, Eugen!" Er berührte lose das Manuskript auf dem Tisch. „Für wen in dieses Ganze einen Bruch bringen? Für eine Frau von sechsunddreißig Jahren, von der du nicht einmal gewiß bist, wie sie für dich empfindet — aber um so gewisser sein darfst, daß sie allem, was dich bewegt, ganz fern ist!"

Wilderhaag schlug mit der Hand auf die Tischplatte.

„Aber siehst du denn nicht eben, Mensch, daß ich nie gearbeitet habe wie jetzt? Nie stärker, nie besser? Hat nicht meine „Revolution der Erziehung" erst in den letzten Wochen Blut und Kraft, meine Gedanken Fluß, meine Sprache Klang gewonnen? So daß nun wirklich etwas zur Befreiung der Menschheit daraus werden kann?"

Dernot schüttelte den Kopf. „Daß ein Mensch wie du, Eugen, so über sein eignes Wesen im unklaren ist... Weißt du denn nicht, daß du stets dein Stärkstes nur gabst, wenn deine Sinne in Aufruhr waren? Aber hier wird das zu hoch bezahlt!"

Wilderhaag hatte sich in den Sessel geworfen. „Nein, diesmal ist es etwas andres, Franz, ganz andres."

Er blickte in einer jubelnden Verzückung vor sich hin. „Du wirst es nicht verstehen, aber lächle, höhne, zweifle meinethalben! Ich sage dir: hier spricht das letzte Geheimnis der Natur!"

Er schlug die Hände vor das Gesicht und weinte.

„Franz," sagte er dann leise, „es kommen Momente, da mir ist, als sei sie die einzige Frau, ich der einzige Mann. Du kennst sie ja nicht. Du kannst daher auch nicht verstehen, was ich dir sage. Mir ist es oft, als ob es das Leben selbst wäre, das dort im Dornröschenschlaf hinter der marternden Hecke wartet, daß ich es erwecke ... Du kennst nicht die Gefangene und kennst nicht" — Wilderhaags Gesicht verzerrte sich — „ihren Kerkermeister ..."

Er sprang plötzlich auf. „Und jetzt muß ich fort!"

Dernot hatte ihn finster beobachtet.

„Geh!" sagte er dann. „Du fühlst eben nicht mehr, wohin du treibst ..."

„Was dies betrifft — der Baron selbst hat mich gebeten, mit Rücksicht auf das Befinden seiner Gattin wiederzukommen."

„Aber nicht unangemeldet, wie ich annehme ..."

Wilderhaag schwieg.

„Und nicht an den Vormittagen, an denen er voraussichtlich, wie du aus den Zeitungsberichten weißt, durch eine eingehende Umgestaltung seiner Stiftung dort gefesselt sein wird ..."

Wilderhaag schwieg wieder. Dann faßte er Dernots Hand. „Franz,"

sagte er weich, „laß! Selbst wenn Gefahr wäre, es nutzt nichts mehr! Ich bin innerlich zu tief hinein verstrickt . . .“

Die Baronin war zu Hause und empfing Wilderhaag. Stärker denn je empfand er, wie seltsam verirrt diese üppig-blühende Gestalt in den strengen, kalten Räumen, in dem Salon voll frostiger Eleganz wirkte. Zugleich aber atmete er mit fiebernden Nerven den vornehmen Reiz ihrer Erscheinung ein, die beherrschte Anmut, mit der sie im Sessel lehnte und die blassen, schlanken Kinderhändchen lässig in ihrem Schoß ruhen ließ. Seine Sinne umwarben brünstig diese Gebärden, diese Haltung mit dem Hauch einer erlesenen Kultur, während er doch zugleich hinter diesem allem das harrende Leben zu spüren glaubte und eine tiefere Färbung des schönen Gesichts die innere Erregung zeigte.

„Es ist bewundernswert, daß Sie Zeit finden, hierherzukommen,“ sagte die Baronin, nachdem die Fragen und Anordnungen über ihr Befinden scheinbar gelassen getauscht worden waren. „Ich lese in den Zeitungen, daß Sie gerade jetzt in Dortmund an mehreren Organisationen besonders tätig waren. Und ich glaube, Sie gelten dort schon als sicherer und wichtiger Besitz.“

Wilderhaag bewegte ablehnend die Hand. „Vielmehr als ein sehr flüchtiger, leicht verlierbarer, Baronin.“ Seine Augen ruhten groß und heiß auf der Frau. „Ich denke nicht allzu lange mehr in Dortmund zu bleiben.“

Die jähe Blässe ihres Gesichts ließ seine Stimme vibrieren, während er langsam fortfuhr: „Mein Wirkungskreis dort ist in gewissem Sinne erschöpft.“

Die Baronin blickte Wilderhaag fragend an.

„Wenn es Ihnen nicht zu überhebend klingt, Baronin: ich möchte meine Hände weiter ausstrecken. Und was ich dann zu tun gedenke, fällt aus dem Rahmen und den Möglichkeiten dieser Mittelstadt heraus. So vieles in unsern allgemeinen Zuständen ist morsch, faul, wund, bedarf der Hand des Arztes. Ich sagte es Ihnen schon oft: wir müssen zurückkehren zur Natur, der großen Mutter, müssen unsre matt und kraftlos gedachten und verbildeten Köpfe in ihren Schoß legen, daß sie uns mit ihren gnadenspendenden, fruchtbaren Händen berühre und segne, auf daß wir wieder wir selbst in unserm eingeborenen Reichtum, in unsrer ganzen Fülle werden.“

Er war aufgestanden. Die in ihm bebende Erregung färbte seine Sprache, zitterte in seinen Bewegungen, machte den Ton seiner Rede wärmer, stärkender, klingender.

Magdalis lauschte reglos.

„Wir stehen in so vielem an einer Wende. Das horchende Ohr spürt schon, wie der Boden zittert unter den Erschütterungen, die nahen. Ich fühle mich ebenso sehr als Lehrer wie als Arzt und möchte zu dieser großen Befreiung mitwirken.“

Seine Augen hefteten sich leidenschaftlich auf die Frau.

„In Ihren Kreisen ist alles eingebaut, scheint alles fest. Scheint. Der große Menschheitsatem dringt nicht hinein. Ich aber weiß, wie es dort draußen weht.“

Er neigte sich langsam und heiß über die Hand der Baronin. „Oh, daß ich Sie diesen Atem der Menschheit fühlen lassen dürfte ... Sie, die Sie wie das Leben selbst in seiner wonnevollen Pracht vor mir stehen ...“

Es knirschte draußen im Schnee. Der Wagen des Barons fuhr schneller, als der Baron es sonst liebte, vor.

Mersattel konnte an der Tür noch Wilderhaag die Hand in der ihm eignen hochmütigen Art hinreichen. Seine tiefliegenden, lauernden Augen sahen mit einem wachen Blick über die Situation ... „Sehr aufmerksam, Herr Doktor, bei Ihrer so besetzten Zeit —“

Als der Wagen Wilderhaags davongerollt war, schritt Mersattel einige Augenblicke im Salon auf und ab. Seine fleischlosen Hände bewegten sich in der ihm eignen gemessenen Weise.

„Wir müssen in der Tat besser über deiner Gesundheit wachen, Magdalis“ — das trockene, bestätigende Räuspern klang — „man war vielleicht leichtsinnig. Wir sprechen noch hierüber ...“

Er wandte sich zur Tür. „Ich habe einiges zu ordnen.“

Als seine Tritte verklungen waren, blieb Magdalis eine Weile unbeweglich im Sessel sitzen. Ihr Atem ging ungleich. Die Worte des Barons waren kaum zu ihr gekommen.

Sie erhob sich schwer. Der große Spiegel ihr gegenüber warf ihr die eigne Gestalt in ihrer verführerischen Anmut zurück. Unwillkürlich stutzte sie. Was wollte diese Erscheinung in diesen Räumen? Wie konnte solch ein Bild mit seiner warmen Schönheit aus diesen hohen, kalten Spiegeln hinausstrahlen?

Zugleich aber war es, als sähe sie die leuchtende Pracht ihrer Glieder zum erstenmal ...

Die Baronin wandte sich zur Tür und stieg rasch die altertümliche Treppe hinauf zu ihrem Zimmer. Dort saß sie lange unbeweglich. Sie hörte keine Worte, nur den Klang einer Stimme ... Etwas Dunkles, Traumhaftes kam zu ihr, warb mit berückenden Tönen, klopfte mit schmeichelnder Hand an geheime Verliese in ihr ...

Ein Zittern ging über den schönen Körper der Frau. Jetzt sah sie nicht das Kruzifix an der Wand mit den finsteren, richtenden Zügen aus ihrem und Seraphinens Mädchenzimmer, nicht das Bild der Schwester mit den strengen Augen, den Händen, die so fest die Bibel umschlossen ... Auch nicht an die kleine gelbe Blume in dem Schrein dachte sie, jener „Unsterblichen“ eine, deren Kraft der schneeige Novembertag, an dem sie den Kranz auf das Grab der Schwester gelegt, gespottet hatte...

Nur auf das dunkelglänzende Holz der Schatulle hefteten sich ihre Augen, auf dieses dunkelglänzende Holz, von dem ein geheimnisvoller Duft auszuströmen und sich mit verborgenen süßen Gewalten in ihr zu verschwistern schien ...

## VIII

Sie träumte. In einem Sarge sah sie sich schlafen. Wie Schneeweiß, das Märchenkind, in einem durchsichtigen Glassarge. In schlichten Falten floß ein graues Büßerkleid um ihren Körper. Und nun hörte sie an dem Deckel

des Sarges ein leises Pochen. Eine Stimme, die ihr als ihre eigene ins Ohr drang, fragte zagend zurück: „Kann denn ein Scheintoter seinen Kerker sprengen? Und dann noch einmal leben? Leben wie andre? Ist es nicht zu spät?“ Aber zugleich fühlte sie schon, wie der Glasdeckel sich weitete und wie sie hinausschritt. Rings um sie breitete sich das Leben. Sie hörte es rufen aus dem reifenden Korn, aus den blühenden Gärten ... Eine Hand führte sie weit und sicher hinein in blumige Auen. Und sie lächelte und fühlte sich stark und reich. Sie sah an sich hinab. Das graue Büßerkleid umschloß sie nicht mehr — ein leuchtendes Festgewand umglitzerte ihre Glieder. Jung war sie und schön ...

Die Baronin von Mersattel fuhr von den Kissen ihres Lagers auf. Die helle Wintersonne schien in ihr einsames Zimmer. Seit dem Tod des Knaben und der großen Mattheit, die sie damals überkommen hatte, schlief sie allein.

Der Traum lag noch über ihr, als sie sich ankleidete. Umfangen von fremden Klängen, trat sie erst sehr verspätet in das Frühstückszimmer. Durch die Fenster des Schlosses sah man im Licht der aufsteigenden Vormittagssonne das flache reizlose Land weit und endlos sich hindehnen.

Der Baron bot seiner Gattin in der ihm eignen gemessenen Weise den Morgengruß. Die Hände auf dem Rücken lose ineinandergeschlungen, schritt er langsam auf und ab, stand dann still. Seine Stimme klang noch umhüllter und verhaltener als sonst.

„Du hättest noch länger ruhen sollen, Magdalis,“ — er sprach ihren Namen gedehnt, hob jede der Silben einzeln hervor — „du siehst angegriffen aus. Wir dürfen dies nun nicht so hingehen lassen. Eine größere Reise in wärmere Zonen tut für dich not. Ich habe den Doktor Wilderhaag zu heute vormittag hergebeten, um seinen Rat zu hören.“

Die Augen des Barons schienen zu dem Spiel der Sonne auf dem breiten, kahlen Rasenplatz draußen zu schweifen. In Wahrheit aber vermerkten diese hinterhältigen Wächter gut den Farbenwechsel in Magdalis' Zügen. Sie hatte den Kopf tief hinabgeneigt. Ihre kleine Hand bewegte zögernd den silbernen Löffel in der zierlich gefügten Kaffeetasse ...

Das Räuspern des Barons klang langsam, trocken und quälend. Wie mit einer gewissen Anstrengung fragte er: „Wann könntest du reisen?“

„Wann du wünschest,“ antwortete sie halb träumend.

Der fromme Mann hatte gute scharfe Augen. Während fünfzehn Jahren hatte er seine Gattin außer einigen Tagen ins Sauerland nie von dem einsamen Gutshof geführt. Aber heute war er entschieden der Ansicht, daß sie einer langen weiten Reise, vielleicht nach dem Süden, bedürfe — in allerkürzester Zeit ... Er hatte gestern abend an Doktor Wilderhaag geschrieben und seinen ärztlichen Besuch erbeten.

In diesem Augenblick aber täuschte sich der Baron. Die Erwähnung einer weiten Reise war kaum in Magdalis' innere Umfangenheit gedrungen. Nur mechanisch hatte sie ihre Antwort dahingesprochen. Sie fühlte nur: in einigen Stunden, vielleicht noch früher, ehe das Blinken der Sonne da draußen schon matter geworden, würde Wilderhaag hier stehen ...

Der Diener meldete: „Herr Doktor Wilderhaag aus Dortmund.“

Ein Zittern ging über den Körper der Frau.

Nachdem Magdalis mit ihrem Gatten Wilderhaag in dem Salon empfangen hatten, saß sie schweigend im Sessel, während Fragen und Bemerkungen des einen, ärztliche Erwägungen und Einwürfe des andern hinüber und herüber gingen. Im Grunde fragte der Baron nicht. Mit seiner eigentümlichen umhüllten Stimme erzählte er vielmehr dem Arzt, daß eine baldige Reise nach dem Süden für die Gesundheit seiner Frau notwendig erscheine. Und erbat in höflicher Weise einen Rat über die Wahl des Aufenthaltsortes.

Man spielte gut von hüben und drüben. Die verdeckten Karten wurden geschickt und ruhig geführt.

„Charmant! Ich habe selbst schon an Cannes gedacht! Ich habe dort einst schöne Wochen verbracht." Der Baron bog den hageren Körper vor. „Ich denke, wir nehmen die Route über Paris, Marseille. Das wird für meine Frau eine gutерwünschte Zerstreuung bedeuten."

Hier bewegte sich die Baronin. „Es ist alles so weit," sagte sie schwer. Ihre Stimme klang, als käme sie aus einer unendlichen, traumverlorenen Ferne. „Ich kenne nichts von dem allen —"

Mersattel senkte die Lider über den tiefliegenden Augen. „Ja, du kennst noch wenig," sein Ton hatte eine gewisse Milde, „du wirst nun viel sehen."

„Meine Frau kennt selbst Dortmund nur flüchtig," wandte er sich an Wilderhaag, der bei den letzten Worten stumm dagesessen hatte. Jetzt richtete er den dunklen Kopf empor. Seine Augen gingen zu der Baronin hinüber.

Auch der Baron hatte die gesenkten Lider gehoben. Etwas Eigentümliches kam in seinen lauernd-aufmerksamen Blick.

„Die Femlinde wenigstens müßte meine Frau sehen." Er lehnte sich in den Sessel zurück, während er in kühlem dozierendem Ton fortfuhr: „Vor etwa achtzig Jahren ward dort noch das letzte Freistuhlgericht gehalten auf jenem selben Steintisch, auf jenen selben runden Steinbänken. Unser zuchtloses, entartetes Geschlecht dünkt sich weit von dem allen. Und doch bedürfte es eines Femgerichts vielleicht mehr als die Jahrhunderte vor uns." Ein kaum merkliches, undurchsichtiges Lächeln spielte um seine dünnen Lippen. „Ich war jetzt lange nicht mehr dort. Aber nicht wahr, Herr Doktor, der letzte Sproß der Femlinde grünt noch immer zwischen den Bahngleisen?"

„Sofern man in dieser Jahreszeit von „Grünen" sprechen kann, Herr Baron ..."

Eine unheimliche Pause entstand. Nur das schwarzseidene Kleid der Baronin rauschte, während sie selbst unübersehbar, voll und farbig zwischen den beiden Männern saß.

Wilderhaag erhob sich. „Ich habe ja das Vergnügen, Sie morgen bei unsrer Vorstandssitzung in Hagen zu sehen," sagte der Baron höflich, während er ihn zur Tür begleitete und in seiner nachlässig-hochmütigen Weise ihm die Hand hinreichte.

Aber Doktor Wilderhaag mochte diese Hand nicht gesehen haben. Er schien in Gedanken und verbeugte sich nur stumm, ehe er in den Wagen stieg und in dem hellen Januarlicht durch das flache Land dahinrollte.

## IX

„Ich habe das Vergnügen, Sie morgen bei unsrer Vorstandssitzung in Hagen zu sehen —"

Aber Mersattel irrte. Zu der Zeit, da er ihn bei der Sitzung erwartete, kniete dieser Mann vor der Frau des Barons und barg den dunklen Kopf in ihre weißen zitternden Hände . . .

Durch die Fensterscheiben brach ein helles starkes Winterlicht, so daß Magdalis empfand, als stehe draußen die ganze Welt in Festesflammen, als seien Lichter, nie geschaute, leuchtende, feierliche, angezündet.

„Ich bin hierhergefahren, während man mich anderwärts glaubte und erwartete. Aber ich kann und will auf diesem Schleichweg nie mehr kommen. In Ihrer Hand liegt die Entscheidung, ob Sie mein Weib vor Gott und den Menschen werden wollen oder ob ich Sie nie wiedersehe . . ."

Ein Beben lief über den schönen Frauenkörper, so stark, daß es auf Wilderhaag überging. Einen Moment blickte sie ihn groß an. Dann stand sie auf. Langsam, mit ungewolltem Pathos streckte sie die Hände aus und sprach: „Ich will. Ich will."

Im selben Augenblick aber verließ sie ihre Ruhe und Haltung, als sei ein grelles Licht des Tages in diese traumwandelnde Sicherheit hineingedrungen. Schluchzend senkte sie den Kopf und blickte dazwischen mit seltsamen, horchenden, seligen, zweifelnden, erschrockenen Augen ihn an, wie er sich über sie neigte und umfaßte.

„Hörst du, wie die Natur selbst mit einer ehernen Sprache spricht," flüsterte er, „spürst du, wie sie unsre Hände ineinanderlegt? Magdalis, Magdalis, du bist meine Erfüllung und ich bin die deine."

Wieder schaute sie ihn an — lauschend, zweifelnd und glücklich, als klängen da Töne, die sie lange gesucht, verklungene, wunderbare Töne . . .

Langsam begann sie dann wieder zu sprechen, sah ihn bang und fragend an. Und nun breitete er klar und sicher vor ihr aus, was zu tun sei.

„Dieses ist die Adresse meiner Tante in Hamburg, die mich auferzogen hat. Sie weiß um alles, und ich telegraphiere ihr noch heute. Bei ihr findest du zunächst, und solange immer du magst, Obdach. In dem Paket, das ich dir hier gebe, ist alles Nähere enthalten."

Er sprach weiter: „Der Baron muß dich freigeben. Du verläßt morgen, sowie du mit ihm gesprochen, sein Haus. Wir bedürfen keiner Lüge. Es war Lüge genug, daß man dir, mein armes Lieb, fünfzehn Jahre erzählte, dieses sei eine Ehe!"

„Sowie du mit ihm gesprochen, verläßt du sein Haus!" wiederholte er stärker. „Er mag seine Klage auf böswillige Verlassung anstrengen. Sage ihm, damit diesem frommen Gemüte kein Vorwand bleibt, du sähest mich erst wieder, wenn, nachdem er seine Einwilligung gab, deine Ehe gelöst ist. Aber sage ihm auch" — Wilderhaag neigte sich tiefer zu der Frau — „daß du mir in jedem Fall angehören wirst, daß seine Macht nicht ausreicht, dies zu hindern."

Bei diesen letzten Worten hatte sich Magdalis noch dichter zu ihm geneigt. „Aber du," sagte sie dann mit einemmal und hob das schöne ernste Gesicht, „du, weißt auch du, was du verläßt? Reiße ich dich nicht aus deiner Ein-

samkeit? Störe ich nicht deine Bahnen? Ich bin nicht mehr jung, aber eine lebendig Eingesargte, die vom Leben nichts weiß!"

Er zog sie in jäher Leidenschaft fest an sich.

„Du mich stören! Jetzt erst bin ich ganz ich selbst. Als wenn ich jetzt erst des Lebens Gründe zu schauen, des Lebens Sinn zu fassen wüßte — so ist mir!" Er sprang auf, seine mächtigen Arme breiteten sich. „Nun erst habe ich Kräfte. Gutes, vielleicht Großes kann daraus wachsen!"

Er war schön, wie er dastand. Gebannt ruhten die Augen der Frau auf ihm. Wie ein Arzt der Menschheit, ein Prediger, erschien er. Ihr Auge sah schwärende Wunden heilen, krankende Seelen genesen von der Kraft dieser Hand, dieser Worte ...

Wie ein reinigender Strom ging es durch ihr Denken.

Als ob sie auf ferne, rufende Stimmen antworte, sagte sie langsam und feierlich: „Dieses ist es, was mich entsühnt."

## X

Eine spiegelnde Glätte strahlte von dem Parkettboden des Salons. Aus den hohen, kalten Spiegeln aber kam nur der graue Schein eines feuchten, lichtlosen Wintertages zurück. Auf diesem spiegelglatten Grunde, in dieser lichtlosen grauen Luft gingen die Worte zwischen den beiden Menschen langsam, still, untergründig hinüber und herüber.

Der Baron bewegte die mageren Hände. „Ich darf dies alles wohl nur als eine schnell verlöschende Ausgeburt überreizter Phantasie betrachten, die von deiner schwankenden, einer langen Erholung bedürftigen Gesundheit zeugt."

„Betrachte, wie immer du magst. Ich habe dir gesagt, was ich zu sagen habe."

Der Baron trat dicht an seine Gattin heran. Aus seinen tiefliegenden, lauernden Augen maß er sie mit dem Ausdruck eines maßlosen, beleidigenden Hochmuts.

„Wäre es möglich," jede Silbe kam heiser, aber scharf hervorgestoßen, „wäre es möglich, Magdalis? Dieser holländische Brauersenkel mit seiner üblen, dunstenden Sinnlichkeit, mit seinem Geruch von Proletentum hätte in der Tat auf dich zu wirken verstanden? Hätte verstanden, bei dir einen seiner billigen Siege zu feiern? ... Ich glaubte eine christliche Edelfrau zu besitzen, und sie will jene Weiber neiden, möchte in die Reihe jener eintreten, die er mit lüsternen Umarmungen sich zu eigen macht ...?"

Magdalis antwortete nicht. Nur ihr Atem war hörbar.

Der Baron fuhr gemessen fort: „Ich befleckte dich, nähme ich ernst, was du weiter gesprochen hast."

Jetzt heftete Magdalis die Augen groß und düster auf ihn. „Du wirst lernen, es ernst zu nehmen."

Das Gesicht des Barons ward fahl.

„Frau," sagte er langsam mit einer gut betonten feierlichen Kraft, „soll ich dich an die heilige Stimme der Religion erst erinnern müssen" — seine Lider senkten sich tief — „an den richtenden und vergeltenden Vater dort oben?"

Sie unterbrach ihn hart. „Laß Gott aus deinen Worten! Der Gott, an den ich glaube, hat nichts mit dem Handel zu tun, durch den meine Jugend dir zu eigen gegeben ward. Vorgetäuscht hat man mir, daß seine Stimme da spräche. Man betrog mich, als man mich lehrte, seine Hand zu fühlen als die Hand, die mich zu dir leite. Wie man einst den Isaak betrog, da man ihm Jakobs Hände im Fell reichte, daß er sie segne."

„So lästerst du selbst gegen deine Schwester, von der du sagtest, du liebtest sie über alles? Zu deren Grab du noch vor einigen Wochen Kränze trugst?"

Ein Ausdruck unendlichen Leides kam in Magdalis' Augen. Greifbar glaubte sie in der grauen lichtlosen Luft kleine Immortellensterne flimmern zu sehen ...

Sie hob den Kopf. „Denkst du ernsthaft, ich überschaute heute Seraphinens Blindheit nicht? Ich taste ihres Lebens Wert und Kraft nicht an. Aber nur ihre Enge erklärt, daß sie mich in die meine zwang. Und dann" — das schöne Gesicht der Frau von Mersattel verlor jede Farbe — „sie hat dich nicht gekannt ... Und ich liebte sie zu sehr, um sie aufzuklären."

Sie hob die dunkeln, gramvollen Augen. „Erstickt hast du mich, fünfzehn Jahre erstickt! Jetzt rette ich meine Reste!"

Sie hatte sich zu der Tür gewandt, stand aber noch einmal still. „In Hamburg unter der angegebenen Adresse erwarte ich deinen Bescheid. Gib mich frei. Ich werde ihm doch angehören. So oder so. Und ich denke nicht, daß dein Glaube dir gestattet, mich ins Konkubinat zu treiben ... Willigst du ein, so sehe ich ihn erst wieder, wenn unsre Ehe geschieden ist."

Statt jeder Antwort bog der Baron den Kopf lauernd vor, nickte dann mit einem Ausdruck maßloser hochmütiger Verachtung ... „Ich hätte es denken sollen," kam es mit einer hinterhältigen, gehässigen Kraft, „ich hätte es während all der Jahre denken sollen, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme ..."

Es war, als ob ein tödlich sicherer Pfeil da getroffen. Als ob an ein Schreckliches, Untergründiges in der Frau gerührt worden wäre. Ihre Haltung veränderte sich.

Gleichviel zu fragen, woher der Baron wußte! Hatten ihre wirren Träume einst ausgeplaudert oder seine immer aufmerksam wachen Augen schon lange gesehen, als er sich aus dem Schlößchen mit dem weißen, ragenden Eckturm die Gattin holte ... Gleichviel — der fromme Mann hatte fünfzehn Jahre zu schweigen gewußt ...

Aber während die Frau empfand, als ob eine alte, schmerzhafte, nie ganz verheilte Wunde erbarmungslos aufgebrochen worden wäre, hob sie sich zugleich hoch empor. Als ob sie eine letzte Hülle nun auch mit harter Hand abreiße.

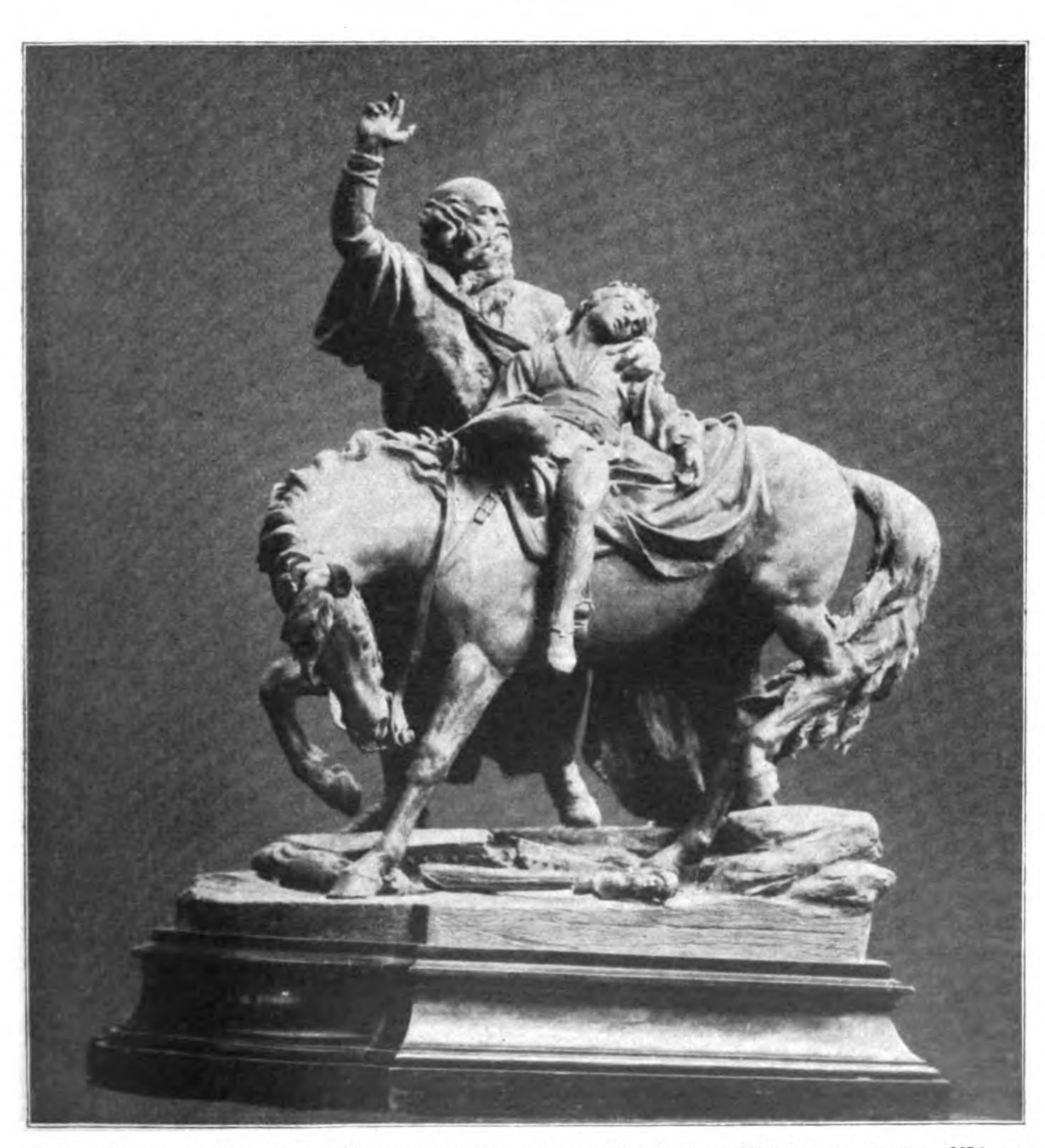
„Wer bist du? Bist du fertig? Wollen wir wirklich miteinander sprechen? Willst du weiter wagen, auf meine Stummheit zu bauen — wie? Oder soll ich dich, wenn du dich erdreistest, von üblen Wünschen jenes Mannes zu reden, daran erinnern, daß ein andrer um nichts weniger verlangte, nur unfrei für seine immer begehrenden Triebe das Licht scheute ...? Soll ich dir Nächte vor die Seele rufen, Nächte ...? Und dich daran

erinnern, wessen deine Heiligkeit bedurfte und was sie sich erzwang — erzwang ...?"

Eine plötzliche Veränderung war mit dem Baron vorgegangen. Seine hochmütige und gemessene Haltung wich. Etwas Greisenhaftes kam in seine Züge. Seine Hand machte eine abwehrende Bewegung ...

Dann wandte er sich mit mühsam erzwungener Kraft. „Tue, was dir beliebt. Dein Weg ist frei ... Ich werde zunächst das Personal wissen lassen, daß du eine längere Erholungsreise unternimmst ... Der Wagen, der dich zur Station bringen mag, ist zu deiner Verfügung. Ich halte dich nicht."

(Schluß folgt)



Des Sängers Fluch. Bronzegruppe von Professor Wilhelm Seib, Wien
Das Original ist im Besitz des Kaisers von Österreich

# Librettisten und Komponisten

Von

**Oskar Bie**

Früher sagte man, ein Operntext ist nichts als ein schlechtes Drama, gut genug zum Komponieren. Heute kann der Text nicht literarisch genug sein. Wollen wir einmal auf diese Geschichte ein wenig zurückblicken? Wir werden dann sehen, daß die Dinge verwickelter liegen, als man glaubt. Denn es ist ein Kampf zwischen Text und Musik immer gewesen. Und es bleibt ein Problem, das im allgemeinen unlösbar ist, im einzelnen immer ein Kompromiß, der die Forderungen der Musik gegen den Stoff, die Sprache, das Wort und die Person des Librettisten unter Verlusten durchsetzt. Von dem ersten und von dem letzten Fall scheint es mir am interessantesten, hier zu sprechen.

Der Inhalt einer Oper breitet sich nicht ungestraft in der Verzweigtheit eines gesprochenen Schauspiels aus. Heut werden Dramen, die als Schauspiele geschrieben sind, wie die Salome, die Elektra, Pelleas und Melisande, mit geringen Abzügen in Musik gesetzt, Dramen wie Hofmannsthals „Rosenkavalier", der, als Text geschrieben, als Schauspiel stark genug wäre — wenn sie nur jenen leichten Hauch noch von darübergelegter Musik ahnen lassen, wie ihn Rostands „Romantische", der nie komponierte und mustergültigste aller Operntexte, am jungfräulichsten atmet, ein Blumenduft, der aus gut gezüchteten Worten aufzusteigen scheint, um von der Musik gefangen zu werden. Hier hat die Poesie gesiegt, endgültig gesiegt, nachdem sie so oft angestrebt hatte, der Musik durch anständige Haltung zu imponieren. Wirklich endgültig? Die Musik hat sich, zugestanden oder nicht zugestanden, von jeher für die Hauptsache einer Oper gehalten, weil sie ihr den besonderen Charakter gibt. Sie hat ihre Ansprüche an die Poesie gestellt, und diese hat ihr willfahren müssen, um eine für sie unentbehrliche Verschwisterung nicht zu verlieren. Unentbehrlich? Ja, ein Fragezeichen folgt dem andern. Man hat sich entschieden, daß Opern existieren. Man hat der Musik gar nicht das Recht zu geben brauchen, die Poesie zu zähmen, denn dieses Recht lag in der Existenz des musikalischen Dramas. Und weil daneben noch das literarische Drama existierte, kam der Poesie die Kraft, ein Gewissen zu besitzen und Übergriffe der Musik zurückzudrängen, ja sie mitunter zur Dekoration herab- und heraufzuwürdigen. Es stritt die Musik, der an sich das Wort wohl entbehrlich war, mit dem Drama, dem an sich die Musik wohl entbehrlich war, um die Oper, die man rasend liebte.

Der hitzige Neffe Rameaus, den Diderot der Welt vorstellte, schreit aus: „Die Leidenschaften müssen stark sein. Die Zärtlichkeit des lyrischen Poeten und des Musikus muß extrem sein. Die Arie ist fast immer am Schluß einer Szene. Wir brauchen Ausrufungen, Interjektionen, Suspensionen, Unterbrechungen, Bejahungen, Verneinungen. Wir rufen, wir flehen, wir schreien, wir seufzen, wir weinen, wir lachen von Herzen. Keinen Witz, keine Sinngedichte, keine hübschen Gedanken, das ist zu weit von der einfachen Natur." Die Musik, die durch diesen Mund spricht, verwirft alle Kompliziertheiten der Seele und des Denkens, sie ruft nach einfachen, verständlichen Situationen, nach den großen Leidenschaften, den allgemein menschlichen Szenen. Die Iphigenien treten hervor, die Alceste und Orpheus und Daphne und Thetis und Jason und alle mythologischen Figuren, deren Schicksale einfache und bekannte sind. Das Sagenhafte rückt sie aus den realen Bedingungen, idealisiert ihre Lebensfüh-

rung, empfiehlt sie der Musik, deren Ehrgeiz sich auf abgearbeiteten Stoffen besser erfüllt. Die Musik umgibt sie dafür mit einer Aureole, nach der sie sich sehnten, als sie sich entschlossen, den Weg vom Drama in die Oper zu nehmen, umkleidet sie mit den Künsten der Virtuosität, mit den letzten Rührseligkeiten ausströmender Seelen. Und die Völker folgen nach, die Völker aller Mythologien bis nach Persien und dem Nordland, die Völker der neuentdeckten deutschen Mythologie, keltische und slawische Verwandte, die Heiliggesprochenen aus der Geschichte und Nero und Alexander, die romantischen Wesen um Armida und Roland und Tancred, alles, was je die Literatur oder die Historie ins allgemeine Bildungsbewußtsein der Menschen senkte, als Namen für bekannte Schicksale, als Träger der ewig wiederkehrenden Empfindungen von Herrschsucht, Liebe, Neid und Rache. Sobald sich ein Literaturstoff genügend abgesetzt hat, um Zitat werden zu können, greift die Musik nach ihm und knechtet sich ihn. Ein Fischfang sondergleichen von einer Kunst in der andern, keine Umsetzung wie in der Malerei, sondern ein Fischfang mit Zubereitung und Sauce. Ist es künstlerisch hoch zu schätzen? Ich glaube: niemals hätte eine der vielen textgedichteten, auch keine der fertig komponierten Iphigenien ihre höchsten Rivalinnen aus dem literarischen Fach nur ansehen dürfen, ohne zu erröten. Aida war ein frei erfundener Text, eine schöne Maske. Hans Sachs, der nicht errötet, hat immerhin gelebt. Er war der erste textgedichtete Mensch, der sich nicht zu schämen brauchte.


Pietro Metastasio, der Wiener Hofpoet (Ende des siebzehnten Jahrhunderts)

Grimm sagt in der Lettre sur Omphale: „Ein Gott kann staunen machen, aber kann er interessieren?“ Méhul schreibt einmal: „Ich habe immer empfunden, daß es leichter ist, Paladine als Senatoren und Konsuln singen zu lassen.“ Der eine ist für das reale Leben, der andre dagegen. Sie einigen sich in der Mitte, bei der Romantik, die die Verarbeitung zur Oper am ehesten verträgt. Was tut denn die Oper? Soll sie immer ein Schäferspiel sein, wie sie es war, als man der Gegenwart nicht ins Auge sehen konnte? Sind Opernfiguren Gespenster, anakreontische Puppen, unkontrollierbare Ritter oder Halbgötter aus einer wesenlosen Zeit? Ah, sie singen. Man singt nicht im realen Leben, und die Götter sind nicht unsre Götter. Also nehmt die Mitte, Menschen, die immerhin noch Menschen sind, aber doch singen dürfen, weil sie in einer zeitlosen Zeit lebten, wo man ihnen alles zutraut, selbst diese wunderbare Gabe, im Gesang ihre Seele zu öffnen, die erschütterndste Kunst, die wir kennen.

Welche Zweifel? Die erschütterndste Kunst und wesenlose Wesen, menschliches Glück und Schmerz und Geschichte, Mythologie, Romantik oder gar — Bibel? Die Hamburger Oper am Gänsemarkt,

in deren Komitee ein Lizentiat war, begann ihre Tätigkeit 1678 mit einem Singspiel „Adam und Eva“, das nächste Jahr gab es „Die makkabäische Mutter“, zwei Jahre darauf die Oper „Die Geburt Christi“. Heut entsetzen sich die Milliardärstöchter von Neuyork vor der Wilde-Straußschen Salome, die an Ernst und Tiefe sämtliche Hamburger Texte glatt niederschlägt. Vielleicht wenn man einen Hanswurst an den Hof des Herodes brächte? Damals genierte man sich nicht. Joseph in Ägypten und Samson ist erlaubt, das Alte Testament. Ist die Bühnenmusik eine so vergnügliche Dirne, daß man ihr das Neue Testament nicht anvertraut? So leidet sie an den Sünden ihrer Väter. Schreibt Militäropern. Die Uniform ist die letzte Möglichkeit einer modernen Mythologie.

Ich schweife in den Stoffverlegenheiten der Oper umher und rette mich in die Buffa. Ich weiß nicht, ob die Oper sich entschloß, dem alltäglichen Leben näher zu treten, weil es furchtbar komisch für die Musik ist, Milchfrauen und Bauernlümmel in Töne zu setzen, oder weil es die Poesie kitzelte, rührende und einfache Geschichten aus dem Dorf dem reinen Ausdruck dieser seelenvollen Kunst zu übergeben. Jedenfalls traf es sich. Die Romantik der Seejungfern und Ritterabenteuer schleicht sich unter der Decke der Musik in die Mythologie, und das Leben Venedigs, galante und bissige Szenen schleichen sich in die romantische Oper. Der Momus in Cavallis Tetis, der stotternde Demo in seinem Jason sind Volkstypen vom Markusplatz. Sie singen zu hören macht unbändigen Spaß. Es ist, als ob sich die musikalische strenge Form belebte, wenn sie unmusikalischen Regungen angepaßt wird. Sie wird Witz. Der Buffoton ist die reizendste Paradoxie, zu der die Musik fähig ist, ein wirkungsvoller Widerspruch zwischen einer höchst alltäglichen Laune und dem feierlichen Ernst einer gegliederten Form: eine Anwendung von gewöhnlichen Begrüßungen, höchst gleichgültigen Erzählungen, ungeheuer wichtigtuenden Renommagen, tausendmal dagewesenen Lamentationen, Duckmäusereien, Verstellungen und Feigheiten auf die ehrbare und festgenietete Form des Rondos, der Arie, des Marsches, des Tanzes. Erkennt man, was das bedeutet? Der Widerspruch der Oper wird These, die Paradoxie Stil. Die Buffooper wurde die Lösung des ganzen Opernrätsels, indem sie aus dem Schmerz eine Wollust machte, aus der Unmöglichkeit einen Witz. Die Opera seria ist noch halb möglich, darum sehr problematisch; die Buffa ist ganz unsinnig, darum durchaus möglich. Gegen Iphigenie kann man einwenden, daß sie sich pathetisch maskiert. Gegen Papageno kann man nichts sagen: es ist der Karneval aus Absicht. Es melden sich die kleinen Leute zur Oper. Die Oper fühlt, daß in deren einfachen Empfindungen vielleicht mehr musikalische Hoffnungen liegen als in den oft durch unendlich gehäuftes Material barock verwickelten hohen Gesellschaftsszenen der alten Seria. Die komische Oper setzt ihre Lyrik an. Ja sie setzt zeitgenössisches Kulturgefühl an. Figaro wird aus einem Barbier ein Revolutionär. Ja sie vergißt ganz ihre komische Herkunft und gibt sich als musikalisches Lebensstück mit dem letzten Ausdruck aller gesungenen Schmerzen und Freuden. Ganz schnell kommt die Oper auf diesem Wege dem realen Leben nahe. Bis zur Tragödie des Dorflebens im neuen italienischen Stil, bis zur Fedora, bis — keine Grenze ist mehr zu sehen. Wo ist nicht Musik? Die musikalische Anschauungsfähigkeit durchdringt alle Stoffe. Musik ist unter den Nihilisten, im großen Salon, im Erwachen des Pariser Tags, unter einer Lampe, in einem Baum, auf den Lippen eines Narren und in der Mühle eines Berufes. Wo ist nicht Musik? Ja, wo ist nicht Mythologie und Ewigkeit, wenn die Musik sie uns lehrt zu finden? Die Musik macht alles zur Poesie, und die Poesie lohnt es ihr durch anständige Haltung. Immer? Wenn die Musik alles poetisch macht, so verführt sie die Poesie zum Leichtsinn und Dilettantismus; wenn die Poesie aber ihre letzte Parole ausgibt, verführt sie die Musik zur Aufdringlichkeit und Geschwätzigkeit. Wieder sind wir auf dem Punkte. Die Buffooper der Tragödie und die Tragik der Buffooper.

Was geschieht? Der Kampf zwischen den musikalischen und poetischen Ansprüchen hört niemals auf. Ich kenne Musiker, die jedes Stück auf eine Oper prüfen, und Dramatiker, denen jede Tristanaufführung unerträgliche Schmer-

zen bereitet. Die Wahrheit ist, daß die Musik in jedem Menschen, in dem sie sitzt, alle Energie durchstrahlt, und in jedem Werk, an dem sie teil hat, unbedingt nach der Macht strebt und sich selbst Schäden zu ersetzen weiß. In der Oper suchte sie erst das Unreale, um ein breiteres Feld zu haben, dann macht sie das Unreale, um ein größeres Recht zu besitzen. So wächst ihre Herrschaft. Gleichzeitig wächst die Selbständigkeit, Freiheit und Schönheit der Poesie, und die Spannung ist nun eine doppelte.

Ton und Stoff, Ton und Sprache, Ton und Wort — und endlich der Tondichter und der Textdichter. Die Konflikte der Objekte setzen sich in den Subjekten fort. Bontempi in seiner ersten in Dresden aufgeführten italienischen Oper Paride (1662) sagt: „Meine Kunst in der Poesie erstreckt sich nicht weiter als etwa ein Werklein zur Musika gehörend zu verfertigen; und solches mehr zum Gebrauch meiner eignen als fremder Sätze; mehr wegen Mangels andrer Poeten als wegen Profession." Aber der Entschluß, selbst schlechte Texte zu schreiben, oder die Fähigkeit, selbst gute zu dichten, findet sich selten beim Musiker. Die Personalunion des Librettisten und Komponisten ist eine Ausnahme. Marcello, die sächsische Prinzessin Maria Antonia, Schülerin von Porpora und Hasse, Rousseau, Lortzing, Wagner — es sind abnorme Fälle von doppelter Veranlagung, die sogar der Gabenverteilung, die die Natur liebt, widerspricht. Der Musiker hat zu allen Zeiten krampfhaft den Dichter gesucht, der ihm den Text zurechtmacht. Wie Grétry es beschreibt (mit vorzüglichen Analysen der Menschen), wie er mit der Laterne seine Dichter sucht, besucht, antreibt, erzieht — so ist es die Regel. Die Musik, immer die erste, gibt dem Komponisten den Vorrang. Der Dichter ist angestellt. Die Verschiedenheit der Musik ist in früherer Zeit das Unbedingte, die des Textes das Bedingte. Operntexte werden gedruckt, an Bühnen verschickt, wahllos und rücksichtslos von den Komponisten bearbeitet. Sie scheinen Gemeingut. Reichardt auf seiner Pariser Reise 1802 kommt in ein Opernhaus, sieht einen Tamerlan über einen Text, den er einst selbst komponierte, ahnungslos, und mit allen möglichen Balletteinlagen. Die Texte des Rinuccini, der die ersten Florentiner Opern dichtet, werden unbesorgt von verschiedenen Komponisten nacheinander vertont. Metastasios Texte sind jeder fünf- bis sechsmal komponiert worden (von Hasse allein meist doppelt, einige sogar vierfach), noch Mozart nahm seinen Titus, der sechsundfünfzig Jahre alt war. Glucks Innozenza wird als Pasticcio aus den verschiedensten alten Szenen Metastasioscher Texte bunt zusammengesetzt. Die Zeiten haben sich geändert. Die Würde der Poesie duldet keine Vogelfreiheit der Operntexte mehr. Nicolai und Verdi komponieren dieselbe Falstaffepisode, Puccini und Leoncavallo dieselbe Bohème, aber die Texte wiederholen sich nicht. Damals stellte man Hofpoeten an, die für das Material zu sorgen hatten. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts sitzt an jedem Hofe einer: in Wien Silvio Stampiglia, in Hannover Hortensio Manso, in Dresden David Schirmer, später in Wien Zeno und der berühmteste von allen, Metastasio, der aus einem Wunderkind ein Philister geworden war, der Hofmythologiedichter mit einer Routine, wie sie nur noch Scribe für die moderne Oper, als Typ des Librettisten, wiederholt. Aus ernstem, gemeinsamem Streben oder einfach aus Gewohnheit bilden sich die Ehen zwischen Komponisten und Librettisten, besonders in Frankreich en vogue: Perrin mit Cambert, Quinault mit Lulli, Dauchet mit Campra, Sedaine mit Monsigny, Calzabigi und Roullet mit Gluck. Ein königliches Dekret von 1713 gibt in Paris dem Dichter den gleichen Honoraranteil wie dem Komponisten. In Deutschland herrscht lange eine strafbare Gleichgültigkeit gegen den Text. Die erste deutsche Opernaufführung, die es gab, Schützens Daphne auf dem Schlosse Hartenfels in Torgau 1627 (sie ist verloren), war eine Bearbeitung des alten Rinuccinischen Textes, den schon Peri komponiert hatte. Die Bearbeitung machte Opitz — man weiß nicht, ob er nach Schütz, der Rinuccini komponierte, oder Schütz nach ihm, da Peris Musik nicht mehr paßte. Dittersdorf in seiner Autobiographie, Mozart noch bei der Erwähnung seiner Entführung kennen wenig ihre Textdichter, verwechseln sie, nennen sie kaum — den Figaro wünschte Mozart, den Don Juan schlug Daponte

vor, Così fan tutte war ein Auftrag, bei der Zauberflöte blutete er unter Schikaneders Einsprüchen. Webers Erfahrungen mit seinen Librettisten sind voller Hohn. Was bedeutete Wagners Tat, mit jedem Texte nicht nur ein ausgewähltes Werk, sondern ein Stück Leben zu geben, wie er es in der „Mitteilung an meine Freunde" darstellt! Das literarische Gewissen war gewachsen. Verdis Korrespondenzen mit seinen Textdichtern haben noch etwas von der alten italienischen Zuschneidemanier auf die Wirkung der Musik. Deutschland, das Land der besten Deklamation, ist auch in der Personalfrage aristokratisch genug geworden. Strauß dringt bis zu Hofmannsthal: ein Zug eines Musikers auf das Niveau der bestehenden Literatur, wie er nur noch bei den französischen Maeterlinckkomponisten sich findet. Die Eigenheit des Dichters im Stoff, in der Sprache, in dem Rhythmus, in dem literarischen Wert ist gewahrt. Der Musiker ladet ihn gelassen dazu ein, weil er in diesem großen Kampfe der beiden Kunstäußerungen des schließlichen Sieges und der Machtsteigerung seines Idioms sicher zu sein glaubt. Ein Friede aber ist geschlossen, der nur ein Krieg in Glacés ist. Es ist ein Pakt auf Selbständigkeit zweier Gegner, die dazu berufen sind, sich zu schlagen und zu küssen.

Das letzte Werk Strauß' ist die kühnste Kombination von Text und Musik, die je da war. Es ist übersetzter Molière mit illustrativer Musik. Und dazugedichteter Hofmannsthal mit richtiger Opernmusik. Der Bourgeois gentilhomme mit der eingelegten Oper „Ariadne auf Naxos". Das reicht über drei Jahrhunderte, stofflich über zwei Jahrtausende. So entzückend die Musik ist, es stellte sich doch sofort heraus, daß diese Brücke von Molière zu Strauß einen zu großen Bogen hat. Hofmannsthal modernisierte Molière, aber Strauß wuchs weit über beide hinaus und zerstörte wundervoll die Proportion. Es wird sich zeigen, ob dies die Katastrophe werden wird zwischen dem Textdichter, der auf den Gipfel der Literatur will, und dem Musiker, der den Gipfel der Musik erreicht. Beide halten sich an einem Strick, aber ziehen schon nach verschiedenen Seiten. Reißt er?



Phot. Rudolf Vollmar

Die Aufführung von „Ariadne auf Naxos" (dritter Akt) im Hoftheater zu Stuttgart



Sonnenuntergang in der Steppe

# Die Besteigung des Elgon in Uganda

Von

**Rudolf Kmunke, Wien**

(Mit fünfzehn Originalaufnahmen des Verfassers)

Im Oktober 1911 begab ich mich auf eine Forschungsreise nach Uganda, auf der ich mir zwei Hauptaufgaben gestellt hatte: den nördlichen Teil der Zentral- und Acholiprovinz von Uganda, die vom Salisburysee bis Nimule reichen und großenteils von Europäern noch nicht betreten waren, zu durchqueren und ethnologisch wie geographisch zu erforschen, und den Mont Elgon, einen der Bergriesen im äquatorialen Afrika, zu ersteigen. Der Elgon war zwar auch schon vor mir von einigen Expeditionen bestiegen worden, keine derselben hatte aber die beiden Spitzen erreicht, sondern sie waren nur bis zum mächtigen, weit ausgedehnten Kratergrund dieses schon längst erloschenen Vulkans gekommen.

Der Mont Elgon erhebt sich aus dem Plateau, das die Wasserscheide zwischen dem Viktoria- und Rudolfsee bildet, bis über 4300 Meter und liegt von dem großen afrikanischen Hauptgraben ebenso weit westlich als der Kenia östlich. An seinen Abhängen haben viele Flüsse ihre Quellen, und nur der Suamifluß hat im nordöstlichen Teile des Kraters selbst seinen Ursprung, wo er sich sein Bett durch eine tiefe Schlucht im Kraterrand gegraben hat.

Mein Begleiter während der ganzen halbjährigen Forschungsreise war der Wiener Privatdozent für Physiologie Dr. Robert Stigler, der sowohl mein ausgezeichneter Freund und Gefährte als auch der Arzt meiner Expedition war und auf dieser den Unterschied der schwarzen und weißen Rasse experimentell physiologisch untersuchte.

Unsre Reise nach Uganda hatten wir von Wien aus angetreten, waren von

Mombasa mit der Ugandabahn und über den Viktoriasee nach Entebbe gefahren, wo uns besonders Gouverneur Jackson zur Besteigung des Elgon ermunterte, hatten dann in Jinja unsre Karawane ausgerüstet und von dort aus am 27. November unsern Marsch gegen Norden, durch die afrikanische Buschsteppe, begonnen. Schon vor Mbale, der letzten englischen Station mit telegraphischer Verbindung, bekamen wir den Elgon zu Gesicht. Wir waren auf leicht ansteigender Straße, die auf beiden Seiten von Baumwollanlagen eingesäumt ist, eine Anhöhe emporgestiegen, als sich uns plötzlich ein imposantes Bergpanorama öffnete. Aus seinen grünen Vorbergen ragte der Elgon in herrlichstem Sonnenglanz bis in die Wolken hinein. Freilich vergingen noch etliche Tage, bis wir an seinen Fuß gelangten. In Mbale wurde ein längerer Aufenthalt nötig, um die erforderliche Anzahl von Trägern für unsre Karawane aufzutreiben — für jede afrikanische Expedition bildet diese Frage eine Hauptsorge! — und auch noch die letzten Vorbereitungen für die Besteigung zu treffen. So traten wir erst am 7. Dezember den Marsch an. Unsre Karawane bestand aus achtzig Eingeborenen, aus meinem Photographen und Präparator, aus Dr. Stigler und mir. Außerdem hatten sich auch noch der englische Distriktskommissär von Mbale, Mr. Perryman, und der dortige Arzt Dr. Sells uns angeschlossen. Am ersten Tage führte unser Weg in hügeligem Gelände durch reiche Bananenpflanzungen, am zweiten erreichten wir, nachdem wir das breite Tal des Siroko, eines zur Regenzeit mächtigen, jetzt aber fast ausgetrockneten Flusses, durchquert hatten, die Niederlassung Buhugu, wo wir vom Häuptling begrüßt und mit den üblichen Geschenken — einem Schaf, Hühnern, Milch und Eiern — bedacht wurden. Am nächsten Morgen setzte sich die Karawane schon zu früher Stunde wieder in Bewegung. Noch immer herrschten die Bananenpflanzungen vor, und wir kamen an großen Niederlassungen vorüber, aber schon nach einer Stunde wechselte das Bild. Wir waren am Fuße des steil abstürzenden Namugawe Hill, eines Ausläufers des Elgon, angelangt. Der Auf-



Lager im Urwald



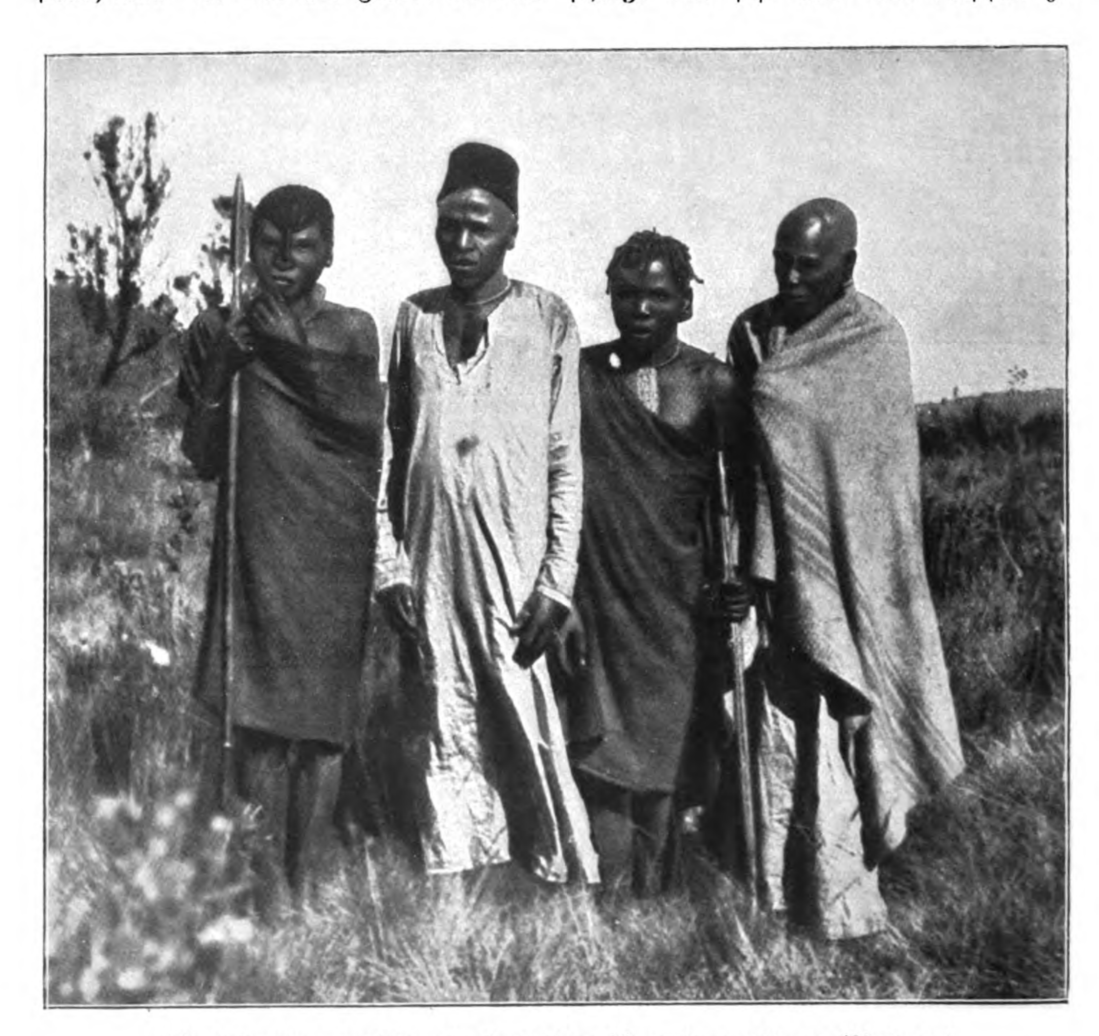
Rast im Urwald

stieg direkt durch die Felsen den Kamm hinauf war ein hartes Stück Arbeit und kostete, trotzdem die zu bewältigende Höhe kaum 300 Meter betrug, zwei Stunden. Denn die Wände waren glatt, und die Maultiere unsrer Karawane konnten nur unter großen Schwierigkeiten hinaufgezogen werden. Dazu herrschte eine drückende Hitze, 38 Grad Celsius im Schatten! Den Kamm entlang ging es auf schmalem Eingeborenenpfad bis Masoba, einer kleinen Ortschaft, die aus



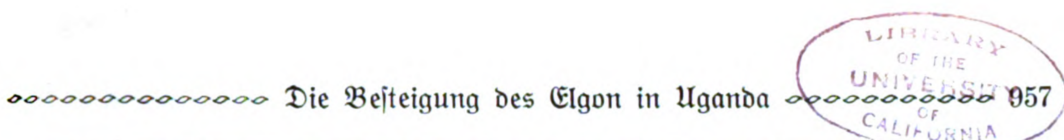
Badende Eingeborene von Bujobo

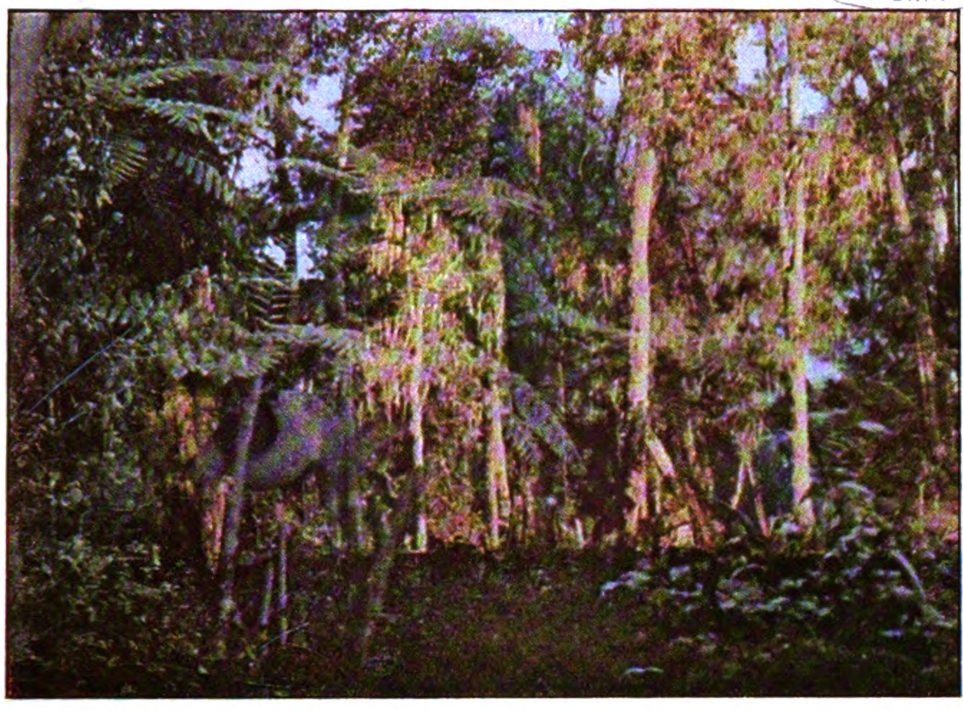
wenigen Eingeborenenhütten besteht und an der unteren Grenze des Elgonurwaldes liegt. Mitten zwischen Gebüsch und Bäumen schlugen wir unsre Zelte auf. Der Abend war kühl, und in der Nacht war die Temperatur auf 4 Grad gesunken. Am nächsten Morgen verließ uns Mr. Perryman. Er war am Fieber erkrankt die immer zahlreicher wurden und schließlich einen ausgesprochenen Bambuswald bildeten. Das währte ungefähr eine Stunde, dann wurde der Bambusbestand wieder von Laubbäumen verdrängt, und bald standen wir mitten im Urwald. Die staudige Untervegetation wird höher und schlägt uns fast über den Köpfen zu-



Eingeborene, welche oberhalb des Urwalds wohnen (Batwas)

und kehrte nach Mbale zurück. Wir setzten schon um sechs Uhr früh unsern Marsch in nordöstlicher Richtung fort. Das Terrain wurde immer steiler, und die Karawane kam nur langsam vorwärts. In der Höhe von 2400 Metern begann der Urwald, enorm hohe alte Bäume, die aus dichtem, stellenweise undurchdringlichem Unterwuchs emporragten. Gleichzeitig zeigten sich auch Bambusstauden, sammen; in unendlichen Verschlingungen winden sich Lianen von Stamm zu Stamm, und den Boden bedeckt ein dickes grünes Polster aller möglichen Farne und Kräuter. In kleinen Lichtungen wächst hier schon die prächtige, schlanke Lobelia, vom grellen Sonnenlichte übergossen, sich äußerst wirkungsvoll von dem violetten Dämmerlicht des Urwaldes abhebend. Die Träger schlep-



Unterster Teil des Elgonurwaldes

pen mit Mühe ihre Lasten, sie müssen sich unaufhörlich bücken, umgestürzte Stämme und mächtige Wurzeln übersteigen, und stundenlang geht es so Schritt für Schritt aufwärts. Totenstille herrscht, die nur durch das Knacken und



Lobelia Stuhlmanni im Urwald

Brechen der Äste, dann und wann auch durch das zarte Gezwitscher der kleinen Nektarinen unterbrochen wird, der einzige Vogel, den wir in diesem Walde sahen. Nach fünf Stunden lichtet sich der Baumbestand, wir klettern noch über einen kurzen, steilen Abhang auf ein terrassenförmiges Plateau — und der Urwald liegt hinter uns. In einer Höhe von 3390 Metern schlagen wir ermüdet unser Lager auf.

Sogar in dieser Höhe — eine Stunde von unserm Lagerplatz entfernt — gab es noch eine Eingeborenenniederlassung, und des Abends kam auch auf meine Veranlassung der Häuptling mit zweien seiner Leute zu uns. Es waren ungemein scheue Menschen, und es bedurfte vieler Geschenke, um sie zu bewegen, mit uns bis auf die Spitze zu gehen. Sie waren vom Stamm Batwa und hatten Ohren, Hals und Arme reich mit eisernen Ringen geschmückt, die Haare hingen, in schmale Strähne geflochten, in die Stirn und waren mit Fett eingeölt und mit roter Farbe gefärbt.

Den nächsten Tag konnten wir erst mit einiger Verspätung aufbrechen, da Dr. Sells, der englische Arzt aus Mbale, die ersten Anzeichen der Bergkrankheit verspürte. Der Weg führt nun, steil ansteigend, durch freies Terrain, die Vegetation wird immer spärlicher, wir nähern uns langsam dem Kraterrand, den wir über die steil abfallenden Felswände einer Scharte erreichen. Ein überwältigender Ausblick öffnet sich hier. Vor uns liegt der fast kreisrunde, 10 Kilometer im Durchmesser zählende Krater, dessen Rand eine beinahe ununterbrochene Kette von Felszinken bildet. Der Kratergrund hat hügelige Formation und ist auf den trockenen Plätzen mit gelbem Gras, auf den sumpfigen mit grauen Erikastauden bewachsen. Über den ganzen Grund verteilt sieht man viele Exemplare der Senecio Johnstoni in allen Größen, dieser prächtigen Compositae, die wie eine Pflanzenform aus einer längst vergangenen Erdperiode anmutet und der Landschaft eine wundersam märchenhaftes Aussehen gibt.



Senecio Johnstoni im Urwald

Nach kurzer Rast schritten wir in den Krater bergab, anderthalb Stunden auf meist sumpfigem Boden, bis wir zu einem kleinen Quellbach kamen, in dessen Nähe

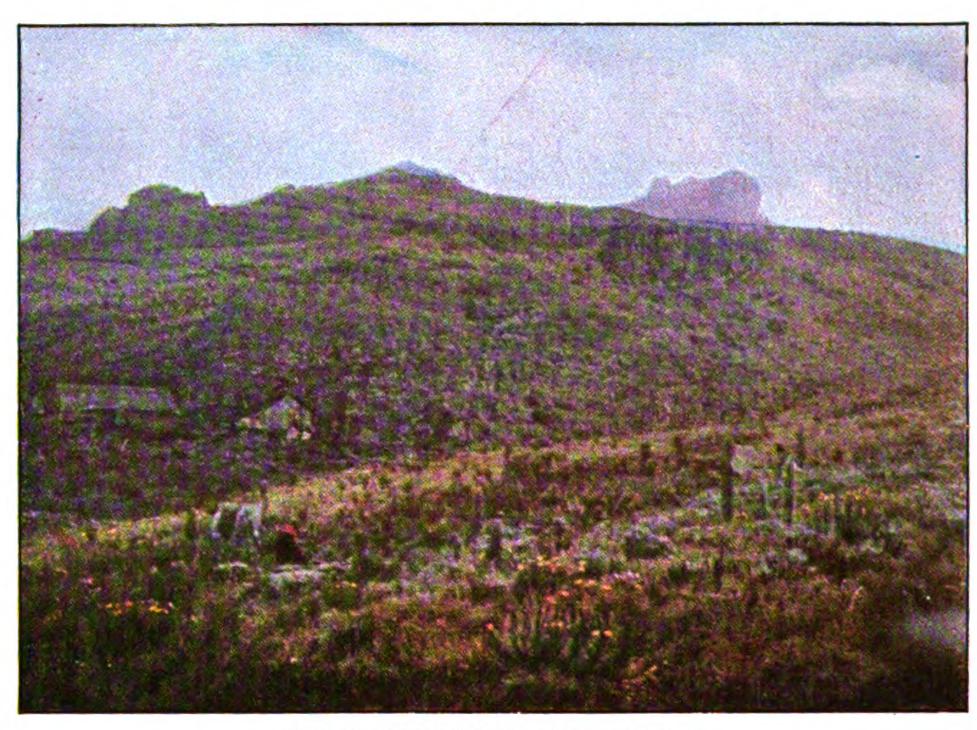


Erikazeenwald über dem Urwald

wir das Lager aufschlugen (3880 Meter). Als die zwei höchsten Punkte des Kraterrandes, von denen aus ich meine kartographischen Aufnahmen machen wollte, konnten wir eine Spitze in Südwest und eine in Nordost erkennen. Unser Batwa-

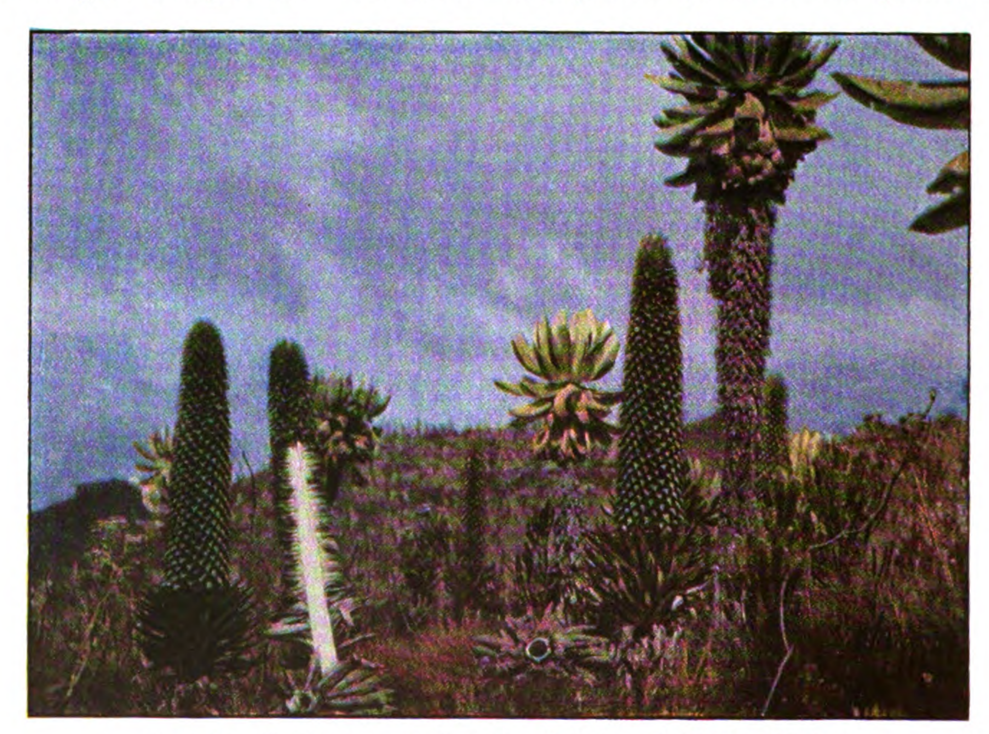


Bananenhain in Bujobo



Lager, 3390 Meter hoch gelegen

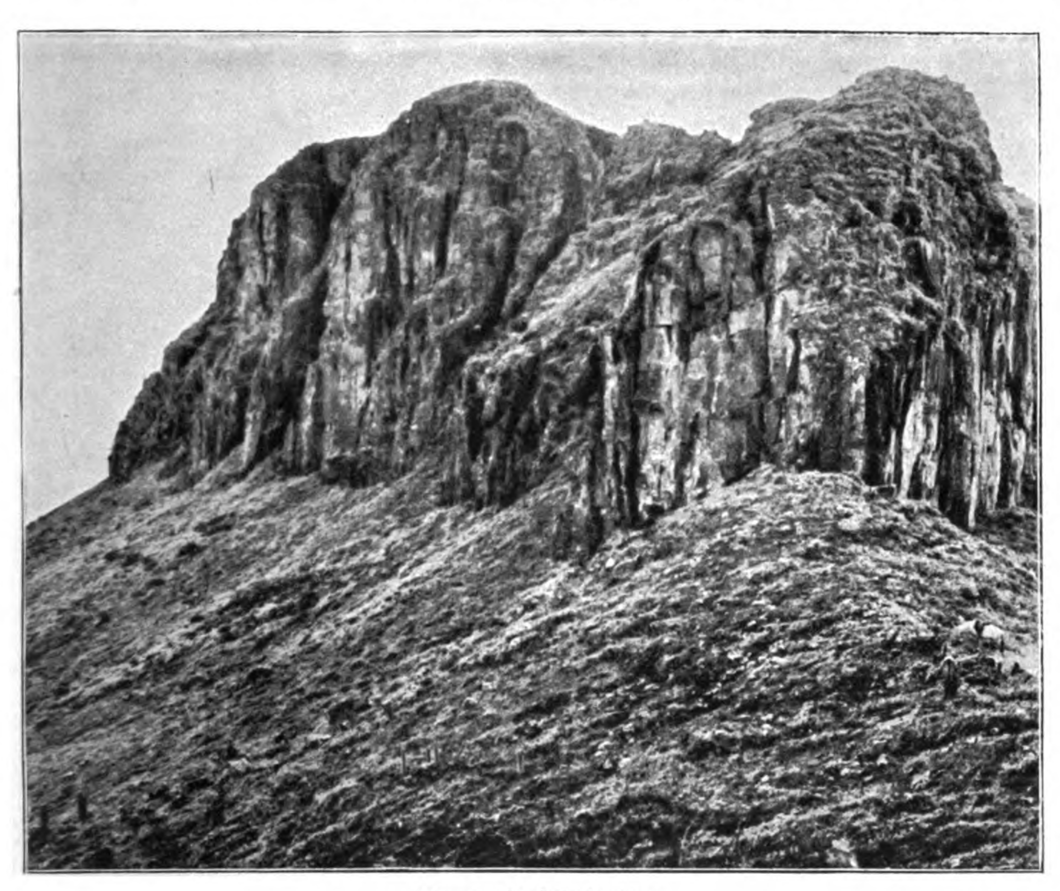
führer sagte uns, daß die erstere die höchste sei, und ihre Besteigung setzten wir für den nächsten Morgen an. Am Abend war die Kälte schon sehr empfindlich, und wir gingen im warmen Sweater und mit Wollhauben zu Bette und hüllten uns



Lobelia Deckeni und Senecio Johnstoni (3700 Meter)

noch dazu mit dicken Flanelldecken ein. Als wir am nächsten Morgen erwachten, sahen wir uns mitten in einer — Winterlandschaft. In meinem Leinenwaschbecken war das Wasser zu einem Eisklumpen gefroren, das Zeltdach, das Gras, die Senecien bei unserm Lager, alles war dick mit Reif und Eis besetzt, und mein Maximum-Minimum-Thermometer wies eine Temperatur von 12 Grad unter Null auf. Unsre Träger boten einen wahrhaft großes Feuer unterhalten, um das sie herumkauerten. Überdies war ein großer Teil von ihnen von der Bergkrankheit befallen, und Dr. Sells, der schon im vorigen Lager deren Anzeichen verspürt hatte, befand sich derart schlecht, daß er unfähig war, mit uns den Aufstieg zur Südwestspitze zu unternehmen.

Nach dem Frühstück brachen wir unter Führung des Batwahäuptlings und einiger gesund gebliebener Eingeborener auf.



Franz-Josef-Spitze

jammervollen Anblick. Meine Leute aus Nairobi hatten zwar jeder von mir eine Flanelldecke bekommen, außerdem hatte ich aber auch ungefähr dreißig Bergeingeborene mitgenommen, die fast ganz nackt waren, da sie sich statt der Flanelldecken den hierfür entfallenden Geldbetrag gewünscht hatten. Zum Schutze gegen die Kälte hatten sie aus dem Laubwerk gefällter Senecien einen Schutzwall gegen den eisigen Wind errichtet und in der Mitte desselben Tag und Nacht ein Nach fast zweieinhalbstündigem Marsche — die Winterlandschaft war inzwischen unter den Strahlen der äquatorialen Sonne wieder verschwunden — hatten wir eine Höhe von 4100 Metern erreicht, und nach der Meinung des Häuptlings sollte ein leicht zu ersteigender Felsklotz, der sich knapp vor uns erhob, der höchste Punkt des Elgon sein. Nach den Messungen mit dem Theodoliten konstatierte ich aber, daß der Batwamann im Unrecht sei und daß die höchste Spitze an dem uns



Bei der Arbeit mit dem Theodolit am Gipfel

gegenüberliegenden Nordostrande zu suchen sei. Für deren Besteigung war es an diesem Tage zu spät, und wir kehrten, nachdem ich fünf Stunden lang an den kartographischen und astronomischen Aufnahmen gearbeitet hatte, in das Lager zurück. Unterdessen hatte Dr. Stigler von meinem Standpunkte aus die gegenüberliegende, vom Mbale aus sichtbare und erst irrtümlich als höchsten Elgongipfel bezeichnete Spitze erstiegen, die wir Jacksonspitze nannten. Am nächsten Morgen war die Temperatur noch mehr gesunken und mochte schätzungsweise 14 bis 15 Grad unter Null betragen haben. Die Quecksilbersäule in meinem Thermometer, das auf derartige Tiefstände nicht eingerichtet war, war weit unter den Zwölferteilstrich zurückgegangen. Der Weg, den wir in nordöstlicher Richtung einschlugen, führte uns in dichtes Sumpfgras, in dem die Maultiere oft bis zum Bauch einbrachen, dann ging es noch durch ein tiefes Tal, in dem sich der Suamifluß sein Bett sucht, bis wir endlich am Abhang des Kraterrandes standen. Nun kletterten wir auf allen vieren über glatte Felswände und gelangten an den Fuß eines ungefähr 150 Meter hohen Felsens, der die höchste Spitze des Elgon darstellt. Auf dem etwas tiefer sich nach Westen erstreckenden Kamme fand ich einen geeigneten Platz für die Aufstellung meiner Apparate, und dort bot sich ein herrlicher Ausblick über den ganzen Krater. Gegen Nordosten breitete sich das Wasserbecken des Sugotta- und Rudolfsees aus, im Norden stieg eine Menge kleiner Bergkegel direkt aus der Ebene empor, im Nordwest erhoben sich die mächtigen Kolosse des Mont Debasien und des Tepes, und in weiter blauer Ferne zeigten sich die Gebirgszüge von Naqua und Tobur, das Ziel unsrer Forschungsreise. Wir sind die einzigen menschlichen Wesen auf diesem gewaltigen Schauplatze, um und unter uns die starre vulkanische Natur dieses Bergriesen und im Krater ein Chaos von erstarrter, einst glühender Lavamasse, dies alles heute überdeckt mit den graugrünen Gräsern und geschmückt mit den schönen Senecien. Die Übersicht aus unsrer Vogelperspektive war von ungeheurer Großartigkeit und überwältigender Erhabenheit, und unser Gemüt war im tiefsten bewegt angesichts der allgewaltigen Natur, die uns hier auf einem einzigen Landschaftsbild ihre unermeßliche Schöpfungskraft und Herrlichkeit offenbart. Während ich an meinen Aufnahmen

arbeitete, versuchte Dr. Stigler die Besteigung der Spitze erst vom Norden und, als sich hier große Schwierigkeiten entgegenstellten, von der Südseite aus, wo sie ohne weiteres gelang und wo er physiologische Untersuchungen an zwei Eingeborenen und an dem Photographen Schwarzer vornahm. Wir nannten diesen höchsten, vorher nicht bestiegenen Gipfel des Elgon Franz-Josef-Spitze. Durchfroren von dem eiskalten Nordwind, verließ ich um vier Uhr nachmittags meinen Standplatz und kehrte in das Lager zurück, wo Dr. Stigler mit seinen Begleitern erst gegen Mitternacht eintraf. Sie waren von der Dunkelheit überrascht worden und hatten bei dem kärglichen Schein glimmender dürrer Blätter, die der Führer durch Anblasen in Glut erhielt, ihren Weg mühevoll weiter gefunden.

Da die kartographischen Aufnahmen des Elgonkraters und seiner Abhänge vollendet waren, hatten wir vor, am nächsten Tag den Abstieg anzutreten. Die Tierwelt am Elgon ist nur sehr ärmlich vertreten. Da und dort war die Fährte einer Gazelle zu entdecken, einige Male lief uns ein aufgeschreckter Hase über den Weg und flatterte ein kleiner brauner Vogel auf, der von dem bekannten Ornithologen Direktor Dr. von Madarasz als eine neue Art, Pinarochroa Rudolfi, genannt wird. Unsre ständigen Begleiter aber waren bis zur höchsten Spitze Raben, die krächzend und flügelschlagend hoch über uns zogen. Um so reicher ist die Flora des Elgon. Während in Europa in der Höhe von 4000 Metern Eis und Schnee jede Vegetation längst hinter sich gelassen haben, wachsen im Krater die schöne Senecio Johnstoni, die hier bis zu 6 Meter hoch wird. Es dürfte eine andre Art als jene sein, die wir im oberen Teile des Urwaldes antrafen. Ihre Blätter sind nicht saftig grün, sondern haben eine graugrüne Färbung, die Stämme sind nach unten zu stark zerrissen und im oberen Teile bis zur Blätterkrone dicht mit abgestorbenen grauen Blattresten besetzt. Diese Unterschiede dürften in den großen Temperaturdifferenzen — über Null 18 bis 20 Grad Celsius Tages- und 14 bis 15 Grad Celsius unter Null Nachttemperatur — ihre Ursache haben.

Vor uns war der Krater bisher von fünf Expeditionen bestiegen worden, und zwar von dem Engländer Oberst Macdonald, dem jetzigen Gouverneur von Uganda, Harry Jackson, Kapitän Ormesby, Cook mit Newland und einer französischen Gesellschaft. Von der Expedition Ormesbys hatten wir sogar an der Nordostecke der Kraters, bevor der Einstieg in die Felsen beginnt, noch Überreste gefunden, und zwar — eine leere Whiskyflasche, die am Stamm einer Senecio Johnstoni in Manneshöhe angebunden war und uns so einen handgreiflichen Beweis dafür bot, daß auch schon in dieses Reich der tiefsten Einsamkeit der Mensch mit seiner Kultur vorgedrungen war!

Am Morgen des 16. Dezember verließen wir den Krater des Elgon und traten den Rückmarsch nach Mbale an, durchquerten wieder den Urwald, in dessen Wildnis wir wieder für eine Nacht unser Lager aufschlugen, und kamen nach zwei Tagen wieder in bevölkertes Gebiet. Der Hauptstamm, der die Hügel und Schluchten des südwestlichen Elgonabhanges bewohnt, sind die Wageshus. Er teilt sich in viele Gruppen, von denen jede unter einem Häuptling einen Hügel besetzt hält. Eine Gruppe kümmert sich aber nicht um die andre, und die einzige Gemeinsamkeit besteht darin, daß sie ihr Vieh gemeinschaftlich auf höher gelegene Weiden treiben. In dem Lager, das wir in der Nähe eines solchen Wageshudorfes (Muassa) aufgeschlagen hatten, brachten uns die Eingeborenen Totenschädel, die ich zu anthropologischen Studienzwecken für die Wiener Universität sammelte. Dies hätte aber unter meinen Trägern bald zu einer Revolution geführt. Namentlich die Kavirondoleute nahmen den Bergeingeborenen gegenüber eine drohende Haltung an, bewarfen sie mit Steinen und wollten sie mit allen Mitteln aus unsrer Nähe vertreiben. Die Kavirondos haben nämlich, wie wir später erfuhren, den Aberglauben, daß jeder, der einen Totenschädel in die Hand nehme, noch am selben Tage sterben müsse. Keiner von ihnen war auch zu bewegen, die beiden Säcke mit den Totenschädeln zu tragen. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir auch, daß die Wageshus noch Menschenfresser seien und daß sie nicht nur das Fleisch eines im Kampf getöteten Feindes, sondern auch das der Toten eines befreundeten Stammes verzehren. Umgekehrt glauben sie, daß auch wir Europäer die Schwarzen auffressen, und Dr. Stigler, der an den

Eingeborenen physiologische Messungen vornahm, hatte schwere Mühe, sie davon zu überzeugen, daß er ihnen nicht den Hals abschneiden wolle.

Unsre Träger hatten sich von der ungewohnten Kälte bald gänzlich erholt und ihre alte lärmende Lustigkeit wiedergewonnen, die sich mit jedem Tag, den wir Mbale näherkamen, steigerte. Am 21. Dezember erreichten wir die schöne breite Straße, die dorthin führt, aus den Dörfern liefen die Eingeborenen in Scharen herbei und begrüßten die Karawane, und nach wenigen Stunden marschierten wir in Mbale, das wir zwei Wochen vorher verlassen hatten, wieder ein, hochbefriedigt von dem Erfolg unsrer Expedition. Denn der Elgon, der nun wieder vor uns bis in die Wolken aufstieg, war uns kein Unbekannter mehr. Die Eindrücke, die diese Tage in der imposanten afrikanischen Bergwelt in uns hinterließen, sind für alle Teilnehmer unvergeßlich.



Abbruch des Lagers

# Das englisch-deutsche Problem

Von

Max W. Karstensen

Der Niedergang der lateinischen Rasse hat die germanische zum Erben der Weltherrschaft gemacht, und unsrer Zeit wäre es vorbehalten gewesen, ein Imperium zu schaffen, wie es die Welt noch nicht gesehen hat, wenn nicht der den Germanen unausrottbar innewohnende Hang zur Zwietracht immer wieder die gemeinsame Lösung der gemeinsamen Aufgabe verhindert hätte. Auf dem europäischen Festlande ist es nach jahrhunderte langen Bruderfehden endlich gelungen, dem Einheitsgedanken zum Siege zu verhelfen und die meisten der vielen germanischen Vaterländer zu einem einheitlichen Reiche zu vereinigen. Es entstand die scharfe Abgrenzung von Germanen, Romanen und Slawen, die sich nur an den beiden Grenzen undeutlich verwischt, wo germanische Stämme sich hartnäckig immer noch absondern.

Während so die festländischen Stämme ihr Teil der Lösung des großen germanischen Kulturproblems redlich förderten, haben auch die vorgeschobenen Stämme des Germanentums von den britischen Inseln aus das ihrige getan und die Meere erobert. Die Vereinigung der so gewonnenen ungeheuren Macht zu Wasser und zu Lande, der keine Nation und keine Gruppe von Nationen widerstehen könnte, ist das englisch-deutsche Problem.

Es ist leicht zu behaupten, daß eine Vereinigung der beiden Völker unmöglich sei, aber die Mainlinie galt auch einst als unüberbrückbar, und alle die Gründe, die gegen eine Vereinigung Deutschlands und Englands zu sprechen scheinen, treten zurück vor der Tatsache, daß die Rasse dieselbe ist, daß die Interessen der beiden Völker überall in der ganzen Welt parallel laufen, und daß die Kultur und die Ideale ganz die gleichen sind.

Das einzige, was England von Deutschland jetzt noch trennt, ist die Eifersucht der Großen des Landes, die sich in eine neue Situation nicht hineindenken können und sich der Einigung ebenso hartnäckig widersetzen, wie sich einst auf dem Festlande die Partikularisten gegen den Reichsgedanken sträubten. Den breiten Massen der Völker ist dieses Gefühl der Eifersucht gänzlich unbekannt, und auf dieser sowohl wie auf jener Seite des Kanals wären die Völker herzlich froh, wenn endlich Friede und Einmütigkeit geschaffen würden.

So, wie die Dinge jetzt stehen, kann es nicht mehr sehr lange weitergehen, denn die Aufgabe ist so ungeheuer groß, daß sie nur mit vereinten Kräften gelöst werden kann, und wenn die beiden Völker fortfahren, jedes für sich allein eine Arbeit vollenden zu wollen, die fast zu schwer ist für beide zusammen, müssen sie notwendigerweise Schaden nehmen.

England ist auf Deutschland und Deutschland auf England angewiesen. Als England die Herrschaft über die Meere von Spanien übernahm, fielen ihm Länder und Reiche zu, deren Besitz es auf die Dauer ohne die Hilfe Deutschlands nicht behaupten kann. Der reichste Besitz Englands, Indien, ist von allen Seiten bedroht, und es bedürfte nur der Zustimmung Deutschlands, um es an Rußland auszuliefern, denn die Streitkräfte, die England heute noch mit vieler Mühe in Indien unterhalten kann, reichen kaum aus, um die immer stärker werdende Swadeschi- und Swaraibewegung niederzuhalten; eine wirksame Verteidigung gegen die russischen „Befreier“ könnte die angloindische Armee niemals wagen, da bei der ersten Verwicklung der Aufruhr der Inder gegen die verhaßten Sahibs an allen Ecken und Enden auf-

flammen würde. Von Jahr zu Jahr rücken die russischen Vorposten näher an Indien heran, und von Jahr zu Jahr weicht England vor ihnen weiter zurück. Wären England und Deutschland eins, so würde der Vormarsch Rußlands auf Indien ohne weiteres zum Stillstand kommen, und die ungeheuren Schätze Indiens, die ja bis heute kaum oberflächlich erschlossen worden sind, blieben den germanischen Völkern erhalten. Die Gefahr, Indien zu verlieren, ist aber für England sehr viel größer und auch sehr viel näher, als man im allgemeinen geneigt ist anzunehmen.

Ebenso unsicher wie der Besitz Indiens ist der Kanadas. Diese Kronkolonie, die größer ist als ganz Europa, ist zwar dem Namen nach englisch, wird aber von Jahr zu Jahr mehr amerikanisch, und wenn es England nicht gelingt, der Amerikanisierung vorzubeugen, wird ihm auch dieser unermeßlich reiche Besitz verloren gehen. Das einzige Mittel, diesen Verlust abzuwenden, besteht in einer systematischen Kolonisierung der Kolonie. Hierzu ist England völlig außerstande. Es braucht seine ganze Bevölkerung (die nicht so groß ist wie die des Königreichs Preußen) im Mutterlande und kann nicht jahraus, jahrein Hunderttausende nach Kanada abgeben. Romanische oder slawische Einwanderung zu ermutigen, würde den Verlust der Kolonie beschleunigen, denn diese Rassen haben nichts gemein mit der angelsächsischen; sie würden in Kanada dasselbe vaterlandslose Volksgemisch ergeben wie in den Vereinigten Staaten, das nicht imstande ist, ein gemeinsames nationales Ideal zu schaffen, und darum den Dollar zu seinem Gott machte. Das einzige Volk, das Kanada germanisch erhalten könnte, ist das deutsche, und Deutschland wäre sehr wohl in der Lage, die zur Rettung Kanadas notwendige germanische Kolonisierung vorzunehmen.

Nicht weniger schlimm wie in Indien und Kanada liegen die Besitzverhältnisse für England in Australien. Dort nimmt die Einwanderung der Asiaten in geradezu erschreckendem Umfange zu, aber vergeblich versuchen englische und australische Staatsmänner, dieser Gefahr durch Zufluß angelsächsischen Blutes zu begegnen. Es fehlt eben England an Menschenmaterial, um seine Besitzungen zu bevölkern, und es ist auch keine Aussicht vorhanden, daß hierin jemals eine Besserung eintreten könnte. Der einzige Ausweg bleibt immer und immer nur die Hilfe von Deutschland.

Es hat sich nun im vorigen Jahrhundert die Legende herausgebildet und sich bis jetzt erhalten, daß England absolut die Meere beherrsche und daß ihm infolgedessen niemand den Besitz seiner Kolonien streitig machen könne. Das ist ein fundamentaler Irrtum. Es hat wohl einmal eine Zeit gegeben, wo England auf den Meeren allmächtig war, aber diese Zeit ist längst vorüber. Heute haben alle Nationen ihre Streitmacht auch auf das Meer ausgedehnt und überall die Suprematie Englands beeinträchtigt. Im fernen Osten verlor England die Suprematie an Japan, im Atlantischen Ozean an die Vereinigten Staaten und im Mittelmeer an Frankreich. Nur in der Nordsee hat England noch die Suprematie, aber auch hier ist sie hart bedrängt und würde heute schon einer Kombination der Kontinentalmächte kaum standhalten können. Englands Macht ist rapid im Niedergang begriffen und würde völlig verweht sein, wenn jemals der Zufall sich wieder ereignen sollte, der die spanische Armada vernichtete. In einem solchen Falle oder wenn einst die Flotte zur Verteidigung englischer Kolonien aus der Nordsee verschwinden müßte, wäre England der Großmut Deutschlands auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert.

Zwingend wie für England liegen auch die Verhältnisse für Deutschland, denn es zeigt sich, daß die Grenzen, die das Reich sich gegeben hat, zu eng sind, um die ungeheure Spannkraft des Volkes zu fassen, und während England nicht weiß, wo es die Menschen hernehmen soll, um seine Länder zu bevölkern, wissen wir nicht, wo noch das Land finden für unsern Bevölkerungsüberschuß. Wir müssen uns mit Kongosümpfen begnügen, weil überall in der ganzen Welt uns England im Wege steht, und müssen ungeheure Kräfte des Nationalwohlstandes aufwenden, um uns der Feinde zu erwehren, die nicht aus Liebe zu England, sondern aus Furcht vor der germanischen Hochflut England von der Einigung mit Deutschland abraten und ihm dabei behilflich

sind, uns zu blockieren. Das ist ein sehr ungesunder Zustand, denn er ist so unlogisch wie nur möglich.

Es ist oft, und zwar stets von interessierter Seite, behauptet worden, daß England und Deutschland sich notwendigerweise feindlich gegenüberstehen müßten, weil der deutsche Handel und die deutsche Industrie eine schwere Bedrohung für die Englands bildeten. Das ist blanker Unsinn. Gerade in diesen beiden Faktoren arbeiten England und Deutschland ununterbrochen Hand in Hand, und noch nie hat die Handelsgeschichte zweier Völker eine so großartige Zunahme des Güteraustausches gezeigt wie die zwischen England und Deutschland. Jedes Jahr zeigen die Handelsbilanzen Englands ein enormes Anwachsen des englischen Warenverkehrs, und das ist der beste Beweis dafür, daß der deutsche Handelsverkehr, der natürlich schneller zunimmt, weil die produktiven Kräfte stärker sind, England ganz und gar keinen Abbruch getan hat, sondern fördernd und belebend wirkte. Und das ist auch ganz selbstverständlich, denn Konkurrenz hebt das Geschäft.

Wir mögen versuchen, wirklich fundamentale Interessengegensätze zwischen England und Deutschland zu finden, es wird uns nicht gelingen. Es gibt keinen Punkt der Erde, an dem nicht Vorteile für beide Nationen die sichere Folge gemeinsamer Arbeit wären; dagegen gibt es aber unzählige gemeinsame Probleme, zum Beispiel die wirtschaftliche Erschließung der ungeheuren Schätze Südamerikas, die einzig und allein durchführbar sind, wenn sich der englischen die gewaltige Stoßkraft Deutschlands anschließt. Gegenüber solchen Kulturaufgaben ist alles das, was die sterbenden lateinischen Rassen jetzt noch in Marokko, in Tripolis und anderswo versuchen, läppische Großmachtspielerei ohne jeden ideellen und kulturellen Wert. Diese Rassen haben ihre Zeit gehabt, eine gewaltige, glorreiche Zeit, aber sie ist vorüber, und dieselben unerforschlichen Naturgesetze, die Völker aus der Tiefe hoben und sie wieder versinken ließen, haben jetzt die germanischen Völker emporgewuchtet über alle andern, damit sie die Träger der Weltherrschaft seien.

Dies begreifen und danach handeln heißt das englisch-deutsche Problem lösen.

## Abendgang in Locarno

Mein Haus am Berge ziert ein Marterbild,
An dessen Fuß ein rotes Lämpchen glüht —
Ein braunes Mädchen, braun vom heißen Süd,
Allabendlich mit Öl die Leuchte füllt.

Vom Aufstieg heiß, vom Tagwerk schwer und müd,
Schau' ich die Flamme, die im Südwind weht —
Gebeugt vom Kreuz, in ihrem Irrlicht geht
Nach Golgatha der Herr im warmen Süd.

Geh' ich denselben Gang einst vor dem Tod,
Bist du's, die mir das Lämpchen abends speist?
Du nahst so scheu! Erschrick nicht vor dem Geist,
Der aus der durst'gen Flamme lechzt und loht...

Carl Friedrich Wiegand




Carmen. Nach einem Gemälde von José Villegas

# Walzer. Von Ernst Eduard Taubert

Jetzt zur Faschingszeit, wo das gesellschaftliche Leben durcheinander wirbelt, wo bei Hofe, in den öffentlichen Sälen, in den Familien flott getanzt wird, möchte ich unsern Lesern etwas von der Tanzmusik vorplaudern, und zwar besonders von der Musik zu dem recht eigentlich deutschen Tanze, dem Walzer. Ursprünglich war es der Tanz der Landleute unter der Dorflinde, gravitätisch, wie ihn in guter alter Zeit das Goldene-Hochzeits-Paar auf dem allbekannten Bilde von Ludwig Knaus in landpastörlicher Ehrbarkeit ausführen durfte. Diesen seinen volkstümlichen Charakter bewahrt sich der Walzer auch, wenn wir ihm auf der Bühne begegnen: in Webers „Freischütz", Marschners „Hans Heiling", Gounods „Margarete" tanzt das Volk Walzer; auch auf der Festwiese in den „Meistersingern" schwingen die Lehrbuben ihre Mädel aus Fürth im Walzerrhythmus. Erst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat der Walzer auch den Ballsaal der vornehmeren Kreise erobert und





Der Walzer unsrer Großeltern. Nach Zeichnungen von Gavarni

sich ebenbürtig in die französischen Tänze, die Gavotten, Menuette, Françaisen, Quadrillen, in die slawischen Polkas und Mazurkas einzuschieben verstanden. Möglich wurde dieses Eindringen in die Säle der vornehmen Welt nur durch die Wiener Meister der Tanzkomposition, erst Johann Strauß (der Vater), Lanner, Gungl, Labitzki gewannen sich dank der fortreißenden Melodik, mit der sie die einfachen Akkordfolgen des Ländlers zu schmücken wußten, die fesche, tanzfrohe Wiener Gesellschaft und setzten es durch, den Walzer sogar hoffähig zu machen. Der erste bedeutende Tondichter, welcher der Welt eine Fülle von entzückenden Walzern schenkte, war Franz Schubert. Seine deutschen Tänze, meist nur zweimal acht Takte lang, selten mehr als die Akkorde der Tonika, der Ober- und Unterdominante verwertend, sind allerdings nur für Klavier gesetzt, lose aneinander gereiht, bergen aber einen schier unglaublichen Reichtum an melodischer Erfindung. Auch die Dreivierteltaktbewegung wird interessant behandelt; schon bei ihm findet sich der Widerstreit der zweiteiligen Melodik gegen die dreiteilige Begleitung, eine synkopische Pikanterie, die nach ihm oft genug angewendet worden ist. Bekanntlich hat Franz Liszt in seinen „Soirées de Vienne“ den einfachen, nur so nebenher aus dem Ärmel geschüttelten Tänzen Schuberts, die fast ganz unbekannt geblieben waren, durch seinen geistvollen Klaviersatz die weiteste Popularität erobert.

Johann Strauß wußte seine Walzer ganz anders zur Geltung zu bringen. Schon daß sie für Orchester gesetzt und in den großen öffentlichen Gartenlokalen gespielt wurden, sicherte ihnen die Beliebtheit. Es prickelte den jungen Damen ordentlich in den zierlich beschuhten Füßchen, wenn sie mit den Augen und Ohren an dem Komponisten hingen, der seine Walzer mit der Geige in der Linken, den Bogen in der Rechten selbst dirigierte, bei besonders fortreißenden Stellen den Bogen ansetzte, um mitzuspielen. Lanner, der anfangs im Orchester unter Johann Strauß gesessen hatte, entwickelte eine ähnliche Fruchtbarkeit im Walzerkomponieren wie sein Rival. Die Zahl der von ihm veröffentlichten Tänze stieg bis zu op. 207, die von Johann Strauß auf 241. Vielfach wurden beliebte Opernstücke, namentlich aus den damals viel gegebenen französischen Spielopern, zu Tänzen umgearbeitet, aber das Beste gaben Lanner wie Strauß doch mit ihren Originalwalzern. Ihnen wurden die seltsam lockendsten, zu ihrem Inhalt kaum in Beziehung stehenden Namen auf ihren Lebensweg mitgegeben: Lorelei-Rheinklänge, Sorgenbrecher, Kettenbrückenwalzer, Friedensboten, Dorfschwalben, Träume auf dem Ozean, Morgenblätter, Nachtfalter, Doktrinen, Fesche Geister, Die Werber, Die Flotten, Die Romantiker, Die Kosenden, Hoffnungsstrahlen, Heimatsklänge und so weiter. Fast könnte man das Verzeichnis der Walzertitel dem der Weisen an die Seite stellen, die der Lehrbube David dem staunenden Ritter von Stolzing aufzählt. Formell gestaltet, waren alle Walzer durchaus gleichmäßig: erst eine langsame, spannende Einleitung, dann hob der eigentliche Walzer an, deren fünf aneinander gereiht wurden, womöglich in der Tonart verschieden; dann schloß ein Finale, in welchem die Hauptmelodien potpourriartig wiederkehrten, das Ganze ab. Das Streichorchester bildete den klanglichen Untergrund, den Geigen war meist die Melodie anvertraut, Hörner und Holzbläser brachten Abwechslung in die Farben. Mit einer wunderbaren Verve, mit fortreißendem Schwunge im Wechsel des Zeitmaßes, das bald zögerte, bald wieder flott vorwärtsdrängte, wußte der Dirigent sein Orchester zu beleben und seine Hörer in hellen Enthusiasmus zu versetzen. Wie beliebt Johann Strauß der Vater bei dem Wiener Publikum, bei hoch und niedrig war, mag man allein aus dem Umstand ermessen, daß, als er starb, seine Leichenfeier im Stephansdome stattfand und der Sarg aus dem Portal des Haupttores nach dem Friedhof hinausgetragen wurde.

Johann Strauß machte übrigens Schule. Seine drei Söhne Johann, Josef und Eduard (bekannt als schöner Edi) setzten das Geschäft des Vaters ganz in der nämlichen Weise des Walzerkomponierens und -dirigierens mit der Geige im Arme und dem Bogen in der Rechten fort. Wenn auch die Wogen der Begeisterung für die Söhne nicht ganz so hoch schlugen



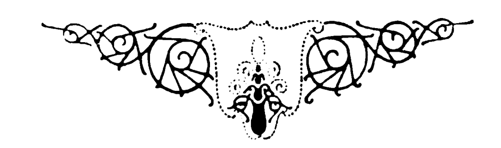

**Walzer**

Nach einer Zeichnung von Bruno Gestwicki

wie für den Vater, so erfreuten sie sich doch ebenfalls großer Beliebtheit, und Johann Strauß II. hat sich mit seinen „Geschichten aus dem Wiener Wald“, seiner „Schönen blauen Donau“ die ganze Welt erobert. Ja, er ging noch weiter als sein Vater, er versetzte seine Walzer auf die Bühne, indem er Operettenkomponist wurde. Zwar hatte er damit nicht sofort Glück, aber Schritt für Schritt gewann er doch das Terrain, und zuletzt siegte er. Überall gingen seine Stücke über die Bühnen, und Stücke wie der „Zigeunerbaron“, vor allem die „Fledermaus“ eroberten sich sogar die Hoftheater. Während in der französischen Operette (Offenbach, Lecoq) der trippelnde Vierachteltakt, der hüpfende Sechsachteltakt vorherrschten, wurde in der Wiener Operette der Johann Strauß oder Suppé der Walzer als Haupttrumpf ausgespielt. Der Walzer im zweiten Akt entschied den Erfolg des Abends, und er herrscht in der heutigen Operette der Herren Lehár, Oskar Straus und Leo Fall bis zur Stunde.

Es hat ja der Walzer mit seinem Wiegen, seinem Schweben etwas wirklich Lockendes, Verführerisches. Man denke nur an den Seitensatz im Menuett der Es-Dur-Symphonie von Mozart — was ist das andres als eine reizvolle Walzermelodie, die sich auf Tonika und Dominante anmutig hin und her schaukelt! Beethoven hat auch eine ganze Anzahl deutscher Tänze geschrieben, sie sind aber ziemlich trocken und dürftig im Vergleich zu den Schubertschen. In einem seiner letzten Quartette, dem in B-Dur op. 130, findet sich ein köstliches, ganz eigenartiges Gebilde, „Alla danza tedesca“ überschrieben, eigentlich ein Schnellwalzer in G-Dur, der sich harmonisch auch nur auf die Haupttonart und die nächstverwandten Akkorde beschränkt — zwischen dem weltentrückenden Des-Dur-Satz und der transzendentalen Kavatine ein zarter, luftiger Reigen, in dem sich die paar eingestreuten Fortes ganz seltsam in den sonst durchweg leise gewobenen Klängen anhören. C. Maria von Webers „Aufforderung zum Tanze“, ein geistsprühender, temperamentvoller Walzer mit poetisch empfundenem Vor- und Nachspiel, der den Namen des Autors schnell in alle vier Windrichtungen durch die Welt trug, ist bis heute noch ein Liebling aller Klavierspieler geblieben, hat übrigens, so wie er geschrieben ist, siegreich alle Überarbeitungen überdauert, klingt auch, wenn gut gespielt, im Originalsatze weitaus am schönsten.

Großer Beliebtheit erfreuen sich auch die Walzer Chopins, feinsinnige Tondichtungen voll zarter Träumerei, kecken Wagemuts, leidenschaftlichen Begehrens. Sie sind ebensowenig wie das Webersche Musikstück zu dem Zwecke geschaffen, damit nach dieser Musik wirklich getanzt werden soll, sondern Tonbilder in Walzerform, bei denen sich die nachschaffende Phantasie des Hörers wohl ein ideales Menschenpaar vorstellen kann, das wohlgefällig in rhythmischer Bewegung dahinschwebt, das sich voneinander entfernt und in leidenschaftlicher Sehnsucht sich wieder zusammenfindet. Unter den modernen Meistern war es Brahms, der mit seinen für vier Hände gesetzten und seinen Liebesliederwalzern (für Singstimmen und vierhändige Klavierbegleitung) der Musikwelt eine willkommene Gabe dargeboten hat. Er, der herbe Norddeutsche, der nach Wien übergesiedelt war, zeigte damit, wie wohl ihm die gemütliche, leichte Wiener Art tat. Als Hanslick das ihm gewidmete Walzerheft besprach, prophezeite er diesen Tänzen weiteste Verbreitung und starke Gefolgschaft. Damit behielt er recht, es ergoß sich alsbald eine wahre Flut vierhändiger Walzer, es gab kaum einen deutschen Musiker, der nicht Walzer veröffentlicht hätte, und es waren wirklich viele nette Sachen darunter. Heute schreibt kein Musiker mehr Walzer für vier Hände, sondern symphonische Dichtungen für Riesenorchester, in denen hier und da Walzerrhythmen auftauchen. Getanzt aber wird noch immer flott nach Walzern von Strauß und seinen Nachfolgern.





# Flugtechnik im Jahre 1912

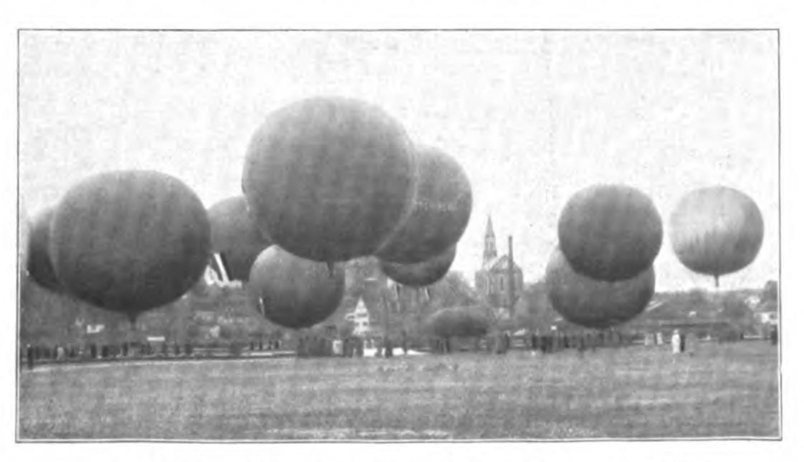
## Ein Rückblick auf die Veranstaltungen des Deutschen Luftfahrer-Verbandes

Von Otto Romberg

Nebel decken das Land und Winterstürme pfeifen daher. Die Zeit der großen Luftfahrtveranstaltungen ist vorüber. Jetzt gilt es zurückzuschauen und die gewonnenen Erfahrungen für das nächste Jahr und die kommenden Wettbewerbe auszuwerten.

Mit bewundernswertem Eifer und opferwilliger Tatkraft haben die großen Vereinigungen des Deutschen Luftfahrerverbandes sich bemüht, großzügig angelegte Wettbewerbe zu schaffen.

Der Freiballonsport wird in hervorragender Weise gefördert. 138 Ballone sind zurzeit in den Listen des Verbandes eingetragen. Die Zahl der Fahrten wächst von Jahr zu Jahr trotz aller Fortschritte der Luftschiffe und Flugzeuge. Die Freude, ohne das Geräusch der Motoren, ohne jede Schwankung als ein Teil des gewaltigen Luftmeeres dahinzuschweben, ist so unvergleichlich, daß sich jeder, der einmal hinaufsteigen durfte, immer wieder nach der überwältigenden Stille und Großartigkeit jenseits der Wolken sehnt. Der Freude gesellt sich anerkanntermaßen der unentbehrliche Nutzen, den der angehende Luftfahrer aus den Freiballonfahrten für die Orientierung von oben und die Kenntnis der Luftströmungen gewinnen kann. Durch Weit- und Zielfahrten einer größeren Anzahl von Ballonen werden die Führer angeregt, ihre Erfahrungen und ihr Können ständig zu steigern und durch richtige Auswertung des Luftmeeres den anscheinend steuerlosen Freiballon in eine zum Sieg führende Windrichtung hineinzubringen. Achtzehn größere Freiballonwettfahrten, zwei davon mit der ungewöhnlichen Zahl von etwa 30 teilnehmenden Ballonen, haben, über fast alle Gauen verteilt, stattgefunden. Dank der Tüchtigkeit des am 20. Oktober bei einem Ballonunfall jäh aus dem Leben geschiedenen Ingenieurs Gericke hatte sich Deutschland im Vorjahre in Amerika das Recht erworben, das Gordon-Bennett-Fliegen der Freiballone von deutschem Boden ausgehen zu lassen. Am 27. Oktober wurden auf dem mit größter Sorg-



Start zum Gordon-Bennett-Rennen der Lüfte

falt und Umsicht eingerichteten Cannstatter Wasen bei Stuttgart 19 der größten Ballone von etwa je 2200 Raummetern Inhalt gefüllt. Die besten in scharfen Ausscheidungsfahrten ausgewählten Führer kämpften um den einzigen internationalen und zugleich wertvollsten Preis, den der Freiballonsport kennt. Auf dem Startplatz schaukelten zwischen den bekannten gelben Riesenbällen durchsichtige Kugeln aus gefirnißtem Stoff und mit Aluminiumstaub silberglänzend überzogene Ballone. Je dreimal grüßten die Wimpel Frankreichs, Österreichs und der Schweiz. Je zweimal verteidigten Deutschland, Italien, Belgien und Amerika ihre Farben. Deutschlands dritter Vertreter sollte Gericke, der Sieger des Vorjahres, sein. — Amerikas dritter Ballon platzte bei der Füllung. Dänemark und England hatten je einen Ballon entsandt. Die Körbe waren für lange Fahrt und mit Vorrichtungen für Landungen aller Art vorsorglich ausgestattet. In kurzen Abständen stiegen die Ballone unter den Klängen der entsprechenden Nationalhymnen aus dem Dunkel des abendlichen Tales in das Licht der scheidenden Sonne. Langsam zogen sie in nordöstlicher Richtung von dannen wie neuartige Sternbilder, ein wundersam ergreifender Anblick. Fern in Rußland, 2200 Kilometer von Stuttgart entfernt, landete der französische Sieger. Ohne Unfall konnten auch die übrigen Ballone trotz Schneestürmen und starken Winden zum Boden zurückkehren. — Der Wert der Gordon-Bennett-Fahrten wird viel bestritten. Die Gewandtheit der Führer kann sicher ebensogut in kleinen Ballonen und durch Zielfahrten geprüft werden. Die jetzige Form der Ausschreibungen sichert bei ungünstiger Windrichtung dem Tollkühnsten den Sieg und schafft leicht Unfälle, die der Sache des Freiballonfahrens nur schaden können. Erfreulicherweise kann sonst mit Genugtuung festgestellt werden, daß die gründlich ausgebildeten deutschen Ballonführer mit peinlicher Vorsicht fahren und dadurch die Zahl der Unfälle ganz außerordentlich vermindert worden ist.




Rumpler-Eindecker mit 100 PS. Mercedes
Sieger im Oberrheinflug 1912, im Flug Berlin—Wien und Süddeutschland 1912

Der Pflege des Freiballonsports ist die Förderung des Flugwesens in allen Vereinen ebenbürtig zur Seite getreten. Sechs Überlandflüge und sechs größere örtliche Flugwettbewerbe sind in den Monaten Mai bis Oktober organisiert worden. Der große Eifer hat die tatsächlich bestehenden Schwierigkeiten übersehen.

Die Häufung der Wettbewerbe namentlich in den Monaten Mai und Juni hat die finanziell schwache deutsche Flugzeugindustrie weit über ihre Leistungsfähigkeit hinaus belastet. Für alle Konkurrenzen kamen dieselben Bewerber in

Betracht. Die Folge waren Nennungen in schöner Vollzähligkeit und schmerzliche Lücken am Starttage.

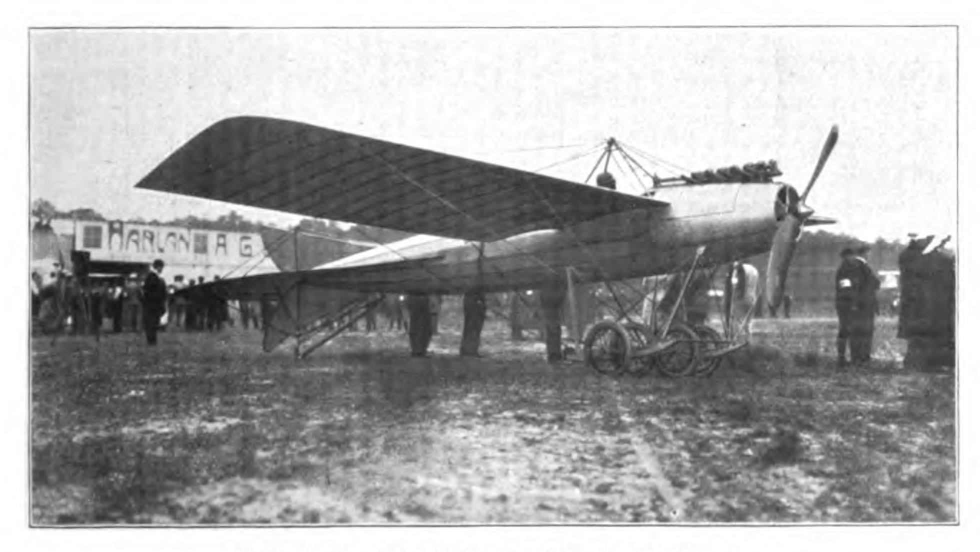
In Zukunft können nur drei große, zeitlich auseinander gelegte Überlandflüge im Jahre stattfinden. Die örtlichen Flugwochen und Flugtage müssen so liegen, daß die besten Flieger unbedingt für die Überlandflüge verfügbar sind. Industrie und Flieger können dann ihre Kräfte und Gelder einteilen und sicher gründlich mit Flugzeugen, Ersatzmaschinen und Begleitdienst vorbereiten und einfliegen.



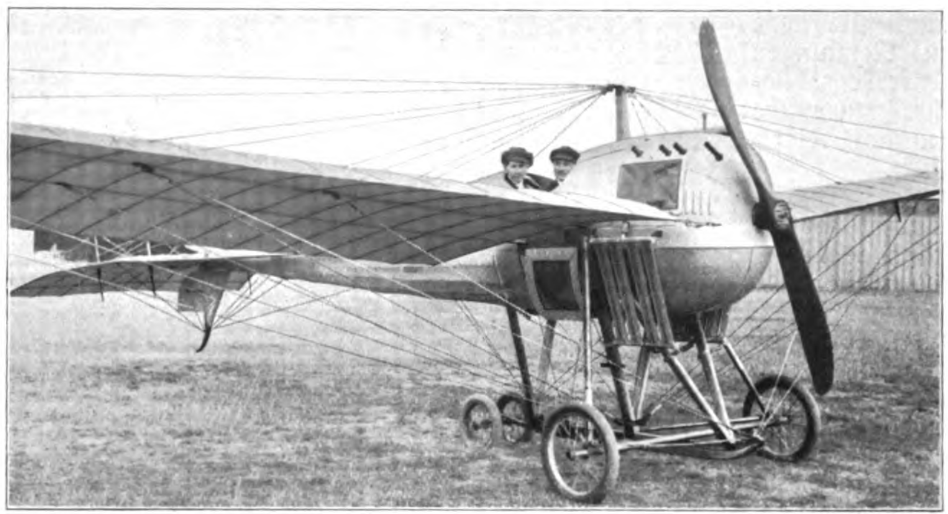
Flugplatz Johannistal — Herbstflugwoche 1912

Hoffentlich wird bis dahin Gesetz, daß die Flugzeuge behördlicherseits abgenommen werden und daß Flieger zur Mitnahme von Fluggästen eines amtlichen Befähigungsnachweises für das von ihnen geflogene Flugzeug bedürfen. Die Beschränkung der Unfälle ist nur auf diesem Wege möglich.

Es ist in diesem Jahre mit bewundernswertem Schneid, mit einer die Schwierigkeiten überstürmenden Tatkraft geflogen worden. Neben einzelnen hervorragenden Zivilfliegern hat die Schar der Offizierflieger dem deutschen Namen in glänzender Weise Ehre gemacht. Das ist ein Gewinn, an dem die mannigfachen Fehlschläge nichts zu ändern vermögen. Deutschland besitzt Männer mit eisernem Willen. Deutschland möge dafür sorgen, daß diese Männer Flugzeuge in erforderlicher Güte und Anzahl erhalten, denn diese Flugzeuge sollen in ernster Stunde




Der rassige Torpedo-Kühlstein-Eindecker




Der neue Ziegler-Eindecker mit Kufe und Radgestell, die das Umkippen unmöglich machen

einen Teil von Deutschlands Macht bilden.

Um zu wirklich brauchbaren Flugzeugen mit selbsttätiger Gleichgewichtserhaltung, mit Schutzvorrichtung für den Flieger, mit betriebssicheren doppelten Motoren und so weiter zu gelangen, muß noch eine umfassende Konstruktionstätigkeit einsetzen. Das Geld hierzu wird hoffentlich die vom deutschen Volke in stattlicher Höhe aufgebrachte Nationalflugspende liefern. Vielleicht werden die Konstrukteure ganz neue Wege führen, vielleicht sind diese Wege schon gefunden, Geld ist jedenfalls der einzige Wegweiser.

Die Zeit des Schönwetterfliegens ist vorüber. Es ist in diesem Jahre bei heftigsten Böen geflogen worden. Die Flieger haben vielfach mit den Wettern gerungen, bis diese übermächtig wurden und sie zu Boden zwangen. Auch der größte Schneid vermag nicht über die Grenzen zu dringen, die der Wettergott dem technischen Können setzt. Es muß aber angestrebt werden, diese Grenzen durch Verbesserungen der Flugleistungen und der Flugzeuge zugunsten der Menschheit zu verschieben. Die ersten drei Flüge des Jahres litten schwer unter der Ungunst des Wetters. Der Nordwestflug wurde buchstäblich vom Sturm zerbrochen, nachdem er bereits am Start infolge des Ausbleibens der genannten Teilnehmer fast gescheitert war. Der Flug Berlin—Wien wurde nicht zu der bedeutungsvollen Veranstaltung, die auf der klassischer Strecke erhofft war. Motorenversager, Wettertücke und bedauerlicherweise auch in einzelnen Fällen übereilte und ungenügende Vorbereitung der Teilnehmer erschwerten und vereitelten die glatte Durchführung. Um so stolzer ist die Leistung des deutschen Hirth. Über die Wetter bis auf 2000 Meter Höhe schraubte sich der kühne Führer hinauf und fand trotz Nebel und Wolken, trotz Gebirgen und Windgeschwindigkeiten den überraschend schnellen Weg zur Donaustadt. Ihm fast ebenbürtig legte der tapfere österreichische Oberleutnant Blaschke den Flug zurück, bis ihn nur 5 Kilometer vor dem Ziel Regen und Dunkelheit zur Landung zwangen. Der Oberrheinflug im Mai sah neun Flieger vom Start aufsteigen, gegen sieben im Vorjahre. Vier von diesen, Hirth und drei Offizierflieger, konnten die gesamte Strecke den schweren Bedingungen entsprechend zurücklegen, während 1911 nur Hirth den Anforderungen gewachsen war. Hiermit ist gewiß ein, namentlich wegen der Wetterschwierigkeiten und der Erfolge der Offizierflieger bedeutsamer Fortschritt erzielt worden. Es fragt sich nur, ob das Ergebnis den gewaltigen Mühen und Unkosten der Organisation entspricht oder ob es nicht notwendig ist, das Soll und Haben der Flugveranstaltungen in Zukunft besser gegeneinander abzustimmen, um die erforderlichen, aus den Mitteln

von Gemeinden und Privaten fließenden Geldquellen flüssig zu erhalten.

Vom Wettergott begünstigt verliefen der Nordmarkenflug in Schleswig-Holstein und der in weitem Bogen um die Reichshauptstadt führende Flug „Rund um Berlin". Wie der Nordmarken-, Nordwest- und Oberrheinflug, wollte auch der im Oktober ausgeflogene süddeutsche Flug in erster Linie die militärischen Interessen des Flugwesens fördern. Für die Vorbereitungen des Fluges stand den Fabriken reichlich Zeit zur Verfügung, auch eine ausreichende Zahl von Offizierfliegern konnte von der preußischen und bayrischen Heeresverwaltung entsendet werden, da die Zeit der großen Truppenübungen beendet war.

Acht Offiziere und sechs Zivilflieger starteten in Mannheim, und vier Offiziere, ein Zivilflieger konnten trotz Hagelschlag und Nebel, trotz Sturm und Regen die vier Tagesstrecken über Frankfurt, Nürnberg, Ulm nach München zurücklegen. Drei Etappen flog ein Zivilflieger, zwei Etappen brachten ein Offizier- und ein Zivilflieger hinter sich, die übrigen nur eine Etappe. Motorenversager und Wetterzufälle führten zu mancher Strandung, leider auch zu dem Todessturz des Leutnants Beißbarth und seines Begleiters Leutnant Lang.

Das Flugzeug unsrer Zeit ist vornehmlich ein Kriegswerkzeug, und darum sind die ausgezeichneten Leistungen unsrer Offizierflieger, die auch das Ausland in den Berichten über das diesjährige Kaisermanöver anerkennt, so besonders wertvoll. Ein besonderes Lob gebührt auch den Begleitoffizieren, die die Flieger während der Überlandflüge auf allen Flugzeugen begleiteten. Mit tatkräftiger Entschlossenheit haben sie auch bei den schwierigsten Verhältnissen die Orientierung gehalten.

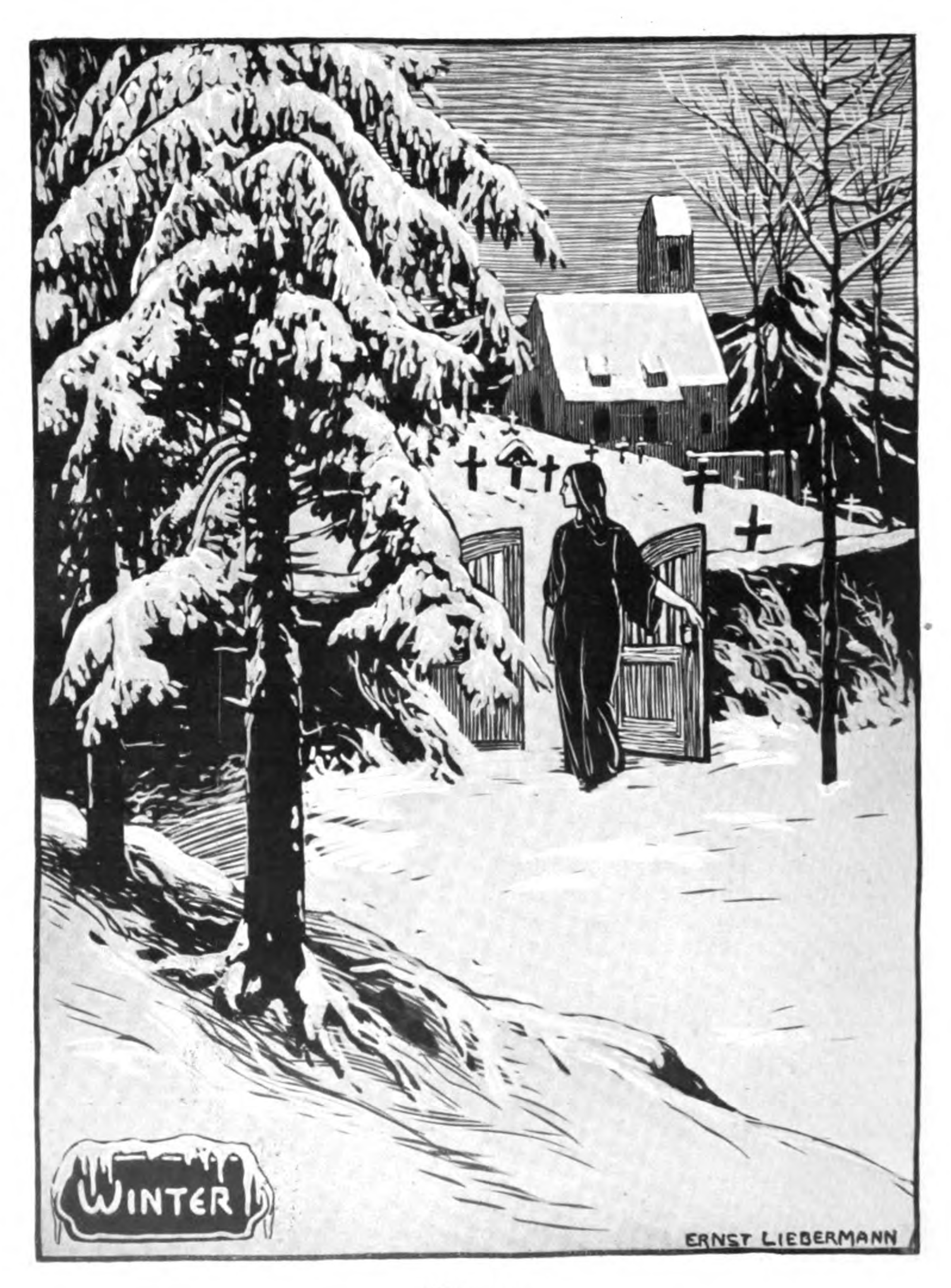
Auf die örtlichen Wettbewerbe genauer einzugehen, ist hier nicht mehr möglich. Der Zweck der Veranstaltungen war einmal, den Fliegern Gelegenheit zu geben, ihren Flugzeiten entsprechend Geldpreise zu erwerben und damit ihre Unkosten zu decken, zum andern bestimmte, militärisch wichtige Leistungen, wie möglichst kurzen Anlauf vor dem Abflug, raschen Aufstieg zu kriegsmäßigen Höhen, treffsicheren Abwurf von Bomben und so weiter zu fördern, und die Konstruktionstätigkeit hierdurch anzuregen. Luftschiffe und Flugzeuge sind in Wettbewerb getreten, um zu ergründen, wie der Kampf der beiden Arten gegeneinander sich im Zukunftskrieg gestalten wird. Flugzeuge, die auf dem Lande und Wasser gleicherweise landen können, schwimmfähig sind und vom Wasser aufsteigen können, sind in besonderen Wettbewerben erprobt.

Ein rastloses Forschen und Versuchen beschäftigt die zuständigen Kreise. Es gibt noch vieles zu schaffen, um zu dem Ziele zu kommen. Der richtige Weg ist auf Grund der gemachten Erfahrungen beschritten und Deutschland wird diesen Weg mit tatkräftigem Wollen weitergehen.



Phot. Zander & Labisch

Der Ziegler-Eindecker




Winter

Nach einer Zeichnung von Ernst Liebermann



# Das starke Geschlecht

Von

Hans von Kahlenberg

(Fortsetzung)

### Etwas über Geographie

Er weiß, daß es höhere Töchterschulen gibt, manchmal hat er in Städten solche Gebäude gesehen, aus Backsteinen, mit hellen, hohen Fenstern. In Gold stand über dem Tor geschrieben: Höhere Mädchenschule. Zu gewissen Mittagszeiten entleerten sich diese Gebäude, ein schwarzstrümpfiges, bezopftes Gewimmel belebte die Straße, klingendes Gelächter, hundert Plappermäulchen, schwarze und braune Schuhchen. Das Bild, die Vorstellung, war recht angenehm. Und Augen hatten die kleinen Dinger, helle, dreiste oder schwarze, geheimnisvolle und suchende, verheißende — sie verhießen schon!

In diesen Gebäuden lernte man Literatur und Geographie, man lernte Physik und Geometrie. Wahrhaftig Geometrie!

Seine kleine Frau möchte von Köln nach Luxemburg fahren, sie hat eine sehr liebe Freundin in Luxemburg.

„Natürlich fahren wir über Paris, Brüssel," sagte seine Frau. „Luxemburg liegt doch auf dem Weg nach Paris."

„Aber Kind, Luxemburg! — Luxemburg ist dicht bei Metz."

„Nun gut. In der Eifel also! Ist Metz nicht Eifel? Du wirst im Kursbuch schon finden, wie wir es machen. Metz, Brüssel, Paris, Luxemburg, das ist doch sehr bequem! Denkst du, ich wollte nach Luxemburg allein, wenn wir nicht über Paris führen? Im Bon Marché kann man für vierzehn Frank seidene Unterröcke kaufen. Für vierzehn Frank!"

Oder Glogau wird erwähnt. „Glogau liegt bei Magdeburg," bemerkt sie, die in der Töchterschule mit prima Zeugnis abging. Auf einen fragenden Blick verbessert sie sich sofort: „Ich meinte natürlich Görlitz oder Goslar."

„Nun, mit G fangen alle drei an."

„Mach doch nicht so pedantische Unterschiede!"

Louis Quatorze war ein Mann, der nach Heinrich dem Vierten drankam, dem Mann, der die vielen Liebschaften hatte. Auf diesen gab es noch Napoleon. Oh, Napoleon kennt sie gut! Sie muß zugeben, daß Habsburg, Holstein-Gattorp und Pfalz-Zweibrücken für sie ein wüstes Knäuel bilden. Warum auch nicht? Diese Menschen sind doch auch nicht interessant. Cäsar (Auch du, Brutus!), der Alte Fritz und Attila sind ihr dagegen intim vertraut. Sie kommen in Stücken und Romanen vor; es ist ihr nicht auszureden, daß Kambyses mal die ägyptische Königstochter geliebt hat, und Ben Hur steht im Neuen Testament — im Markusevangelium!

Seine Frau formt neue und eigenartige Bibelsprüche: Wer Menschenfleisch isset, des Fleisch soll wieder von Menschen gegessen werden, und es macht ihr einen eigentümlichen Spaß, daß das neunte Gebot sich nur auf des Nächsten Weib bezieht.

Dabei hegt sie Hintergedanken. Gälte es uns auch, würde es doch heißen: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Mann! Moses mag sie nicht recht, und Salomo

war ein Untier! Dagegen sind Maria Magdalena, der Hauptmann von Kapernaum und der Apostel Johannes sehr sympathisch; allen Frauen gefällt der Apostel Johannes.

Seine Frau hat eine ausgesprochene Abneigung gegen Herren, die solche Scherzfragen stellen wie: weshalb in einem Schornstein der Rauch in die Höhe steigt, sie erörtert nicht gern zu genau, wie man eine schiebende Bewegung in eine drehende verwandelt, chemische Formeln sind ihr ein Greuel — sie lächelt schmerzlich und verloren —, es gibt Leute, die wissen, wie Stoffe gewebt werden, woraus Kunstseide hergestellt ist, und welche Bestandteile Eternit enthält. Sie nimmt diese Naturerscheinungen einfach als Tatsachen hin, wie das Telephon, wie die Lichtbilder und den Zeppelin. Der Zeppelin interessiert sie sogar sehr, aber schon der Begriff Propeller, Motor, Antrieb ermüdet und macht sie unsicher. Sie ist ja weder Ingenieur noch Erfinder.

Grausam und boshaft bleibt, mit ihr Prüfungen anzustellen, sie auflaufen zu lassen. Schon bei Rätselfragen und Kunststücken wird sie unruhig. Sie bekommt dann etwas Huschendes, sie möchte nur Mücke sein, nur naschen.

Pedanten haben sich langatmig bemüht, ihr zu erklären, wo der Mond sich bei Tage aufhält oder wie man nach dem Stand der Sonne die Himmelsgegend berechnet. In den tiefsten Tiefen ihres Gemüts bleibt ihr der Äquator ein Strich um die Erdkugel, die übrigens bei ihr durchaus eine Fläche bleibt, die Pole sind zwei weiße Tupfen an jedem Ende. Sie sieht nach der Uhr noch heute etwas zu lange und macht im Kopf ein verworrenes Rechenexempel dabei durch; wenn die Direktion rechts erwähnt wird, faßt sie heimlich nach der Tasche oder vielmehr nach der Stelle, wo die Tasche sitzen müßte.

Nie ist einem Hieroglyphenentzifferer gelungen, die Methoden, nach denen sie dividiert oder multipliziert, zu ergründen. Es gelingt ihr nach einiger Zeit und nach sehr viel Kritzelei auf geheimnisvoll beschmierten Zettelchen. Sie mag das Semikolon nicht, und zögert über ch und g bei den Anhängesilben ig oder lich. Sie weiß ja so sehr viel schwierigere Sachen!

Mit sechs Jahren kommt man in die Schule in Deutschland, man bleibt dort bis zum sechzehnten oder siebzehnten Jahr — volle elf Jahre! Jeden Tag fünf Stunden. — Es gibt Lehrer und viele Tausende von Lehrerinnen. Diese Übung kostet den Staat zwölf Millionen Mark. Er liest es in den empörten Statistiken der Frauenbewegung, die wissen, daß für Knabenschulen das Dreißigfache aufgewendet wird. — Ihr Mann würde über dem Problem schon tiefsinnig.

Seine Frau brach der besten Staatspalme eines Tages den längsten Renommierwedel ab. Sie schickte die Palme nebst Zweig zum Gärtner, er möchte „das" wieder ansetzen, und bleibt überzeugt, der Mann war ungefällig oder ungeschickt, weil er ablehnte. Sie könnte fragen: Tut die Leber dasselbe wie die Niere? Und läuft das Blut aus den Fingerspitzen in die Hand oder umgekehrt? Die natürlichen Vorgänge in ihrem Körper sind für sie durchaus rätselhaft. Warum das wissen? „Wenn ich eine Krankheit habe, sterbe ich dran, und wenn es nichts ist, werde ich wieder gesund." Ihre Logik ist unanfechtbar.

## Sein Freund Reginald

Unleugbar ist dies sein bester Freund, sein Jugendfreund! Er hat ihn lange Jahre nicht gesehen, er ist gerührt, wenn er von ihm spricht. — „Dieser liebe, alte Junge!" — Tausend Erinnerungen haften an ihm, von Schülerstreichen und romantischer Schwärmerei, von ersten Lieben, der ersten Italienfahrt.

Selbst seine Frau wird mit ihm weich gestimmt. Soviel bedeutet ein Freund aus der Jugend, mehr als ein Bruder! „Denn Verwandtschaft ist doch bloß Zufall," zitiert seine Frau elegisch; Zitate nämlich behält sie.

Die Begrüßung der Freunde ist trocken — die Erregung war zu groß, denkt seine Frau, bei ihnen sitzen die Emotionen tiefer. „Des Mannes Keuschheit geht auf seine Seele" — sie zitiert schon wieder.

Reginald ist auch trocken. Er hat eine etwas gerötete Nase. Er sagt: „Nun, wie geht's dir? Geht's gut? — Ah, gnädige Frau —"

„Meine kleine Frau!" stellt er strahlend vor. Die ganze Zeit spricht er aufgeregt von seiner Frau und zu seiner Frau, auch Reginald spricht mit ihr, für sie. Sie beweist diskretes Zartgefühl, sie läßt beide allein. Jugendfreunde, die sich so lange nicht gesehen haben, die so viel Sehnsucht nach einander empfanden! Viel — viel werden sie sich zu sagen haben! Vielleicht auch Geheimnisse. Es ist besser, sie stört da nicht. Sie billigt Männerfreundschaften — es erinnert an Achilles und Patroklus, an Frithjof und Börnj, an Schiller und Goethe. Dies Paar, behaglich da bei ihm, mit Zigarren und Weinflaschen installiert, ist poetisch und rührend.

Sie kommt, um nochmals eine besonders gute, der Gelegenheit würdige Weinflasche zu bringen; Regi hat Sinn für Wein. Ach, die schönen Tage in Marburg, in Heidelberg und am Rhein! Max, ihr Max sieht vergnügt aus, er liegt im Schaukelstuhl und pafft, Reginalds Gesicht ist noch etwas rötlicher und scheinender. Augenblicklich sind sie noch ganz in wortloses Behagen des sich Wiedergefundenhabens versunken.

Sie begrüßen sie mit übertriebener Verbindlichkeit: „Ah, kommst du endlich? Bleibst du bei uns?"

„Ich werde mich hüten!" sagt sie schelmisch, stellt den extra guten Tropfen hin. „So alte Freunde! Jugendfreunde!"

Max lacht aufgeregt herzlich, Reginald scheint. Beider Augen folgen ihr bis zur äußersten Grenze, als sie über die Schwelle schreitet.

Max seufzt. „Noch eine Zigarette, alter Junge?" Er gießt dem Freund den extra guten Tropfen ein. Beide heben ihre Gläser, besinnen sich dann. „Na, prost!" sagt Max und nach ihm Reginald.

Im Zimmer bleibt's verdächtig still. Die Sonne scheint, die Blumen, von ihr aufgestellt, duften. „Schmeckt dir der Wein?" fragt Max und hält sein Glas prüfend gegen das Licht. Reginald schluckt kurz, kaut, er ist ein Kenner. „Caseler, Dominikaner," sagt er.

„Neunzehnhundertvierer."

„Vom Winzerverein?" fragt Reginald.

„Erbeker! Den Burschen ist auch nicht mehr zu trauen." Max trinkt. Reginald schluckt. Die Stille wird drückend, eine Fliege summt, und beide hören ihr Summen deutlich, sie rauchen, trinken und schweigen.

Angeregt springen beide auf, als die Hausfrau wieder eintritt. Es ist zum Essen angerichtet. Sie hat von Max Reginalds Wünsche erfahren, es gibt jedes seiner Leibgerichte. Reginald ist halb gerührt, halb zerknirscht über so viel Güte — sie weiß, daß sie, die Buben, dem Pfarrer grüne Birnen stahlen, sie fragt nach Reginalds Mutter, nach den verheirateten Geschwistern. Reginald taut auf und wird wirklich ganz gesprächig. Max sieht ihn strahlend an, wie der Künstler ein von ihm ausgestelltes und selbstangefertigtes Objekt. Er trinkt viel und stark, das ist Freude! Seine Frau und Reginald sprechen beständig. Er ist stolz auf seine gesprächige, heitere und gewandte Frau.

Nach Tisch wieder Alleinsein der beiden Unzertrennlichen, der Freunde. Sie weiß besser, was sich schickt. Nach achtjähriger Trennung! Aber Likör und Kaffee bekommen sie gern zu ihrer Abgeschlossenheit. Seine Frau zieht sogar den Vorhang noch zu: „Jetzt stört euch keiner mehr!" Sie trinken Likör und trinken ihren Kaffee. Sie rauchen, Max lächelt beständig, und Reginald glänzt ihn an ... Sie schweigen.

Allmählich verfällt Max in einen Nachmittagsdusel, er schließt die Augen, er schnarcht. Reginald raucht noch und trinkt weiter Likör. Ihm ist's wohl, matt und duselig.

Wieder belebt ihr Eintritt um vier Uhr. „Nun, ausgeschwätzt? Da wird es Abenteuer und Missetaten genug gegeben haben! — Sind Sie auch so rot, politisch, wie mein Max, Herr Reginald? Was denken Sie über die Schutzzollpolitik, und wie lange behalten wir noch Regen diesen Sommer?"

Reginald lächelt und erteilt auf alles gehorsamen Bescheid. Er ist auch Sozialdemokrat, er pfeift auf die Schutzzollpolitik und er verflucht den Regen.

Sie lächelt. „Ein verfluchter Kerl, der Reginald!" sagt Max tiefbefriedigt, er denkt an was, vielleicht an die grünen Pflaumen des Pfarrers oder an ihre Bude über der Lahn — er lacht auf. Reginald lacht auch.

Gott, sind die beiden blödsinnig! denkt seine Frau. Na ja, Männer —

Sie sind nun fast ängstlich besorgt, daß sie wieder geht und sie abermals allein läßt. Reginald taut sogar so weit auf, daß er eine kleine, harmlose Geschichte von einer Frau erzählt, von einer Witwe, die er heiraten sollte.

Max nimmt die Idee mit Feuereifer auf. Natürlich muß Reginald heiraten! „Du, Reginald —" Er lacht in irgendeiner Erinnerung, daß er sich schüttelt, roh und männerhaft. Reginald lacht auch, verschämt und gedämpfter, weil sie dabei ist. — Aber über ihr Lachen zu sagen hätten sie beide nichts.

Seine Frau gähnt. Die Likörflaschen, zwei Weinflaschen und der Zigarrenkasten sind leer, sie nimmt alles mit.

Nun wird Max desperat: „Du darfst nicht gehen! Du sollst hierbleiben! Reginald ist doch gerade deinetwegen, um dich kennen zu lernen, hergekommen!"

„Ja, das habe ich natürlich nicht gewußt." Sie bleibt, sie lächelt, sie redet über dies und das. Die Rührung kommt wieder über sie, daß diese beiden sich schon so früh gekannt haben, sie stellt geschickte Fragen und erfährt auch wirklich einiges, daß Reginald in Texas war und daß er jetzt viel Geld verdient.

„Sie, wirklich, haben etwas zu erzählen! Und Max hat Ihnen von uns schon alles berichtet?" Max hat nichts berichtet. Aber was können sie nur die drei Stunden zusammen gesprochen haben? fragt sich seine Frau. Vielleicht sind Männer verschlossener als wir? Sie brauchen Zeit.

Es wird zehn Uhr. Reginald muß sich vorbereiten, das gastliche Haus seiner Freunde zu verlassen. Max ist sichtlich erleichtert, er springt mit auffallender Dienstfertigkeit umher, sucht Mantel und Stock. „Das war einmal brav von dir! Das rechne ich dir aber sehr hoch an, daß du für die paar Stunden die weite Fahrt gemacht hast!"

Reginald sagt: „Leb wohl, alter Junge! Ich hab' mich sehr gefreut." Ja, so Jugendfreunde! kommentiert seine Frau, sie halten zusammen, das bleibt fürs Leben!

„Und schreib mal, wie es geht!"

Reginald lacht kurz auf. Der Gedanke an Schreiben ist beinahe komisch, auch Max findet ihn komisch.

Das war nun sein Freund, sein bester und nächster Freund, ein famoser Mensch, eine treue Seele!

„Aber ihr habt doch kaum ein Wort zusammen gesprochen?" fragt seine Frau. „Ich, wenn ich Sanna oder Minnie träfe —" Das will gar nichts besagen! Er beweist seiner Frau, daß schon Reginalds Mutter seine mütterliche Freundin war, seine zweite Mutter: „Es war ein sehr genußreicher Nachmittag."

### Das Küchenpersonal

Er leugnet, daß eine Beziehung besteht, er leugnet es mit Energie, sogar mit Bitterkeit! — aber sie ist unleugbar vorhanden. Nur ist schwer zu sagen, wer an-

fängt. Er sieht es gern, wenn Minna, Klara oder Ottilie hellblaue oder rosa Kattunkleider tragen — nun, das sieht doch auch wahrhaftig nett aus! Und Minna und Klara sind jung, haben rote Backen und weiße Hälschen und kleine, schnippische Kopfbewegungen und bewegliche Mündchen. Wie blitzschnell sie reagieren, mit einem Lächeln, einem Erröten, mit ihrem Beifall! Seine Frau ist überzeugt, daß er Witze für Klara und Ottilie macht, er sagt Galanterien für Minna, er ist heiter und pfeift, wenn Salchen durchs Zimmer huscht.

Es ist nett, das Küchenpersonal! Minna hat eine Manier, ein intimes Kleidungsstück, sauber abgebürstet, zart hinzulegen und lautlos zu verschwinden — das ist ein ganz klein wenig Tochter, ein bißchen Verhältnis, gute, alte Zeit, halb Familie, doch unfamiliär, ein Teil von seiner Frau, ihre Ausführung, ihre rechte Hand, doch nicht die Gattin selbst, die Treffliche, die Vollkommene, die mit zwei Händen!

Der Hang existiert nicht, er schwört ihn ab, er besteht lediglich in der Phantasie der Frauen. Sie nur hört die Milde, den andern Klang eben, im Befehl an Minna als in dem an Heinrich. Und Minna ist frech, Minna antwortet ihm anders als ihr, vertraulicher, wie soll sie sagen? respektloser. Minna hebt ein langes blondes Haar von seinem Jackett mit religiöser Sorgfalt und Umständlichkeit, es fehlt nicht viel, daß sie es ihm sauber in einen Papierbogen gefaltet auf den Schreibtisch legte. Und sie würde es jedenfalls so legen, daß seine Frau es nicht auch findet. Obgleich es doch natürlich bloß ihr Haar sein könnte. Es ist das blonde Haar der gnädigen Frau. Aber warum denkt Minna, daß es nicht ihres sein könnte? Was gibt ihr die Berechtigung zu solchen Gedanken?

Wenn er nur fragt: „Na, Minna, auch mal ausfliegen heut?", lacht Minna geziert und überglücklich. Ihm gilt ihr neuer Hut, ihre Boa — wenn er sagt: „Donnerwetter, Minna!" erglüht sie. Und gleich, während sie erglüht, sieht Minna angstvoll auf ihre gnädige Frau. Empfindet sie sich als deren Rivalin? Das wäre! — Selbst wenn er wütend ruft: „Noch nicht fertig mit Ihren Liebesbriefen?", kichert Minna nur matt und wagt nie eine Remonstration. Mit ihr, der gnädigen Frau, ist sie aufgeweckter und beredter; dafür ignoriert die aber auch Minnas Liebesbriefe. Minna ist für ihn immer bereit, sie folgt sogar auf Pfiffe. Wenn sie keine andre Eigenschaft hat, schmutzig, nachlässig, verliebt und diebisch ist, seine Schlipse und Taschentücher kann sie allerliebst einordnen, sein Federhalter liegt an seinem Platz, sein Rasierspiegel ist blitzblank poliert. Die weinende Minna findet ihn immer väterlich, er kann Tränen nicht vertragen. Bei seiner Frau nicht, da ist's ritterlich. Aber bei dem Stubenmädchen!

„Bedenke, daß Louis Quatorze vor jeder Kammerfrau den Hut abnahm!"

„Na, Louis Quatorze, der ist eben auch ein Beispiel! Und am geöffneten Taillenknopf der guten Maintenon blieb er mit seiner Krone hängen."

„Minnas Knopf ist immer geschlossen."

„Also das siehst du?"

Er zuckt die Achseln. Zu leugnen ist ferner nicht, daß in Abwesenheit seiner Gattin, während seiner Strohwitwerzeit, seltsame Sitten sich einbürgern. — Minna singt bei der Arbeit! Warum singt sie, hell und schmetternd? Wenn er ihr zuruft, daß sie zu laut schmettert — es gibt Zurufe und Zurufe, der Ton macht die Musik! — kichert sie und fängt nach einer Weile leiser und wehmütiger wieder an. Minna pfeift sinnig oder sie singt. Eine gewisse Alertheit ist in ihr, sie fliegt, irgendwie fehlt ihrem Fliegen das Dienstbare, Kommandierte, sie fliegt auf eigne Faust, wie sie will, schmetterlingshaft. Über kleine Versehen gleitet sie flüchtig hinweg. Was macht das auch? Der Herr müßte eigentlich anders im Kopf haben als seinen Pudding oder die Bratensauce. Auch Minnas Kopf ist nicht bei der Bratensauce.

Sie liest noch mehr Romane und öffentlicher, dehnt sich im Liegestuhl auf dem Balkon. Der Balkon war ihr nie erlaubt und wurde auch von ihm natürlich nicht ausdrücklich zugestanden. Jetzt benutzt sie ihn. Des Nachmittags sieht sie so verschlafen aus, daß ihr Herr sich bemüßigt fühlt, sie aufzumuntern. „Na, mal 'n bißchen fix! ... Schlafen Sie nicht, Minna!"

Sie sieht ihn rätselhaft und halb verächtlich an, gähnt noch einmal ausgiebiger. Wäre Schlafen nicht das Beste, wo das Leben so öd ist? Öd für ihn, weil die Madam fehlt? Oder für Minna —

Ein größerer Querriß in seiner frisch auseinander gefalteten Serviette läßt sie ebenfalls kühl. Was ist denn da weiter? Den stopft man eben. Wer stopft? Na, Minna! Wenn sie Zeit hat.

Sie ist verdrossen, schlackſig, impertinent. Er bleibt musterhaft.

Wenn seine Frau zurückkommt, gibt es großes Reinemachen, Minna muß gehen. Es ist sonderbar, mit dem Herrn allein arten sie immer aus! „Du hast eben ihre Erwartungen nicht erfüllt. Oder —"

Er ist von vollendeter Gleichgültigkeit. Er blickt nicht mal auf, wenn die neue Christine kommt. „Findest du Christine eigentlich hübsch?" fragt sie versucherisch. „Hübscher als Minna?"

„Wer war Minna? Ach so!"

Das Küchenpersonal existiert für ihn nicht. Aber er existiert für es. Das bleibt immer beunruhigend. Man kennt zu viele Geschichten: Frau Meyer hatte eine Köchin, die sonst einen andern Beruf ausübte und Herrn Meyer ganz dreist anbot — — Frau Blume entdeckte ihre Zofe plötzlich als elegante Dame wieder mit einer Privatwohnung in der Ansbacher Straße; die betrübendste Sache aber erlebte Frau Rat Wilhelmi, die an möblierte Herren vermietete, um ihre Töchter unterzubringen. Der möblierte Herr, ein Rechtsanwalt, noch dazu wohlhabend, heiratete ihr Stubenmädchen!

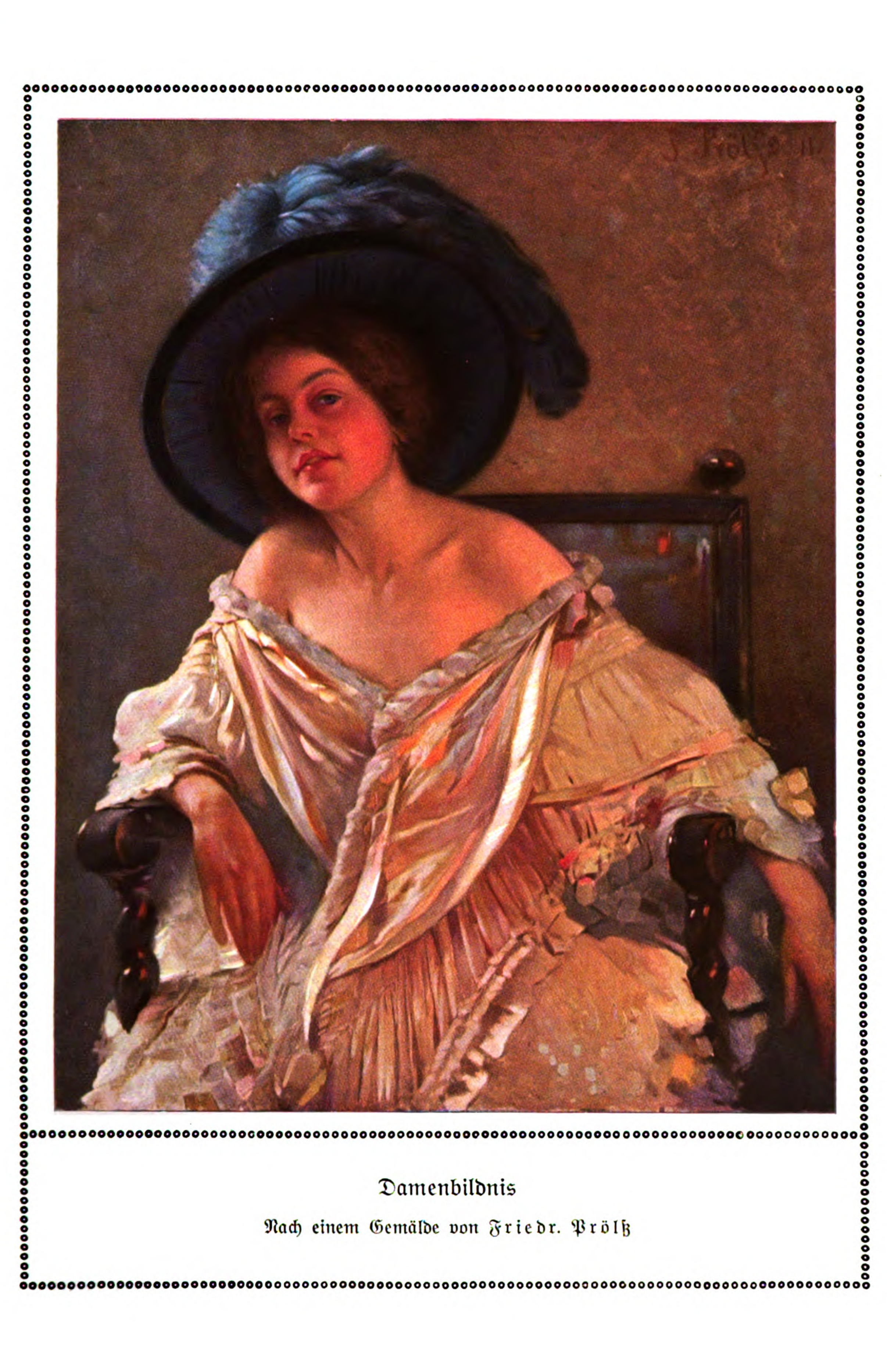
Niemals gelingt es ihm, sich von diesem Schatten, der auf seinem ganzen Geschlecht ruht, vollkommen zu reinigen. Männer bleiben Männer, bedenkt seine Frau, und Lina vergißt den Unterschied auch nie.

Daß er jetzt solid ist, wäre ja möglich. Er hatte doch mal ...

Das bringt sie wieder auf die Vergangenheit. Selbst Joseph hatte eine Vergangenheit. Sie würde an die Potiphargeschichte ungern denken. Was sagte die Potiphar eigentlich? Fiel der Mantel von selbst oder faßte sie ihn?

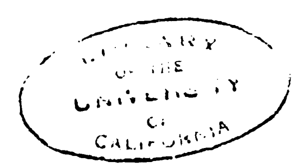
Aber er ist in dem Punkt dickfellig, er sieht und hört nicht. Ist er schlau oder unschuldig? Die Symptome sind genau die gleichen. (Schluß folgt)





Damenbildnis

Nach einem Gemälde von Friedr. Prölß


CALIFORNIA



Gottfried Schadow: Na, darum keine Feindschaft nich!
Einladung zu einem Künstlerfest

# Satire vor hundert Jahren

Von

## Hans Ostwald

(Illustrationen aus der Sammlung Lipperheide)

Die Biedermeierzeit ist durchaus nicht nur das Zeitalter der behäbigen Beschaulichkeit und der bürgerlichen Idylle. Die Menschen der Biedermeierzeit waren nicht einseitig. Romantische Empfindsamkeit galt ebensoviel wie die bescheidene bürgerliche rationalistische Einfachheit im Gefühl. Und an Scherz und Satire scheint sie erst recht keinen Mangel gelitten zu haben. Es gab ja auch Gelegenheit genug. Auch an großen Ereignissen fehlte es nicht. Zu Anfang des Jahrhunderts rührten die Napoleonischen Kriege alles auf und verlangten eine energische Parteinahme. Nun ist es eine feste Eigenart der politischen Karikatur, daß sie fast stets auf der Seite des Schwächeren, auf der Seite der Unterliegenden steht. Die Karikatur greift gewöhnlich voller Hohn und Grimm mit stachligem Stift die kleinen Blößen der Großen und Starken an. So wissen wir ja, wie Bismarck der beste Mitarbeiter des „Kladderadatsch" war und wie in der Dreyfusaffäre die begabtesten Zeichner gegen die herrschende Generalität sich rührten. Vor hundert Jahren war das anders. Solange Napoleon noch halbwegs fest auf seinem Throne saß, hat ihn kein Mensch in der Satire anzugreifen gewagt, trotzdem er doch gewiß auch Schwächen zeigte, die des Gelächters wert waren. Seine bombastischen Bulletins und auch manche Vorkommnisse in seiner ein wenig gewaltsam erhöhten Familie und an seinem Hof hätten wohl die Satire herauslocken können. Aber seine Hand lastete zu schwer auf den Völkern. Und nicht einmal heimlich wagte sich der Spott an den Überragenden heran. Sehr stark floß ja überhaupt nicht die satirische Ader in jener Zeit. Die Französische Revolution hatte zwar in England eine Karikatur hervorgerufen, die mit außerordentlich übertriebenem und manieriertem Mienenspiel und Bewegungen arbeitete und die auch in Deutschland Nachahmer gefunden hatte. Aber an den französischen Sieger hatte sich kein Spott, keine Wut und keine Gehässigkeit in der Form der lachfrohen Karikatur herangewagt. Die ganze Kraft des Widerstandes wurde in ernstem Ringen, in bitterbösem Kampf aufgebraucht. Erst als der große Korse gestürzt worden war, atmete die europäische Kulturwelt ein wenig auf



Th. Hosemann: Kommen Sie man immer dreiste, Mamselleken; ick habe Stiebel an

riesengroßen Wellington. Das war denn doch eine Entgleisung und eine Überhebung des englischen Nationalgefühls, wie überhaupt diese nachträgliche Napoleonskarikatur eine Entgleisung war. Sie ist eben nur zu verstehen, wenn daran gedacht wird, daß das befreiende Lachen in diesem Falle erst kommen konnte, als die arge und schwere Zeit vorüber war. Sonst hätte sich wohl nicht ein solcher aufgeklärter und hervorragender Geist wie Gottfried Schadow mit ihr befaßt. Gerade von Gottfried Schadow aber haben wir die künstlerischsten Karikaturen auf die napoleonische Zeit. Von ihm stammt ein Blatt, das die französischen Soldaten als Feiglinge und Jämmerlinge erklärt, die haufenweise davonlaufen, wenn

und hatte wieder Zeit und Empfindung für ein befreites Lachen. Dies Lachen war aber immer noch erbittert. Es war das Lachen der von einem bösen Traum Befreiten, die dem gewichenen Alpdruck noch einen Stoß geben möchten. Eine Unzahl von Karikaturen auf Napoleon erschien nach seinen Niederlagen. Der Hochmut seiner Armee wurde in einem Doppelbild auf den Russischen Feldzug verspottet. Die Soldateska hatte sonst ihre Quartierwirte arm und kahl gefressen und überall im Besten, was Küche und Keller hergab, geschlemmt. Jetzt, im verlorenen Feldzug, begnügten sich die Feinschmecker mit rohen Fetzen Fleisch von gefallenen Pferden.

Eine ziemlich plumpe, aber treffende Karikatur von 1815 zeigte Napoleon als Baby im Steckkissen auf den Armen des Teufels, der freudig sagt: „Dies ist der Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe!“ Eine englische Karikatur von Cruikshank bringt das Püppchen Napoleon auf den Fingern des mit ihm spielenden und ihm Nasenstüber gebenden

ein preußischer Soldat auf sie losgeht. Diese Angst der einstigen Triumphatoren schildert Schadow auch auf einem andern Blatt. Ein Soldat ruft eine vorübergehende Wäscherin an; sie antwortet berlinisch: „Jott, hab Sie sich nich, La



L. Boilly: Konferenz der Herren Doctores



B. Doerbeck: Geduldsprobe. „Du mußt Salz auf den Schwanz streuen!“

Bache!“ Künstlerischer und bedeutender ist Schadow in der prächtigen Karikatur „Klage der Napoliumsfreunde nach seiner Gefangennahme“. Da zeigt er uns einen ganzen Klub von den verschrobenen und schwärmerischen Käuzen jener Zeit, die alle außer sich sind über das Unglück ihres Idols. Sie hatten vielleicht nicht unrecht.

Denn Napoleon hatte ja nicht nur das Unglück verlorener Kriege über die Völker gebracht. Er hatte auch die neue Zeit mitgebracht, die Abschaffung der Leibeigenschaft, die Selbstverwaltung der Gemeinden und viele neue Dinge, die frische, unverbrauchte Kräfte auslösten. Hier trifft Schadow, der sonst so geistreich sein konnte, nicht immer ins Schwarze.

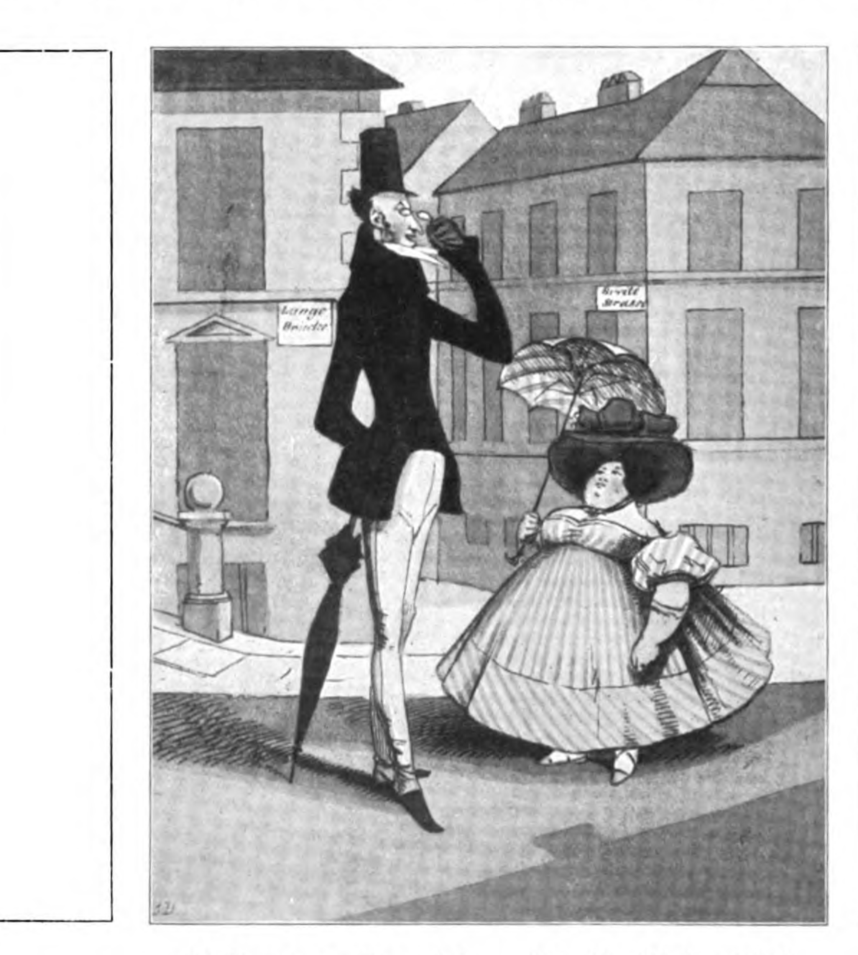
Aber in andern Blättern gab er volles Leben. Wenn er humorvoll einer Einladung zu einem Künstlerfest eine Kopfleiste gibt, die nach einer Berliner Redensart „Keilerei mit Tanzvergnügen“ genannt werden könnte, oder wenn er Klatschbasen zeichnet (Sammlung Raczinsky), dann enthüllt er lachend kleine Menschlichkeiten. Dann spricht auch aus seinen Blättern jene gemütliche Sonntagnachmittagsstimmung, die auch einst in Berlin geherrscht haben muß.

Im Berlin der Biedermeierzeit finden wir jedenfalls eine Anzahl von künst-



Cruikshank: Satire auf die Reisewut

lerischen Karikaturen, die auf eine einheitliche behäbige Stimmung hindeuten. Das Leben der ganzen Stadt hatte etwas Einheitliches, was ihr heute fehlt; es war bürgerlich. Das Bürgertum hatte durch seine fleißige Arbeit die Aristokratie ziemlich überwunden. Viele vornehme Familien hatten auch in den Napoleonischen Kriegen ihre Besitzungen verloren. Und so war denn überall ein bürgerlicher Zuschnitt des Lebens vorhanden... Selbst am Hofe war er beliebt. Friedrich Wilhelm III. war durchaus nicht für große Staatsaktionen eingenommen und haßte das steife Hofzeremoniell. Der Kronprinz aber lebte ganz wie die Künstler und Wissenschaftler, die er verehrte. So war denn eine Geschlossenheit im Berlin der Biedermeierzeit vorhanden wie nie wieder. Solche Zustände waren geeignet, auch einen bestimmten Charakterzug der Bevölkerung klar und dokumentarisch zum Ausdruck kommen zu lassen. Und diese Haupteigenschaft war der Witz und die Satire. Schon in Daniel Chodowiecki, der das Berlin des achtzehnten Jahrhunderts ein wenig kühl, doch nicht ohne vornehmen Verstand und bisweilen auch ein wenig spöttisch geschildert hatte, war das satirische Element zum Vorschein gekommen. Er hatte sich über die niederdeutsche Futterkobersucht, in der die Naturliebe des Berliners meist endet, lustig gemacht in seiner „Wallfahrt nach Französisch-Buchholz“. Und manch andrer seiner kleinen anmutigen Kupferstiche teilte kleine Nadelstiche aus. Politisch war er so gut wie indifferent und nur aufkläre-




B. Doerbeck: Gegensätze. Wie die Natur spielt

risch wie die Literatur seiner Zeit. So trifft er sich denn mit einem großen Teil der Karikaturisten der Biedermeierzeit. Waren auch manche tätig als Vorkämpfer der Märztage, machten sie sich auch in allerlei Zeichnungen, die die Krähwinkelei lächerlich machten und die Bureaukratie und den Antizeitgeist der Metternichschen Reaktionsperiode treffen sollten, über politische Rückständigkeiten lustig, so suchten sie doch ihr ureignes Feld in der verhöhnenden und übermütigen Geißelung gewisser menschlicher Schwächen und Eigenheiten.

Hier boten die Engländer mit ihrem zur Groteske neigenden Zug zur Übertreibung wohl das Kräftigste. Ihr willkommenes Ziel war vornehmlich die Mode und ihre Sonderbarkeiten. Vor allem machten sich die Zeichner an die Mode der großen Hüte heran. Diese Blätter muten fast aktuell an. Wie da die Sucht der Frauen, das Neueste in auffallendster Form zu besitzen und so die Beneidetste, Bewundertste und Angestaunteste zu sein, in den Kern getroffen wurde, das ist selten wieder erreicht worden. Bald wurde der Hut so groß, daß er der Dame und zweien ihrer Verehrer als Schirm dienen konnte. Die Ärmel glichen kleinen Luftballons. Und Schuten wurden getragen, die fast einen Meter über das Gesicht hinausragten. Alle diese Dinge, die jede schöne Linie der menschlichen Gestalt zerstörten, ja die aus den Menschen seltsame Wesen von einem seltsamen Äußern machten, nahezu fernab von jeder Menschlichkeit — alle diese Modetorheiten fanden in den englischen Karikaturisten entschlossene und unerbittliche Gegner. Besonders ist es Cruik-




Englische Satire auf die Musikanten



Süddeutsche Karikatur der Katzenmama

shank, der hier seinen derben Zeichenstift führte.

Doch beschränkte sich die Karikatur nicht auf die Schwächen der Frauen. Die Männer, die eitel und kleinlich und unbedeutend genug waren, sich an die Mode zu verlieren und sich mit den weibischen Übertreibungen männlicher Kleidung zu schmücken, wie sie oft in der Großstadt zu finden sind, wurden in ihrer Geckenhaftigkeit schonungslos entlarvt.

Auch manche Zeiterscheinung unsers kapitalistischen Zeitalters verfiel dem Spott der Zeichner. Sie machten so manchen Protzen unsterblich. Und viele Eigenheiten der englischen Nation wurden lächerlich gemacht. Eine wurde besonders gern von den Karikaturisten aufs Korn genommen — die Reisewut. Die Engländer hatten schon im achtzehnten Jahrhundert das europäische Festland überschwemmt. Aber damals gehörte zum Reisen noch Reichtum. Und nur wirkliche Lords, die über große Latifundien oder gewichtige Einnahmen verfügten, konnten mit großer Dienerschaft und mehreren Reisewagen die romantischen Fahrten am deutschen Rhein entlang, durch die neuentdeckte Schönheit der schweizerischen Alpen und durch das ersehnte Italien unternehmen, wo fast überall die Gasthäuser noch auf tiefer Stufe standen und die Reisenden selbst Bequemlichkeiten und Komfort mitbringen mußten. Als dann aber die neuen Verkehrsmittel die Entfernungen kürzten, als die Kanalüberfahrt durch die neuen, mit Dampfmaschinen getriebenen Paketboote eine ziemlich leichte und sichere Unternehmung wurde, artete die Reisewut der Inselbewohner aus. Jeder mußte einmal aufs Festland. Und nun verspotteten die Zeichner die Massen, die sich guten Mutes den Dampfbooten anvertrauten — um doch erfahren zu müssen, daß das Wasser keine Balken hat. Die gleichzeitige französische Satire war nicht so hahnebüchen, wie die englische manchmal sein konnte. Sie war liebenswürdiger und graziöser. Boilly, der wichtigste und gewandteste französische Karikaturenzeichner jener Tage, war jedenfalls künstlerischer und vornehmer als die Engländer. Wenn er die Mediziner verspottet, die sich um ein liebenswürdiges krankes Geschöpf bemühen und doch nicht den Kern der Schmerzen finden, so erinnert er ein wenig an Molière, der in seinem „Eingebildeten Kranken" ja auch gerade nicht sanft mit den überklugen und sich in einen schimmernden Schein von tiefster Wissenschaftlichkeit versteckenden Dummköpfen von Ärzten umsprang. Aber Boilly ist feiner und zivilisierter. Er ist besonders galant gegen die Schönheit und stellt sie in den Mittelpunkt seiner Blätter oder erzählt nur Gutes von ihr. Wie auf dem Blatt, wo er sich über die Erben lustig macht, die bei der Verlesung des Testaments alle Gefühle, Neid, Enttäuschung und Wut, zeigen.

Aber nur die Schöne trauert und denkt nicht an die Erbschaft.

Die französische Karikatur stand jedenfalls künstlerisch und auch in den Ideen und Motiven höher als die deutsche. Die beschränkt sich auf altmodische, umständliche Darstellung von Typen, wenn wir von jenen Karikaturen absehen, die weiter oben geschildert worden sind. Erst mit F. B. Doerbeck trat ein eigentümlicher und schlagkräftiger Deutscher auf den Plan, in dessen Zeichnung, in dessen Motiven und Sujets Humor und Satire lag. Er kam 1823 nach Berlin, gerade als es sich zu einer bestimmten Stadtkultur zurechtgefunden hatte. Ihm verdanken wir eine geistvolle Schilderung des alten Berlins und seiner Bewohner. Wenn er einen Studenten zwei junge Mädchen fragen läßt: „Was gibt es da, mein schönes Kind?“ und sie antworten: „Gespickte Maikäber, Musjeh!“ so haben wir die schlagfertige Berlinerin vor uns, die sich eines kecken Zudringlichen wohl erwehren kann. Die Unfreundlichkeit des Berliner Kleinbürgers dokumentiert sich in der Redensart des Fleischers, der erst dann keine Knochenbeilage geben wird, „wenn die Ochsen auf Bratwürsten loofen“. Doerbeck blieb nicht der einzige, der Berlin und seine Bewohner so rücksichtslos und doch liebevoll behandelte. Hosemann zeichnete auch manches Blatt. Ihm verdanken wir auch das gut beobachtete: „Kommen Sie man immer dreiste, Mamselleken, ick habe Stiebel an!“ So wurde die unbefangene Grobheit des Berliners gegeißelt, die nicht an den andern, die nur an sich denkt.

Süddeutschland war nicht so schlagend in seiner Satire. Es hielt sich noch an die alten Typen und verspottete in neuer Gewandung die verschiedenen „Narren“, wie schon Jahrhunderte vorher. Nur war dieser deutschen Karikatur eins eigentümlich, sie war sentimental. Wo die Franzosen gallig und galant waren, wo die Engländer derb und bissig und die Norddeutschen schlagfertig und treffend, da war die eigentlich deutsche Karikatur ein wenig süß. Im Hintergrund wurde stets die junge Schöne als Leidende gezeigt.

Das war denn nun wieder biedermeierisch empfindsam und fast das einzige Zeichen, daß vor hundert Jahren die europäische Kulturwelt besondere Freude an der Idylle hatte.

Die Satire zeigt jedenfalls, daß der Ideenkreis ein viel weiterer war und daß die Menschheit auch an kräftiger Speise Gefallen fand.




Englische Karikatur auf die eheliche Liebe



# Der Letzte

Von Ernst A. Bertram

(Mit einer Zeichnung von Adolf Brandt)

Noch rollt es seinen edlen Gang,
Noch strömt es voll, das alte Blut,
Noch hat sein Name Stahl und Klang,
Sein Pfand ist treu, sein Wort ist gut.

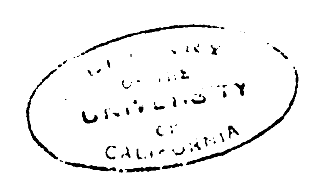
Von langer Fahrt, von blanker Ehr'
Trägt unsre Sippe Schild und Buch,
Tief aus den Zeiten kommt sie her —
Ich aber ende jetzt den Zug

Und trage, einsam, ohne Kind,
Zur Gruft mir meine Ritterschaft,
Daß sie, wenn unser Wappen blind,
Sagen: Sie starben in der Kraft.






Der Lauscher. Nach einem Gemälde von F. Pennacchini





Rudolf von Alt: Hoher Markt in Wien

# Der österreichische Menzel

Von

## Karl Fr. Nowak

Das adlige Symbol seiner Kunst hat er selbst, der Urwiener und Altwiener **Rudolf von Alt**, für den spät genug das rasche Schlagwort vom „österreichischen Menzel" geprägt und in der Runde umgereicht wurde, oft und oft in wienerischer Verliebtheit gemalt: den alten Wiener „Steffel". Und mag schon sein, daß er just darum an hundertmal den stolzen gotischen Riesen des Sankt-Stephans-Domes in leidenschaftlicher Vertieftheit beschlich, von allen Winkeln her, in praller Sonne und in leichtem, wehendem Dunstflor, weil keiner besser wußte als er, wie tief seine Art, die ganze Entfaltung seines Könnens der Kaiserstadt verwurzelt war, dessen gewaltigstes Baudenkmal ihn stets aufs neue aufs heftigste anlockte. Der Vergleich mit dem Schilderer friderizianischer Größe war unwillkürlich und nahe, als Rudolf Alt, der zuletzt gar noch in den Ritterstand Erhobene, es doch noch so weit gebracht hatte, daß man ihn überhaupt bemerkte, fast selbstverständlich durch allerlei Gemeinsames, obgleich das Genie der „alten Exzellenz" durch seine Kraft den zarteren Genius Alts ohne Zweifel überragte. Sie trieben beide die Gründlichkeit der Studie, die Tatsachentreue des Details bis an die Grenze der Pedanterie. Sie waren von verblüffendster Verläßlichkeit auch noch im Kleinsten. Menzel malte seine fride-

rizianischen Grenadiere so, daß jedes versteckte Regimentsabzeichen sichtbar wurde, Alt brachte seine Wiener Plätze in seinen Aquarellen so, daß man unter hundert Häusern womöglich noch am hundertsten die Hausnummer über dem Torflur ablesen konnte. Daß bei dem einen ein „Eisenwalzwerk", bei dem andern ein „Schmiedewerk" zu den berühmtesten Arbeiten gehört, mag Zufall sein. Sie nähern sich innerlich abermals durch eine gemeinsame Neigung: in der Hauptsache fast ausschließlich einem einzigen Kunstkreis hingegeben zu sein. Der Preuße malte die Zeit des Alten Fritz, lebte in ihr, ließ nichts solch Lebenswerk überstrahlen. Der Österreicher malte Wien, lebte in der Kaiserstadt, und nichts überglänzt sein wienerisches Vermächtnis. Unter den zweitausend Blättern etwa, die die Nachwelt von Alt behielt, waren nicht allzu viele auf Wanderschaft nordwärts und südwärts der Donau gezogen ...

Immerhin war er reichlich genug während der mehr als neun Jahrzehnte, die sein patriarchalisches Dasein ausmachten, in aller Welt umhergefahren. Ihn lockten die oberösterreichischen Salzkammergutberge zu einer Zeit, da Jakob Alt, sein Vater und Wanderbegleiter, das Bergland eigentlich erst durch die Bilder entdeckte, die er — schon der Vater Alt malte und lithographierte — aus der Peripherie des Ischler Landes heim nach Wien brachte. Und jung an Jahren, war er auch südwärts in ewiger Künstlersehnsucht gepilgert, hatte die Paläste und Kirchen der Bischofsstadt Trient ehrfürchtig bestaunt, bis sich ihm dann italienische Landschaft und italienische Kunst erschlossen. Was Alt an Ölgemälden hinterließ, spiegelt fast ausschließlich in Italien Erschautes: Venezianer Eindrücke — Römisches — Neapolitanisches ... Dann gilt's in reiferem Alter eine belgische Studienfahrt, in den bayrischen Städten holt er sich Barockthemen, das hunderttürmige Prag und die Kirchen der heiligen Königsstadt Krakau füllen seine Blätter. Den Berühmten hat später gar einmal die Zarin nach der Krim zu Gast gebeten, weil sie eins ihrer Güter in Altschen Aquarellen besitzen wollte, und natürlich reizten ihn dort, ganz abgesehen von seiner Hauptarbeit, auch Kolorit, Bewegung und Fremdartigkeit tatarischer Niederlassung ... Von all seinen Reisen indes kehrte er nicht bloß mechanisch immer wieder an die Donau zurück: Wien war von Anbeginn, Wien blieb bis ans Ende sein besonderer und edelster künstlerischer Inhalt ...

Man könnte ihn Wiens Chroniqueur nennen, der die Entwicklung der Habsburgerresidenz durch nahezu ein Dreivierteljahrhundert historisch treu in seinen Aquarellen darstellte. Sie haben noch die stillen Biedermeierklänge des Vormärz, in dem er zum Manne wurde: die Basteien und Glacis, die engen Winkel und die krummen, hohen Gassen sind auf ihnen erhalten, durch die er selbst verträumt und, wie durch ein Idyll, im Biedermeierfrack schlenderte. Er malt auf diesen Bildern noch die Soldaten des guten Kaisers Franz, Postkutschen rollen über holpriges Pflaster vorbei und, wenn er sich an einen „Neuen Markt", an einen „Stephansplatz" macht, so nimmt er in die „Staffage", in der er zeitlebens ein Meister der Ungezwungenheit, des geschmackvollen Reichtums und der Abwechslung blieb, mehr als einen der „Volksgartenlions" mit weiten Hosen, Kavalierstock und hohem Zylinder mit, die dann im „Volksgarten" zu den Walzerklängen des Hexenmeisters Johann Strauß vor den Wiener Bürgermädln so gern die „verfluchten Kerle" spielen ... Und ihn drängt es früh in den rauschenden, grünen Wiener Wald hinaus, nach dem nahen Mödling, wo eine echte Ruine die Romantik gestattet, nach Laxenburg mit seiner weniger echten Franzensburg und mit den stummen Teichen, auf den Leopoldsberg, wo die Aussicht den herrlichsten Blick über das ganze Wien von 1833, über die Donau hinweg bis ins weite Marchfeld schenkt ... Man muß sich erst an den Gedanken gewöhnen, daß dieser Maler einer uns längst verschollenen Epoche in Wien auch noch die Stadtbahn rollen sah, daß er, als er 1898 seinen „letzten Stephansdom" malte, schon das Zeitalter der Maschinen, ihren Rhythmus, ihren Kampf und ihre Hast voll erlebt hatte, und daß er, immer noch ein Frischer und Unverbrauchter, Wiens Schönheiten in reinsten, unermüdlichen Formen gab, obgleich die Wandlung von Generationen an ihm vorbeigerauscht und die Stadt selbst eine völlig



Rudolf von Alt: Das Innere der Stephanskirche

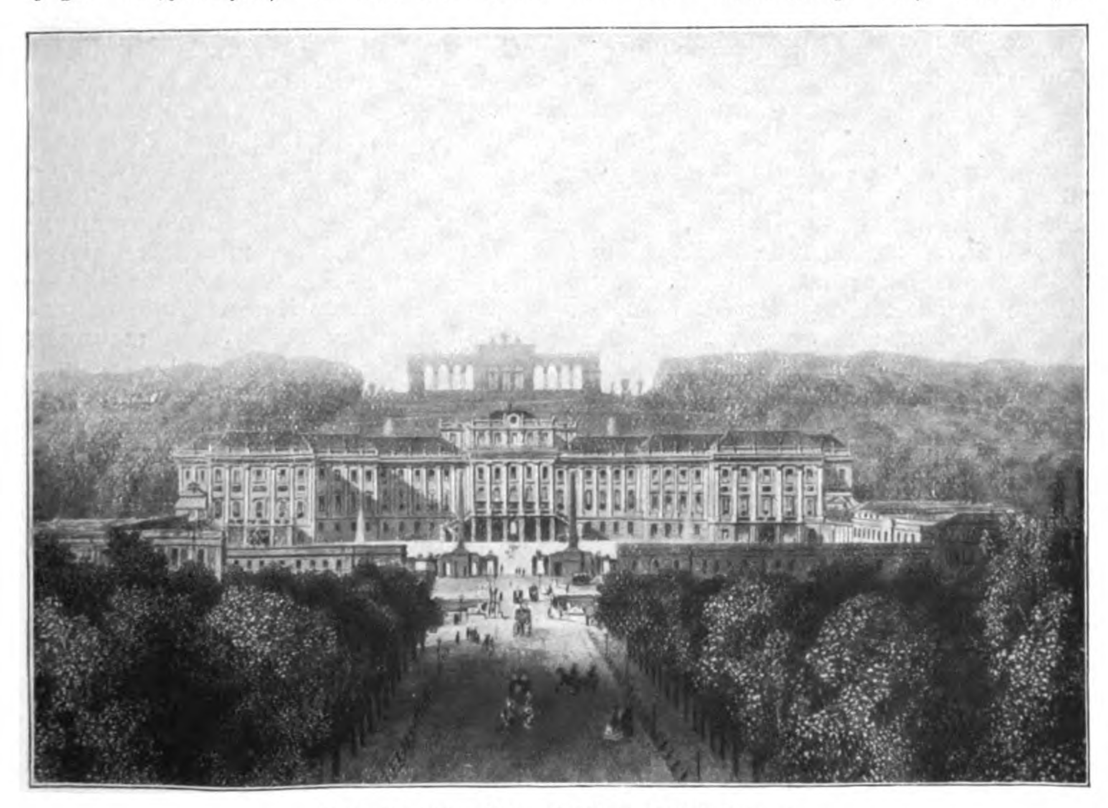


Rudolf von Alt: Elisabethbrücke mit Karlskirche

andre geworden war. Vor seinem Blick fielen die breiten, festen Mauern, an denen die Türkenscharen Kara Mustaphas zum Heil der Christenheit einst zerschellten, und der Traum der Ringstraße, einer der schönsten Straßen der Welt, wurde Erfüllung. Vorstädte, noch völlig eingebettet Anno dazumal in liebe Altväterlichkeit, wurden Weltstadtkörper. Und die entzückendsten Panoramen, die lieblichsten „Blicke“ auf Wien, vom Anninger, vom Kobenzel, vom Leopoldsberg, wurden so nach und nach majestätisches, unabsehbares Häuserheer und Steinmeer ... Und all das ist unwillkürlich auch in Rudolf von Alts Werk, obgleich der Alte am liebsten immer nur dem Alten nachhing. Den Architekturen, den Straßen, den Plätzen. Vielleicht gab es keinen Adelspalast, keinen charakteristischen, behäbigen Bürgerhof in Wien, den er nicht als Aquarell gezeigt — sicherlich gab's zum Ausklang seines Lebens keinen einzigen großen, verschwindenden Zeugen von der Vorväter Baukunst, den er nicht wenigstens im Bilde der Erinnerung gerettet. Seine Altwiener Plätze, der „Graben“, „Am Hof“, der „Neue Markt“, an denen er vor allem durch die lachende Leichtigkeit, durch einen unerhörten Schwung der Perspektive verblüfft, scheinen mit den berühmtesten Wiener Kirchen — neben dem Stephansdom die der Peterskirche nachgestaltete Karlskirche Fischers von Erlach und „Maria am Gestade“ — sein wertvollstes Geschenk. Er hat Porträte von schlichter altösterreichischer Kernigkeit, hat Landschaften von weicher, wienerischer Anmut gemalt, und seine Schönbrunner Radierungen — plötzlich in den siebziger Jahren griff er nach der Radiernadel — haben ganz die ruhige, abgeklärte Pracht alter habsburgisch-kaiserlicher Kulturerbschaft. Aber seine heimlichste Liebe war doch immer dort, „wo die alten Häuser stehen“ ... Klug genug und längst allzuviel erfahren, um die Notwendigkeiten technischen und wirtschaftlichen Fortschreitens zu verkennen und ihre Opfer nicht zu verstehen, konnte er doch all seine Zurückhaltung überaus deutlich in echt wienerischen Räsonierton übergehen lassen, wenn ihm jener Fortschritt allzu heftig seine Liebe zauste. Die Stadtseele atmete

in ihm. Auch wußte er, daß Wiens kunsthistorischer Besitz eine Angelegenheit sei, die weit über Wien hinaus von Wichtigkeit war. Im Innersten mochte er über die „Vandalen", die immer nur neue „Kasten" und Straßen und Plätze so sehr „nach dem Lineal" bauten, daß sie dann aussahen, „als wenn sie die Lineale alle geschluckt" hätten, ehrlich und grimmig empört sein. Auch wenn ihm diese Empörung meist nur harmlos mit dem Wortwitz vom „Zerschönerungsverein" entfuhr . . .

Der „österreichische Menzel" ist spät, wie alle, die groß in seiner Heimat reiften, mit Ehren überhäuft, ja spät genug überhaupt erst erkannt worden. Vielleicht hat er nur, ohne Schaden für sein fast unabsehbares Werk von rund zweitausend Bildern, der Zeit der endlichen Anerkennung entgegenharren können, weil er, ganz abgesehen von seiner Kunst, den Durchschnitt auch an menschlich-persönlichen Kräften weit überragte. Arthur Rößler, Rudolf von Alts Biograph, weiß einen ganzen Schwarm von Anekdoten zu berichten, ein ganzes Mosaik von Kleinzügen aufzureihen, die alle den kernfrischen, originalen Wiener „vom alten Schlag" verraten. Drollig die Art, wie er durch die Straßen schlendert, wie er sich in die Häuserwinkel drückt, um nur irgendeinen Standort für seine Malerei zu gewinnen, wie er sich lästige Zuschauer abwimmelt: „Sö, hörn S', Sö versamen was! 's is scho höchste Zeit zur Burgmusik!" Und ein andermal, wie ein noch unbekannter Malerkollege und Altenthusiast, der den Künstler stets aufs neue umdrängte und nicht wegzukriegen war, plötzlich bemerkte, „wie an der Spitze des noch nicht ausgebauten Turmes (Alt malte gerade am soundsovielsten Stephansturm) blitzschnell eine Ausschmückung erschien: zwei lange Ohren, die bis zum Rande des Blattes reichten . . . Eselsohren. Die Vollendung der Arbeit wartete unser Jünger nicht ab. Er entfloh schwebenden Fußes. Beim „Stock im Eisen" wendete er sich nochmals um: der Meister stand noch in seiner Ecke und schaute nicht auf und arbeitete weiter, als wenn nichts geschehen wäre" . . . Seine Alltagsnöte — selten hat ein Maler erstaunlichere Preise mit der Abrundung nach unten für



Rudolf von Alt: Schloß Schönbrunn



Rudolf von Alt: Michaeler Platz in Wien

seine Bilder bekommen als er; man gab ihm ganze sechzig Gulden für eine „Prager Brücke“, die es bei einer späteren Versteigerung auf zehntausend Gulden brachte — seine Alltagsnöte haben niemals vermocht, das Optimistische seiner Weltanschauung zu gefährden, und er selbst gesteht's: „Ja, wissen S', bei mir bewährt sich eben das älteste aller Verjüngungsmittel: die Heiterkeit; sie macht mich gleichsam unverwüstlich.“ Und er ist der zärtlichste Familienvater, der seinen Nachwuchs jeden Sonntag zum Wunderbau des „Steffels“, zu jeder Fronleichnamsprozession (anschließend ein „Gabelfrühstück“) führte, er ist der zärtlichste Großpapa. „Von seiner Enkelin Hanni an ein gegebenes Versprechen erinnert, sagte er eines Tages: „Hanni, mach dich fesch. Wir gehen heute in „Rigoletto“, dann trällerte er, vor dem Spiegel stehend, die Hände in die Taille gestemmt und sich in den Hüften wiegend: „In der Tat, mein Wichs ist nicht übel“ ... Seine Malerhonorare hatte er sich zeitlebens so schwer verdient, daß seine kleinen Eigenheiten und Besorgnisse als „Ökonom“ unwillkürlich mehr noch rührend als komisch wirken. „In Geldangelegenheiten blieb Alt sein langes Leben hindurch äußerst unpraktisch. Wenn er in späteren Jahren eine Reise unternahm, schleppte er stets die wertvollen und schweren goldenen Medaillen, das ganze Bargeld und alle Wertpapiere in einer Handtasche mit. Auf einer solchen Reise — sie ging nach Goisern — hatte des Künstlers Tochter Luise das gesamte Familienvermögen von mehreren tausend Kronen in ihrer Handtasche mitnehmen müssen. Im selben Coupé, in dem der Meister mit seiner Tochter Platz genommen hatte, saß ein „verdächtiger Fremdling“, wie der mißtrauisch gewordene Altmeister meinte. Argwöhnisch behielt er den „Verdächtigen“ im Auge; schließlich überkam ihn aber in dem eintönigen Rädergerassel Müdigkeit, und er erklärte: „Ich werd' jetzt a bißl schlafen; du aber, Luisl, mußt aufpassen. Du därfst net einschlafen. Und daß du mir ja die Taschen net auslaßt!“

Seine Munterkeit, seine Jugendfrische war sein herrlichstes Gut bis zuletzt. Er posierte die Gesten zum Jubilarkompliment von der „ungebrochenen Rüstigkeit“



Rudolf von Alt:
Kirche Maria am Gestade, eine der ältesten Kirchen Wiens

nicht, die wirkliche, vom Alter unangetastete Kraft hatte er bis in die Tage, da sich der Dreiundneunziger zum Sterben legte, und er gab Proben davon. Als er durch Wien schon als ein Urgreis schritt, hart an der Eingangsschwelle ins zwanzigste Jahrhundert, als auch zu Wien die junge Kunst rebellisch wurde und ihre „Sezession“ verkündete, wurde just er, Rudolf Ritter von Alt, dessen eigne Maleranfänge in Danhausers Epoche lagen, der revoltierenden Wiener Künstlergruppe erster, feierlicher Präsident. „Ich bin am Abend meines Lebens,“ meint er zu den Botschaftern der Künstler, „ich sage Abend — und das ist schon aufgeschnitten. Es ist ja bei mir schon fünf Minuten über drei Viertel zwölf Uhr, es heißt bald schlafen gehen. (Rufe: Oho!) Da gibt es kein Oho! Wenn Sie sechsundachtzig Jahre alt sind, werden Sie mir recht geben. Nach dem Bette ist meine tägliche Sehnsucht. Ich kann fast nirgends mehr hingehen. Jetzt bin ich allerdings nur mehr in der Lage, „mich zu bestreben“. Es ist aber sogar schon lächerlich, wenn ich in meinem Alter noch von Bestreben rede. Aber doch möchte ich der Sezession keine Schande machen. Ich will halt weiterwirken, solange es geht ...“ Die leise Melancholie, die seine Worte trotz aller Unverwüstlichkeit durchklang, hatte er selbst schon wieder vergessen, da er den Grundstein zum neuen Heim der „Sezession“ legte. Und dem Kaiser Franz Josef, der sich über die Entschlußkraft solchen Alters nicht genug wundern konnte, hatte er ohne Koketterie geantwortet: „Ich bin zwar wirklich schon alt, Majestät, ich fühle mich aber noch immer jung genug, um stets wieder von vorn anzufangen.“ Auch das war keine Phrase bei Rudolf Alt, daß ihm in der Tat der Tod erst den Pinsel aus den Händen nahm ...

## Erfahrungssätze

Viele Mädchen aus dem Volk — Sie haben es gewiß auch schon bemerkt — sind nur einmal in der Woche häßlich: am Sonntag, wenn sie sich besonders schön herausputzen.

*

Auch vom Klügsten erwarten die Leute oft, daß er zu ihren Gunsten dumm sei.

*

Kein großer Geist ist ganz zeitgemäß.

Otto Weiß

---

## Stichproben

Neue Aphorismen von M. Goldschmidt, Frankfurt a. M.

Durch Schaden wird man klug! — Ja — — immer wieder!

*

Das Unbezahlbare wird immer zu teuer bezahlt.

*

In jedem Feuer ist ein Funken Hölle.

*

Solange ihr Alter unbestimmbar ist, so lange ist eine Frau jung.



Renntiere

# Norwegische Schneeschuhwanderung

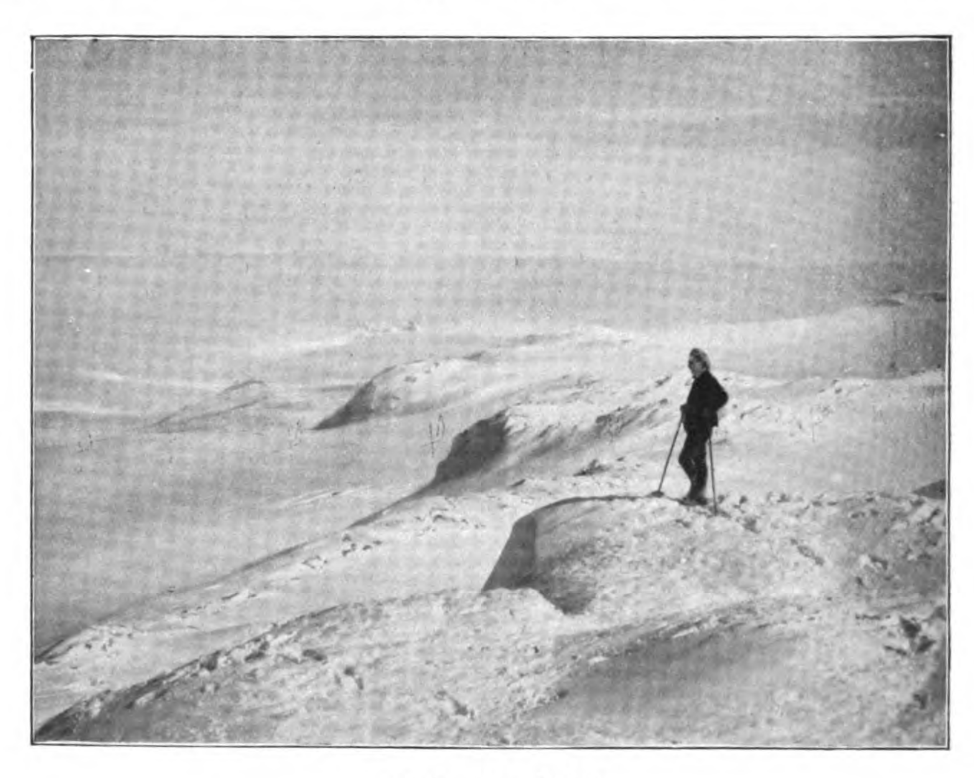
Von

## J. Kehling

Ein etwas abenteuerlicher Reiseplan war es, den ich mir schon daheim aufgestellt hatte; sogar von norwegischen Skiläufern wurde seine Durchführbarkeit für unsicher gehalten, immer aber wurde er als nicht unbedenklich bezeichnet. Ich hatte mir nämlich vorgenommen, den ganzen Süden des norwegischen Hochgebirges, und zwar gerade seinen wildesten, unbewohntesten Teil zu durchqueren: Von Vinstra im Gudbrandsdal sollte es durch Jotunheimen nach Finse an der Bergenbahn gehen. Die Strecke beträgt fast 300 Kilometer.

Frohgemut schulterte ich nach meiner Ankunft in Vinstra den mehr als 30 Pfund schweren Rucksack und erreichte bei Einbruch der Dunkelheit Fefor, wo mich ein Landsmann erwartete. Knapp zwei Stunden hatte ich gebraucht, gewiß nicht viel für eine Entfernung von 13 Kilometern und fast 700 Meter Steigung. Herzlich wurde ich hier aufgenommen, da man von meiner beabsichtigten Fahrt wußte. Leider aber konnte ich mich all der Aufmerksamkeiten und der ausgezeichneten Einrichtungen des Hotels nicht recht freuen, denn zu meiner größten Überraschung hatte mir mein Landsmann die Eröffnung gemacht, daß er mich nicht begleiten, sondern lieber ein paar Tage im herrlichen Fefor bleiben würde. Was nun tun? Zurück auf dem Wege, den ich gekommen, nach Kristiania und von dort mit der Bergenbahn nach Finse? Das hätte einen Umweg von vielen hundert Kilometern bedeutet. Und verzichten auf meine Tour, auf das Schönste, Interessanteste und sportlich Wertvollste, was mir Norwegen bieten konnte? So grübelte ich denn den ganzen Abend über meinen Karten, studierte Kilometer für Kilometer, erwog ohne Beschönigung alle Schwierigkeiten — und beschloß endlich, allein die Fahrt zu wagen.

Bitterkalt war's, als ich am folgenden Morgen zum Aufbruch rüstete. Schnell noch einen Blick auf die Karte, die Bussole



Hardanger Jökel

sorgfältig eingestellt und im Fluge hinab durch sprühenden Schnee auf die Eisdecke des Fesorvand, hindurch zwischen den weitverstreuten Hütten von Lomsaeter geradeswegs auf den Höhenzug zu, der sich mir entgegenstellte. Leicht klomm ich an seinen Hängen empor bis zu seinem Kamm, über den ich in wenigen Minuten bis zum höchsten Punkte des Stölfj (1245 Meter) gelangte. Einen wundervollen Rundblick genießt man hier, noch wertvoller für mich aber war die Möglichkeit, mich zu orientieren. Das war nicht schwer, und nachdem ich damit fertig, sauste ich über weite, freie Flächen nach Westen hinab, überstieg einen flachen Sattel, um dann recht unangenehm durch dichten Wald steil abzufahren zum Olstappen, einem langen See, den ich fast bis zu seinem Südende verfolgte. Dann leitete mich ein Tal nach Westen, das ich aber leider verließ, um dem auf der Karte eingezeichneten Wege zu folgen. So klomm ich durch schönen Wald stundenlang aufwärts, bis es, gegen Abend schon, anfing zu schneien. Schließlich gelang es mir aber doch, mich durchzufinden und bei völliger Dunkelheit mein Ziel, Sikkilsdalsaeter, zu erreichen. Ungefähr 50 Kilometer hatte ich an diesem Tage zurückgelegt.

Spät erst brach ich am andern Morgen auf, da ich nur einen kurzen Marsch vor mir hatte. Leicht und schnell glitt ich erst über den Sikkilsdalsvand dem Talschlusse zu und klomm dann empor bis zur Höhe eines kleinen Passes, von dem aus ich schon jenseits eines Sees mein Ziel Besheim sehen konnte. Es war erst Mittag, warum also schon ins Quartier? Der Rucksack flog in den Schnee, und von dem drückenden Gewicht befreit, wandte ich mich nordwärts und gewann über teilweise zwar steile, aber nirgends schwierige Hänge den zirka 1950 Meter hohen Gipfel der Sikkilsdalshöi. Gipfel an Gipfel ragte empor aus tiefen, seeerfüllten Tälern, dazwischen endlose, wellige Fjelds, ein herrliches Skiterrain. Nautgarstind, Glittertind, Galdhöpiggen und Memurutind, die höchsten Berge Norwegens, hoben ihre stolzen, glänzenden und glitzernden Häupter ins wolkenlose Blau des Himmels, besonders prächtig aber leuchtete ganz nahe die scharfgeschnittene, vierkantige Pyramide der Beßhöi zu mir

herüber, während mehr als 800 Meter unter mir das Tal gähnte, aus dem ich am Morgen aufgebrochen. Endlich riß ich mich los von dem schönen Bilde und stand wenige Minuten später wieder bei meinem Rucksack; dann ging's pfeilschnell hinab zum Sjodalsvand. Und bald ruhte ich bei stärkendem Tee am lodernden Kaminfeuer in Besheim, dem schönsten, idealsten Standquartier Norwegens für den anspruchslosen Skiläufer.

Doch meine Zeit war gemessen. Nach ein paar Tagen herrlicher Fahrten schied ich eines Morgens von Besheim, trotz allen Abratens des Besitzers und der anwesenden Touristen, mit dem Versprechen, baldmöglichst Nachricht von mir zu geben. Zunächst stieg ich auf einen Sattel hinauf, von dem sich unvermutet ein prachtvoller Blick auf den endlosen, von mächtigen Felsmauern umschlossenen Gjendevand auftat, an dessen Ostende, gerade zu meinen Füßen, die verlassenen Häuser von Gjendesheim im Schnee begraben lagen. Vorsichtig fuhr ich den steilen, trümmerbesäten Hang hinab zum See, dessen Überschreitung — er ist etliche zwanzig Kilometer lang — mich volle vier Stunden kostete. Genau im Zenit stand die Sonne, da warf ich mich zu nur kurzer Rast am Südwestende des Sees in den Schnee, denn ich hatte noch fast 40 Kilometer zu laufen, bevor ich an mein Ziel kam. Schon nach einer Viertelstunde brach ich wieder auf und wandte mich dem Vesleaadal zu, durch das ich den Bygdin zu erreichen gedachte. Während ich so gemächlich im glitzernden Schnee dahinglitt, studierte ich die Tausende von Spuren, die hier Zeugnis ablegten vom Vorhandensein von Hasen, Schneehühnern und Füchsen. Doch plötzlich gewahrte ich zwischen ihnen ein paar Fährten, die mich besorgt machten, Spuren ähnlich denen eines Jagdhundes! Aber da ein solcher nur in Begleitung eines Menschen hier gelaufen wäre, nirgends jedoch Skispuren zu entdecken waren, kam ich zu dem Schluß, daß Wölfe hier gewesen waren. Ich mußte also auf der Hut sein und steckte meine Browning schußbereit in die äußere Jackentasche. Schon bin ich fast auf der Paßhöhe und biege gerade um einen steilen Hügel, da sehe ich mich vier starken Wölfen gegenüber. Ich kann nicht entscheiden, wer mehr verdutzt war,



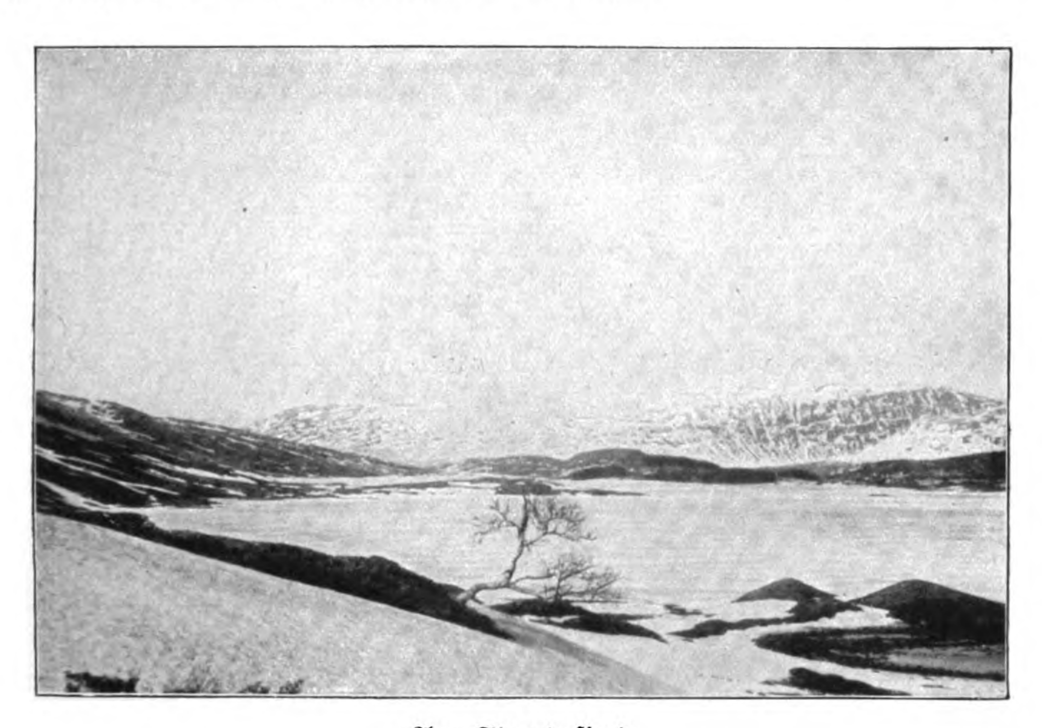
Besheim

die Wölfe oder ich. Wir blieben jedenfalls alle da stehen, wo wir uns gerade befanden, und suchten die gegenseitigen Absichten zu erraten. Da das aber schließlich auf die Dauer wenig unterhaltsam war und die Wölfe knurrend hin und her krochen, ohne sich zu entfernen, wollte ich der Sache ein Ende machen. Schnell die Ski von den Füßen, den Rucksack ab. Ein Knall, und drüben zwischen den Wölfen spritzt unter einer Browningkugel der Schnee auf. Das Schießen schien den vier Gesellen doch etwas unheimlich, und so trotteten sie langsam, tief in den Schnee versinkend, davon, während ich in begreiflicher Siegesfreude einen Ski schwang, was aber scheinbar als Drohung aufgefaßt wurde, denn der Rückzug artete sofort in wilde Flucht aus. Ich aber stieg auf eine nahe Kuppe und suchte den Weiterweg zu erforschen. Er führte über welliges Gelände nach Süden, und bald schon stand ich unten am Bygdinsee und — verband meine Fersen, die von den Schuhen wundgerieben waren, weil ich in Besheim die dicken, jedem Skiläufer unentbehrlichen Einlegesohlen vergessen hatte. Trotz der Schmerzen aber war mein Tatendrang nicht gesunken. Im Gegenteil! Ich querte den See und klomm jenseits noch hinauf zum Skineggen, wo ich durch ein herrliches Panorama, das von der untergehenden Sonne beleuchtet war, belohnt wurde. Tief unter mir, am Nordende des Tyinsees, lag ein Haus, Tyinholmen. In der ungewissen Dämmerung wollte es mir scheinen, als ob leichter Rauch von seinem Dache aufstiege. Menschen! Schnell hinab. Aber noch bin ich nicht ganz dort, da erkenne ich, daß ich mich getäuscht, und halte mich deshalb wieder mehr nach links, gerade auf den See zu. Denn nun wollte ich Framnes am Südufer des Tyin erreichen, das noch 15 Kilometer etwa entfernt war. Dort nämlich war mir gesagt worden, würde ich sicher Menschen finden. Die Dunkelheit brach herein, und dazu begann es zu wehen. Bald umflatterten mich dichte Nebel; auch fing es an zu schneien, leise erst, dann stärker und stärker, bis der tollste Schneesturm mich umtobte. Dazu pechschwarze Nacht, daß ich meine eignen Füße nicht mehr sehen konnte. So stand ich allein im wilden Jotunheimen auf der endlosen Eisdecke des Tyin. Nun galt es einen Kampf ums Leben. Energisch wehrte ich mich gegen die sich fühlbar machende Ermattung, mutig kämpfte ich an gegen den heulenden Sturm aus Südwest. Alle 250 Schritte machte ich halt, zog meine treue, leuchtende Bussole hervor, um die Richtung, aus der ich immer abwich, im Dunkeln wiederzufinden. Fast vier Stunden harter Arbeit, erbittertsten Kampfes, da tauchte etwas Riesiges, Schwarzes auf vor mir. Die Skispitzen hoben sich — der See war zu Ende: Ich stand nachts elf Uhr vor Framnes. Aber soviel ich auch rief und klopfte, nichts rührte sich. Nach langem Suchen fand ich eine halboffene Tür; ich zündete die Laterne an, ging in das schneeerfüllte Haus und war so glücklich, einen Raum zu finden mit hartem Bett, mit Herd, Holz, Kochgeschirr und Lampe. Schnell war Schnee geschmolzen und wärmende Schokolade bereitet; dann sank ich nach dem Gewaltmarsche von 70 Kilometern (beladen mit einem dreißigpfündigen Rucksack) in tiefen Schlaf.

Langsam schwebten große Flocken vom Himmel hernieder, als ich nach erquickender Ruhe am folgenden Morgen das Haus verließ, das mir in wirklich verzweifelter Lage eine rettende Zuflucht geworden. Durch eine enge Felsengasse, die nach Süden führte, gewann ich die große Straße, die aus dem Laerdal hinüberführte ins Valdresdal. Einen Augenblick schwankte ich, ob ich nicht doch „vernünftig" sein und hinausfahren sollte nach Fagernaes, wo der Schienenstrang begann. Aber auch nur einen Augenblick! Dann wandte ich die Skispitzen mit scharfem Ruck nach Westen — und um die Mittagsstunde verzehrte ich in Nystuen einen prächtigen Renntierbraten mit vorzüglichem Appetit, denn seit fast 48 Stunden waren außer heißer Schokolade nur hartgefrorene Schinkenschnitten in meinen Magen gekommen.

In Nystuen erzählte man mir in gebrochenem Englisch, daß nur wenige Stunden weit im Gebirge droben ein großes Lappenlager sei mit mehr als 6000 Renntieren. Dorthin wollte ich. So eilte ich denn schnell quer über den Utrovand hinüber, um durch ein kleines Tal die Salvandene zu gewinnen. Aber von den Lappen war nichts zu sehen. Deshalb wandte ich mich hinüber nach dem Oddedalen, das mir eine leichte Abfahrt nach Maristuen ermöglicht hätte. Aber

die schönen Hänge des Suletind zu meiner Rechten lockten gar zu mächtig, als daß ich hätte widerstehen können. Hinauf denn zum Gipfel, der mit seinen 1770 Metern eine gute Rundsicht bietet. Und wie ich so schaue und nach der besten Abfahrt ins fast 1000 Meter unter mir liegende Tal spähe, da erblicke ich nicht allzu fern von mir das gesuchte Lager. Rings um ein paar Zelte war der Schnee wie getüpfelt von unzähligen schwarzen Punkten, von Tausenden von Renntieren. Hurra, hinüber! Tief erst hinab, dann Söhne, mich neugierig anstarrten. Aber mein Wirt war ein praktischer Mann. Sofort erhielt ich eine Schale köstlicher Renntiermilch und wenig später ein Stück gebratenes Renntierfleisch von prächtigem Geschmack. Mit ein paar Zigaretten, einem kleinen Taschenmesser revanchierte ich mich, und eine alte, verbeulte Schneebrille gar erweckte das hellste Entzücken des Alten, nachdem er ihren Zweck erkannt. Behaglich und warm ruhte ich dann die Nacht zwischen weichen Renntierfellen.



Am Strandefjord

tüchtig wieder bergan, und endlich stehe ich vor den Zelten, begrüßt vom wütenden Gekläff einiger bösartiger Köter. Auf den Lärm kroch aus einem der Zelte ein alter Mann heraus, der Typ eines Lappen, klein, krummbeinig und schmutzig, und andre Gesichter noch wurden unter der Zeltleinwand oder vielmehr den Zeltfellen sichtbar. Nur schwer konnte ich ihm begreiflich machen, was ich wollte, ein Lager für die Nacht und etwas Speise und Trank. Doch als er verstanden, grinste er vergnügt und nahm mir die Ski und den Rucksack ab, und hinter ihm kroch ich ins warme Zelt, wo eine ältere Frau und zwei junge Burschen, scheinbar ihre

Der Eldrevand war mein nächstes Ziel. Doch als ich mich anderntags verabschieden wollte, litt mein freundlicher Wirt es nicht, daß ich meine Ski anschnallte. Schnell hatte er ein breitgeweihtes Renntier ergriffen, ihm ein einfaches Geschirr umgeworfen und es vor einen Pulk, einen Schlitten von bootsähnlicher Form, gespannt. Dahinein packte er mich mit meinen Bretteln, stieg selbst ein — ein Pfiff, und dahin flogen wir über die unendlichen Flächen, bergauf, bergab bis zum Eldrevand, an dessen Ufer ein Sträßlein vorbeiführt, südwärts zu der noch 80 Kilometer entfernten Bergenbahn. Hier verabschiedete

ich mich von dem gefälligen Alten, der kopfschüttelnd zusah, wie ich die Karte studierte, die Bussole einstellte und dann, statt der Straße zu folgen, in südwestlicher Richtung mich in die Berge schlug.

Wohl war ich mir bewußt, daß dieser letzte Teil meiner Tour der gefährlichste war, nicht weil das Gelände schwierig, sondern weil ich nun in absolut unbewohnte Gegenden eindrang und in verlassenen Hütten Unterkunft suchen mußte. So der Bergenbahn bringen sollte. Nach längerem Suchen erst gelang es mir, am Südufer des Sees den Beginn des Inglesdalen zu entdecken. Aber nachdem ich es einmal gefunden, konnte ich nicht mehr fehlen. Ich verfolgte es in seiner ganzen Länge, mehr als zehn Kilometer weit, und stieg dann, immer in südwestlicher Richtung, gerade empor zu dem 2000 Meter hohen Schneedome des Kirkedör Nut. Und wenn die schöne Aussicht, die



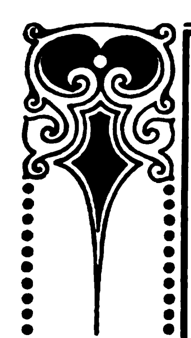
Bahnhof in Finse

man von hier genießen soll, meinen Blicken wieder durch weißen Nebel entzogen wurde, so wurde ich doch durch etwas andres entschädigt: durch mehrere Skispuren, die von Westen heraufkamen und auch dahin wieder zurückführten. Das mußten Läufer aus Finse gewesen sein. Pfeilschnell gleite ich in ihnen talwärts, schneller und schneller, bis ich die tolle Fahrt durch einen scharfen Schwung unterbrechen muß: Eisenbahnschienen kreuzen meinen Weg. Ich bin in Finse, und die geplante Durchquerung Jotunheimens ist glücklich beendet.

hieß es denn für mich, strenge mich an den Kompaß halten und vor allem die beiden Hauptrichtpunkte, den Djupsvand und Strandefjord, zwei mächtige Seen, nicht zu verfehlen. Im leichten Nebel, der sich inzwischen eingestellt, wanderte ich rüstig vorwärts und gelangte ohne Schwierigkeit zum Strandefjord, dessen Norduser dicht mit Saetern, das heißt Almhütten, besetzt ist; in einer von ihnen fand ich Heu, Holz und eine Feuerstelle, so daß ich darin eine ganz erträgliche Nacht verbringen konnte.

Bei hellem Wetter trat ich den letzten Tagesmarsch an, der mich nach Finse an

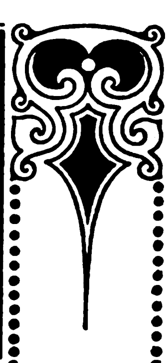




# Die letzte Botschaft

Novelle von

Sophie Hoechstetter



Der junge Doktor von Kahr hätte unter gewöhnlichen Verhältnissen die Bekanntschaft mit dem Baron Werblingen wohl kaum gepflegt. Aber er erfuhr von dem französischen Arzt, daß der Baron, trotzdem er noch ab und zu ein Viertelstündchen auf der Terrasse gehen konnte, nur noch ganz kurz zu leben habe.

Auch die Sonne von Kairo konnte da nicht mehr helfen, wo durch eigne Schuld die Gesundheit aufs tiefste untergraben wurde.

Der Name Werblingen war Herrn von Kahr schon aus Deutschland bekannt. Es gab verschiedene europäische intime Geschichten, in die er irgendwie verwickelt gewesen.

Jetzt, da er kaum vierzig Jahre zählte, war der jähe Sturz gekommen.

Noch immer auffallend oder doch interessant aussehend, ging der Schwerkranke an manchen Tagen eine Viertelstunde auf der Terrasse hin und her — und Herr von Kahr plauderte ab und zu mit ihm. Was man so oberflächlich redet. Nichts weiter. Nur, daß er in einigen Monaten zurück nach Berlin wolle, hatte der junge Gelehrte dem Landsmann beiläufig erzählt.

Herr von Kahr wunderte sich einigermaßen, als eines Mittags der Baron ihn durch seinen Diener zu sich bitten ließ.

Er folgte dem Wunsch sofort, denn der Bediente sagte, es ginge so rapid schlechter.

Der Baron lag zu Bett, als der junge Kahr zu ihm kam.

„Erschrecken Sie nicht über mein Aussehen — oder bemühen Sie sich nicht, es zu verbergen," empfing ihn der Baron. „Ich habe so wenig Zeit. Es ist Ärztekonzilium nachher über mich. Ich habe eine Bitte an Sie. Sie reisen bald nach Deutschland?"

„Ja," sagte Kahr. Er hatte Platz neben dem Bett genommen. Ihm war schlimm zumute. Er fühlte, man müsse ihm sein Erschrecken über den Verfall in den Zügen des Kranken ansehen — sein Erschrecken bei jedem Wort, das in gequälter Mühsal aus dem Mund des Mannes kam. „Ja, ich reise nach Berlin. Und wenn ich dort irgend etwas für Sie erledigen kann, ich verstehe doch recht, dies meinen Sie, so verfügen Sie über mich," sagte Kahr freundlich.

„Ich darf kurz sein?" fragte der Kranke.

„Sagen Sie mir heute nur das Notwendigste; Sie sind angegriffen, Baron, und ich komme gerne morgen wieder."

Der Kranke nickte.

„Ich kann auch heute nur kurz sein — bitte, schreiben Sie sich etwas auf — Schreiben Sie: Schloß Ruhstrat in der Mark. Post weiß ich nicht."

„Schloß Ruhstrat — ganz richtig. Und was ist dort?"

Der Baron richtete sich ein wenig auf. Er sah mit großen Augen Kahr an:

„Die Frau, die ich geliebt habe. Die einzige, die ich hätte heiraten wollen. Der sollen Sie — nicht mit der Post — nein, ganz unbemerkt, ganz allein — dies geben."

Und Werblingen nahm aus einem Buch, das neben ihm lag, eine verschlossene Enveloppe — ungesiegelt, unadressiert, und reichte sie dem Doktor von Kahr.

„Versprechen Sie mir, dies zu übergeben — ganz unbemerkt — nicht durch die Post — persönlich. Wollen Sie es tun?"

„Ich verspreche es," antwortete Kahr beklommen, gezwungen von den seltsamen Augen, deren Blick ihm plötzlich etwas wie ein Begreifen dafür gab, daß so viele Frauen dem Manne unterlegen waren.

„Es steht keine Adresse darauf," sagte Kahr. „Aber das holen Sie morgen nach, nicht wahr?"

Der Baron atmete mühsam:

„Schreiben Sie sich auf — ja, habe erst gehört — Titulatur verändert — also: Elisabeth, Gräfin Ruhstrat —"

Eine Pause war. Sie hat einen andern geheiratet, dachte Kahr.

„Sagen Sie mir — verstanden Sie mich?"

Kahr hielt den weißen Umschlag in nervösen Händen.

„Ich soll dieses Papier der Frau geben, die Sie am meisten geliebt haben. Sie heißt jetzt Gräfin Ruhstrat. Wohnt Schloß Ruhstrat in der Mark. Ich soll es ihr allein geben, mich versichern, daß es niemand erfährt —"

„Sie haben mich verstanden, ich danke Ihnen. Ich sage Ihnen morgen, wie Sie sich dort einführen. Oder" — der Kranke reckte sich etwas auf — „ich nehme Ihnen das Papier morgen wieder ab. Je nachdem das Konzilium urteilt —"

Doktor von Kahr versuchte ein Lächeln.

„Bravo. Ich bringe Ihnen also morgen das Blatt zurück. Und Sie reisen in guter Zeit einmal selbst nach der Mark."

Da lächelte auch der Baron.

„Wollen Sie mir die Hand geben, daß ich mich auf Sie verlassen kann? Ich bin ohne Freund."

Der junge Mensch war ergriffen. Gequält von dem Anblick des Kranken, gequält von diesen armen Worten.

Er drückte die feuchte und blasse Hand.

„Ich bringe Ihnen also morgen das Papier zurück, Baron — morgen oder übermorgen," sagte er dann, noch einmal wiederholend, was vorhin als ein aufmunterndes Wort gefallen.

Der Kranke nickte. Man hörte Schritte im Vorzimmer. Der Diener kam herein und meldete:

„Die Herren Ärzte sind gekommen."

Da richtete sich der Baron Werblingen ein wenig auf. Er versuchte wiederum ein Lächeln — er machte eine kleine höfliche Geste mit der linken Hand: „Und falls ich Sie nicht empfangen kann, Doktor von Kahr, entschuldigen Sie mich dann, es würde die allerdringlichste Abhaltung sein."

Den jungen Kahr fröstelte. Zugleich fühlte er: eine sonderbare Überlegenheit war in dem Mann. Umsonst war man wohl auch nicht so oft geliebt worden.

Kahr ging rasch an den Ärzten vorbei. Er suchte das Freie. Er fühlte sich bedrückt, er mußte immer an das Brennen der dunkeln Augen Werblingens denken.



Rudolf Schwarz-München: Freunde

Am Abend hörte er von dem französischen Arzt, daß es dem Kranken sehr schlecht gehe.

Und in der Nacht darauf war der Baron tot.

*

Ein halbes Jahr später, im Hochsommer, befand sich Doktor von Kahr in Berlin. Seinen Auftrag hatte er nicht vergessen. Wohlverwahrt lagen der weiße Brief und die Adresse: Gräfin Elisabeth Ruhstrat, Schloß Ruhstrat in der Mark, unter seinen Papieren.

Hermann von Kahr ging und kaufte sich die neueste Ausgabe des Gothaischen Taschenbuchs der gräflichen Häuser.

Und er fand das Folgende:

Ruhstrat.

Märkischer Uradel. 1742 bei Gründung des Fideikommisses in der Fideikommißinhaberlinie gegraft. Diese Linie 1908 im Mannesstamm erloschen. Siehe darüber Jahrgang 1905.

Jetziger Inhaber des Fideikommisses:

Herbert Friedrich Emil Gottlieb von Ruhstrat, geboren und so weiter, vermählt und so weiter. Seit 1. Dezember 1908 Herr auf Ruhstrat, durch Königliches Handschreiben erblicher Träger des Grafentitels.

Kinder: 1. Herbert Friedrich Karl Egon, Oberleutnant der Reserve im .... Jäger-Regiment, geboren 13. August 1879, vermählt 5. Februar 1907 mit Elisabeth Anna, verwitwete Baronin Gustedt, geborne von Lankwitz, geboren 27. April 1882;
2. Elisabeth Caroline Klothilde, geboren 14. Juni 1884;
3. Heinrich Friedrich, geboren 19. September 1887.

Unter den weiteren Ruhstrats befand sich niemand, der Elisabeth hieß.

Hermann von Kahr starrte auf das Blatt. Es gab auf Schloß Ruhstrat zwei Gräfinnen Elisabeth, die Tochter und die Schwiegertochter des Majoratsherrn. Einen Augenblick war der Leser verblüfft. Dann dachte er: Natürlich handelte es sich um die Schwiegertochter — die verwitwet gewesene —

Die Worte des Barons Werblingen waren:

„Titulatur verändert — habe erst erfahren."

Selbstredend, sie hatte sich ja erst im Vorjahre mit dem Majoratserben verheiratet.

Herr von Kahr las nochmals den Text:

Durch Königliches Handschreiben vom 1. Dezember 1908 erblicher Träger des Grafentitels!

Mein Gott — das Fräulein Elisabeth von Ruhstrat war erst vor dreiviertel Jahren Gräfin geworden.

Der junge Mann griff sich an die Stirn. Er dachte nach — aber weiter wußte er nichts: sie, an die der Brief war, hieß Elisabeth und hatte noch nicht lange ihre Titulatur verändert.

Die Angelegenheit schien dem jungen Kahr plötzlich von romantischem Licht umflossen. Welch ein wunderlicher Zufall — und wie sollte es möglich sein, daß er das Richtige traf? Die Sache bekam für ihn den Reiz des Geheimnisvollen. Sie wurde wichtig. So viel stand fest, Kahr mußte beide Damen kennen lernen. Ja, er konnte sagen, daß der Baron Werblingen ihm erwähnt habe, eine Gräfin Ruhstrat zu kennen, und dann — —

Nein — so ging es nicht. Fast mit Angst hatte ihn Werblingen gebeten, daß die Übergabe des Briefes ganz unbemerkt sein sollte.

Nicht durch die Post, nicht vor Zeugen.

Und sicherlich, es handelte sich um eine gewesene Beziehung, die niemand sonst bekannt war, die keinen Vertrauten hatte, sonst wäre doch der Brief an den Vertrauten zu befördern gewesen.

Plötzlich bedachte Kahr das Nächstliegende:

Wie sollte er denn überhaupt nach Schloß Ruhstrat kommen und mit den Damen in Kontakt treten?

Zwei Wochen brachte Herr von Kahr damit zu, seine Bekannten auf nachlässige Art zu fragen, ob vielleicht zufällig jemand etwas von dem Schloß Ruhstrat in der Mark wisse, das so schön und interessant sein solle. Indessen niemand wußte etwas davon. Die Familie, aus Baden her in die Mark gekommen, schien noch keine Beziehungen in Berlin zu haben.

Dann begab sich Herr von Kahr zu einem klugen Buchhändler in der Nollendorfstraße, an dessen Fenster er die Bilder alter Schlösser sah.

Gewiß, es gab ein Werk mit den Abbildungen der märkischen Schlösser.

Mutlos klappte Kahr das Buch wieder zu. Da sagte der Buchhändler: „Verstehe ich recht, Herr von Kahr — ist es Ihnen vielleicht um Schlösser in der Mark zu tun, die nennenswerte Bibliotheken besitzen — da kann ich Ihnen Aufschluß geben."

Herr von Kahr verließ dankerfüllt das Geschäft. Schloß Ruhstrat hatte eine Bibliothek mit einigen Erstausgaben alter, fast verschollener Bücher.

Dies war eine Möglichkeit der Anknüpfung. Es wurden viele Briefentwürfe gemacht. Endlich fand sich Herr von Kahr befriedigt: Zu einem Werke über die Erstanlage alter Bibliotheken war es dem Verfasser wichtig, die berühmte Bibliothek auf Schloß Ruhstrat kennen zu lernen. Ob der Graf die Güte haben würde, dem Unterzeichneten einen kurzen Überblick über seine Bibliothek zu gestatten. Der Schreiber des Briefes würde sich demnächst einige Tage in dem Städtchen Ruhstrat aufhalten und sich erlauben, persönlich vorzusprechen. Die Antwort erbäte er in den „König von Preußen" dortselbst.

Herr von Kahr packte sorgfältig gesellschaftliche Garderobe in seinen Koffer und reiste.

Er kam sich fast vor, als sei er der Held von Abenteuern.

Im „König von Preußen" fand Herr von Kahr ein freundliches Billett vor.

Am andern Vormittag meldete er sich im Schloß. Der alte Graf, ein stiller Herr, führte ihn bereitwillig in die Bibliothek. Der Graf schien erfreut über die Abwechslung, die ein weitgereister junger Mann in das entlegene Schloß bringen konnte, denn er lud Herrn von Kahr auf sieben Uhr zum Diner ein.

Herr von Kahr machte umständlich Toilette. In seine Brieftasche legte er das weiße Papier aus Kairo. Es konnte ja sein, daß er schon heute abend Gelegenheit hatte — — —

Als Kahr eintrat, war die Familie schon vollzählig. Das heißt, der Graf und seine Tochter, der Erbgraf und seine Frau standen umher.

Kahr hatte geglaubt, seine Weltkenntnis ginge so weit, daß er auf den ersten Blick erkennen oder vorfühlen würde, welche es sei, die jene nicht zu einem dauernden Glück führende Beziehung zu dem Baron Werblingen gehabt haben müsse.

Seine Vorstellung war gewesen, entweder eine schwermütige, blasse Tochter mit kranken Händen oder eine nervöse, erregte, unverstandene Frau zu finden.

Doch keine der beiden Damen hatte Ähnlichkeit mit diesem Vorstellungsbild. Keine war aufgeregt, keine traurig. Mit verbindlicher, nichtssagender Höflichkeit begrüßten sie den Gast. Keine Nuance unterschied ihr Benehmen und ihre Art von der gesellschaftlichen Maske von Landdamen ihres Kreises. Und Herr von Kahr dachte: Wie habe ich so töricht sein können, zu denken, ein Weltmann wie

Werblingen sei überhaupt mit Menschen in Berührung gekommen, die ihre Gesichter zu Verrätern ihres Herzens machen? Aber welche nun, welche?

Beide sahen sie sehr gut aus. Beide schlank, hochgewachsen. Beide blond. Die eine aschblond, die andre goldig dunkelblond.

Die unverheiratete Gräfin schien Kahr die Vornehmere. Sie hatte das Wesen des Vaters, kühl, still, diskret, sehr reine, regelmäßige Züge, einen matten, auffallend schönen Teint.

Die Frau des Erbgrafen war blühender, temperamentvoller, ihr weiches Gesicht besaß runde Formen.

Den geheimen Zug von Leid suchte Kahr vergebens bei der Komtesse und bei der Gräfin.

Aber freilich, wohlerzogene Menschen setzen sich nicht mit den Allüren der Trostlosigkeit zu Tisch, wenn sie einen fremden Gast eingeladen haben.

Ich muß reden, dachte Kahr.

Dann fiel ihm jäh ein: daß Werblingen gestorben war, hatte die Betreffende wohl nicht erfahren. Seine letzte Botschaft sollte direkt kommen. Der Mann hatte gewiß vorgesorgt, daß die Nachricht von seinem Tode nicht nach Europa drang.

Die Frage des alten Grafen, auf die Kahr gewartet hatte, fiel endlich beim Nachtisch.

„Sie kommen von einer größeren Reise, erwähnten Sie heute vormittag, Herr von Kahr? Wollen Sie ein wenig erzählen?"

Nun war der Augenblick da.

Die Sitzordnung ermöglichte es, daß Kahr, wenn er mit dem alten Grafen sprach, die beiden Damen ansehen konnte. Der Graf saß obenan, rechts die Schwiegertochter, links die Tochter. Neben der Tochter, die er geführt hatte, Kahr.

„Sehr gütig, Exzellenz. Ich bin fast ein Jahr in Ägypten gewesen. Meine Studien dort waren kunstgeschichtliche; aber wenn man so ein altes Kulturland betritt, gibt es ja noch tausend andre Dinge, die fesseln —"

„Stören einen da nicht eigentlich die vielen Vergnügungsreisenden?" fragte der junge Graf.

Herrn von Kahr stieg das Blut in die Wangen. Nun kam der Augenblick.

„Nicht eigentlich. Man hat doch im Ausland immer eine gewisse Freude, wenn man Landsleuten begegnet. Und meist sind sie weniger zu ihrem Vergnügen dort als aus Gesundheitsrücksichten. Aber was sie auch hinführt, ich habe mich immer sehr gefreut, Europäer oder gar Deutsche zu treffen. Da war zum Beispiel ein französischer Arzt, ein Verwandter des Präsidenten Fallières, der mir sehr gefiel, und mancher Deutsche, mit dem ich angenehme Stunden hatte, darunter ein Baron Werblingen, der früher beim Regiment Gardedukorps gestanden, Wulff Werblingen, wenn ich recht weiß."

Es entstand keine Panik an dem Tisch des Grafen Ruhstrat.

Es schien, die Komtesse neige den Kopf angelegentlicher auf den Pfirsich, den sie schälte — es schien, die Gräfin blicke Kahr fester an als vorher. Aber ohne allen Zweifel, der Erzähler kam sich selbst verwirrter vor als die Zuhörerinnen, von denen doch auch nur eine verwirrt sein konnte.

„Ich kannte einen Werblingen," sagte mit klarer Stimme die Gräfin. „Flüchtig, in Mentone. Er war aber nicht mehr Offizier."

„Nein, er hat früh den Dienst verlassen. Wohl aus Gesundheitsgründen."

„Man ist sehr leidend, wenn man Kairo aufsucht?" fragte die Komtesse — ruhig, sanft.

Kairo? Er hatte durchaus nicht gesagt, in Kairo den Werblingen getroffen zu haben. Aber vielleicht — Kairo galt wohl als der Krankenort Ägyptens? Nicht unbedingt. Es ist auch Erholungsaufenthalt.

„Der Baron Werblingen war allerdings in der Tat sehr leidend, als ich ihn sah."

„Das ist traurig," bemerkte der alte Graf.

Die Komtesse schälte weiter an ihrem Pfirsich. Die Gräfin aber sagte:

„Herr von Werblingen war damals so für alle Art von Sport begeistert, als ich ihn sah. Meine Freundinnen Arnim spielten viel mit ihm — ich war schon damals ein wenig bequem. Hier haben wir einen Tennisplatz — spielen Sie, Herr von Kahr?"

Auch nachdem die Komtesse den Pfirsich zu Ende geschält hatte, beteiligte sie sich nicht mehr an der Unterhaltung.

Kahr schien das auffällig.

Er hörte sich selbst lebhaft reden. Und er dachte: Schwatze ich auch nicht dummes Zeug? Denn er grübelte und grübelte über seinem Problem. Da trat etwas ein. Besuch wurde gemeldet. Ein halb geschäftlicher Besuch des Pastors. Der Zufall wollte es, daß die pastorliche Angelegenheit die beiden Grafen und die junge Frau beanspruchte. Der Zufall gab es, daß Kahr sich auf eine kleine Viertelstunde allein mit der Komtesse befand. Jetzt, wo seine Augen nicht immer verwirrt zwischen den beiden Frauen gehen mußten, fühlte er die gegenwärtige deutlicher.

Etwas Herbes und Seltsames lag um die Tochter des Schlosses. Sie hatte langsame, stille Bewegungen und verschlossene Züge — jetzt, da sie die Maske der konventionellen Liebenswürdigkeit fallen gelassen. Sie begann nicht gleich zu sprechen — was er als eine Überlegenheit fühlte. Ich kann sein wie ich will, nahm er ihr Stillesein.

Endlich fragte sie wie aus einem Nachdenken heraus: „Wer erzählte Ihnen von der Bibliothek hier, Herr von Kahr?"

Er antwortete ruhig die Lüge:

„Eben der Baron Werblingen, von dem ich vorhin sprach, hat mich auf die Bibliothek des Schlosses aufmerksam gemacht. Er ist, soviel ich mich erinnere, früher einmal hier gewesen."

„Wir sind kaum ein Jahr hier," antwortete die Komtesse.

„Ja, ich weiß. Vielleicht kannte Werblingen den vorigen Majoratsherrn."

„Sie sind ein Freund des Herrn von Werblingen?"

Die Frage klang nur höflich.

„Das nicht," antwortete Kahr. „Aber, wie ich schon sagte, wenn Deutsche sich im Ausland treffen, kommen sie sich rascher näher."

„Hat Herr von Werblingen viel zu leiden gehabt?"

Die Komtesse sah Kahr nicht an bei dieser Frage — ja, sie hatte eine Stellung eingenommen, daß ihm ihr Gesicht abgewendet war.

„Sie kennen Werblingen, Gräfin?"

Auf diese Frage kam keine Antwort, und Herr von Kahr war sich doch bewußt, in einem ganz oberflächlichen Ton gesprochen zu haben. Allerdings, es ist nicht höflich, eine Frage mit einer Frage zu beantworten.

Er verbesserte sich rasch: „Herr von Werblingen war sehr leidend. Ich habe, ohne ihm näher zu stehen, öfter mit ihm gesprochen. Seine Gedanken waren viel in Deutschland. Bei den Freunden, die ihm nahe standen —"

Die Komtesse sah Kahr plötzlich an.

„Ich weiß, daß er tot ist —"

Kahr fühlte, daß er erblaßte. Er wollte etwas erwidern, aber es war nur ein schweres Schweigen —

Da trat der junge Graf wieder ein.

„Gott sei Dank — man braucht mich nicht mehr. Ich habe so gar kein

Interesse für die Mission. Sie ist gewiß eine segensreiche Einrichtung. Aber hier geht alles so im kleinen. Entschuldigen Sie, Herr von Kahr — mein Vater und meine Frau werden bald wieder hier sein."

So war es auch.

Der Graf und seine Schwiegertochter kamen zurück. Die Gräfin war sehr heiter:

„Unser guter Pastor. Ach Gott. Man meinte, es handelte sich um Dinge, die sich noch diese Nacht erfüllen müßten. Und dabei war es so gar nicht eilig. Wäre es dir recht, Papa, wenn wir Herrn von Kahr nun ein wenig den Park zeigen — der Abend ist so schön."

Es gab sich, daß Hermann von Kahr mit der Gräfin vorausging. Der junge Graf und seine Schwester folgten.

Über dem Park lagen schon Schatten.

„Sie müssen den Teich sehen," sagte die Gräfin, „er ist mein Stolz. Ich habe daran baggern lassen, ihn in Form zu bringen. Nun ist er ein schöner Wassergraben unter den Bäumen hin —"

Sie standen vor dem Wassergraben, der dunkel und seltsam zwischen alten Kastanien lag. Die andern war noch nicht zu sehen.

Da wandte sich die Gräfin plötzlich mit einem jäh veränderten Gesicht an Kahr.

„Sie sind ein Freund von Wulff Werblingen?"

Kahr hielt den wie befehlenden Blick der Gräfin ruhig aus.

„Kein Freund. Und doch — irgendwie eingeweiht in seine Dinge."

„Er ist diskret," sagte die Gräfin, scharf betont.

„Ja," antwortete Kahr.

Die Gräfin sah über den Teich hin. Mit fester, gehaltener Stimme sagte sie:

„Nennen Sie den Namen hier nicht mehr. Die Adresse ist noch Kairo?"

Kahr stand steif. Er war aufs äußerste verwirrt. Er nickte nur mechanisch.

Das Gesicht der Gräfin war wieder gleichgültig, verbindlich.

„Das Wasser hier ist schön, und weiter im Lande haben wir noch einen ganz großen, stillen See. Dorthin könnten wir einmal einen Ausflug machen, wenn Sie Lust haben. Die andern mögen ihn nicht."

Die andern kamen näher. Man redete noch von den verborgenen Schönheiten der Mark.

*

Als Kahr wieder im „König von Preußen" war, fühlte er erst deutlich, in welche erneute Schwierigkeiten er nun versetzt war.

Es bestand kein Zweifel, die beiden Damen hatten ihn sofort als einen Abgesandten Werblingens erkannt. Beide fühlten, er wüßte von irgendeiner Beziehung. Beide wußten es aber nicht voneinander. Der Tod Werblingens war der Komtesse bekannt — und nicht ihrer Schwägerin, mit der sie, wie zufällig bei Tisch erwähnt worden, seit fast einem Jahre unter einem Dache lebte.

Es bestand also keine Vertraulichkeit zwischen beiden. Sie wußten nichts voneinander aus früheren Zeiten.

Die eine bat, daß man den Namen nicht mehr nenne, und hatte doch vor all den andern — wohl aus großer Klugheit — ein flüchtiges Kennen sogar selbst erwähnt.

Die andre — hatte geschwiegen. Hatte die einzige Frage gestellt, ob er viel zu leiden gehabt.

Herr von Kahr rauchte eine Zigarette nach der andern.

Er hatte das Gefühl, er müsse morgen, ehe er noch jemand wiedergesehen hatte, reisen. Denn was morgen kam, wußte er nun genau.

Bei dem Ausflug an den See würde ihn die Gräfin fragen, ob er eine Botschaft an sie habe. Und was sollte er antworten?

An welche war die Botschaft?

Er dachte, an die Komtesse. Wenn er zu wählen gehabt hätte — an die Komtesse. Aber — war dieser feine, stille Mensch in einem nahen Kontakt mit einem in ganz Europa bekannten Lebemann gestanden? Doch wohl unmöglich. Und an jemand, der nur platonische und charitative Gefühle für ihn gehabt, würde da Werblingen seine letzten Worte richten?

Und doch — es war auch das denkbar.

Aber wenn er, Kahr, einen Mißgriff machte, dann war die Frau des Bruders, die sicher nicht eine Unerreichbare für Werblingen gewesen, kompromittiert.

Nein, er mußte abreisen. Er mußte jemand um Rat fragen.

Es fand sich ein Vorwand. Ein Billett ins Schloß, die begonnene Arbeit könne er infolge einer dringenden Nachricht aus Berlin erst in einigen Tagen fortsetzen.

Und so fuhr Hermann von Kahr wieder nach Berlin zurück.

Er kam am Nachmittag dort an und kam gerade zur Teestunde zu seiner Cousine, einer sehr glücklich verheirateten jungen Frau.

Und er erzählte der Cousine, was er selbst wußte.

„Was soll ich nun machen?" sagte er. „Es widerstrebt mir, mich in das Vertrauen der Damen einzuschleichen. Ich weiß, wenn ich noch eine Zeitlang dort bliebe, würde ich von jeder etwas erfahren —"

„Ja," antwortete die junge Frau, „und zwar kann ich dir erzählen, was: Die Frau des Grafen würde dir gestehen, daß sie in ihrer Witwenzeit eine vielleicht unbesonnene Passion mit dem tollen Werblingen durchlebte — und die sanfte, ernste Komtesse würde mehr durch Schweigen als durch Worte verraten, daß Werblingen ihr teuer war, daß sie sich aber nie hätte entschließen können, anders als freundschaftlich mit ihm zu stehen. Was sie nun — oh, es fallen keine Worte — bereut. Sie ist ohne Zweifel einmal mit Freunden in Paris oder Rom oder Nizza gewesen, fern vom Elternhaus. Und niemand erfuhr davon, daß ihr Komtessenherz berührt und erschüttert war von einem Manne, den sie nicht a c h t e n konnte."

„Du hast recht," erwiderte Kahr, „ich habe es mir auch so ähnlich gedacht. Und darum habe ich eine Bitte an dich, Edith —"

„An mich? Aber mein guter Hermann, ich kann nicht hingehen und meinerseits um das Vertrauen der Gräfinnen werben. Und was sie anzuvertrauen haben, ist uns ja nun bekannt. Der Mann ist tot. Vielleicht lieben ihn nun beide. Aber warum soll man um eines Toten willen ihre Ruhe noch stören — ihnen etwas bringen, das nur ein Schmerz sein kann?

Nimm deinen Brief und verbrenne ihn. Niemand geschieht dadurch ein Leid. ‚Der Lebende hat recht,' die eine besitzt schon einen Lebenden, die andre wird ihn finden. Um so rascher, wenn der Tote nicht noch einmal aus seinem Grabe spricht."

Kahr fand, das habe wohl Sinn, was die junge Frau sagte. Es sei vielleicht auch das beste. Aber er konnte doch nicht so handeln. Er sagte:

„Wenn du gesehen hättest, wie sehr es den Sterbenden erregte, wie sehr es ihm ein Anliegen war, daß der Brief an jene Elisabeth kommt, du würdest mich besser verstehen.

Sieh, er hat gesagt, es wäre die einzige Frau, die er hätte heiraten wollen. Vielleicht liegt es schwer auf ihrer Seele, daß der Mann ihr dieses nicht sagte —"

„Die Komtesse hätte wohl den bekannten Lebemann nicht geheiratet, es wird heißen, er bekam sie nicht."

Und die junge Frau sah hochmütig aus, als freute sie es noch ein wenig, daß eine andre Frau stolz genug gewesen war, nicht die unzählige Reihe von Vorgängerinnen abzuschließen.

„Du vergißt die verheiratete Gräfin," antwortete Kahr. „Vielleicht gab sie dem Werblingen ein junges Vertrauen. Vielleicht verbanden sie dunkle Dinge. Vielleicht kann der Brief ihr noch eine Erklärung sein —"

Die junge Frau sah nachdenklich vor sich hin.

„Ich weiß es nicht — ich kann ja dieses auch nicht verstehen, daß einem Mann so viele Frauen wichtig in seinem Leben waren. Aber es muß wohl möglich sein. Und entscheiden können wir es nicht, ob ein solcher Mann in der Stunde des Todes an ein genossenes Glück oder eine unerfüllte Sehnsucht denkt."

Sie saßen eine Weile und gaben sich Mühe, sich zu versenken in die Psychologie eines fremden, toten Mannes.

„Aber Hermann," rief plötzlich die junge Frau, „er muß doch gewußt haben, daß beide Elisabeth, daß beide Ruhstrat heißen. Und wenn er erfuhr, daß die Witwe sich vermählte, ihre „Titulatur veränderte", und er hörte zugleich, sie hieße nun Ruhstrat, so wußte er doch, daß die Verwechslung sein kann — wenn die andre auch Elisabeth und Ruhstrat hieß!"

„Es ist immerhin denkbar," antwortete Kahr, „daß er nicht daran dachte, das Fräulein von Ruhstrat sei den Grafen Ruhstrat näher verwandt. Sie kann ihm gesagt haben, daß sie diese Verwandten nie gesehen habe."

„Aber ich bitte dich — er müßte wirklich nicht mehr recht bei Bewußtsein und Überlegung gewesen sein —"

„Oder er dachte längst nicht mehr an die, welche sich verheiratete, und wußte es überhaupt nicht, sondern er besann sich nur auf die Titeländerung des Fräuleins."

„Oder er hatte das Fräulein von Ruhstrat vergessen —"

Der junge Mann sagte nach einer Pause:

„So ganz bei vollen Kräften war der Mann zehn Stunden vor seinem Tode ja gewiß nicht mehr — und wenn man stirbt, vergißt man vielleicht alle — außer einem einzigen —"

„Auch dies kann sein — wir wissen es nicht."

„Ja, das ist es, Edith, und darum habe ich eine Bitte an dich. Mach du den weißen Umschlag auf. Er kann durch jeden beliebigen ersetzt werden. Es ist kein gleicher Bogen darin, das fühlt man am Format. Lies du allein, was da steht, du wirst dann wissen, ob es an die ist, mit der er etwas erlebte, oder an die, nach der er sich sehnte."

Die junge Frau stand auf und ging im Zimmer umher.

„Wäre deine Einleitung nicht, hättest du mir einfach gesagt, ich solle diesen Brief lesen und raten, ob er an eine Geliebte oder eine fern Umworbene ist — so würde die Sache schon erledigt sein. Nun aber fühle ich das Öffnen selbst als Indiskretion."

Kahr stand ebenfalls auf. Er war erregt.

„Ich kann den Brief nicht verbrennen — und nach allem, wie es liegt, kann ich ihn keiner geben. Es scheint mir taktvoller, es ist für mich leichter, eine andre Frau weiß um das Vergangenheitsschicksal einer dieser Frauen, als ein Mann, der dann vor ihr steht. Bedenke doch, eine davon wartet auf die letzte Botschaft, in ihrem Herzen wartet sie. Einer davon nimmt sie vielleicht etwas wie eine Beschämung aus ihrer Vergangenheit. Ich kann den Brief nicht verbrennen — und du kannst der einen etwas erweisen, dessen gute Tragweite wir vielleicht gar nicht ersehen."

„Nun — wenn es dir so wichtig ist," antwortete die junge Frau, „so sei es denn. Falls mir aber irgend etwas zweifelhaft ist, Hermann, übernehme ich nicht die Verantwortung, dir die richtige Adresse zu sagen."

Und die junge Frau trat gegen das Fenster, zerriß langsam den weißen Umschlag und las.

Es war eine Weile still im Zimmer.

Dann wandte sich die junge Frau und reichte Hermann Kahr das Blatt.

„Lies," sagte sie ruhig. „Du kannst nichts mehr tun. Die sie erwartet, wird die letzte Botschaft nie bekommen. Und es ist des Toten Schicksal: Wer so vielen von Liebe sprach, dessen Ernst erreicht nicht mehr das Ziel —"

Hermann Kahr ergriff das Blatt.

In schattenhaften Zügen einer kaum noch gehorchenden Hand stand da:

„Dich allein habe ich geliebt."



Kindergruppe auf dem Brabanter Platz in Berlin-Wilmersdorf
Von Ernst Bernardien


Phot. J. Themal

Das neue Stadttheater in Posen

# Posen. Von Georg Brandt

Nein, sie laufen nicht mehr in Posen auf der Straße herum, die Wölfe, wie vor langen Jahrzehnten das einst die laut- und weithintönenende Fama gemeldet hat; obwohl es schon damals nicht wahr war. Aber man traut wohl im Westen auch heute noch hier und da dieser Posenschen Gegend recht Unglaubliches zu; und unter den Nachwirkungen ähnlich gestimmter Ansichten und Anschauungen leidet Stadt und Gegend auch heute noch.

Würde man — um ein Beispiel aus dem Gebiet herauszugreifen, das am schnellsten anspricht: dem Gebiet der Kunst — etwa annehmen, hier in Posen kostbare bronzene Reliefplatten aus der alten Vischerschen Gießhütte zu Nürnberg anzutreffen, Stücke von Hermann und Peter Vischer, oder — von Neuesten — Denkmäler von August Gaul, Hugo Lederer, Ignaz Taschner? Und doch ist es so. Und diese letzteren plastischen Werke, an der Straße stehend und so in jedem Sinn populär wirksam, haben an ihrem Teil die Stadt aufs neue geschmückt.

Daß hier seit Niederlegung der ehemaligen Festungswerke an einer Hauptstelle des alten Festungsgeländes ein ganzer Komplex moderner Bauwerke entstanden ist, ist ja recht bekannt geworden: Kaiserschloß, Ansiedlungskommission, neues Stadttheater, Postdirektionsgebäude und andre. Neben dem Gewinn dieser Baugruppe an sich war dabei vor allem von Belang, daß der von den alten Festungswerken umklammerten Stadt damit Raum geschaffen wurde, daß ihr Luft zugeführt wurde, daß eine Weiträumigkeit entstand, die an sich schon auch als ein wertvoller ästhetischer Faktor sich erwies und in der Folge einem offenen, raumvollen Bauen, dem Bau von Eigenhäusern, den Weg zu weisen beginnt.

Das neue Stadttheater, von den be-

kannten Theaterarchitekten Heilmann und Littmann erbaut, läßt auch im Bilde schon diesen recht feierlichen, in seinen Abmessungen wohlgelungenen Portikus würdigen, der in dem kleinen Parkgelände sehr schön steht; doch liegt die Bedeutung des Baues mehr noch in seinem Innern, da hier der Versuch gemacht ist, nicht das Theater älteren Stils, das doch immer ein Logentheater ist, zu gestalten, sondern ein sozusagen bürgerliches Theater; in dem ganz eigentlich das Parkett bedeutend ausgebildet und zum Kern der ganzen Innenraumwirkung gestaltet wurde.

Aber nur ganz flüchtig sieht hin, wer nur an dieser reich entwickelten Stelle Posens allein das Interessante, Hervorzuhebende sehen will und an der ganz andern älteren und alten Stadt nur Uninteressantes, Gleichgültiges, ja Ärmliches sieht. Freilich, wer hier die Erscheinung einer Stadt sucht, wie sie eine westdeutsche, eine süddeutsche bietet, wird enttäuscht sein. Ganz andre Schicksale als im Westen und im mittleren Deutschland haben hier gewirkt und die Stadt bestimmend gestaltet. Kein blühendes, üppiges Land war hier, das seine Bewohner mühelos ernährte und kein Handwerkspatriziat kam in die Höhe in ähnlicher Weise etwa wie in den kunstberühmten deutschen Städten; in mühsamer Arbeit haben [illegible] allem auch deutsche Kolonisten einst in alter Zeit den Grund zu dem gelegt, wovon auch heute noch ein gewisses Bild zurückgeblieben ist.

Wer gar zu geringe Erwartungen hat, wird von dem Eindruck, den dieser „alte Markt“ bietet, jedenfalls betroffen sein. Das beistehende Bild ist, nach einer Zeichnung der siebziger Jahre gewonnen, im wesentlichen noch jetzt ein genaues Abbild des bestehenden Zustandes, und es zeigt eines, was hier so charakteristisch ist: das prachtvolle Sichübereinanderbauen der Mauern und Dächer, die Emporstaffelung bis an das alte Rathaus hinan und mit ihm hinauf, in dieser harmonischen Form der Verjüngung, die dem Turm dieses alten Bauwerks eine so prächtige Silhouettenwirkung, das Charakteristikum eines Wahrzeichens der Stadt, gegeben hat. Von dem alten Rathaus selbst ist viel und oft erzählt worden, von seiner prächtigen Säulenhalle, die in den Jahren 1550 bis 1555 der Italiener Giovanni Battista di Quadro dem noch älteren Bau vorgelegt hat. Fast bedeutender noch als der Bau selbst ist die Wirkung dieses ganzen „Alten Marktes“, dieses großen, viereckigen Platzes, der noch heute die Gestalt hat, die ihm einst deutsche Kolonisten im polnischen Lande gaben, mit diesem Rathaus als körperlichem und geistigem Zentrum, mit den schmalen Giebelhäusern, die rings um seine vier Seiten stehen und die auch heute noch trotz neuerer Häuser das Bild bestimmen, und mit eben diesem Sichübereinanderbauen der Mauern und Dächer, im Kern der Anlage, bis zu dem Rathaus selbst hinan. Nicht das einzelne ist es hier, wie so häufig, das bestimmt und gewinnt, sondern nur diese eigenartige Platz- und Raumwirkung und dieses Bauensemble. Zu einem ganz bestimmten Eindruck noch möchte man einen näheren Blick



Prozessionsschmuck (Bamberka) einer jungen Polin




Phot. J. Themal

Der Marktplatz in Posen im Jahre 1875

auf das Rathaus werfen. An seinen speziellen Verhältnissen und namentlich an den Profilen seiner Vorhalle ist oft genug betont worden, daß sie nicht sehr rein wären, daß sie kein echtes Bild reiner italienischer Hochrenaissance böten; aber das gerade ist's, gerade darin zeigt sich das Charakteristische dieser Gegend und dieser Eigenart. Battista di Quadro war kein berühmter italienischer Architekt, er stammte aus Lugano, das ja in der Geschichte jener Zeit in der italienischen Kunst keine besondere Rolle gespielt hat. Die großen italienischen Baumeister kamen nicht hierher oder blieben nicht hier. Sie gingen weiter nach Krakau, das noch heute die Spuren italienischen Bauens reiner und höher zeigt. Aber nur ein Überästhet kann an diesem Werk in kleinlicher Weise mäkeln. Seine Gesamtwirkung ist groß und edel, trotzdem. Und gerade auch in diesen Steinen spiegelt sich die Art und Weise des damaligen Posens, in dem eben immer — wie zum Teil noch heut — die Bevölkerung in einem harten Kampfe lag und schwer um Dasein und Bestand ringen mußte.

Auch das kleine Portal eines Bürgerhauses, das heute in ziemlich verlassener Gegend steht, wird man nicht als Vorbild und Vorlage eines Renaissancekunstwerkes wählen. Die sogenannte Stil-„Reinheit“ ist auch hier nicht groß, und trotzdem ist der Eindruck deutlich von einem kräftigen, derben kleinen Kunstwerk. So ist es überall: das absolut und rein Schöne wird man hier nicht antreffen, wohl aber das Charakteristische, das dieser Gegend Charakteristische; so klar eben und deutlich, daß man daraus rückwärts auf ein Stück Geschichte, auf Erleben und Ergehen aus älteren Tagen schließen kann.

Das Bild, das man auf den Straßen der älteren Stadt sieht, Kleidung und Tracht der bäuerlichen Bevölkerung, namentlich der polnischen, kann man sich nicht bunt genug vorstellen. Und es ist auch gerade wieder ein Zeichen des bis in die neuere Zeit hinein etwas bedrückt gebliebenen Lebens hier, des harten Daseinskampfes, dem die Musen ein wenig fern blieben, daß das bunte Leben dieser Tracht nicht schon kräftiger in die Kunst hinausgetragen wurde, daß eben der Menzel fehlte, der gerade diese Tracht „kunstfähig“ gemacht hätte. Mit rechter



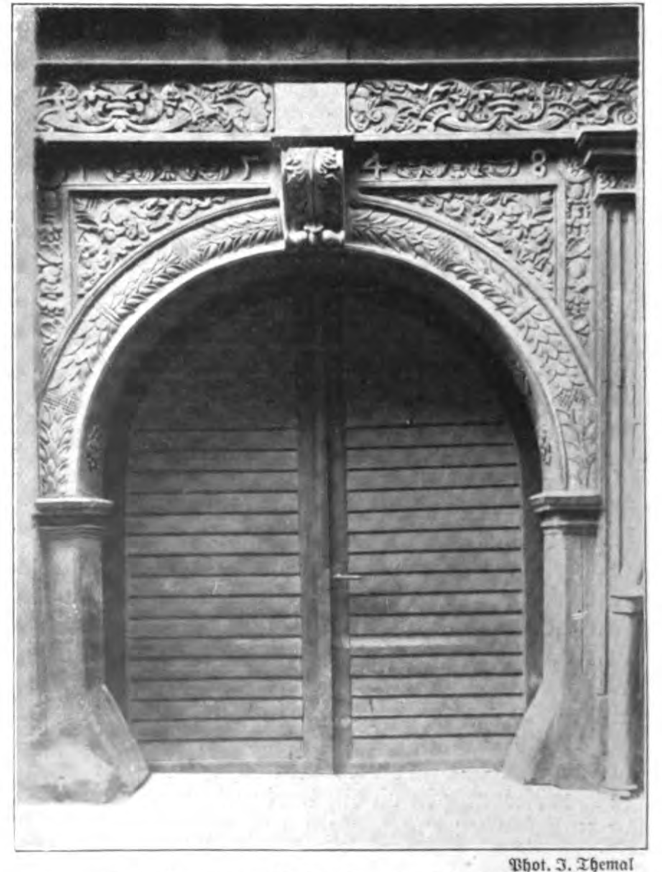
Phot. Dr. Schmidt, Posen

Altes Haus mit vorgelegtem Eingangsbau

da ein kleiner Anklang in Gebrauch und Sitte läßt an ihre ursprünglich deutsche fränkische Heimat denken. Die „Bamberka" ist nicht etwa der einzige Typus bäuerlicher Tracht hier in Posen, es gibt daneben sehr viele andre, immer aber ist diese Kleidung farbig schön, interessant und wie alles echt Volksmäßige ehrwürdig. Es ist anzunehmen, daß von diesen Dingen nun auch Posener Künstler in näherer Zeit durch gute Kunst manches über die Grenze der Stadt und Provinz hinaustragen werden.

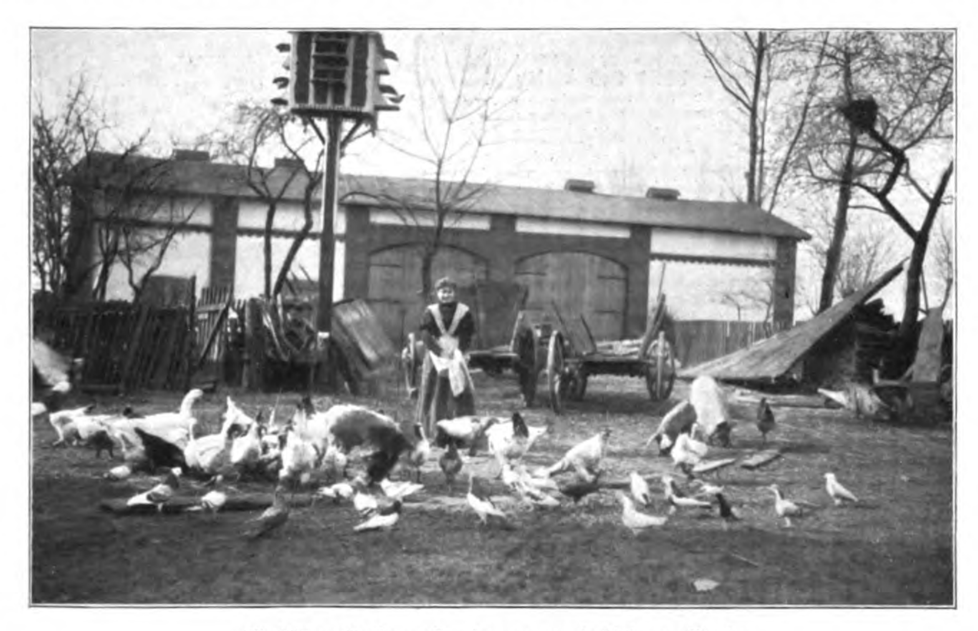
Vergegenwärtigt man sich im Geiste auch nur ganz ungefähr die Schicksale dieser Stadt in älterer Zeit, so muß man sich wundern, nicht über Mängel — wie das so oft geschieht —, sondern über die Leistungen, die doch in älterer und neuerer Zeit hier vollbracht worden sind, und wovon die Erscheinung der Stadt Zeugnis gibt. Als Posen

Freude ist aber zu sagen, daß seit kurzem das anders zu werden beginnt, daß auch Künstler, einheimische Künstler, diese Dinge freudig sehen und gestalten. Die Tracht der Abbildung ist vielleicht die bunteste, malerischste, die hier zu sehen ist. Es ist eine sogenannte „Bamberka" im Prozessionsschmuck; der hohe, bizarre Kopfschmuck besonders glänzt in den keckſten, buntesten Farben der Papierblumen. Man sieht es übrigens dieser schmucken Bäuerin gewiß nicht an, daß mit ihrem Namen „Bamberka" ein kleines Stückchen interessanter Geschichte verbunten ist. Diese „Bamberkas" sind nämlich eigentlich „Bambergerinnen", herstammend aus einem größeren Zuzug fränkischer Bauern aus dem Bambergischen im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Sie haben sich indessen gänzlich polonisiert, und nur noch hier und




Phot. J. Themal

Toreingang Klosterstraße 13 (1548)



Geflügelhof auf einem polnischen Gute

im Jahre 1793 an Preußen fiel, zu einer Zeit also, wo westdeutsche Städte längst stattlich und bedeutend waren und auf lange Zeiten kontinuierlichen Gedeihens zurücksahen, hatte die Stadt Posen, die Nebenstädte eingerechnet, kaum 12000 Einwohner und befand sich in einem äußerst dürftigen Zustande. Und auch nach dieser Zeit noch ging die Entwicklung langsam mit stellenweisem Rückfallen und Stehenbleiben vorwärts.

Noch sei ein Bauwerk nicht unerwähnt gelassen, das an die Posener „Ostdeutsche Ausstellung“ vom vorigen Jahre an-

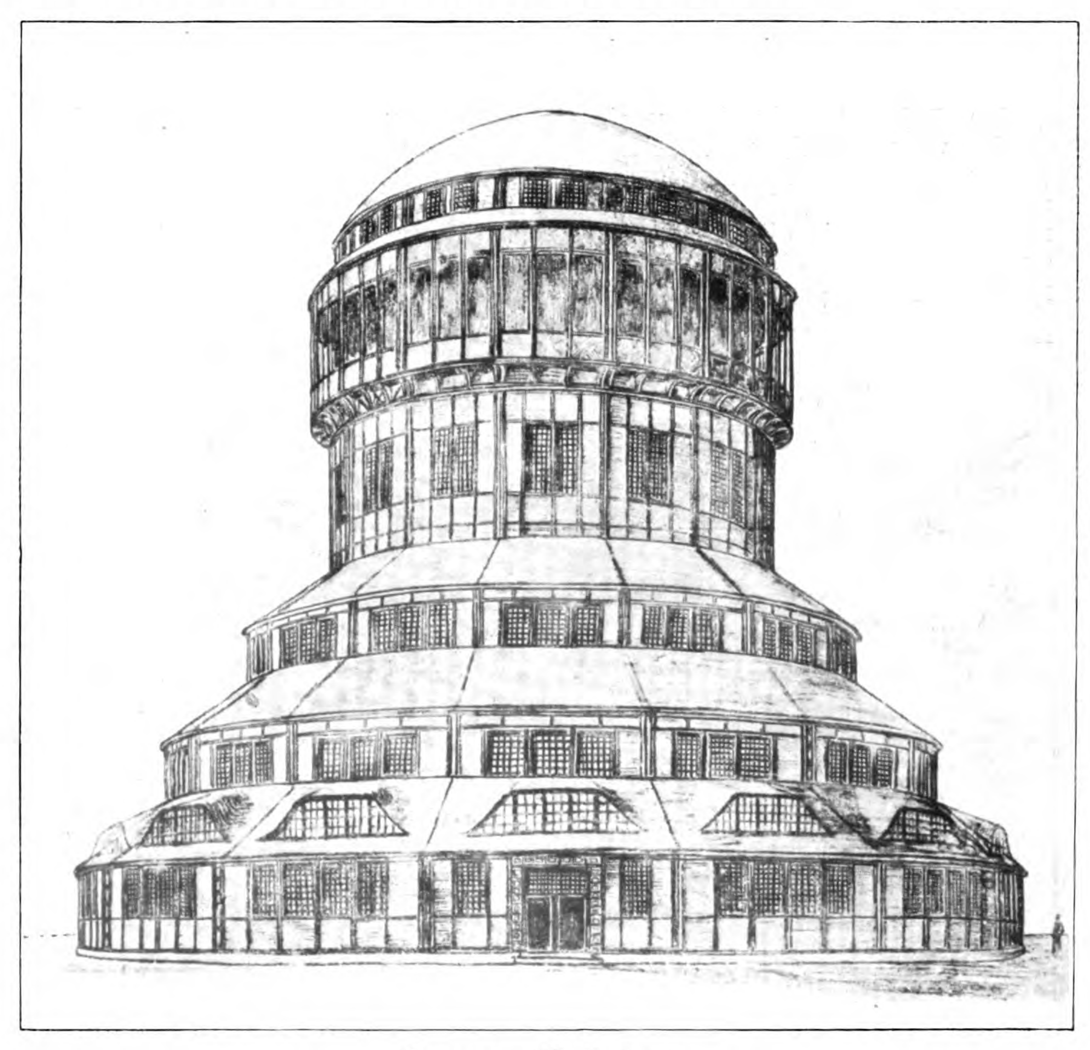


Wochenmarkt in Posen

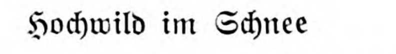
knüpft, eine Ausstellung, die — von allem Leisten hier abgesehen — rein als Ausstellungsanlage musterhaft war. Dieser Turm diente damals als Ausstellungsturm für die oberschlesische Eisenindustrie, er ist nun ein Wasserturm der Stadt geworden; er ist aber mehr: ganz im Westen der Stadt, direkt am Zentralbahnhof, wirkt er recht wie ein Wahrzeichen, ein neues neben dem alten, dem Rathausturm.

Was an diesem von Professor Pölzig-Breslau entworfenen, von der Donnersmarckhütte ausgeführten Bau so bemerkenswert ist, das ist der in dem Werke sich deutlich ausdrückende Wille, ein Industrienutzwerk wirklich als Bauwerk, als Architektur aufzufassen und zu gestalten. Es waren gewaltige Massen da architektonisch zu beherrschen; denn dieser Wasserturm steht mit einem Durchmesser von 58 Metern auf der Erde auf bei einer Höhe von einigen 50 Metern. Die Abbildung zeigt, wie diese Beherrschung der Massen und die Verjüngung nach oben in interessanten Dachbildungen erreicht ist. Eine wechselnde Ziegelanordnung in den Füllungen des Eisenfachwerks wirkt als ein großzügiges Ornament von interessanter Erfindung.

Nein, diese Stadt ist nicht so schlecht als ihr Ruf; als ihr Ruf gewesen ist. Einer wenn auch nicht glänzenden, so doch im ganzen würdigen Vergangenheit, die sich noch heute in Bild und Erscheinung interessant anzeigt, hat sich eine neue, weitausgreifende, im ganzen glückliche Entwicklung geeint.



Der neue Wasserturm





Hochwild im Schnee

Nach einem Gemälde von Alfred Graf von Brühl

# Der Nachen des Todes

## Ballade von Ernst Wahler

Weh dem Schiffer, weh,
Fern vom sichern Port!
Schneidend bläst der Nord
Her von Kanada über den
Eriesee.

Sturm und Wogendrang! —
Wo das Dampfschiff fuhr,
Blieb, ach, keine Spur;
Alt und jung versank.

Nur ein Fischerboot
Treibt auf See allein.
Ist die Mannschaft Stein?
Hockt an Bord der Tod?

Der Gefährten neun
Sitzen starr und stumm,
Schaun sich nimmer um,
Sie kann nichts erfreun.

Schaun sie unverwandt,
Wo der zehnte saß,
Nie der Pflicht vergaß,
Steuer in der Hand?

Blickt und ruft sie an.
Doch das Ruder sinkt,
Keine Stimme klingt,
Gläsern Augs starrt Mann
um Mann.

Da packt den das Graun,
Und er springt empor:
„Komm' dir, Tod, zuvor,
Nicht dies Bild zu schaun!“

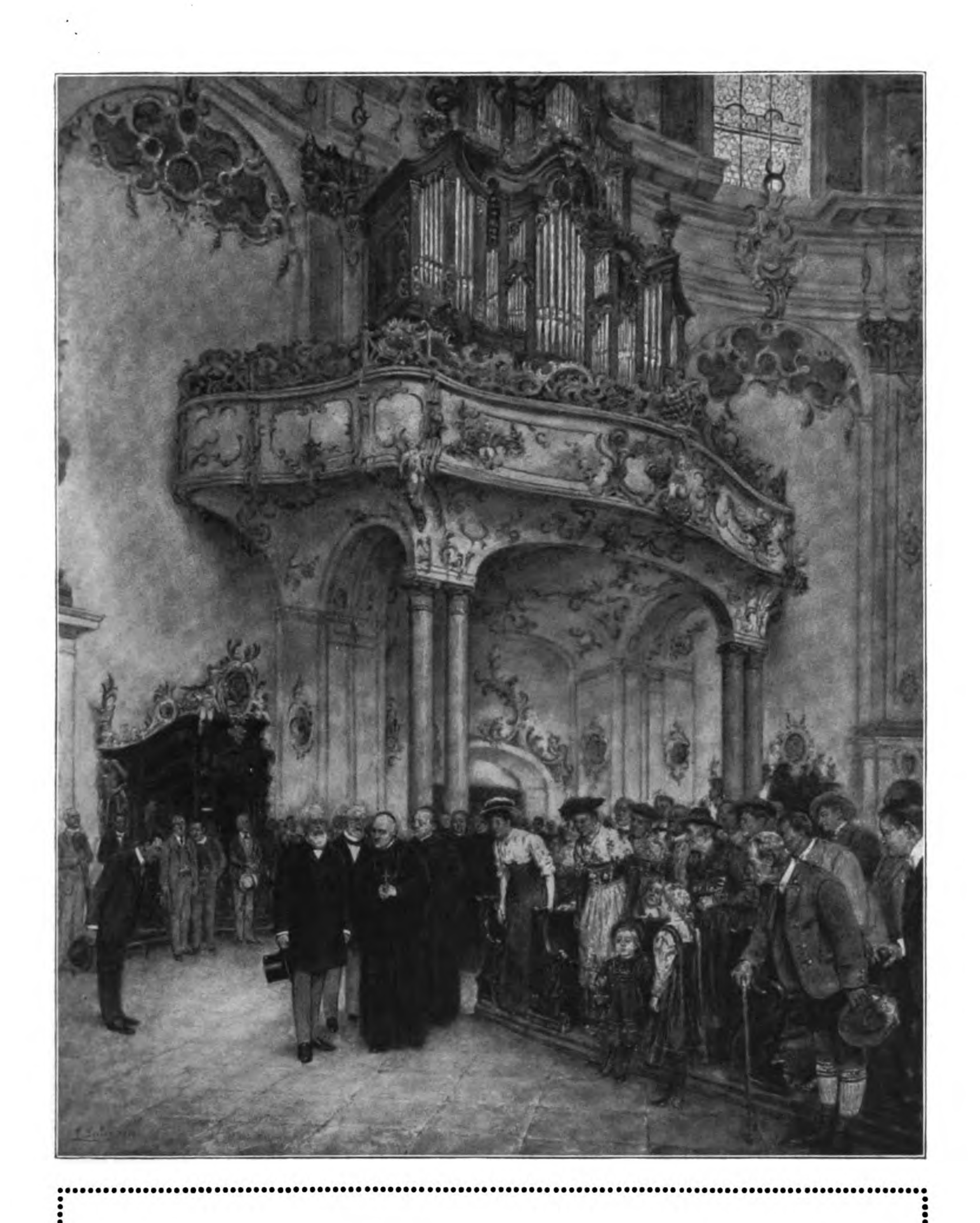
Reißt das Wams sich ab,
Stürzt in wilder Wut
Jäh sich in die Flut:
Ihn empfängt das eisige Grab.

Doch die andern neun
Sitzen starr und stumm,
Schaun sich nimmer um,
Sie kann nichts erfreun.

Tief vermummten Fraun
Gleichen sie zur Stund';
Eis deckt Bart und Mund,
Eis die buschigen Braun.

Eis deckt dick und weiß
Die Südwester ganz,
Und im Mondenglanz
Scheinen sie von Eis.

Und im fahlen Schein
Fährt das Boot zur Nacht,
Eine Totenwacht,
Stumm und starr in Eries
Hafen ein.



Prinzregent Luitpold von Bayern in der Klosterkirche zu Ettal (Oberbayern)

Nach einem Gemälde von Carl Seiler

# Trocknet unsre Erde aus?

## Naturwissenschaftliche Plauderei von Wilhelm Bölsche

Wenn der Himmel so beharrlich seine Schleusen auftut wie im letzten Sommer; wenn man schlafen geht mit der einförmigen Melodie des senkrechten Gusses und aufwacht beim lieben Rhythmus der plätschernden Dachtraufe; wenn zuletzt „alles fließt", Erdreich, Menschenstimmung und Philosophie: dann erwacht in jedem schlichten Gemüt einmal wieder der uralte Völkergedanke von der Sintflut. Daß wir Menschen eigentlich nur ein Inselvolk unsers Planeten seien, Bewohner von armen Halligen, die zwischen den Wassern des Himmels und des Ozeans notdürftig standhalten, unablässig von oben überrieselt von dem Tau der Wolken, die sich am Gebirge stauen, und von unten zernagt von der ruhelosen Welle. Und daß eines Tages, wie so manches kleine Halligenhaus, auch das große Menschenhaus im ganzen einmal wieder mitgeschwemmt, hinabverschlungen werden könnte in den uferlosen grauen Schoß der elementar sieghaften rohen Urwasser. Wer aber gelernt hat, mit dem tieferen Blick des modernen Naturforschers in die Dinge zu schauen, der grübelt in solcher Regennacht gerade etwas Umgekehrtes. Er weiß, daß ein paar verregnete Sommer, selbst wenn sie dicht hintereinander kommen, noch keine geologische Änderung, die dauernd unser Klima oder unsern Wasserbestand verschöben, bedeuten können. Wenn sie es aber täten, so denkt er an den nicht auszusagenden Segen, den gerade eine vermehrte Feuchtigkeit unendlichen Landstrecken der Erde für uns Kulturmenschen bringen müßte. Er denkt an unsre saure Menschenarbeit seit grauen Tagen, Kanäle und Wasserleitungen durch die Wüste zu ziehen; denkt an das Volk, das seinen Nil heiligsprach, weil er überschwemmte. Eine andre Angst ist heute in ihm: ob die alte Erde nicht mehr und mehr im ganzen austrocknet . . .?

Kein Zweifel besteht, daß gegenwärtig kolossale Landgebiete der Erdoberfläche im offensichtlichen Vertrocknungsprozeß begriffen sind. Afrika ist das unzweideutigste Exempel. Der Spiegel seiner Ströme sinkt; vor unsern Augen versumpft das Kongobecken; der Tsadsee, kaum daß er als fester Umriß auf unsern Karten erschienen war, steht auf dem Punkt, wieder zu verschwinden; die wirkliche Wüstendürre der Sahara hat seit dem klassischen Altertum die unheimlichsten Fortschritte gemacht, und die Wassernot, schon in dieser Antike beginnend, umklammert allmählich das ganze Mittelmeergebiet. In Nordamerika sieht man überall die Zeugnisse, wie die Landseen gesunken sind. In Asien bilden das Kaspische Meer und der Aralsee verkommende, verdampfende Reste. Mit stillem Grausen lesen wir bei Sven Hedin von den Palmenhainen und blühenden Städten, die in der ostturkestanischen Wüste von heute noch während der ersten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung bestanden haben. Für die wachsende Ausbreitung der Kulturmenschheit und die heute immer brennenderen Kolonialfragen scheinen hier vielfach schon direkte Hemmnisse heraufzuwachsen, die weitaus unheimlicher wirken als eine gelegentliche Reihe verregneter Touristensommer bei uns. Wenn das nun allgemein so weiterginge? Man erinnert uns daran, daß unser Planet trotz des Phänomens des aufsteigenden Menschengeistes sich sozusagen körperlich in einer Periode der Rückbildung befinde. Er erkaltet, zieht seine Wärme gleichsam immer tiefer in sich hinein; so werde er wohl auch in wachsendem Maße seine Wasser verschlucken, werde oberflächlich eintrocknen. Man verweist uns auf den heute schon wasserlosen Mond oder den (angeblich) größtenteils von roten Wüsten bedeckten Mars. Ohne Wasser aber schließlich kein Leben, und so ständen wir hier heute schon vor bangen

Zeichen eines Menschenbankrotts, für den es nicht des im Augenblick mit Recht fast lächerlich gewordenen Kometen bedürfte. Nicht von Halligen starrten wir ängstlich ins düster grollende Meer, sondern von ein paar letzten grünen Oasen in die mondhaft tote Sandwüste, deren Wirbel uns näher und näher rückten. Es geht ein melancholischer Zug durch unsre Zeit, der immer gern bereit ist, unsrer Erde solche letzten Prognosen zu stellen, und wer sie anzweifelt, gilt wohl gar als seichter Optimist. Und doch ist es ganz und gar nicht schwer, dieser Theorie von der „Zukunftswüste", die man tatsächlich heute schon in Kulturgeschichten vertreten findet, ein tüchtiges Gegenschach zu bieten, wenn man die Dinge nur noch ein wenig tiefer geologisch anschauen will.

Gewiß ist, daß unsre Erde unablässig Wasser verschlingt. Keine Gesteinsunterlage ist so dicht, daß sie nicht auf die Dauer die Feuchtigkeit einsaugte wie Löschpapier. Jeder Verwitterungsprozeß, der eine Handvoll Tonerde erzeugt, bindet seit alters auch Wasser. Wenn das allein waltete, wären wir Menschen nicht geworden, denn längst vor uns wäre die ewige Wüste schon über dem Leben zusammengeschlagen. Aber ebenso sicher ist, daß diese gleiche Erde beständig auch Wasser speit, und zwar nicht nur solches, das sie gelegentlich schon von oben verschluckt hat, sondern auch noch „juveniles", jungfrisches, das noch nie im Kreislauf der oberen Gewässer mitgelaufen ist. Die eigentliche Fabrik dieser Jungwasser liegt in den Glutmassen der Erdentiefe. Von hier sprudeln sie als warmer Heilquell empor wie in Karlsbad. Oder sie lösen sich als Wasserdampfwolke aus dem Gasgemisch, das die Vulkane neben und mit ihrer Lava von dort heraufspeien. Und auch dieser Vorgang ist uralt, ist immer neben dem andern hergelaufen. Wenn man die unfaßbar kolossalen vulkanischen Basaltdecken sieht, die in früheren geologischen Epochen ganze Länder überflutet haben, so ahnt man, was mit solchem Feuermeer auch an Wasserdampf, an „neuem Wasser" immer wieder in unsern Oberflächenhaushalt hineingeflossen sein muß. Eine Epoche endgültiger Erdaustrocknung könnte also erst eintreten, wenn aller Vulkanismus und was damit zusammenhängt, vollständig aufhörte. Davon merken wir aber für absehbare Zeit tatsächlich nichts. Mit guten Gründen könnte man eher behaupten, daß wir gegenwärtig auf eine Epoche gerade des verstärkten Vulkanismus losgingen. Die Vulkaneruptionen scheinen mit Vorliebe aus entlastenden Spalten der Erdrinde zu brechen, die selber mit den Spannungen und Faltungen der Gebirgsbildungen zusammenhängen. Epochen verstärkter Gebirgsbildung müssen sich durch große Erdbeben ankündigen. Jeder weiß aber, wie sehr wir seit einiger Zeit im Zeichen katastrophaler Riesenerdbeben stehen. Auf keinen Fall aber kann etwa die heute zu beobachtende Austrocknung von Afrika daran liegen, daß überhaupt jetzt schon jene Zufuhr aus den arbeitenden Wasserfabriken der vulkanischen Tiefe zu versagen beginne. Und die Frage kann sich also nur dahin zuspitzen, ob etwa von jeher dieses Tiefenwasser zum Ausgleich der Wasserverluste doch nicht ganz gelangt habe? Hat es immer nur einen Teil ersetzen können, während gleichzeitig ein wachsendes Manko am Urkapital zehrte? In diesem Falle müßte die Erdoberfläche im Verlauf der geologischen Epochen allerdings ersichtlich wasserärmer, wüstenhafter geworden sein. Und es wäre möglich, daß das gehäufte Defizit gerade in unsern Tagen schon fatale Dimensionen annähme als eine alte Urschuld im großen Erdenhauptbuch, die sich stets verschlimmert.

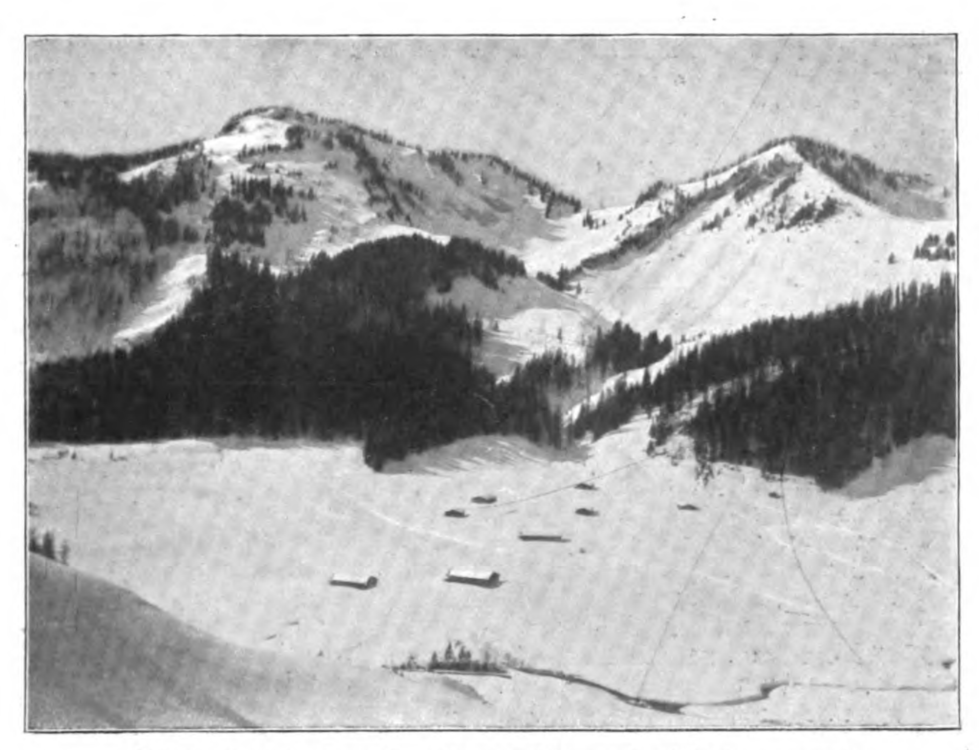
Die direkte praktische Rechnung zur Lösung dieser Frage können wir nun nicht ausführen. Wir wissen ziffermäßig nicht, wieviel Wasser genau die Erde produziert und wieviel sie genau schluckt und inwiefern hier stets eine Differenz obwaltet. Wohl aber können wir geologisch lösen. Die übersehbare Erdgeschichte spielte sich in vielen Jahrmillionen ab. Wenn also das Defizit heute zum Himmel zu schreien beginnt, so muß es sich dort längst ersichtlich angebahnt haben. Die Erdteile müssen im Laufe der geologischen Epochen immer größer, die Meere immer kleiner geworden sein. Und eine ältere geologische Anschauung schien diesem verhängnisvollen Bilde in der Tat günstig zu sein. Ursprünglich, hieß es da, umwogte ein tiefes Meer die ganze Erde. Nur Meer-

tiere existierten. Erst allmählich trockneten die ersten Inseln ab. Lange war etwa Europa nur erst ein Archipel; die Ichthyosaurier schwammen noch im Jurameer bis Schwaben. Dann endlich gab das sinkende Wasser schon ganze Kontinente frei. Die ersten Menschen fanden auch die noch sehr viel feuchter in sich. Jetzt aber beginnt allenthalben darin die unheimlich rasch wachsende Wüste.

Hübsch gedacht — aber geologischer Mythus! Erst in unsrer jüngeren und zum Teil jüngsten Geologie fängt man an, auf Grund ergiebigerer Kenntnis wirklich annähernde Karten über die wahre Land- und Wasserverteilung in den alten Erdepochen zu entwerfen. Und wie sehr anders sehen die Dinge, die man schon zu „haben" wähnte, da aus! Von einem einheitlichen Urmeer, das die ganze Erdkugel umfloß, wissen wir faktisch nichts. Wenn wir es hypothetisch annehmen wollen, so kann es jedenfalls so seicht gewesen sein, daß zu seiner Herstellung nicht mehr Wasser nötig war, als heute noch auf der Erde wogt; mit einer Durchschnittstiefe von 2000 Metern könnte noch heute unser Ozean unsern ganzen Planeten bedecken; weit in die älteren Erdperioden hinein spricht aber alles für eine Mehrzahl anfänglich relativ seichter Meere. Da, wo für uns dann die deutlichen Spuren der Erdchronik beginnen, finden wir am Meeresgrunde ungeheure Massen verwitterter, verschlämmter Gesteine abgelagert. Unmöglich kann sie das freie Meer aus sich abgeschieden haben. Festland gehört dazu, von dem sie abgewaschen wurden, Ströme dort, die sie verfrachteten, Gebirge, die verwitternd in diesen schier unermeßlichen Schutt und Sand sich zerkrümelt hatten. Aus der Lage der Schlammufer und Schutthalden kann man sich auch ungefähr noch ein Bild machen, wo diese Festländer damals gelegen haben, welche Ausdehnung sie gehabt haben müssen. Und mit Staunen gewahrt man, daß bereits in der uralten kambrischen Erdperiode so viel Land aus dem Meer ragte, daß man eher zu der Vermutung kommen sollte, des Ozeanwassers sei seither mehr geworden als weniger. Auf der Karte, die der kenntnisreiche Breslauer Geologe Fritz Frech für die Meere und Kontinente des ersten Drittels der Devonzeit (also einer Erdepoche, die immer noch älter als die Steinkohlenperiode ist) entworfen hat, ist von all unsern heutigen Ozeanen nur der Stille Ozean (der auch in der Folge stets der zäheste geblieben zu sein scheint) zum größten Teil vorhanden. Fast die ganze Nordhalbkugel ist bis über die Polarbreiten von Spitzbergen und Grinnelland hinaus ein einziger kompakter Riesenkontinent. Land geht von Thüringen bis über Skandinavien fort nach Grönland und Kanada, den ganzen Nordteil des Atlantischen Ozeans bis hoch ins Eismeer erfüllend. Nur ein relativ schmales Wasserband läuft vom heutigen Mittelmeer bis nach China durch, einen Ausläufer nordwärts noch in der Richtung des Ural entsendend, der aber oben wieder stumpf gegen arktisches Land endet. Dafür aber fehlt der ganze Indische Ozean. Arabien, Indien, die Sundainseln, Australien und Afrika bilden einen entsprechend kolossalen einheitlichen Südkontinent, von dem aus riesige Inseln auch noch den Südteil des Atlantischen Ozeans verbarrikadierten. Und zu dieser erstaunlichen „Verlandung" der Erde tritt aller Wahrscheinlichkeit nach damals noch ein mehr oder minder wüstenhafter Charakter der immensen Festländer selbst. In allen bekannteren Gebieten des nordischen Riesenkontinents zeigen sich die Hinterlassenschaften verdampfender Seen und abflußloser Flüsse, zeigt sich von Eisenoxyd gefärbter roter Wüstenschutt in unfaßbarer Ausdehnung. Ein warmes, extrem trockenes Klima muß über diesen schauerlich öden Flächen gelegen haben, das lange Zeiträume hindurch dem Tier- und Pflanzenleben, das doch längst in den seichten Meeren blühte, den Aufstieg aufs Land, so reichlich dieses da war, erschwert haben muß. Wie würde uns grauen, wenn wir dieses Erdbild als endgültiges Zukunftsbild vor uns gestellt sehen sollten! Und doch ist es ein schon uralt entlegenes, eines der frühesten, die wir überhaupt kennen. Und was vielleicht das bedeutsamste ist: es war geschichtlich damals selber nur ein wieder vergängliches, vorübergehendes Bild. Noch vor Ablauf jener Devonzeit erfolgte eine stärkere Überflutung vieler der alten Landgebiete durch das Meer. In der weiteren Folge, in die obere Steinkohlenzeit hinein, trat dann aber-

mals extreme „Verlandung" ein. Und so wechselten die Dinge fort und fort in der Kette der späteren Erdperioden. Im allgemeinen hat man den Eindruck, daß das zeitweise Anschwellen oder wieder Zurückweichen des Ozeans stark mit der Gebirgsbildung zusammenhing. Wenn sich irgendwo hohe Gebirgsfalten auftürmten, so vertiefte sich entsprechend anderswo der Meeresboden, und die Wasser strömten, das Land weithin frei lassend, diesen tiefen Becken zu. Gewiß ist jedenfalls, daß zweimal, in der Steinkohlenzeit und der Tertiärzeit, parallel zu einer Epoche enormer Gebirgsbildungen auf der Erde auch eine hochgradige „Verlandung" überall eintrat. Dieser ganze Vorgang konnte sich aber periodisch abspielen, ohne daß die Gesamtmasse des Wassers sich irgendwie zu ändern brauchte! Und mindestens zeigt sich, wenn wir die vollkommene Folge der geologischen Erdkarten überblicken, keinerlei Anhalt dafür, daß das Wasser im ganzen abgenommen hätte bis heute. Wenn schon, so könnte man eher denken, es habe sich vermehrt, was bei dem ebenfalls periodischen Anschwellen des Vulkanismus in gewissen Erdepochen an sich kaum als besonderes Wunder erscheinen könnte. Jedenfalls blaut der Stille Ozean heute wie schon im Devon und schafft der Erdkugel eine fast reine Wasserseite, die auch noch durchweg ungemein tiefen Grund hat. Frei sind heute der ganze Indische und der ganze Atlantische Ozean, und Meer geht über den Nordpol. Durch Wasser breit zerspalten ist zwischen Skandinavien und Grönland der alte einige Nordkontinent, total versunken ist das alte Südland zwischen Australien und Afrika und im südlichen Atlantischen Ozean. In solcher Stunde des großen geologischen Tages kann unmöglich von einer extremen Austrocknung gesprochen werden, geschweige denn von den Anzeichen einer für unsern Planeten endgültigen. Jene Symptome, die heute Binnenseen sinken lassen und großen Teilen Afrikas und Innerasiens einen stärkeren Wüstencharakter aufpressen, können mithin auch nur einen für sich bedingten, vorübergehenden geologischen Zustand bedeuten. Stärkere klimatische Wüstenursachen haben, wie erwähnt, schon in früheren Erdperioden gelegentlich immer einmal wieder die großen Kontinentflächen bebedroht. Sie pflegten auf feuchtere Zeiten mit einer bestimmten Regelmäßigkeit für eine Weile zu folgen. Nun kommen wir heute unzweifelhaft aus der großen feuchten Regen- und Schneeperiode, die im Norden als diluviale Eiszeit, in den äquatornäheren Gegenden als extreme Pluvial- (Regen-) Periode gewirkt hat. Indem sich das Klima noch immer zunehmend hebt, führt es auch uns zunächst durch eine Trockenheitsphase von stellenweise unbehaglichem Charakter. Nach aller Wahrscheinlichkeit würde ihr wieder eine warmfeuchte Phase folgen, die, wie mit den letzten Resten der Eiszeit, so auch mit dem extremen Wüstenstadium wieder aufräumte und zweifellos für die Zukunft unsrer Kultur auf lange die denkbar günstigste Sachlage böte. Wohlverstanden aber das alles im behaglichen geologischen Tempo und nicht schon angezeigt durch den einen oder andern etwas trockeneren oder nasseren Sommer. So flott geht es im Planetenleben nicht. Deshalb hat es aber erst recht gute Weile bis zum mythischen Endzustand einer irgendwie unbewohnbaren Erde.





Skiquartier in den Haushamer Alpen (Schlierseegegend)

# Skihütten. Von Rudolf Rother

Die ungemein rasche Entwicklung des Wintersports in den letzten Jahren findet ihren Ausdruck nicht allein in den zahllosen Verbesserungen, die diese kurze Zeitspanne dem Rüstzeug der Eis- und Schneesportler gebracht hat. Wintersportplätze, ganze Kolonien sind aus dem Boden emporgewachsen, oft an Orten, in denen der Winter nur selten länger als ein paar Tage zu Gast bleibt. Luxuriöse Hotels, ausgezeichnete Verpflegung und Vergnügungen aller Art müssen über die mangelhaften Schnee- und Eisverhältnisse hinweghelfen und tun das wohl auch, wenn nur eine kleine, mühselig instand gehaltene Rodelbahn, ein spaltiger, halb gefrorener Wassertümpel den Wintersportillusionen zu Hilfe kommt. Nur der Skiläufer fehlt gewöhnlich an diesen Orten. Die Art seines Sports zwingt ihn, Plätze aufzusuchen, an denen der Schnee wirklich tief genug liegt, um die Unebenheiten des Bodens, Felsbrocken und Buschwerk auszugleichen zu weißen, gleichmäßigen, zusammenhängenden Flächen. Da solche Plätze aber selten in unserm Vaterland und meist schwierig zu erreichen sind, so geht der eigentliche Winterfremdenstrom an ihnen vorbei; und die Unterkunftsmöglichkeiten für die Skiläufer waren deshalb noch sehr beschränkte, als vor wenigen Jahren der Gedanke der Skihütte auftrat und sich bald mehr und mehr Anerkennung verschafft hat. In kurzer Zeit sind in unsern Mittelgebirgen und in den Voralpen mehr als 25 Hütten entstanden.

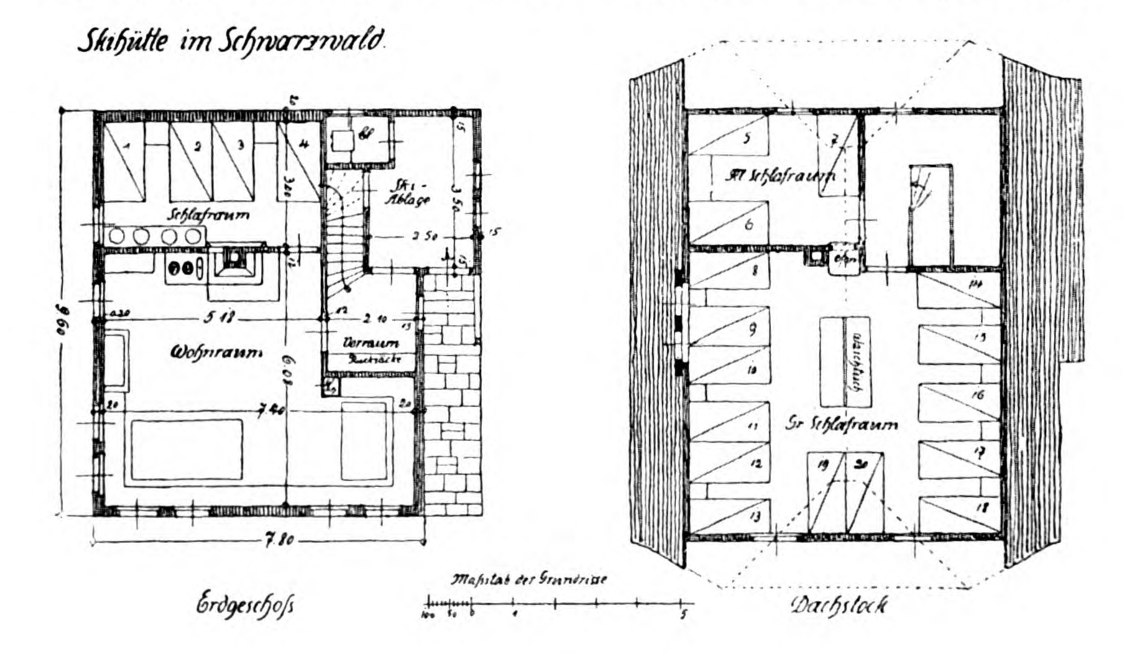
Allerdings sind diese Zahlen mit Vorsicht aufzunehmen, weil der Begriff „Skihütte“ gar zu groß ist. Wo ein günstiges Skigelände nicht gerade in der Nähe menschlicher Behausungen liegt, ist sicher eine „Hütte“ entweder schon vorhanden, gebaut oder geplant. Skihütte wird von den glücklichen Besitzern oft schon der



Schaubild

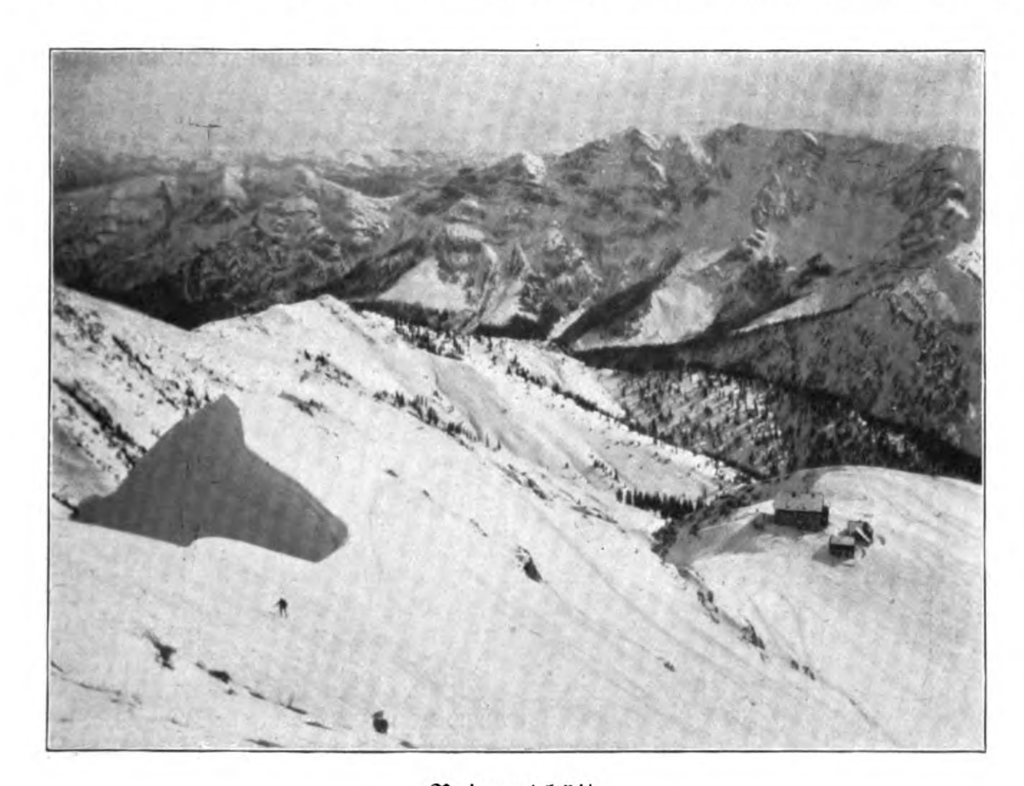
Hausanteil genannt, den man von der großen Alm für den Wintergebrauch mietete und der dann entsprechend den winterlichen Verhältnissen umgebaut wurde. So werden wohl die ersten Hütten überhaupt entstanden sein, die Bergfahrer hatten im Sommer Freundschaft mit den Almbesitzern geschlossen, gegen eine bestimmte Summe erhielten sie dann das Recht, im Winter die Alm und den Holzvorrat zu benutzen. Die großen Erwartungen, die man auf die Hütte setzte, wurden in diesen Fällen allerdings zumeist nicht erfüllt, denn der ganze Bau der Alm war nicht für die winterliche Benutzung eingerichtet. Meist brannte der Herd nur schlecht; und war das Feuer wirklich im Gange, so drang wieder das Schmelzwasser des Dachschnees in die Hütte. Sollte die Alm ihren Zwecken besser dienen, war es nötig, an einen Ausbau derselben zu denken.

Auf diese Weise sind verschiedene Hütten, zum Beispiel die des Schneeschuhvereins München auf der Fürstalm bei Schliersee, entstanden. Die Alm wurde nur nach außen hin in ihrer bisherigen Form gelassen, inwendig baute man mit gut getrocknetem Holze einen Wohn- und Schlafraum ein, der übrigbleibende große Raum wurde geteilt, die eine Hälfte diente als Skiablage, die andre zur Aufbewahrung des Feuerungsmaterials. Besser und billiger ließen sich die Skihütten einrichten, welche solche Almen benutzten, die wie im Schwarzwald auch im Winter über bewohnt waren. Der Bauer hat oft ein oder zwei Zimmer leerstehen, die er für



hundert oder noch weniger Mark jährlich vermietet und die je nach dem Geschmack und den finanziellen Verhältnissen der Skiläufer eingerichtet werden. So kenne ich eine „Hütte“ nicht weit vom Feldberg, die zwei Zimmer groß ist und in der sechs Mann hausen. Sie haben sechs Betten im Laufe des Sommers heraufgeschafft, zwei Schränke sind vorhanden, Tisch und Stühle wurden vom Besitzer des Bauernhauses gekauft. Der ganze Sommer wurde dazu verwandt, zum Beispiel in den Zuger Bergen, nur wenige solcher Hütten bestehen, obgleich das Gelände bis zu 1200 Meter hoch bewohnt ist und im ganzen Winter fast ständig Schnee liegt.

Gewöhnlich versteht man nun unter der Skihütte einen eigens für die winterliche Benutzung gebauten Aufenthalt, und auch an solchen Bauten fehlt es heute nicht mehr. Wo die schönsten Hütten stehen, ist schwer zu entscheiden. Der Schwarzwald hat Vorbildliches geschaffen; in den Vo-



**Rotwandhütte**

Kleinigkeiten, die an der Einrichtung fehlten, selbst herzustellen, unten im Kuhstalle wurde eine Skiablage eingerichtet, in der Stube wurde über dem Herde eine Trockenvorrichtung gebaut, und die ganze Einrichtung hat kaum mehr als dreihundert Mark gekostet. Dafür läßt die Hütte an Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig. Da im Hause während des ganzen Winters gefeuert wird, stellt sie nahezu ein Ideal dar. Gleiche Hütten findet man auch in der Schweiz, wo die Almen, namentlich in den Voralpen, oft ständig bewohnt werden. Fast wundert es uns, daß oft in prächtigen Skigebieten,

gesen finden wir eine Reihe guter Hütten; im Erzgebirge ist die Leipziger Hütte entstanden, die sehr gelobt wird; im Harz baute die akademische Sektion Göttingen ein Heim, und dort steht auch vielleicht die kleinste und billigste Skihütte in der Nähe von St. Andreasberg. Ein paar Worte über die letztere dürften von Interesse sein, da sie vielleicht vorbildlich für manche andre Hütten sein wird. Die Erbauer waren Northeimer Seminaristen und Göttinger Studenten, die für den Skisport mehr Liebe als Geld übrig hatten. Eine Hütte mußten sie haben, denn das Übernachten kostete auch im Harze da-

mals bereits ziemlich viel Geld, und außerdem konnten sie in den fremden Behausungen natürlich nicht leben, wie sie wollten. Ihnen war es darum zu tun, ständig draußen im Skigelände und ohne Beschränkungen irgendwelcher Art hausen zu können. Ein günstiger Hüttenplatz war bald gefunden. Der Inhaber des Grundes gab seine Zustimmung zum Bau gegen eine jährliche Zahlung von zwanzig Mark, der Plan der Hütte wurde entworfen, und im Sommer begann das Ausheben der Erde. Der Maurer baute das Fundament, und damit war die Mithilfe bezahlter Handwerker erledigt. Im übrigen wurde die Hütte selbst hergestellt. Bis tief in den Herbst hinein dauerten die Arbeiten, und als der Bau fertig war, wurden sämtliche Bekannten und Verwandten der Hüttenbesitzer um die Stiftung von Ausrüstungsgegenständen ersucht.

Auf diese Weise konnten sechs Lager in der Hütte eingerichtet werden. Einen Meter über dem Boden liegen die ersten drei, anderthalb Meter höher die übrigen. Das Lager besteht aus einer Matratze, einem Federkissen und einer Anzahl Decken. In der andern Hälfte der Hütte steht der Herd und der große Tisch. An der Wand hängt die Bücherei, der Vorratsschrank und eine Reihe von Bildern. Das Lager kann durch einen Vorhang den Blicken der Besucher entzogen werden. Mehr als acht Leute haben kaum Platz. Jeder Luxus wurde in der Hütte vermieden, und doch ist sie außerordentlich gemütlich.

Trotzdem sie ziemlich ungeschützt auf einer Bergkuppe liegt, läßt sie sich leicht heizen, weil auf die Isolierung großer Wert gelegt wurde. Die Hauptsache ist, daß die Gesamtkosten kaum mehr als vierhundert Mark betrugen.

Solch kleine Hütten werden vielleicht Ausnahmen bleiben. Zumeist wird ein größerer Skiverein die Hütte bauen und sie dann in der Regel mit 20 bis 30 Lagern versehen. Die Anlage einer solchen Hütte ist schwieriger, als es zunächst scheint. Zuerst sollte dabei vermieden werden, der Hütte eine zu einfache Gestalt (nach dem Vorbilde der ersten Alpenvereinshütten etwa) zu geben. Skihütten werden zumeist in Gebieten gebaut, die im Laufe des Sommers nicht schwer zu erreichen sind, und deshalb kann man jedes Material leicht an den Bauplatz heranbringen. Ideal wäre es, die Hütten stets in dem Stile der betreffenden Gegend zu bauen. Einige Schwarzwaldhütten können dafür als gutes Beispiel dienen. Außerdem ist es sicher, daß die heimische Bauweise stets das beste Mittel gegen die Witterungsunbilden der betreffenden Gegend darstellt, so daß die Skihütte dann nur noch einige besondere Einrichtungen zu erhalten brauchte.

Das Schwarzwaldhaus zum Beispiel vereinigt in sich Einfachheit und Zweckmäßigkeit am besten. Die äußere Form ist für eine Skihütte außerordentlich geeignet. Bei der Wahl des Eingangs wurde darauf Bedacht genommen, daß er unter einem besonderen Vordach an der wettergeschützten Seite liegt. Er führt zur Skiablage, in der alle Gegenstände bleiben, die Schmutz und Schnee in den eigentlichen Wohnraum bringen könnten. In der Skiablage ist außerdem eine besondere Ecke für die Rucksäcke. Die eigentliche Wohnstube enthält den Ofen und möglichst viel Sitzgelegenheiten. Kachelöfen sind stets am besten, wenn sie auch etwas mehr Geld kosten als die eisernen Öfen. Auf die gemütliche Einrichtung des Wohnraums ist besonderer Wert zu legen, holzgetäfelte Wände haben sich, wenn ihr Material recht gut ausgetrocknet war, am besten bewährt. Über dem Ofen muß sich eine besondere Trockenvorrichtung befinden, die am besten aus verstellbaren Spreizen besteht und es gestattet, die Kleidungsstücke in der Nacht möglichst auszubreiten. Neben dem Wohnraum kann ein kleiner Schlafraum mit Betten vielleicht für Damenbesuch eingebaut werden, wenn im oberen Stockwerk der große Schlafsaal liegt. Ist es einzurichten, sind auch dort Betten das beste, im andern Falle tun es Matratzenlager; sie haben den Nachteil, daß sie selten so warm sind als Betten und zumeist kein vollständiges Auskleiden gestatten. Je besser die Waschgelegenheiten sind (es gibt schon Hütten, die Warmwasservorrichtungen haben), desto gemütlicher und angenehmer ist es natürlich. Laufendes Wasser sollte in oder bei der Hütte stets vorhanden sein.

Die Verwendung von Holz hat sich stets bewährt, namentlich wenn die Außenwände doppelt sind und zwischen den beiden Holzschichten sich eine Füllung von Isoliermaterial befindet. Korkmehl

oder Torfmull scheinen hierfür am zweckmäßigsten.

Manche Hütten haben eine Holz- und eine Backsteinschicht, zwischen denen der Isolierraum liegt. Die Holzschicht nach innen gibt dem Wohnraum ein heimisches Aussehen. Je steiler das Dach ist, desto schneller läßt sich der Schnee von ihm entfernen, was besonders bei schlecht angelegten Kaminen von Vorteil ist. Versteht es aber der Hüttenbauer, einen richtigen Ofen anzulegen, dann kann der Schnee sogar als Schutzmittel gegen allzu große Kälte dienen, ganz abgesehen davon, daß die Hütten mit den schwarzen leeren Dächern gar nicht recht in die Winterlandschaft passen wollen.



Schutzhaus in Glarus

Einen großen Erfolg für die Entwicklung der Skihütten bedeuten die auf den letzten Hauptversammlungen des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins durchgedrungenen Anträge über die winterliche Benutzung der Alpenvereinshütten und vor allen Dingen über ihre Ausstattung für den Winter. Die Erkenntnis der Bedeutung des Ski als alpines Hilfsmittel ließ in Graz 1912 die Anträge durchdringen, daß die Alpenvereinshütten mit einem heizbaren Winterraume versehen werden oder daß jedenfalls ein solcher hergerichtet sein muß. Ebenso muß Holz vorhanden sein; Notproviant wird empfohlen; der Eingang, oft ein Fenster im ersten Stock der Hütte, ist durch den Alpenvereinsschlüssel zu öffnen. So sind also nun infolge dieses Beschlusses des Alpenvereins auch im Hochgebirge genug Skihütten zu finden. Hoffentlich verringern sich bald die Klagen sowohl seitens der Skiläufer als auch die aller Sektionen. Die Läufer finden oft zu wenig Holz, schlechtes Geschirr, schlechte Decken und so weiter, die Besitzer klagen über Verwüstungen und Unordnung. — Bezeichnend ist, daß eine



Skihütte auf der Fürstalm

Reihe von Hütten, zum Beispiel die Ulmer Hütte an der Valluga (Arlberg), das Brandenburger Haus am Kesselwandjoch (Ötztaler), während des ganzen Winters, jedenfalls aber um die Oster- und Weihnachtswochen bewirtschaftet sind. Viele Alpenvereinshütten der Voralpen sind ständig auch im Winter bewirtschaftet und stellen (wie das Rotwandhaus) recht gute Logis dar.



Phot. L. Schaller, Stuttgart

Skigelände auf dem Feldberg (Schwarzwald)

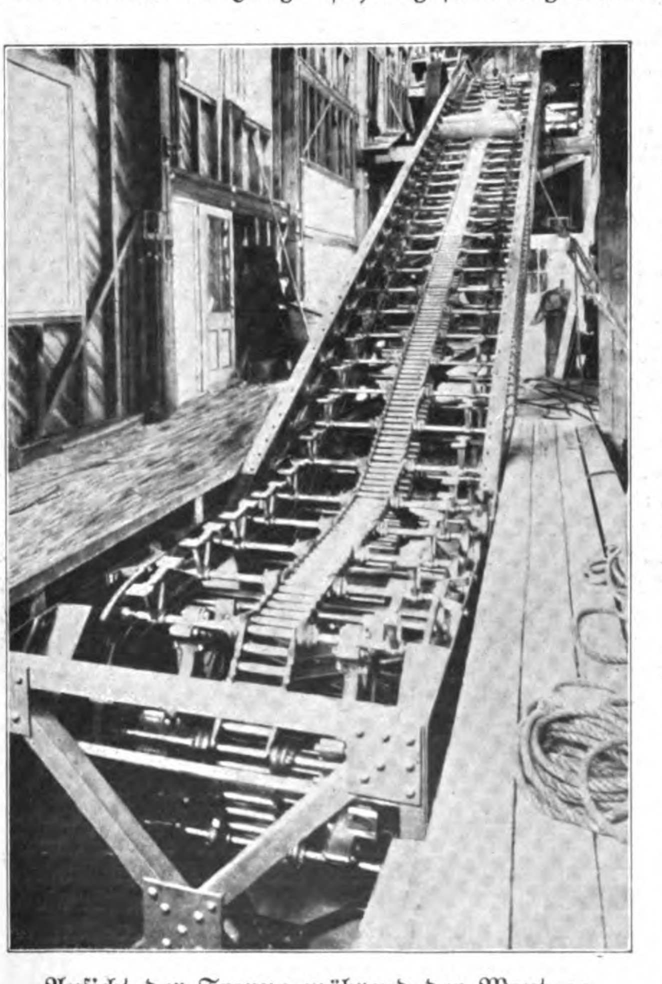
Unsre Lehrmeister, heute können wir schon sagen einstigen Lehrmeister, die Norweger, wandern nach der Wochentagsarbeit am Samstagabend bei Fackelschein hinauf zu ihrer Hütte, um am Sonntag wohl ausgeruht sich dem herrlichen Skisport hinzugeben. Das sollte sich bei uns auch einbürgern. Die Fahrt zur Hütte in heller Winternacht ist schon ein Hochgenuß.

Mögen diese Zeilen vielleicht den oder jenen, der mit der Erlernung des Schneeschuhsports bisher in der Annahme unzureichender Unterkunftsmöglichkeiten zögerte, zum Skifreund machen.

# Paternostertreppen zur Massenbeförderung

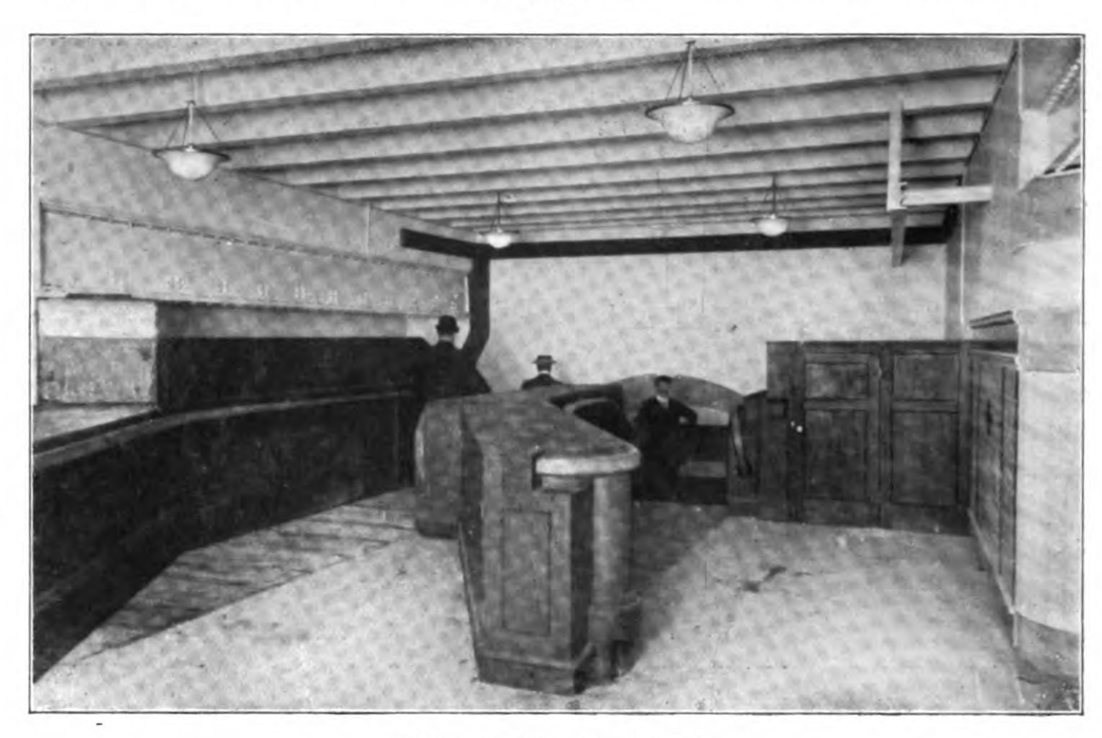
Von **Georg Henner**

Es ist jetzt ein Dutzend Jahre her. Da entschloß sich ein Berliner Warenhaus, seinen Besuchern die Mühe des Treppensteigens abzunehmen, und baute zur bequemen Erreichung des Zwischenstockwerkes Steigbänder ein, endlose Bänder, die über Rollen geführt wurden und oben und unten über Trommeln liefen, die von einem Elektromotor angetrieben wurden. Der Gast brauchte nur auf die so hergestellte Fahrbahn zu treten, um sanft nach oben befördert zu werden. Am oberen Ende war ein Jüngling postiert, der denjenigen Teil der Weiblichkeit, der sich von dem Steigband nicht wieder aufs feste Land zu treten getraute und dem in des Wortes wahrer Bedeutung der Boden unter den Füßen weggezogen wurde, in Empfang nahm und durch handfestes Zugreifen — die Intensität der Hilfeleistung stand meist im umgekehrten Verhältnis zum Alter der betreffenden Unglücklichen — das ins Wanken geratene körperliche Gleichgewicht wiederherstellte. In der Folge verschwand die hübsche Einrichtung an dieser Stelle wieder von der Bildfläche, veranlaßt durch mancherlei Unzuträglichkeiten, die sich beim Betrieb herausgestellt hatten; heute besorgen ausschließlich Fahrstühle den Personenverkehr nach den oberen Stockwerken. Dagegen sind aber an andern Orten große Anlagen entstanden, die auf demselben Prinzip beruhen und die sich in einer ganzen Anzahl von verschiedenartigen Ausführungsformen gut bewährt haben.



Ansicht der Treppe während der Montage

Für den Ingenieur, der vor die Entscheidung gestellt wird, für die Bewältigung eines großen Personenverkehrs Aufzüge oder Steigbänder zu verwenden, handelt es sich ausschließlich um die Untersuchung der Frage, welches von den beiden Mitteln auf die Dauer das billigere ist; erst auf Grund eines eingehend ausgearbeiteten Kostenüberschlages kann er sich für das eine oder andre aussprechen. Es soll versucht werden, im folgenden in großen Zü-



Oberer Treppeneingang

gen seinem Gedankengange nachzugehen: Zunächst muß an Hand genauer Beobachtungen festgestellt werden, wie groß überhaupt der zu erwartende Verkehr sein wird, zu welchen Zeiten er sich auf ein Höchstmaß steigert, und wann mit schwachem Besuch zu rechnen ist.

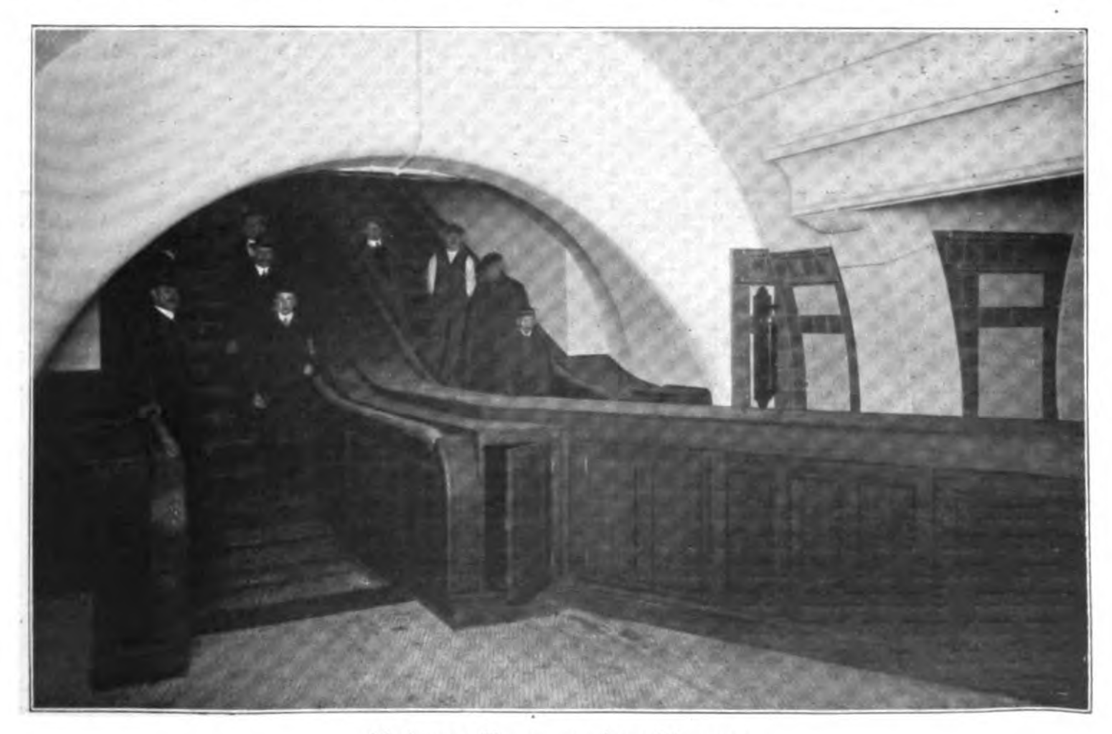
Nach der Höchstzahl der pro Stunde zu befördernden Personen richtet sich die Abmessung der Beförderungsmittel. Es liegt beispielsweise der Fall vor, daß in einem Ausstellungsgebäude zuzeiten großen Andranges pro Stunde 1800 Personen zwei Stockwerke hoch zu befördern sind. Die Höhe jedes Stockes ist mit 5 Metern angenommen. Im Entwurf sind drei Aufzüge vorgesehen; es ist zu untersuchen, ob nicht durch Einbau einer beweglichen Treppe (Rolltreppen, Paternostertreppen, Steigbänder sind ein und dasselbe) der Betrieb gegenüber den Aufzügen verbilligt werden kann. Zur rascheren Abwicklung des Verkehrs wird man annehmen, daß zwei von den drei Aufzügen in jedem Stockwerk anhalten, während der dritte vom Erdgeschoß direkt bis ins obere Stockwerk durchfährt. Danach richten sich auch die Fahrgeschwindigkeiten; für den durchfahrenden Aufzug möge sie im Mittel etwa 1 Meter pro Sekunde betragen, während sie für die beiden andern kaum größer als mit 0,8 Meter in der Sekunde in Rechnung gesetzt werden darf. Für das Ein- und Aussteigen in jedem Geschoß sind jedesmal etwa 20 Sekunden in Anrechnung zu bringen. Eine einfache Überlegung ergibt, daß unter diesen Verhältnissen der schnelle Fahrstuhl 60 Fahrten in der Stunde machen kann, während jeder der beiden langsamen es nur auf 34 Fahrten in der gleichen Zeit bringt. Zur Beförderung von 1800 Personen muß also jeder Aufzug 14 Personen auf einmal aufnehmen können, und dies gibt die Grundlage für die Größe der zu entwerfenden Fahrzelle.

Bei Fahrstühlen sind durchweg Gegengewichte verwendet, deren Größe so bemessen wird, daß das Eigengewicht der Zelle und die halbe Nutzlast dadurch ausgeglichen wird. Die Nutzlast ist hier das Gewicht der 14 Fahrgäste, das mit etwa 1100 Kilogramm zu veranschlagen ist. Bei einem Preis von 10 Pfennig für die Kilowattstunde dürften sich mithin die Kosten für die Beförderung eines Besuchers der Ausstellung vom Erdgeschoß bis zur Höhe des zweiten Stockwerkes für den Durchschnitt der drei Auf-

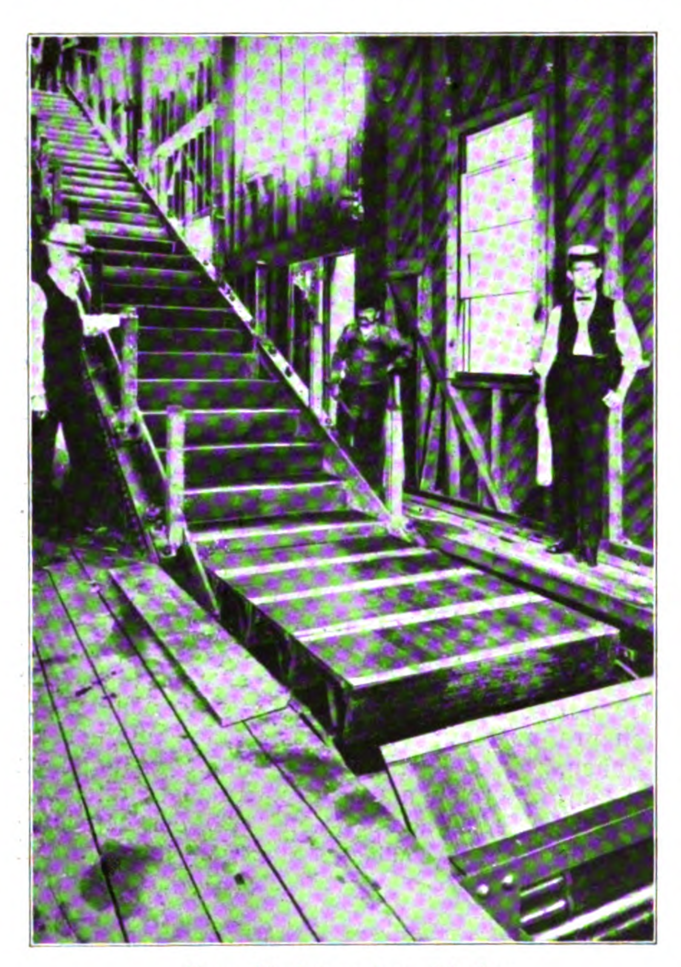
züge und bei voller Ausnutzung, das heißt, wenn die Fahrzelle jedesmal ganz besetzt ist, auf 0,054 Pfennig belaufen.

Während aber ein Aufzug stets intermittierend arbeitet, tritt im Betrieb eines Steigbandes keine Pause ein; die Zeit zum Ein- und Aussteigen fällt hier fort. Die Neigung der schiefen Ebene zur Wagrechten wird bei Steigbändern meist mit 1:3 angenommen; bei Rolltreppen mit Stufen kann man größere Neigungen — bis zu 30 Grad gegen die Horizontale — ausgeführt finden. Das Steigband, das in Konkurrenz mit den Aufzügen steht, sei rund 35 Meter lang und bewege sich mit einer Geschwindigkeit von einem halben Meter in der Sekunde fort. Wenn wir dann auf jeden Meter Bandlänge immer einen Fahrgast rechnen, so genügen diese Verhältnisse mehr als ausreichend, um die 1800 Personen in der Stunde bis in das zweite Stockwerk hinauf zu befördern. Beim gleichen Preis für den zum Betrieb nötigen Strom stellen sich die Kosten pro Person natürlich gleich hoch wie oben. Unsre angenommene Höchstzahl von Passagieren wird aber nur während weniger Stunden am Tag erreicht. Unter normalen Verhältnissen ist mit einem Besuch von vielleicht 770 Personen zu rechnen. Überprüfen wir jetzt für diese Anzahl Fahrgäste unsre Rechnung noch einmal, so finden wir für die Aufzüge, daß die Kosten für die Person 0,063 Pfennig ausmachen, während sie bei unserm Steigband sich auf 0,054 Pfennig belaufen, also ein Unterschied, der sicherlich ins Gewicht fällt.

Natürlich sprechen bei einem bis ins einzelne durchgeführten Kostenvergleich noch eine Reihe andrer Gesichtspunkte mit, die hier nicht erwähnt werden konnten. Flaut zum Beispiel der Betrieb noch mehr ab, dann werden die Fahrstühle nicht so oft fahren, und das Bild verschiebt sich wieder zu ihren Gunsten, da das Steigband nicht abgestellt werden kann, sondern dauernd im Betrieb bleiben muß. Bei der Wirtschaftlichkeit einer Anlage spielen die Baukosten, die verzinst und abgeschrieben werden müssen, oft eine entscheidende Rolle. In unserm als Schulbeispiel gewählten Fall dürfte die Ausführung eines Steigbandes billiger zu stehen kommen als die drei Aufzüge; auch das Bedienungspersonal wird bei den Aufzügen etwas zahlreicher sein müssen. Bei den vorliegenden Verhältnissen wird also



Unterer Ausgang der Treppe



Das Einsetzen der Stufen

der Ingenieur sich für ein Steigband entscheiden.

Auf Grund eines genauen statistischen Materials aus der Praxis hat sich ergeben, daß für eingeschossigen Betrieb auch bei ganz schwacher Besucherzahl Aufzüge teurer arbeiten als bewegliche Treppen, daß sich aber mit der Anzahl der Stockwerke das Verhältnis allmählich zugunsten der Aufzüge verschiebt, die bei mehr als drei Stockwerken allein noch in Frage kommen können. Unter Umständen kann sich, besonders für Warenhäuser, eine gemischte, aus Aufzügen und Steigbändern bestehende Anlage, wobei die letzteren nur in den unteren Stockwerken Verwendung finden und nur zu den Hauptbesuchszeiten in Betrieb gesetzt werden, am meisten empfehlen.

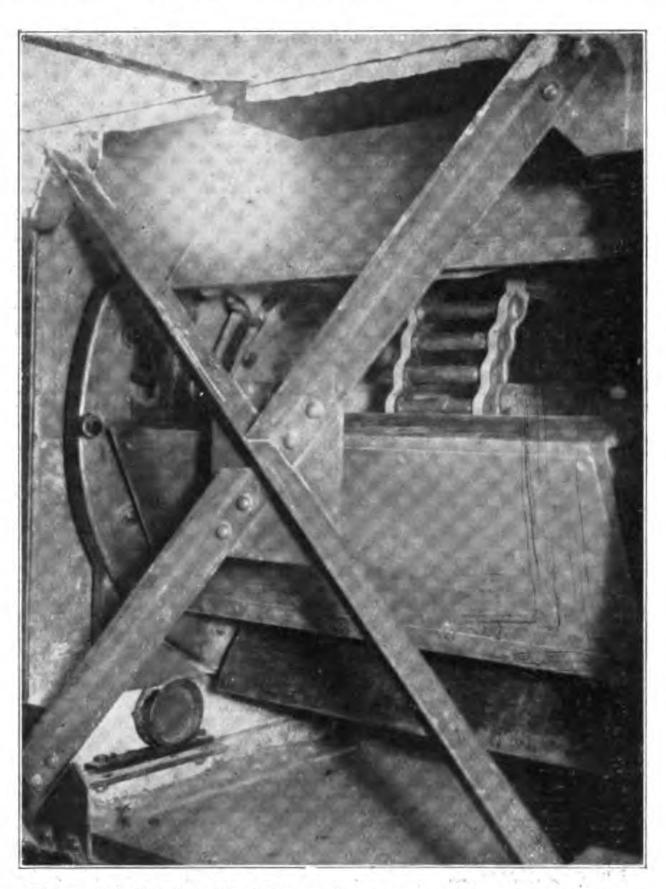
Aus dem Gesagten folgt, daß für Hoch- und Untergrundbahnhöfe jederzeit bewegliche Treppen den Aufzügen überlegen sind, da mindestens fünf Stunden am Tage ein gesteigerter Verkehr auftritt. Sie dürften hier noch eine bedeutende Rolle zu spielen berufen sein. Eigentümlich ist es, daß trotz dieser Vorteile in Deutschland bewegliche Treppen, die dem großen Verkehr dienen, kaum gebaut werden. Der einzige Ort, wo Paternostertreppen in bescheidener Ausführung zu finden sind, sind große Vergnügungsparke, wo sie auf künstlichen Holzrodelbahnen zur Beförderung der Vergnügungslustigen nach der oberen Ablaufstelle dienen. Im Ausland dagegen gewinnen sie allmählich weitere Verbreitung.

Unsre Abbildungen geben einige Phasen der Montage einer Paternostertreppe auf einem englischen Bahnhof wieder. An Stelle eines einfachen Steigbandes ist hier nach einer Konstruktion, die von der amerikanischen Otis Elevator Company im Jahre 1900 auf der Pariser Weltausstellung zum ersten Male der Öffentlichkeit vorgeführt wurde, eine Treppe mit richtigen Stufen verwendet, und zwar in doppelter Ausführung: die eine Treppe vermittelt den Verkehr nach oben, die andre in der umgekehrten Richtung. Wem die Treppe zu langsam geht, der hat hier noch die Möglichkeit, während der Fahrt die Stufen hinaufzusteigen und die Fahrzeit damit abzukürzen.

Die einzelnen Treppenstufen müssen hier gesteuert werden, und zwar in der Weise, daß sie sich auf den horizontalen Landungsstrecken oben und unten aneinanderlegen, während sie bei der Aufwärtsbewegung übereinander emporsteigen. Dies läßt sich durch besondere Führungsschienen erreichen, zwischen denen Rollen laufen. Jede Treppenstufe ist rechts und links an einem besonderen Gußstück von dreieckiger Form befestigt, und an jedem dieser Dreiecke sitzen zwei solcher Rollen. Die Führungsschienen sind so gebogen, daß die vier

Rollen einer Treppenstufe stets zwangläufig in einer gemeinschaftlichen horizontalen Ebene geführt werden; dann muß auch die Oberfläche einer Stufe immer in einer wagrechten Ebene bleiben. Durch geeignete Krümmung der Führungsschienen läßt sich leicht erreichen, daß auf den Landungsstrecken die Stufen in einer Höhe liegen, auf der Fahrstrecke dagegen übereinander hervortreten.

Starke Laschen mit eingesetzten Bolzen verbinden die einzelnen Stufen. So entsteht eine gelenkige Kette, die oben und unten über große Trommeln läuft und von einem Motor mittels Zahnrädervorgeleges angetrieben werden kann. Das Treppengeländer ist ebenfalls als Band ausgeführt, das sich mit der gleichen Geschwindigkeit wie die Treppe bewegt. An die Genauigkeit der Arbeit stellen solche Treppen die höchsten Anforderungen, da schon eine geringfügige Spalte zwischen den einzelnen Stufen viel Unheil stiften kann.



Eine Stufe läuft über die am unteren Treppenende befindliche Scheibe

# Französische Volkslieder

Deutsch (in Reim und Verstakt treu nachgebildet)

Von Sigmar Mehring

I

Sind drei Trommelleut'
Wiedergekehrt vom Kriege —
Tromm tromm
Trommteromm tromm tromm —
Wiedergekehrt vom Kriege.

Der jüngste von den drein,
Der trug am Hut 'ne Rose —
Tromm tromm
Trommteromm tromm tromm —
Der trug am Hut 'ne Rose.

Königs Töchterlein
Sah aus dem hohen Fenster —
Tromm tromm
Trommteromm tromm tromm —
Sah aus dem hohen Fenster.

„Lieber Trommelmann,
O schenk mir deine Rose.
Tromm tromm
Trommteromm tromm tromm —
O schenk mir deine Rose."

„Königstöchterlein,
Willst du meine Frau sein?
Tromm tromm
Trommteromm tromm tromm —
Willst du meine Frau sein?“

„Lieber Trommler du,
O frage meinen Vater.
Tromm tromm
Trommteromm tromm tromm —
O frage meinen Vater.“

„Ach, Herr König, hört!
Gebt mir doch Eure Tochter!
Tromm tromm
Trommteromm tromm tromm —
Gebt mir doch Eure Tochter!“

„Lieber Trommelmann,
Komm, dich lass' ich hängen!
Tromm tromm
Trommteromm tromm tromm —
Komm, dich lass' ich hängen!

Lieber Trommelmann,
Was ist denn dein Eigen?
Tromm tromm
Trommteromm tromm tromm —
Was ist denn dein Eigen?“

„Drei große Galeonen
Im Ozean sind mein!
Tromm tromm
Trommteromm tromm tromm —
Im Ozean sind mein!

Alle drei voll Silber
Und Gold und Edelstein' —
Tromm tromm
Trommteromm tromm tromm —
Und Gold und Edelstein'.“

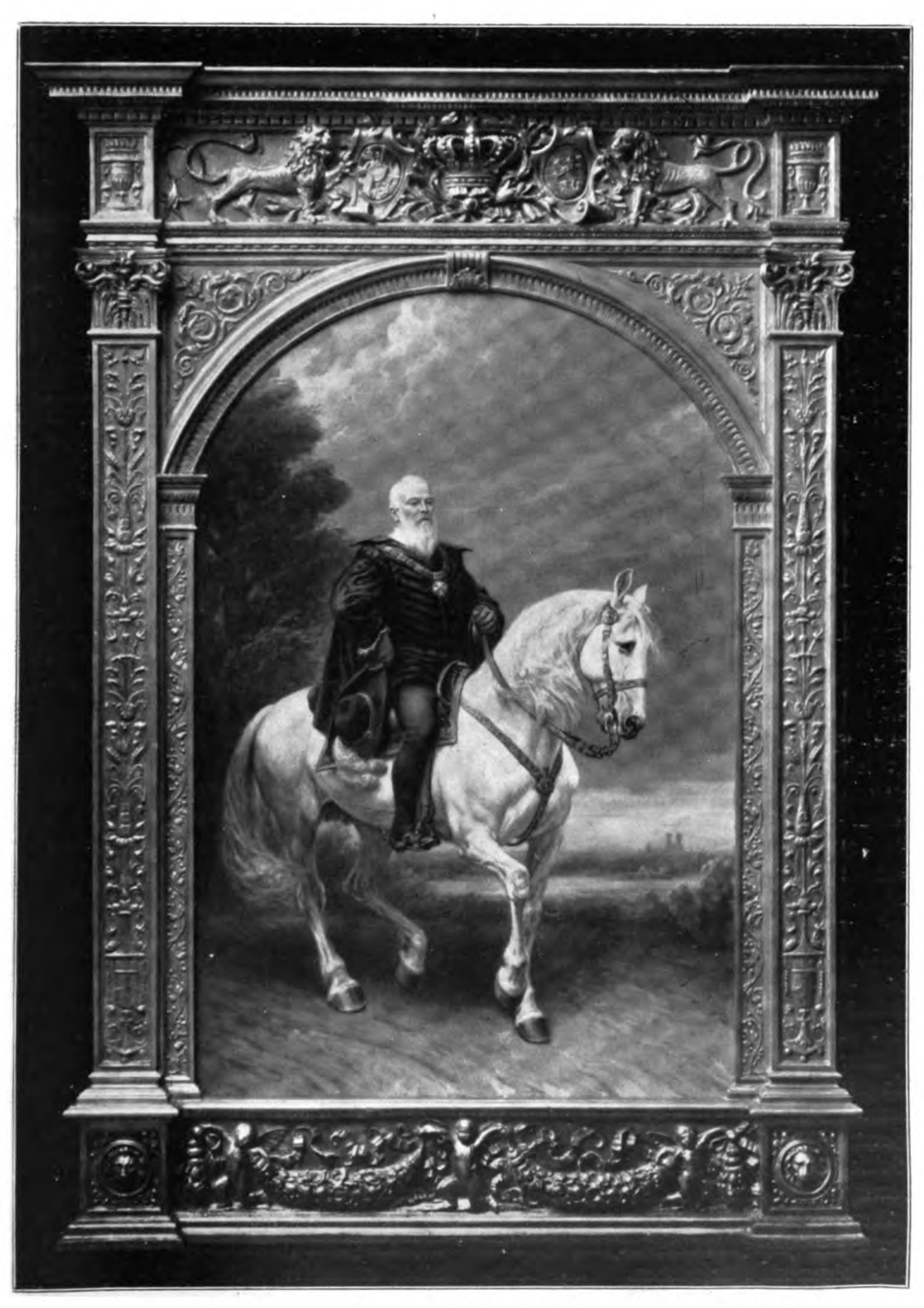
„Lieber Trommelmann,
Sag doch, wer ist dein Vater?
Tromm tromm
Trommteromm tromm tromm —
Sag doch, wer ist dein Vater?“

„Hm! ich bin der Sohn
Der Königin von Ungarn.
Tromm tromm
Trommteromm tromm tromm —
Der Königin von Ungarn.“

„Lieber Trommelmann,
Nimm du nur meine Tochter.
Tromm tromm
Trommteromm tromm tromm —
Nimm du nur meine Tochter.“

„Ach, Herr König, nein!
Behaltet Eure Tochter —
Tromm tromm
Trommteromm tromm tromm —
Und ich meine drei Galeonen.“





Prinzregent Luitpold von Bayern † in der Tracht des St. Hubertusordens

Nach einem Gemälde von Georg Papperitz

# Der neue Regent von Bayern

Mit fast achtundsechzig Jahren, also noch drei Jahre später im Leben als seinerzeit sein Vater, übernimmt Prinz Ludwig die Regentschaft, ungefähr in gleicher Rüstigkeit wie weiland Prinz Luitpold, doch unter Verhältnissen, die unvergleichlich günstiger für des Königreichs Verweser sind, als sie es Anno 1886 waren. Die vorbildlichen Königstugenden seines Vaters haben ihm die Wege aufs allerbeste bereitet. Er hatte auch Gelegenheit genug und hat sie nicht ungenutzt gelassen, politisches Interesse und Verständnis kundzugeben.

In München kennt vielleicht bis jetzt nicht „jedes Kind" den Prinzen Ludwig. Er geht gern in Zivil und ohne Gefolge aus, und er hat nie Wert darauf gelegt, in seinem Zivil eine königliche Eleganz zu erreichen, wie etwa König Eduard in seiner langen Kronprinzenzeit. Er hatte in den sechsundzwanzig Jahren seiner Anwartschaft auf Verwesertum und Thron allerlei zu tun, das ihm und vielen andern Leuten noch wichtiger vorkam. Trotz seiner Zurückhaltung und Schlichtheit aber — nein, gerade ihretwegen — ist der neue Prinzregent seit Jahren eine sehr volkstümliche Erscheinung.

Wer ihm etwa beim Spaziergang im Englischen Garten begegnet, ohne ihn zu kennen, muß den freundlichen älteren Herrn mit weißem Vollbart und goldener Brille, der jedem Gruß zuvorkommend dankt, für einen beliebten Professor halten. Die edle Athletenhagerkeit, die der Vater sich zeitlebens erhielt, ist dem Nachfolger nicht beschieden. Prinz Ludwigs kräftige und wohlbeleibte Gestalt ist typisch süddeutsch-bürgerlich; sie legt redlich Zeugnis ab von seinem gut bürgerlichen, süddeutsch zwanglosen Wesen. Gelassen trug er bisher schon die Fülle der Ehren, die sich im Lauf der Jahre auf ihn häuften: er ist Generaloberst mit dem Feldmarschallsrang (seit 1904), Dr. oecon. publ. der Universität München, Dr. der Universität Erlangen, Dr. h. c. der Münchener Technischen Hochschule, Inhaber so und so vieler Regimenter in Bayern, Preußen, Sachsen, Österreich, Großprior des St.-Georg-Ordens, Ritter vom Goldenen Vlies, vom Schwarzen Adler und so fort, Ehrenmitglied der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften. Vielfach hat er, namentlich im letzten Jahrzehnt, den Prinzregenten in der Öffentlichkeit vertreten. Er wird auch die Regentschaft mit ruhiger Würde zu tragen wissen.

Als er am 7. Januar 1845 zu München geboren wurde, auch als er sich 1868 mit der Erzherzogin Maria Theresia von Österreich-Este vermählte, ahnte niemand, daß er einmal Regent werden könnte. Prinz Ludwig richtete sich auf ein tätiges Mannesleben ein. Am Deutschen Krieg von 1866 nahm er als Oberleutnant teil; bei Helmstedt erlitt er eine schwere Verwundung und mußte aus dem Heeresdienst scheiden. Er ward ein begeisterter Landwirt, ohne einseitig-agrarischer Parteimensch zu werden. Seine Gattin brachte ihm große Besitzungen in Ungarn zu; in der Nähe Münchens erwarb er das Gut Leutstetten und richtete da einen Musterbetrieb ein. Auch als guter Familienvater, dem zehn Kinder erwuchsen, kennt ihn die Hauptstadt. Seine Tochter Mathilde, die vor sechs Jahren starb, war eine Dichterin von innig lyrischer Begabung. Sein ältester Sohn Rupprecht, der dem-

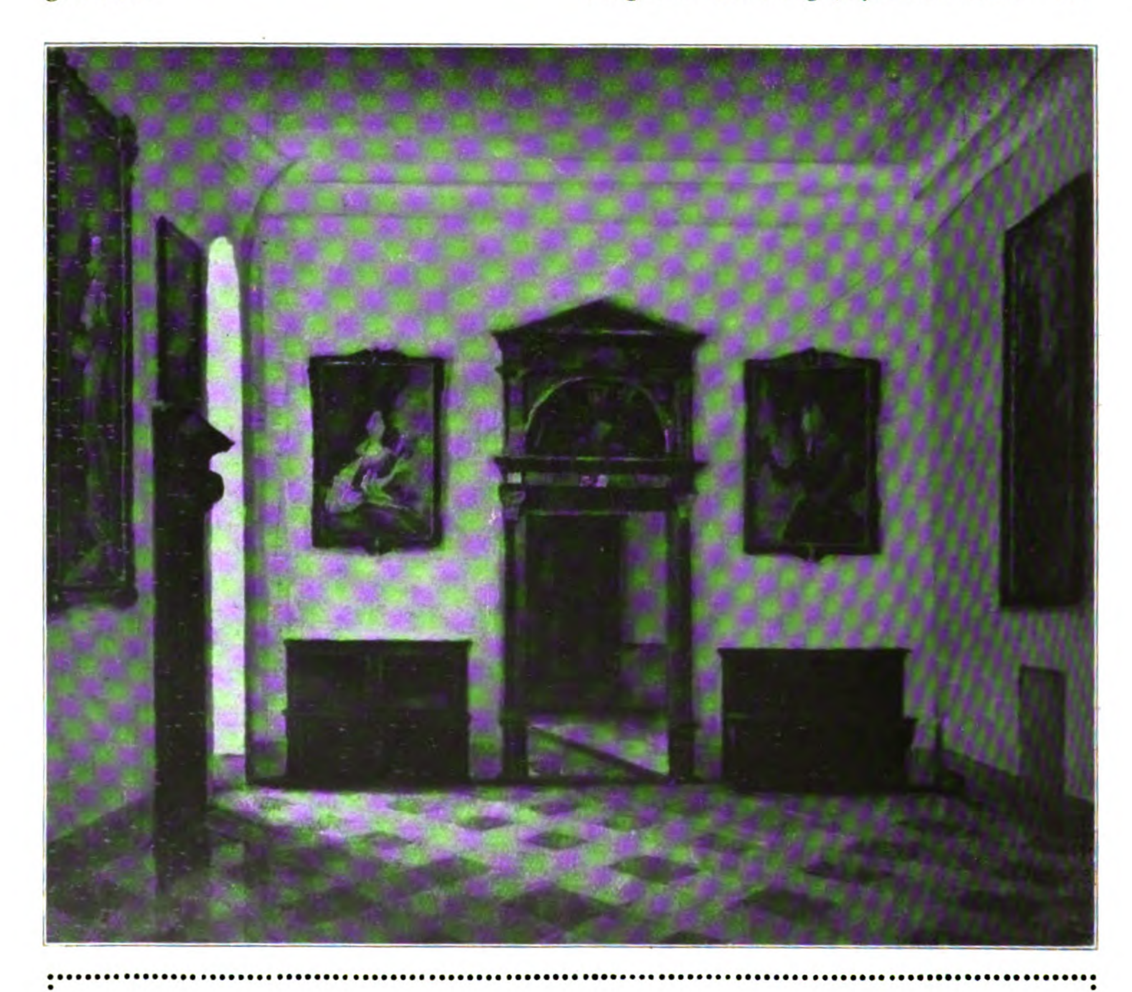


Phot. Hofphotograph Bernh. Dittmar, München

Zum Thronwechsel in Bayern: Prinzregent Ludwig, der neue Landesherr

nächstige Kronprinz, steht jetzt im vierundvierzigsten Lebensjahr. Er hat wohl gleich starke militärische und künstlerische Interessen. Vor wenigen Wochen erst verlor er die junge, gemütvolle und rührend schöne Gattin Marie Gabriele, Tochter des berühmten Augenarztes und Herzogs Karl Theodor in Bayern. Prinz Rupprechts ältester Sohn, nach dem Urgroßvater Luitpold geheißen, scheint von ihr die Anmut geerbt zu haben, die, mit herzgewinnender Natürlichkeit gepaart, die herzoglichen Kinder auszeichnete und ihnen schnell alle Herzen gewann.

Prinzregent Ludwig hat sich als Mitglied der Reichsratskammer und Vorsitzender gemeinnütziger Vereinigungen immer für die Entwicklung der Landwirtschaft, die Hebung der Kanal- und Flußschiffahrt eingesetzt. Als Regent wird er diese Ideen noch entschiedener verwirklichen können. Sein bundesfürstliches Selbstbewußtsein wird ihn nicht im mindesten hindern, eine gute und treue Stütze des Reichsgedankens zu sein. Bei ihm wird die Steigerung der Verantwortlichkeit, wenn sie überhaupt irgend etwas ändert, höchstens eine Stärkung des Gemeingefühls bewirken. R.



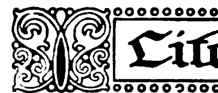
Ein Vorsaal in der Münchner Residenz

Nach einem Gemälde von C. Vetter



# Kultur der Gegenwart





## Literatur



Welche Aufgabe, welche Pflicht liegt einem Verleger ob? Rein geschäftlich die, an den Büchern seiner Schriftsteller auf anständige Art recht viel Geld zu verdienen, schon um imstande zu sein, seine Schriftsteller gut zu bezahlen und zur Übernahme neuer Bücher leistungsfähig zu sein. Literarisch betrachtet hat der Verleger, zumal der eines erfolgreichen oder berühmten Dichters, die Ehrenpflicht, den Werken seines Schriftstellers, des toten wie des lebenden, die größtmögliche Verbreitung durch angemessene Verkaufspreise zu verschaffen; und die Erfahrung hat längst unzweifelhaft festgestellt, daß bei einem zur Berühmtheit durchgedrungenen Schriftsteller der billigste Preis bei anständiger Ausstattung dem Verleger und seinem Schriftsteller gleichermaßen zum größten Vorteil gereicht. Leider ist diese unumstößliche Erfahrungstatsache so manchem Verleger noch nicht zum Bewußtsein gekommen: es gibt in Deutschland einige Meister ersten Ranges, deren nicht genügende Bekanntheit einzig Schuld ihres kurzsichtigen Verlegers ist; Namen brauche ich nicht zu nennen, die meisten Leser kennen sie. Um so freudiger zeige ich die neue, ungewöhnlich billige, dabei gut ausgestattete **Volksausgabe** eines unsrer größten unter den Nachklassikern an: die fünfbändige Gesamtausgabe von **Storms Werken** für nur 15 Mark im Verlage von George Westermann in Braunschweig. Die Ausgabe enthält nicht nur sämtliche erzählende Dichtungen des norddeutschen Meisters der Novelle, sondern auch die Erinnerungen an Eduard Mörike und die Gedichte. Es gibt noch immer recht viele wackere Leute in den Mittellandschaften deutscher Bildung, die nur die eine oder andre Novelle von Storm und ein paar meistgesungene Verse von ihm kennen. Diese neue, billige Gesamtausgabe seiner Werke bedeutet für die Verbreitung Storms eine ganz neue Stufe und muß geradezu als eine Großtat deutscher literarischer Kultur bezeichnet werden.

In der jüngst von mir empfohlenen Sammlung „Lebensbücher der Jugend" in demselben Verlage ist ein neuer reizender Band erschienen: „**Frau Aja**" von **Adolf Matthias**, dem gedankenreichsten Erneuerer des zeitgenössischen deutschen Unterrichtswesens, die schönste und reichhaltigste Darstellung des Lebens und Wesens von Goethes Mutter. Matthias enthält sich soviel wie möglich des eignen Dreinredens, läßt dagegen vor allem Frau Aja selbst sich schildern und aussprechen. Sein schönes Werk ist so recht ein Buch zum Vorlesen am deutschen Familientisch. Hervorzuheben ist noch der reiche, nicht überreiche, und geschmackvoll ausgewählte Bilderschatz: 46 große und kleine Zeichnungen, Schattenrisse, Vollbilder — alle nach zeitgenössischen Vorlagen. Daß die Sprache da, wo Adolf Matthias das Wort nimmt, rein und edel ist, versteht sich bei ihm von selbst; er gehört zu den recht wenigen lebenden deutschen Prosaschreibern, die auch in der Prosa die hohe Kunst achten.

*

Von einer Reise nach Neuyork vor einigen Monaten habe ich keine freundlichere Erinnerung heimgebracht als die an das **Deutsche Haus** und dessen rührend eifrigen Leiter, Professor **Rudolf Tombo**. Von der Sache und dem Menschen an dieser Stelle kurz zu berichten, halte ich für eine Pflicht dessen, der über die Kultur der Gegenwart spricht, soweit sie sich in der deutschen Literatur und ihrer Pflege kundtut. Das Deutsche Haus, in unmittelbarer Nähe der Columbia-Universität gelegen, ist der Sitz der „Germanistic Society of America", die seit 1904 in Tätigkeit ist und jetzt als der Mittelpunkt der Pflege deutscher Literatur in den Vereinigten Staaten gelten muß. Professor Rudolf Tombo, der Verwalter und stetige Mehrer der Büchersammlung des Deutschen Hauses, selbst ein anerkannter jüngerer Forscher, verdient in Deutschland noch viel bekannter zu werden, als er es durch gelegentliche Berichte im „Literarischen Echo" über deutsche Literatur in Amerika für engere Kreise geworden ist. Ich bekenne, daß ich noch nie eine so unmittelbar



# Kultur der Gegenwart



aus dem Bedürfnis der Studierenden heraus eingerichtete und verwaltete Bibliothek gesehen habe. Sie umfaßt allerdings nur oder weit überwiegend die deutsche Literatur der Gegenwart, bietet aber durch Tombos aufopferungsvolle Mitarbeit nicht nur mehr als die meisten Bibliotheken Deutschlands an Büchern, sondern außer den Büchern zugleich alles Wichtigste in Zeitschriften und Zeitungen über die bedeutendsten Erscheinungen der deutschen Literatur des letzten Menschenalters. Die Mittel für das Deutsche Haus, diese bewunderswerte Gründung der Germanistischen Gesellschaft Amerikas, rühren zum größten Teil von amerikanischen Bürgern deutscher Abkunft her; doch weist die Mitgliederliste auch eine ziemliche Anzahl echter Yankees auf, und gerade unter den Ehrenmitgliedern und Hauptunterstützern findet sich mancher eingeborene Amerikaner, so Roosevelt, Andrew White, Pierpont Morgan, Edward Adams. Jedem deutschen Vorleser in den Vereinigten Staaten sind das Deutsche Haus und Rudolf Tombo aufs beste bekannt; sie sollten es aber in allen gebildeten Kreisen Deutschlands werden, und besonders die Büchersammlung des Deutschen Hauses verdient hilfreiche Unterstützung von den deutschen Verlegern und Schriftstellern.



Professor Rudolf Tombo in Neuyork, der Verwalter des Deutschen Hauses

*

Ums Jahr 1671 hatte der französische Jesuitenpater Bouhours allen Ernstes an ganz Europa die Frage gerichtet, „ob ein Deutscher überhaupt ein bel esprit sein könne", und die selbstverständliche Antwort vorweggenommen: unmöglich! An jene geschichtliche Tatsache denke ich, so oft ich ein besonders geistvolles Werk deutscher Sprache in Händen halte. Ich denke mit besonderem Vergnügen heute daran, wo ein ungeheurer Schatz deutschen Geistes und lustigster Frohlaune vor mir liegt: „Das goldene Lachen", ein humoristischer Familienschatz in Wort und Bild, herausgegeben von Rudolf Presber (Verlag von Neufeld & Henius in Berlin). Über tausend Beiträge unsrer bedeutendsten Zeichner und Dichter mit Hunderten von künstlerisch wertvollen Bildern; das ganze große Prachtwerk in einer Ausstattung, in der uns kein andres Volk zurzeit überbieten würde, und von der ersten bis zur letzten Seite strotzend von „esprit" jeder Art. Rudolf Presber hat sich nicht begnügt mit dem Sammeln beliebiger lustiger Stücklein der Gegenwart, sondern hat mit staunenswerter Beherrschung unsers Riesenvorrats humorvoller Dichtung in Vers und Prosa aus nahezu zwei Jahrhunderten unsrer Literatur eine feinste Auslese zusammengetragen, die fortan als eines der klassischen Bücher froher Literatur



# Kultur der Gegenwart

gelten muß. Schon vor Jahren habe ich auf die in weiteren Kreisen nicht genügend bekannte Tatsache hingewiesen, welche Fülle regelmäßiger Anleihen die ob ihres Geistes sprichwörtlich berühmten Franzosen in ihren Witzblättern an den deutschen Meistern des Humors in erlaubter, noch öfter in unerlaubter Weise verüben. Daß die deutsche Literatur des Humors und des Witzes zurzeit den ersten Rang im Schriftentum der Welt einnimmt, soll hier einmal ohne Überhebung, aber mit bewußtem Nachdruck ausgesprochen werden. „Das goldene Lachen" hat an Inhalt und künstlerischem Schmuck nach meiner Kenntnis dieses Gebietes der Weltliteratur nicht seinesgleichen, auch nicht in England oder Amerika.

*

Seit mehr als einem Menschenalter habe ich mich aus Liebhaberei, um kein geschwolleneres Wort zu gebrauchen, mit der nicht unbeträchtlichen Literatur über Kaspar Hauser beschäftigt, besonders mit der urkundlichen über das erste Auftreten des sogenannten „Kindes von Europa", und bin längst zu der unerschütterlichen Überzeugung gelangt, daß Kaspar Hauser ein Betrüger gewesen, dessen sittliche Schuld allerdings fast ganz verschwindet neben der ungeheuerlichen Albernheit aller Behörden, die mit dem „Findling" zuerst zu tun gehabt, und der Schriftsteller, auch so angesehener wie Feuerbachs, die sich vor etwa achtzig Jahren mit dem ins Unmögliche, ins Wunderbare hinaufgeschwindelten sehr einfachen Falle beschäftigt haben. Wer sich aus einer ausgezeichneten Quellenschrift eine wahrheitsgetreue, auf Urkunden beruhende Kenntnis über Kaspar Hauser verschaffen will, der ist unbedingt an erster Stelle zu verweisen an die soeben erscheinenden „Authentischen Mitteilungen über Kaspar Hauser", auf Grund der Gerichtsakten herausgegeben von Dr. Julius Meyer, Landgerichtsdirektor (Ansbach, Seybolds Buchhandlung). Julius Meyer ist der in hohem, aber geistig rüstigem Alter noch lebende Sohn jenes Lehrers Meyer, der den Hauser während dessen zwei letzter Lebensjahre in Pflege und Unterricht gehabt und in dessen Hause der Findling nach dem angeblichen Mordangriff im Ansbacher Hofgarten gestorben ist — mithin sozusagen der noch lebende Pflegebruder Kaspar Hausers, allerdings erst nach dessen Tode geboren. Ich habe die feste Überzeugung, daß kein Leser des Meyerschen Buches daran zweifeln wird: der Fall Kaspar Hausers ist ein beschämender Beweis für die Leichtgläubigkeit und die krankhafte Neigung zum Selbstbetruge des romantischen Geschlechtes zur Zeit der Hauserei. Dem Buche sind zwei Bilder beigefügt: das eine von Hausers erstem Erscheinen in Nürnberg nach der angeblich mehr als zehnjährigen Gefangenschaft „in einem unterirdischen lichtlosen Verlies", das zweite kurz vor seinem Tode gezeichnet, der durch die lichtvolle Darstellung Meyers



Kaspar Hauser bei seinem ersten Eintreffen in Nürnberg (26. Mai 1828)



# Kultur der Gegenwart



ganz und gar nicht mehr geheimnisvoll erscheint. Wenn es irgendeinen lebenden genauen Kenner der geschichtlichen Wahrheit in der Hauserfrage gibt, dann unbestreitbar den Sohn des Mannes, der den trotz allem bedauernswerten, in den Betrug hineingehetzten Jungen am längsten beherbergt, beobachtet und bis in die geheimsten Regungen hinein gekannt hat. Wer die unerbittliche Wahrheit, nicht verblasene Dichtung, über Kaspar Hauser zu besitzen wünscht, der muß Julius Meyers Urkundenbuch lesen.

*

Gertrude Kircheisen gibt im Verlage von Georg Müller in München ein gewichtiges Werk heraus, das fortan eine hervorragende Rolle in der Literatur über Napoleon spielen wird: „Die Frauen um Napoleon", einen starken Band von nahezu 500 Seiten mit einer Fülle von Bildnissen, die schon allein einen wertvollen Besitz darstellen. Trotz diesem reichen Bilderschmuck ist das Buch aber kein bloßes Bilderwerk, sondern auch literarisch eine bedeutsame Leistung. Es lag der Verfasserin, wie sie selbst in der Vorrede der Wahrheit entsprechend erklärt, nicht daran, gewisse prickelnde Hofgeschichten ans Tageslicht zu bringen, sondern sie wollte den Menschen Napoleon in seinem Verhalten zu den Frauen, zur Geliebten, Gattin, Freundin oder Feindin beurteilen, und zwar mit den Augen einer Frau. Warum sollte nicht einmal nach den zahllosen Büchern von Männern über Napoleon eine Frau die Seite an ihm darstellen, zu deren Beurteilung sie schließlich mindestens ebenso befähigt und berechtigt ist wie ein Mann?

Eduard Engel



## Bildende Kunst

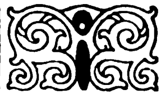
### Deutsche Kunstsammlungen

Man kann ein sehr guter Deutscher und ein sehr guter Berliner sein und doch gegen eine straffe politische und kulturelle Zentralisation fühlen. Partikularisten, die dieses Gefühl vertreten, haben nur darin unrecht, daß sie das zumeist mehr durch eine Negation, durch Angriffe gegen die Hauptstadt tun als durch positive Betätigung ihrer Art und sorgfältige Pflege ihrer Einrichtungen. Sonst wäre der Reichtum, den Deutschland durch die Zahl und die Mannigfaltigkeit seiner Kulturgebiete mit alten Zentren besitzt, noch viel größer, sichtlicher und fruchtbarer, als er sich jetzt darstellt. Der Streit um Geltung und Vorrang sollte mit Taten, nicht mit Worten geführt werden. Nicht besser als Berlin, sondern anders als Berlin wäre die rechte Losung.

Auf dem Gebiete des Museumswesens sind vorzügliche und zum Teil musterhafte Anfänge einer solchen Entwicklung gemacht worden. Das gilt zuerst für Hamburg. Alfred Lichtwark, der gerade sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Direktor der Kunsthalle feiert, hat wie kein andrer die Forderung verstanden und mit unermüdlicher Energie an ihrer Erfüllung gearbeitet. Es war ein unerhört kühner Entschluß, daß er, entgegen der Mode, seine Sammlung auf die Hamburger Malerei stellte, die es sozusagen „gar nicht gab", von der, dasselbe ernsthafter ausgedrückt, niemand, die Hamburger selbst nicht ausgenommen, etwas wußte oder hielt. Und was stellte sich heraus? Es wäre ja schon viel gewesen, Künstler von nur lokaler Bedeutung zu finden, aber die er fand, waren mehr, und ihre Werke bedeuteten einen nationalen Wert, den man vergessen und verachtet hatte, als sei desgleichen billig und alltäglich. Und noch mehr. Eine Zeit, die kunstarm gescholten wurde, wurde rehabilitiert, da man nun überall anfing, ihre Schöpfungen genauer anzusehen. Die wichtigste Folge war die Jahrhundertausstellung in Berlin, die eine vollständige Umwertung der Urteile über die deutschen Maler aller Landschaften in der ersten Hälfte des Jahrhunderts bewirkte. Sie alle, das deutsche Österreich natürlich eingeschlossen, hatten Künstler besonderer Art hervorgebracht. Und wo vorher scheinbar nichts gewesen war, sah man jetzt reiches, blühendes Leben. Selbst die wenigen, die etwas davon geahnt hatten, wurden auf das höchste überrascht durch die ungesuchte und deshalb wertvolle Eigenheit dieser Künstler, die sie so weit über die Mode-



# Kultur der Gegenwart



maler erhob, denen die Kunstzentren zu ihrem Ruhm und ihrem Nachleben in den Kunstgeschichten verholfen und deren Werke zu der pessimistischen Anschauung von der Inferiorität der deutschen Malerei geführt hatten. Es sind wohl alle Sammlungen in deutschen Hauptstädten seitdem in diesem Sinne ausgebaut worden. Bezeugen kann ich es von Frankfurt a. M. Berichtet wird es von Wien. Köln hat mit seiner Leiblsammlung einen bedeutenden Schritt getan.

Aber kaum hat diese gute Bewegung begonnen, so wird schon wieder ihr Fortschritt zweifelhaft gemacht. Es tritt in die Verwaltung der Museen eine junge Generation, die wie verzaubert über den Rhein starrt und, in der letzten Pariser Art befangen, alles leugnet, was anders ist. Die Unlust, das Heimische zu schätzen oder gar, was erst wachsen will, zu pflegen, ist stärker als jemals. Und die erste Tat dieser Herren, wo sie auch wirken, besteht gewöhnlich in dem Erwerb neufranzösischer Bilder von noch dazu zweifelhaftem Wert.

Auf die Gefahr, die von ihnen droht, hinzuweisen, dazu ist um so mehr jetzt der rechte Augenblick, als zwei große deutsche Galerien neu gestaltet werden müssen und sollen: die Neue Pinakothek in München und die Kunsthalle in Düsseldorf.

Daß die Gefahr nicht etwa nur eingebildet ist, dafür liefern gewisse Vorgänge in Düsseldorf den striften Beweis. Man hat dort die Stadtverwaltung, die verständnisvoll und opferbereit für die große Aufgabe war, bewegen wollen, eine im Auslande gesammelte internationale Galerie für großes Geld anzukaufen. Die Verirrung ist so vollständig, daß es kaum notwendig erschiene, sie zu beweisen, wenn nicht eben die Propaganda beinahe Erfolg gehabt hätte. Kein Museum kann eine fertige Sammlung erwerben, weil es, richtig in seinem besonderen Zwecke begriffen, in ihr immer Sachen finden wird, die es nicht braucht, und Sachen vermissen wird, die es haben muß. Eine Ausnahme wäre nur gegeben, wenn der Preis so niedrig ist, daß das Ausscheiden des Unnötigen keinen Verlust bedeutet. Außerdem bedeutet der allmähliche Ausbau zugleich eine ständige Belebung des öffentlichen Interesses, ohne das eine Galerie eine tote Angelegenheit ist. Kommt die Sammlung noch dazu aus dem Ausland, so ist das Ende an den Anfang gesetzt. Das letzte, was im besten Falle nur auch wünschenswert ist, hat die ersten Mittel und den besten Platz vorweggenommen. Und kein Mann von wirklichem Wert wird sich damit begnügen, die Sammlung eines andern zu bewachen, statt seine eigne zu schaffen. Es gehörte eine unerhörte Mißachtung dessen, was ge ade in Deutschland auf dem Gebiete des Museumswesens geleistet worden ist, dazu, dieses Projekt zu fördern. Und es ist traurig, daß das von Fachmännern geschehen ist, die diese Leistungen kennen. Laien könnte man es vielleicht nicht verübeln. Fragt man nach dem eigentlichen Grund des Unbegreiflichen, so stellt sich heraus, daß die Sammlung von Nemes-Budapest, um die es sich handelt, hoch gerühmt worden ist, weil sie „modern" ist, das heißt Bilder solcher Maler enthält, die in Meyer-Gräfes Entwicklungsgeschichte stehen, von Greco bis van Gogh. Das hat auf die jungen Kunsthistoriker (leider auch auf Tschudi) so ungeheuer gewirkt, daß sie darüber nicht nur die Qualität der einzelnen Stücke zu prüfen vergaßen, sondern auch nicht mehr vermißten, daß deutsche Kunst so gut wie gar nicht vertreten ist. Was denn doch am Ende, sollte man meinen, in der Kunsthalle einer deutschen Stadt immerhin der Fall sein müßte.

Düsseldorf hat bisher fast nur Werke der eignen Maler. Und wenn es auch richtig und geboten ist, daß jede Stadt zuerst das Gute sammelt, das in ihr entstanden ist, so ist es doch nicht minder Ehrenpflicht, die besten Meister andrer Kunstzentren bekannt zu machen. Die Nationalgalerie geht darin, ihrer Aufgabe nach, am weitesten. Aber ganz abschließen darf sich kein Museum, damit überall der Umfang der deutschen Kunst erkannt werde. In diesem Sinne muß die Düsseldorfer Kunsthalle ausgebaut werden. Und ebenso die Neue Pinakothek, die bisher eine rein Münchener Galerie mit ziemlich kritiklos erworbenen einzelnen ausländischen Bildern ist.

# Kultur der Gegenwart



Das hätte Tschudi verstanden. Aber nachdem dieser ausgezeichnete Mann, der die Nationalgalerie zu einem Zentralmuseum deutscher Kunst gemacht hat, so früh gestorben ist, sieht jeder Kunstfreund mit Sorge darauf, was nun werden soll. Wunderlicherweise ist es noch nicht möglich gewesen, einen Nachfolger für ihn zu finden. Aus Gründen, die man nicht kennt, haben bisher alle Männer, denen sie angeboten worden ist, die hohe Stellung und den herrlichen Wirkungskreis abgelehnt. Wie es scheint, auch der Maler Professor Toni Stadler, der zuletzt und bestimmt als Direktor der bayrischen Sammlungen genannt wurde. Gerade dieser weitblickende und geschmackvolle Mann hätte vielleicht am wenigsten von den Widerständen zu leiden gehabt, die sich der Neugestaltung entgegenstellen werden. Die Münchener Maler werden alles tun, sich das Reservat zu erhalten. Aber gerade die Pinakothek ist die deutsche Galerie, die am meisten von Ausländern besucht wird und die deshalb für Ruf und Schicksal unsrer Kunst am wichtigsten ist und die Ehrenpflicht hat, sie gut zu repräsentieren. Es wäre ein unabsehbarer Schaden, wenn sie einem Internationalen oder einem Lokalpatrioten in die Hände fiele. Fritz Stahl

## Architektur

Es hat heute fast den Anschein, als ob die Wohnung in der Mietskaserne mit dem Anwachsen der Städte immer mehr zur typischen Wohnung der Neuzeit werden solle. Da mehr als die Hälfte der deutschen Bevölkerung heute Stadtbevölkerung ist und in fast allen Städten das neuere Wohnbedürfnis durch das große Mietshaus befriedigt zu werden pflegt, so verdrängt dieses das frühere Wohnhaus in raschem Tempo. Das Beispiel Berlins ist dafür nicht ohne Bedeutung. Alle heutigen rasch wachsenden norddeutschen und süddeutschen Städte sind ihm gefolgt, und nur die westlichen Großstädte wie Köln, Düsseldorf können auch heute noch als Beweis dafür angeführt werden, daß die Unterbringung des Bevölkerungszuwachses nicht notwendigerweise die Mietskaserne verlangt. Dort wird wie in Holland und England das Wohnen im Einzelhause beibehalten, und das gelegentliche Auftreten des Massenmietshauses erfüllt nur das Bedürfnis jenes undefinierten und fluktuierenden Teiles der Bevölkerung, der sich nicht in gefestigten Verhältnissen befindet.

Für die alleinige Herrschaft der großen Mietskasernen in Berlin wurde die Bauordnung vom Jahre 1887 ausschlaggebend, durch die 4000 Hektar Neuland, nämlich das ganze Gebiet innerhalb der Ringbahn, der fünfstöckigen Bebauung ausgeliefert wurden. Mit voller Absicht zielte diese Bauordnung auf die Mietskaserne ab, in der reich und arm vermischt wohnen sollte, damit angeblich die Armen der Unterstützung der Reichen teilhaftig werden könnten. Seitdem werden jahraus, jahrein Tausende jener großen und ganz großen Mietshäuser gebaut, von denen jedes mit Seitenflügeln und mehreren Quergebäuden versehen, viele Hunderte von Menschen beherbergt (es gibt Mietskasernen, in denen mehr als 200 Familien untergebracht sind). Die Art der Bauherstellung ist eine eigentümliche. Sie geschieht nicht, wie sonst üblich, durch einen mit Barmitteln ausgestatteten Bauherrn, der einen Architekten heranzieht, sondern die bauenden Elemente sind zum Teil abenteuerliche Existenzen, die keinerlei Qualifikationen mitbringen als die, bei den üblichen finanziellen Zwischenfällen ohne Haftbarkeit dazustehen. Ein großer Teil der Berliner Miethäuser gelangt kurz vor der Fertigstellung zur Subhastation, der meistbeteiligte Gläubiger erwirbt das Haus zum Preise seiner Hypothek, wobei die Ausfälle an Baukosten die Bauhandwerker zu tragen haben. Es folgt sodann eine maßlos hohe Beleihung, die den Zweck verfolgt, ein großes Wertobjekt zu schaffen, das entsprechende Zinsen in Form der Mieten trägt. Diese Zustände sind für Berlin eigentümlich und ein fressendes Übel geworden, das für die zukünftige Entwicklung unsrer Verhältnisse von eingreifender Bedeutung wird. Die Mieten, besonders diejenigen der kleinen und kleinsten Wohnungen, werden teurer und teurer, und keine



# Kultur der Gegenwart



Lohnerhöhung ist imstande, den Ausgleich zu schaffen. Es ist eine Zusammenpferchung der minderbemittelten Volkskreise eingetreten, die geradezu Grauen erweckt. So unglaubwürdig sind die Zahlen, die die Untersuchung hier zutage fördert, sogleich als so groß erweisen, daß da notwendigerweise eine reformierende Gesetzgebung eingreifen muß.

Wir stehen hier vor der Tatsache, daß dieses größte aller volkswirtschaftlichen Gebiete, das der Wohnungsherstellung



Bildstudie für die Ravensberger Straße in Wilmersdorf
(Architekt Alb. Geßner)

daß, als sie der Propagandaausschuß von Groß-Berlin vor einem Jahre veröffentlichte, eine allgemeine Aufregung entstand und sie zuerst nicht geglaubt wurden. Es wird die Aufgabe der jetzt immer dringender geforderten Wohnungsaufsicht sein, zunächst einmal die tatsächlichen Mißstände in zweifelhafter Form festzustellen, und sie werden sich wahrscheinlich von den dazu ungeeignetsten Kräften verwaltet wird; daß die sich im Sturmlauf entwickelnde Metropole des aufstrebendsten aller europäischen Staaten die Gestaltung ihres Straßenbildes Grundstücksschiebern und abenteuerlichen Existenzen überläßt und daß die Milliarden, die jährlich an diese Mietskasernen von den Banken dargereicht werden, mit Objekten

verknüpft werden, die auf die zweifelhafteste Weise zustande kommen. Wer sich für alle diese Dinge interessiert, der verfehle nicht, die Untersuchungen zu verfolgen, die Rudolf Eberstadt in seinem „Handbuche des Wohnungswesens“ veröffentlicht hat. Eberstadt hat sich dadurch, daß er die Zustände mit wissenschaftlicher Treue und Schärfe darlegt, ein unvergängliches Verdienst erworben.



Hofansicht von Mommsenstraße 6 in Charlottenburg
(Architekt Alb. Geßner)

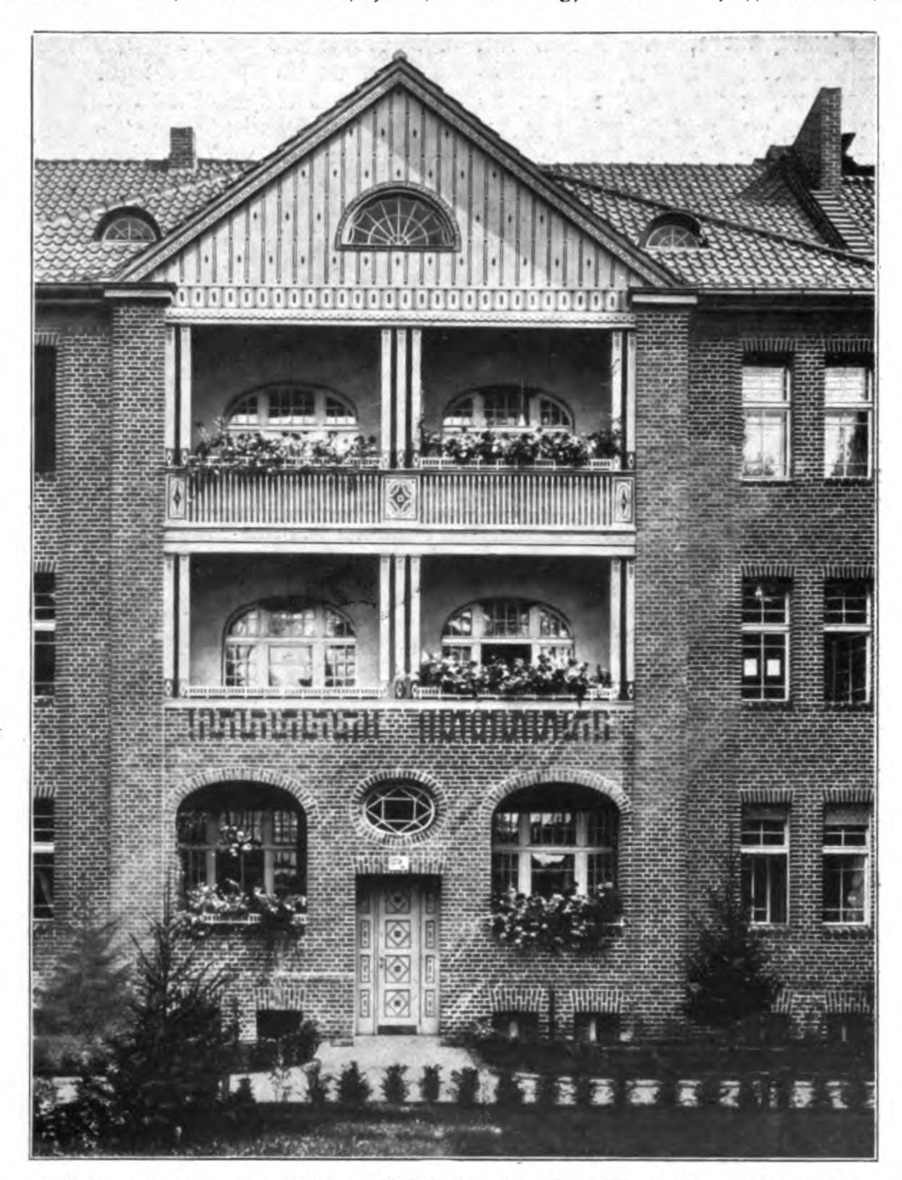
Die baulichen Mängel der Mietskaserne liegen in gleicher Weise in der Anlage wie in der äußeren Fassung. Für die Anlage trägt allerdings einen Teil der Schuld die Grundstücksaufteilung, die die Anordnung von mehreren Quergebäuden mit sich bringt. Grundrißlich liegt der Hauptfehler in der meist nicht vorhandenen Durchlüftungsmöglichkeit, in den viel zu kleinen Schlafzimmern und



# Kultur der Gegenwart



Wirtschaftsräumen, in dem typischen Berliner Zimmer, das schlecht gelüftet und beleuchtet ist und dazu als Durchgangszimmer dient. Nicht minder verfehlt ist läßt man durch billig bezahlte Zeichner außer dem Hause anfertigen. Der Bauherr wünscht eine möglichst großartige Wirkung, denn er hofft dadurch Mieter



Wohnungsgruppe Nieder-Schönhausen des Beamtenwohnungsvereins. (Architekt Paul Mebes)

meist die äußere Architektur der Häuser. Niemand von denen, die diese Häuser herstellen, hat ein Interesse, ja selbst eine Ahnung vom Wesen des architektonischen Entwurfs. Die Fassadenzeichnungen, die der Baupolizei eingereicht werden müssen, anzuziehen, es wird daher zu Palastmotiven gegriffen und jenes großspurige, innerlich hohle und dazu meist schlecht proportionierte Gebilde geschaffen, dem wir heute in den neuen Straßen Berlins auf Schritt und Tritt begegnen.



# Kultur der Gegenwart



Erst ganz neuerdings ist eine Besserung eingetreten. Die außerordentlich lebhafte architektonische Bewegung, deren wir uns in Deutschland jetzt erfreuen, hat schließlich ihre Hebel auch an dieses sprödeste Gebiet, die Mietskaserne, angesetzt. In Berlin hat sich Albert Geßner zuerst das Verdienst erworben, ausgezeichnete Miethäuser zu schaffen mit vernünftigem, zweckentsprechendem Grundriß, mit guten Innenräumen und mit außerordentlich ansprechender Außenarchitektur. Geßner hat seine Häuser meist als Bauherr gebaut und brauchte daher nicht erst einen Keil in die Auffassung des Bauunternehmertums zu treiben. Recht gute Miethäuser hat auch der Regierungsbaumeister Paul Mebes für den Beamtenwohnungsverein gebaut. Er konnte es deshalb, weil auch hier die wirtschaftlichen Bedingungen ganz andre waren als in der üblichen Berliner Miethausherstellung.

Eine allgemeine Besserung der Zustände wird erst erreicht werden, wenn die organisatorischen Grundlagen der Wohnungsherstellung geändert werden. Der nächstliegendste Gedanke würde der sein, daß die geldgebenden Institute nicht den Bau der Häuser kleinen, mittellosen und subalternen Leuten überließen, sondern selbst bauten oder wenigstens dafür sorgten, daß große geldkräftige Gesellschaften bauen und auch ganze Blocks, ja ganze Straßen und Bezirke in einer einheitlichen Weise disponiert würden. Bei einer solchen Organisation würde es dann selbstverständlich sein, daß tüchtige Architekten herangezogen würden. Erst von diesem Augenblick an ist die Möglichkeit gegeben, nicht nur wieder anständige Straßenbilder zu erlangen, sondern auch die Anlage der städtischen Mietwohnung mit den Anforderungen der heutigen Grundrißwissenschaft in Einklang zu bringen.

Hermann Muthesius

# Erziehung u. Schule

## Arbeitsunterricht für Erwachsene

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten läßt seine Studenten, wenn sie eine „Nebenbeschäftigung" nötig haben, das ehrsame Schusterhandwerk studieren, die Tapezierkunst oder die Schneiderei, oder die Universität richtet eine Farm ein, die von den Armen unter ihren zukünftigen Ärzten und Richtern und Philosophen des Sommers bewirtschaftet wird; den Lohn aber, den sich diese gelehrten Handwerker und Tagelöhner verdienen, legen sie des Winters in Fleiß und Wissenschaft an. Zum System ist diese Methode auch in Amerika noch nicht gediehen; aber es ist amerikanisches System, sich so durchs Leben zu schlagen — wohl auch in akademischen Kreisen. Eine Statistik des Bowdin College im Staate Maine berichtet zum Beispiel, daß in dieser Lehranstalt im Jahre 1907 20 Studenten sich ganz selbständig ernährten und daß 80 den halben Lebensunterhalt selbst bestreiten mußten; von den 22 besten Studenten verdienten 11 mehr als die Hälfte ihrer Auslagen, alle aber mindestens einen Teil davon. Sie waren noch nicht zum Handwerk „akademisch gebildet", sondern dilettierten als Kutscher, Kellner, zur Erntezeit auf Farmen... Eine andre amerikanische Statistik berichtet vom Jahre 1911, daß die Studenten einer Universität im Staate Yale ein Gesamtjahreseinkommen von 250 000 Dollar hatten: nur 30 000 davon sind durch Stundengeben eingegangen, 25 000 durch Arbeit im Handels- und Kaufmannsgewerbe, 18 500 wurden von akademischen Kellnern verdient und das übrige durch Journalisten, Trambahnkondukteure, Motorführer, durch Sänger, die in Kirchenchören mitwirkten, und so weiter...

Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß es einem Universitätsprofessor einfallen konnte, den Bedürftigen unter seinen Studenten eine Möglichkeit der handwerklichen Ausbildung zu schaffen, und daß schließlich eine Universität auch daran dachte, ihre Arbeiterstudenten selbst zu beschäftigen, einerseits um diese Arbeit zu nutzen und um sie anderseits den Studenten zugute kommen zu lassen. So entstand die Universitätsfarm der Universität Princeton und ihr „Bureau for self-help", das den Studenten nicht nur Unterrichtsstunden vermittelt, sondern auch handwerksmäßige Beschäftigung jeder Art, als Schneidern, Tapezieren, Wäsche-



# Kultur der Gegenwart

waschen, Plätten, Schustern und so weiter.

Aber in Deutschland? Oder sagen wir: in Europa?!

Nein, verehrter Herr Amerikaschwärmer,* der da meint, „daß es bei uns — vielleicht — kaum durchführbar wäre", und der hinter sein „vielleicht" und „kaum" mutig und ermutigend noch ein hoffnungsfrohes „Oder doch?!" setzt. Und bitte: Fragezeichen und Ausrufzeichen so dicht nebeneinander sind weder vom Setzer noch vom Kritiker verübt!

Mag es bei uns vorläufig so bleiben, daß ein, sagen wir einmal: akademisch veranlagter — Schuster entweder sich mit ganz außergewöhnlicher Energie auf so amerikanische Art emporarbeitet, aus seinen angestammten Berufs- und Lebensverhältnissen heraus in einen fremden, an sich nicht besseren Lebenskreis hinein. Wenn er das nicht tut, um so besser für seinen Stand, der wie jeder des besonders Tüchtigen und Begabten nicht entraten kann. Der Arbeiterproletarier, der sich durch tausend Schwierigkeiten hindurch vielleicht doch nicht übers akademische Proletariat hätte erheben können, wird seinen kleinen Wohlstand durch besondere Leistungen als Arbeiter und als Mensch steigern, spielend wird er jene „tausend Schwierigkeiten" für seinen Sohn überwinden und ihm die Mittel schaffen, ohne Not und ohne Aufwendung all seiner Kraft aus der Berufskaste seines Vaters hinauszutreten; das ist gleichsam der „natürliche" Weg, auf dem der Vater durch seinen Sohn und in ihm ein ideales Lebensziel erreicht: denn in diesem Fall ist es der Vater, nicht der Sohn, der den Weg macht. Die „geistige Not" aber des so Gebundenen, den es etwa seiner Veranlagung nach in eine gelehrte Laufbahn hineindrängt, kann heute jeder, der recht will, überwinden, der Tisch unsrer Volkshochschulen und vieler ähnlicher, noch weniger kostspieliger oder ganz unentgeltlicher Einrichtungen ist reich und hat reichlich Plätze.

Ein andres tut not:

Der Arbeiter, den es zu geistiger Betätigung hinzieht, hat viele und mannigfache Wege; wie hilft sich aber der Kopfarbeiter, der körperliche Arbeit tun will?

Unsre Schulen haben in verhältnismäßig überaus kurzer Zeit den Arbeitsunterricht eingeführt; nach vielen und heftigen theoretisch-pädagogischen Kämpfen ist man übereingekommen, daß die Schule nicht nur den Geist, sondern auch den Körper beschäftigen und bilden müsse, um des Körpers und um des Geistes willen. So hat sich die „Lernschule" zur „Arbeitsschule" entwickelt, und allenthalben entstanden „Schulwerkstätten", sehr bescheidene und sehr reich eingerichtete, in denen kleine Volksschüler und große Gymnasiasten, Realschüler und wohl auch schon höhere Töchter Schreinerarbeiten anfertigen und Korbflechten lernen; da werden Papparbeiten hergestellt, Bücher werden eingebunden, ja sogar die schwierige Handwerkskunst des Feinmechanikers findet Eingang in die „gelehrten" Schulen unsrer Jugend.

Bedarf aber nur die Schuljugend solcher körperlichen Ausspannung? Da im Prinzip diese Frage gelöst ist, gilt es nicht, sie nun auch konsequent durchzuführen?

Der junge Mensch, der noch schulpflichtige, ist an sich beweglich, am Körper und am Geist; für ihn, den seine Jugend noch hetzt und peitscht, schafft man immer neue Gelegenheiten, den Körper, der danach verlangt, zu üben und zu pflegen. Der Erwachsene aber, der tagsüber am Schreibtisch sitzt und in Bureauräumen sich aufhalten muß, der abgehetzt ist: er ist es vor allem, der — bewußt oder unbewußt — recht eigentlich unter der Not leidet, die die Arbeitsschule bekämpft. Und ganz besonders muß man hierbei an unsre Studenten denken. Es ist vorauszusehen, daß etwa kommende Generationen erwachsener Menschen es für selbstverständlich halten werden, sich neben der geistigen Berufsarbeit eine Nebenbeschäftigung im Sinne der Arbeitsschule zu wählen, und daß es dann auch an Einrichtungen hierzu nicht mangeln wird: weil diese Generationen eben an die Segnungen der Arbeitsschulerziehung schon gewöhnt sein werden. Heute aber handelt es sich darum, eine noch meist unbewußte Not zum Bewußtsein zu bringen und die Gelegenheit zu schaffen, ihr zu begegnen.

* „Voss. Ztg." vom 14. Juli 1912.



# Kultur der Gegenwart



Was das wichtigste ist, die Mittel haben wir an der Hand: Das erste betrifft die leichtere Ermöglichung gymnastischer Übungen.

„Turnvereine!" ruft ein Mitglied des Turnvereins „Germania" oder „Unitas" oder „In Treue fest" oder „Vaterland". Vielleicht auch ein Student, der einer Turnerschaft angehört. Sehr schön: aber es ist nicht jedermanns Sache, dem Turnverein „In Treue fest" anzugehören, Pardon, auch nicht einer akademischen Turnerschaft — und für solche, die doch trotzdem Freunde beweglicher Glieder sind und mit Wehmut auf ein aufsteigendes Embonpoint hinabsehen, sollen an bestimmten Abenden die Schulturnhallen sich öffnen, gegen ein ganz geringes Entgelt, mit dem die sehr geringen Auslagen zu bestreiten wären; eine praktische Methode freier Betätigung würde sich von selbst ergeben. Damit ist aber durchaus nichts Außergewöhnliches verlangt, nichts andres im Prinzip, als was die öffentlichen Schwimmhallen schon längst bieten, was durch sie aber im Verhältnis zur Einwohnerzahl, ja sogar im Verhältnis zur Zahl derer, die danach verlangen, wegen der bedeutenden Kosten nur mangelhaft geboten werden kann. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Gelegenheit dem Bedürfnis entgegenkommen muß, wenn anders dieses Bedürfnis fühlbar werden soll und wenn man für Bedürfnisse solcher Art Abhilfe schaffen will. Daß diese Forderung aber einem Bedürfnis entspricht, beweisen zum mindesten die immer mehr aufkommenden privaten Anstalten für Gymnastik, die nicht nur von Kranken frequentiert werden, sondern auch von Gesunden — wenn sie auf sich halten und wenn sie sich die hohen Benutzungskosten leisten können; eben hier möchte diese Idee anknüpfen. Nächstdem aber wäre anzustreben, daß die Schulwerkstätten Abendkurse für Erwachsene einrichten, natürlich ganz zwanglose und gegen einen minimalen Beitrag. Um solche Neuerungen für möglich zu halten, braucht man nicht eben ein allzu verrannter Idealist zu sein: sie sind sozial notwendig im Sinne einer körperlichen und geistigen Ertüchtigung des Volkes. Dr. Ernst Guggenheim

## Naturwissenschaft

Nachdem wir vor kurzem an dieser Stelle dem Naturverständnis des Ostasiaten einige Worte widmeten, möchten wir heute über hochinteressante Daten berichten, die die neueste Literatur zu dem Thema „Mensch und Naturobjekt" mit Bezug auf eine andre uralte Hochkultur bringt, die unsrer heutigen arischen Natur- und Weltauffassung außerordentlich fernstand.

Kaum ein Faktor menschlichen Kulturlebens ist so viel Wandlungen und Wechseln unterworfen gewesen wie das Verhältnis, in das sich der Mensch zum lebenden Objekt seiner Umgebung, vor allem zum Tier, stellte. Ethisch hochstehende Epochen, wie das christliche Mittelalter, glauben das Tier als wesenlose Sache ignorieren oder gar als Abbild fleischlicher Triebe hassen und verwerfen zu müssen; andre nicht minder „reingeistige" Weltanschauungen, der Buddhismus vor allem, predigen eifrigste Tierliebe und -schonung, höchste Achtung vor allem Lebenden auch jenseits der menschlichen Gemeinschaft.

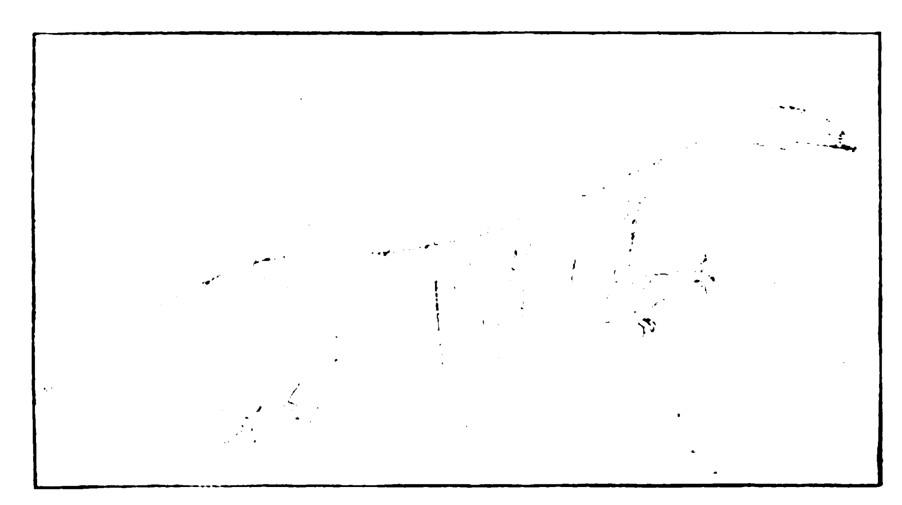
In eine ganz eigenartige Position rückt das Tier bei jenen Völkerschaften, die ihm eine Stellung über dem Menschen einräumen, die es als Dämon, als Idol oder geradezu als Gott betrachten. Die stellenweise zu riesigen Tiernekropolen gehäuften Tiergrüfte, die ungeheure Menge sorgsamst und mit fraglos nicht unbedeutendem Kostenaufwand einbalsamierter Tiermumien, die uns das alte Ägypten hinterließ, reden eine unsrer heutigen Denkweise schwerverständliche, geheimnisvolle Sprache. Meist sind wir wohl geneigt, die in harzgetränkten Papyrusrollen liebevoll konservierten Katzen, Schlangen und selbst Fische in unsern Museen mit fast mitleidig-lächelndem Staunen zu beschauen, und von dem in den Zoologiebüchern bei so vielen afrikanischen Tieren wiederholten Vermerk „war den alten Ägyptern heilig", mit einer gewissen — Ermüdung Kenntnis zu nehmen. Quellschriftenstudium in ägyptologischer Richtung ist nicht jeder-

# Kultur der Gegenwart



manns Sache; es ist daher mit großer Freude zu begrüßen, daß bei den vorzüglichen kurzen Populärschriften der Vorderasiatischen Gesellschaft auch dieses den meisten Gebildeten ziemlich verschlossene Gebiet Berücksichtigung findet. (Wiedemann, Tierkult des alten Ägypten, Leipzig 1912.)

Gerade in unsrer Zeit, wo wir vielleicht vor eingreifenden Umwälzungen in unsern Ansichten über das lebende Mitgeschöpf stehen, möchte ein vergleichender Rückblick auf vergangene Tierverehrung interessieren — ich denke an die „mathematischen" Pferde, an die Wirrsale der neuesten Tierpsychologie, jene schwierigen Probleme der Gegenwartskultur, die heute noch so wenig spruchreif sind, daß ich ihre Erörterung in diesen Spalten vorläufig nicht wagen möchte.



Rekonstruktion eines Saurierskeletts von Negerhand

Zahllose Dokumente in Kunst, Kunsthandwerk und Schrift legen Zeugnis ab für den eminenten Umfang, den die Tierverehrung in der uralten Hochkultur des Niltales besaß, für die Festigkeit, mit der sie jahrtausendelang im Empfinden des ganzen Volkes wurzelte. Zahlreiche Tempel hatten Tiergötter, besser Gotttiere, vom Apisstier, der, von Priestern geleitet, in feierlichem Umzug dem Volke gezeigt wurde, bis zur Göttinkatze in Bubastis oder zum göttlichen Suchoskrokodil in Krokodilopolis. Zu diesen echten Göttern in Tiergestalt kommen zahllose bloß als heilig geltende Lebewesen, die in Tempeln und Häusern, in köstlichen Bronzekäfigen, Ställen und besonderen Gemächern gepflegt wurden. Ganze Tierarten sind auch im wilden, freien Zustand verehrungswürdig, unantastbar. Der Ruchlose, der ein Tier der heiligen Art tötet, wird vom Volk gesteinigt; nicht die Weltmacht Roms kann in der Verfallzeit Ägyptens den unseligen Römer vor dem Volksgericht schützen, der — eine Katze erschlug. Denksteine berichten von der Blutrache, die frommer Sinn an dem Mörder heiliger Schlangen nahm.

Als die Tierreligion dem Siegeszug des Islam weichen mußte, mußte auch dieser dem allgemeinen Empfinden Ägyptens Rechnung tragen. Mohammed liebte die Katzen, wird erzählt, folglich will auch der neue Glaube, daß diese Tiere geschont und gehegt werden.

Über die Entstehung dieser höchst eigenartigen Tiervergötterung, die fast ohne wahre Parallele in der menschlichen Kulturgeschichte ist, und die keinesfalls höherer ethischer Einsicht (wie die Lebensschonung im Buddhismus), ebensowenig aber wahrem, etwa mit wissenschaftlicher Denkweise verwandtem Interesse am Lebewesen entsprang, ist



# Kultur der Gegenwart



vom grauen Altertum bis auf den heutigen Tag gefabelt, spekuliert und geforscht worden. Plutarch meint verschiedene Erklärungsmomente heranziehen zu können: die Nützlichkeit der (Haus-) Tiere könnte zur Vergöttlichung geführt haben, Furcht vor dem bösen Dämon (Typhon), als dessen verschiedenartige Verkörperungen die Tiere erschienen seien, habe den Tieren Ehrerbietung verschafft, endlich gar die von dem Römer Hygin vertretene Meinung, die Götter selbst hätten aus Furcht vor dem bösen Set-Typhon zeitweis in Tiergestalt auf Erden gewandelt, alle diese Ansichten finden sich schon bei Plutarch. Auch an Zusammenhang des Tierkults mit politisch-militärischen Verhältnissen wird gedacht. Die Verwendung von Tieremblemen als Standartenzeichen im Heer, Feindschaft und gar blutiger Bürgerkrieg zwischen den verschiedene Tiergruppen verehrenden Provinzen sind jedoch keine Ursachen, sondern fraglos bloß Gefolgserscheinungen der Tiervergötterung.

Moderne Ägyptologen haben die Verehrung der Tiergestalten wohl auf anfänglich nicht „ernst gemeinte", mehr poetisch - sinnbildliche Vergleichungen zwischen Gott und Tier zurückführen wollen: so habe man den Mondgott mit dem Ibis, die Göttin Bast der Katze verglichen. Diese Ideen seien in die bildende Kunst, bald auch in die Religion eingedrungen, wo sie immer festere Form annahmen und schließlich zu den zahllosen Kultgebräuchen, zu dem pomphaften Tierzeremoniell gewissermaßen erstarrten. Auch hat man Parallelen im Griechentum suchen wollen, wo ja Tiere in Gefolgschaft der Gottheiten, der Adler mit Zeus, der Pfau mit Hera, auftreten: freilich nur als Diener oder bloße Attribute der Gottheiten.

Mit Recht bezeichnet der Bonner Gelehrte Wiedemann, auf dessen vorzüglicher kleiner Schrift wir fußen, alle diese Erklärungsversuche als unzureichend. Man muß, meint er, die Wurzeln des Tierkults in jener — bei so vielen Völkern an der Schwelle der Aufwärtsentwicklung gefundenen — Naturauffassung suchen, die man als „vermenschlichende" oder „vergöttlichende" bezeichnen kann. Das primitive, naiv-kindliche Denken steht den Wundern und Schrecken der umgebenden Natur anders gegenüber als die kulturübersättigte Auffassung späterer Zeiten oder gar die naturfremde Denkweise eines technischen Zeitalters. Im Tier speziell sieht der Primitive gern zunächst ein völlig menschenähnliches Wesen, das nach gleichen Motiven wie das eigne Ego handelt und wandelt (Tiersagen, Fabeln); in das übermächtige, gefährliche, auch in das besonders nützliche und lebenswichtige Tier, dessen Lebensäußerungen den eignen, das heißt menschlichen, vielfach überlegen, dessen Instinkthandlungen mit größter Zweckmäßigkeit, ungemein kraftvoll und sinnreich ausgeführt werden, verlegt der Naive dämonische, schließlich echte Gotteigenschaften.

Hier liegen fraglos die Anfänge jedes Naturkults, auch zum Beispiel des so mystisch-eigenartigen, in vielen Details noch nicht aufgeklärten Totemismus der amerikanischen Eingeborenen. Was das alte Ägypten anlangt, so bleibt das Allermerkwürdigste die zähe Treue, mit der die Tiervergötterung festgehalten, die liebevolle, komplizierte Ausgestaltung, die ihr zuteil wurde, trotz der sich immer weiter und in bildnerisch-architektonischer Beziehung zu enormen Höhen entwickelnden Kultur des Niltals, vor der wir heute noch staunend stehen. Besonders die breiten Volksmassen halten jahrtausendelang unwandelbar an der Tierreligion fest; und selbst wenn wir mit Wiedemann „den streng konservativen Sinn des Volkes" als zureichende Ursache für das sonst in keiner Kultur beobachtete Beharren beim Primitiven gelten lassen, so bleibt in einer Weltauffassung, die die „unvernünftige Kreatur" weit über den Menschen stellt, des Rätselhaften und vorläufig Unerklärbaren genug.

*

Zum Kapitel „Naturverständnis der heutigen Primitivmenschen" noch ein kleiner Spezialbeitrag. Von den Negerarbeitern, die bei den erfolgreichen Ausgrabungen der Tendaguruexpedition tätig waren, berichtet Hennig in seinem



# Kultur der Gegenwart

trefflichen Reisebericht, daß sie nicht nur den Bemühungen der Weißen Verständnis entgegenbrachten, sondern daß sie sogar eine gewisse Vorstellung von der etwaigen Körpergestalt der Vorweltbürger sich bildeten und auf eigne Faust gar nicht so üble Rekonstruktionsbilder der Reptilienriesen zeichneten, von denen wir eines als seltenes Kuriosum hier zur Darstellung bringen.

Dr. Wilhelm Berndt



## Technik

### Ein Rückblick

Das verflossene Jahr hat uns auf dem Gebiete der Technik keine epochalen Erfindungen gebracht. Es ist zwar außerordentlich viel patentiert worden, aber Gott sei Dank oder leider, wie der Leser will, ein Patent ist bei weitem keine Erfindung in der Auffassung der Kulturgeschichte eines Volkes. Im übrigen wäre es überhaupt eine sehr mißliche Sache, etwa an der Hand von Patentschriften eine Kulturgeschichte oder auch nur eine kleine Kulturskizze schreiben zu wollen, denn die meisten in Patenten niedergelegten Gedanken sind noch durchaus unerprobt; für die Kulturmenschheit wird aber eine Erfindung erst dann von Bedeutung, wenn sie durch Werkmanns Arbeit zum Handelsartikel geworden ist, das heißt aus der Idee in die Praxis übersetzt wurde, und alsdann ihre Feuerprobe im Wettbewerb bestanden.

Wenn zum Beispiel der bekannte englische Gelehrte Ramsay in diesem Jahre den Vorschlag machte, den modernen Kohlenbergbau vollständig zu ändern und an die Stelle der Kohlenförderung die Gasgewinnung zu setzen, indem man die unterirdischen Kohlenlager teilweise in Brand setzt, um die alsdann in der Hitze bei beschränkter Luftzufuhr sich entwickelnden brennbaren Gase durch Röhren an die Erdoberfläche zu leiten und in großen Gasmaschinen in Kraft umzusetzen, die wiederum mit Hilfe der Elektrizität als Kraft, Licht und Wärme weit über das Land verteilt werden kann, so ist das ein an sich ja recht interessanter Gedanke, aber weiter nichts. In der Tat ist zu den bekannten Kraftquellen, aus denen die Menschheit ihre zusätzliche Arbeitskraft schöpft, in den letzten zwölf Monaten keine neue hinzugekommen. Allerdings hat der Gedanke, aus den Gezeiten des Meeres Kraft in größerem Maßstab zu gewinnen, etwas festere Gestalt angenommen, ein vollständiges Projekt ist mit viel Mühe und Liebe zur Sache für ein Flutwerk bei Husum ausgearbeitet worden, aber leider ist es noch fraglich, ob dieser wirklich epochale Versuch zur Ausführung gelangt.

Sehr interessant sind die im großen und ganzen recht guten Ergebnisse, die man mit der Sonnendampfkraftanlage gemacht hat, die einige Zeit in Amerika in Betrieb war und dann nach Ägypten gebracht wurde. Wir haben sie seinerzeit ausführlich beschrieben. Die unmittelbare Ausnutzung der Sonnenkraft ist ein sehr bedeutsames Problem. Von einer andern, neuen Seite hat es dann auf dem diesjährigen großen Chemikerkongreß in Neuyork der Italiener Ciamician beleuchtet. Er verwirft die rein technische Lösung der Aufgabe und will statt dessen eine Dressur der Pflanzen, wenn ich mich so ausdrücken darf, durchführen. Eine rationelle Züchtung bestimmter Gewächse und Verbrennung derselben unter reiner Wärmeausnutzung. Das soll heißen, die geernteten Pflanzen sollen zum Beispiel unter Dampfkesseln verbrannt werden, so daß die Wärme, die sie ja ursprünglich von der Sonne empfingen, den Menschen dienstbar wird, aber alle andern Stoffe, welche die Pflanze aufgebaut hat und dem Boden entzogen, sollen dem Boden wieder zugeführt und nicht ausgenutzt werden. Also Asche und alle Verbrennungsprodukte wie Rauchgase sollen in geeigneter Weise dem Boden wieder einverleibt werden. Der Boden würde theoretisch niemals erschöpft werden, weil er alles, was er der Pflanze gab, wieder zurückempfängt, während wir Menschen nur das für uns behalten, was die Sonne durch ihre leuchtende Energie der Pflanze übermittelte: die Wärme. Ich werde in einem späteren Aufsatz noch einmal ausführlich auf diesen hochinteressanten Ge-

danken, der teilweise durch das Experiment schon erprobt ist, zurückkommen.

Die Praxis des Lebens schöpft indessen nach wie vor ihren Energiebedarf noch vorzugsweise aus Kohle, daneben spielt in gewissen deutschen Landstrichen auch noch der Torf eine Rolle, nachdem es der Technik in langer, mühevoller Arbeit gelungen ist, die ursprünglich sehr unwirtschaftlichen Torfverwertungsmethoden zu verbessern. Ob der Verbrennung oder Vergasung des Torfes der Vorzug zu geben ist, darüber bestehen noch Meinungsverschiedenheiten. Die Praxis hat noch nicht endgültig entschieden, die Theorie läßt hingegen einen Sieg der Vergasung über die Verbrennung erwarten. Inzwischen ist man auch bei der Kohle mehr und mehr dazu übergegangen, den Verbrennungsprozeß durch den Vergasungsprozeß zu ersetzen, wobei nicht nur Gas gewonnen wird, sondern gleichzeitig Koks, als fester Rückstand der entgasten Kohle, und aus dem Gas wiederum eine große Menge wertvoller Produkte, Teer und Teeröle. Mit andern Worten: die moderne Technik ist bestrebt, aus der Kohle alles herauszuholen, was darin steckt. Wer in einem unsrer großen Kohlenreviere wohnt, wird die Vorteile dieser Bestrebungen auch schon selbst verspürt haben. Die großen Hüttenkokereien, meist auf der Grube selbst gelegen, haben sich zu großen Gasanstalten ausgewachsen, die durch Gasfernleitungen ein weites Gebiet mit Heiz- und Leuchtgas zu sehr billigen Preisen versorgen können, was einer großen Anzahl von Städten Veranlassung gab, die eignen Gasanstalten stillzulegen.

Da bei dieser modernen Kohlenverwertungsart auch große Mengen brennbarer Öle als Nebenprodukte gewonnen werden, so ist man intensiv bemüht, sie nicht nur durch Verbrennung (Teerölfeuerung), sondern auch durch Vergasung in Kraftmaschinen zu verwerten. Der von Diesel erfundene Ölmotor scheint sich hierfür zu eignen. Er ist ja sowieso in letzter Zeit zu rascher Verbreitung gelangt, weil er betriebstechnisch viele Vorzüge hat, aber seine Abhängigkeit vom Öl, das in den nötigen großen Mengen uns nur das Ausland liefern kann, die Ungewißheit, ob die erforderlichen Ölmengen dauernd zu annehmbaren Preisen zur Verfügung stehen, haben hemmend gewirkt. Gegenwärtig laufen schon verschiedene dieser Maschinen mit deutschem Steinkohlenteeröl, und die noch vorhandenen Schwierigkeiten werden beim Zusammenarbeiten von Ölproduzenten und Maschinenfabriken höchstwahrscheinlich sehr bald völlig behoben sein.

Von besonderer Bedeutung ist die Entwicklung der Dieselmaschine für die Schiffahrt. Hier kommen vor allem die großen Vorzüge in Betracht, die das flüssige, bei gleicher Kraftleistung wesentlich leichtere Brennmaterial gegenüber der Kohle bietet. Die frühere Schwierigkeit, daß die Dieselmaschine nur in einem Drehungssinn laufen konnte, ist beseitigt. Es gibt jetzt verschiedene vorzüglich arbeitende umsteuerbare Dieselschiffsmaschinen. Inzwischen hat ja auch in diesem Jahre ein großes Dieselmotorschiff mit bestem Erfolge seine erste große Ozeanreise beendet und damit den Beweis für seine praktische Brauchbarkeit erbracht. Weitere größere Seeschiffe mit Dieselmaschinen sind im Bau.

Entwickelt sich die Krafterzeugung in derselben Richtung weiter wie bisher, so wird davon die gesamte Kulturmenschheit nicht nur wirtschaftlichen, sondern auch hygienischen Nutzen davontragen. Denn der Ersatz der Kohlenverbrennung durch Koksverbrennung, Ölvergasung und Gasverbrennung bedeutet gleichzeitig die Beseitigung der Rauch- und Rußplage, unter der heute alle größeren Städte und Industriebezirke furchtbar leiden. Ein interessantes Schlaglicht auf diese Frage wirft ja die von kompetenter Seite gemachte Mitteilung, daß in England während des Kohlenarbeiterstreiks durch die unfreiwillige Verminderung des Kohlenbrandes eine solche Verbesserung der Atmosphäre eingetreten ist, daß die Astronomen dieses Landes es deutlich verspürten und es täglich länger hell blieb.

Die Wasserkraftanlagen tragen natürlich ihrerseits ebenfalls dazu bei, wenn nicht den Kohlenverbrauch zu vermindern, dazu reichen sie nicht aus, wohl aber die Steigerung des Verbrauches



# Kultur der Gegenwart

zu mäßigen. Auch im verflossenen Jahre ist eine Reihe von bedeutenden Neuanlagen in Betrieb gekommen. Wenn die Entwicklung nicht so rasch vor sich geht, wie man früher hoffte, so liegt der Grund dafür hauptsächlich auf wirtschaftlichem Gebiet. Es ist ein Irrglaube, daß die Wasserkraft gewissermaßen umsonst arbeitet. Die Betriebskraft kostet allerdings so gut wie nichts, aber das Anlagekapital ist in den meisten Fällen ganz ungemein höher als bei gleich leistungsfähigen Wärmemotoren. Und dieses Anlagekapital muß verzinst werden.

Alle Bestrebungen auf dem Gebiete der Kraftversorgung laufen nun darauf hinaus, an einigen wenigen Stellen Kraft en gros zu erzeugen. Das ist natürlich nur bei einer rationellen Verteilung der Energie möglich. Eine solche haben wir schon seit langem in der Elektrizität. Auch hier sind bemerkenswerte Fortschritte erzielt worden. Man hat mehr und mehr gelernt, mit elektrischen Spannungen zu arbeiten, die früher unmöglich dünkten. Das alte Europa steht auf diesem Gebiete gegenüber großen amerikanischen Anlagen nicht mehr zurück, und Deutschland kann sich rühmen, auch hier Bahnbrechendes geleistet zu haben. Die großen Überlandzentralen in Nordsachsen, in Franken, Pfalz, die teils fertig, teils im Entstehen begriffen sind, sind Musterleistungen unsrer elektrotechnischen Industrie.

Aber die Elektrizität steht nicht mehr allein. Sie hat in der Gasfernleitung unter hohem Druck einen beachtenswerten Wettbewerber erhalten. Wir haben jetzt in Deutschland schon eine ganze Anzahl vorzüglich arbeitender Gasfernwerke, und viele weitere werden entstehen.

Im engen Zusammenhang mit der Form der Energieverbreitung hängt natürlich auch die Energieverwertung ab. Beide, Gas und Elektrizität, können wir nach Belieben in Wärme zum Heizen, Kochen, in Licht zum Leuchten und in Kraft zur Arbeit umsetzen. Mit großer Freude ist zu begrüßen, daß man die Elektrizität auch für manche kleine häusliche Bedürfnisse neuerdings recht geschickt anwendet: für Wärmflaschen, Bettwärmer, warme Kompressen und so weiter.

Auf dem Gebiet der Beleuchtung streiten sich die beiden Erbfeinde natürlich nach wie vor mit beispielloser Hartnäckigkeit. In der Elektrizität ist die Metalldrahtlampe jetzt für den gewöhnlichen Hausgebrauch die alleinige Herrscherin. Auf der Straße behauptet sich immer noch die Bogenlampe, bei der man durch die Schaffung von Dauerbrandkonstruktionen auf eine Verminderung der Bedienungskosten hinarbeitet. Daneben haben für Spezialzwecke das Moorsche Röhrenlicht und die Quarzlampe sich eingebürgert. Auf dem Gebiete der Gasbeleuchtung ist gegen Ende des Jahres eine Klärung eingetreten, die schöne Früchte zeitigen dürfte. Der Streit um das Mannesmannpatent für hängendes Gasglühlicht, das bisher eine frische, fröhliche Entwicklung gehindert hat, ist durch einen Vergleich der maßgebenden deutschen Firmen deren Gemeinbesitz geworden. Auf der Straße kämpft das Preßgas mit gutem Erfolg gegen das elektrische Bogenlicht.

Über kleine Kraftmaschinen ist nur zu sagen, daß die Gasindustrie sich mit Erfolg bemüht hat, einfache, gut durchdachte Konstruktionen zu schaffen. Die Elektrizität hat das Ziel hoher Vollendung schon vor Jahren erreicht, ihr bleibt kaum noch Arbeit übrig.

Wenden wir nun noch einen Blick auf das Verkehrswesen, so tritt als bemerkenswerteste Erscheinung die automatische Telephonie auf. Sie ist nicht neu, aber neu ist die Tatsache, daß man sie jetzt für zuverlässig genug findet, um in großen staatlichen Fernsprechämtern ihren Einzug zu halten. München, Posen, Dresden, Wien, Amsterdam bilden Marksteine in der Entwicklung. Auch dieses sehr interessante Thema ist schon in einem besonderen illustrierten Aufsatz von mir behandelt worden.

Die drahtlose Kollegin hat ebenfalls Fortschritte gemacht, und was man von ihr erwartete, das bezeugt der Plan Englands, die ganze Welt durch ein Netz von großen Stationen zu umspannen; der Reichtum dieses Staates an Kolonien macht es ihm möglich, einen solchen



# Kultur der Gegenwart



Plan ohne fremdes Zutun auszuführen. — Über den Verkehr zu Wasser sagten wir schon einige Worte. Der „Titanic“ ist gesunken, aber der Bau von Riesenschiffen nimmt unentwegt seinen Fortgang. In Hamburg lief der „Imperator“ als größtes Schiff der Welt kurz darauf vom Stapel. Auf die Erhöhung der Geschwindigkeit legt man bei Handelsschiffen jetzt keinen so großen Wert mehr, man sucht statt dessen die Kundschaft durch luxuriöse Ausstattung zu fesseln.

Der Verkehr zu Lande war in ruhiger Entwicklung. Die Elektrisierung der preußisch-hessischen Staatsbahn Bitterfeld—Dessau wurde vollendet. Ob sie sich allgemeiner durchsetzen läßt, läßt sich heute noch nicht beurteilen. Von großen Verkehrsbauten sei des Lötschbergtunnels gedacht und der teilweisen Eröffnung des Leipziger Hauptbahnhofes.

In der Luft schwimmen immer noch wacker unsre Zeppeline, und Schütte-Lanz hat gleichfalls seine Brauchbarkeit erwiesen. Flugmaschinenkonstruktionen gibt es schon viele Dutzende, und die Leistungen sind durch technische Durchbildung der Apparate und Erfahrung der Führer immer besser geworden. Aber trotz der Einführung der Reichsluftpost, die uns zum ersten Male einen Vorgeschmack deutscher Briefmarkeneinheit brachte, ist allem Anschein nach auf eine Eingliederung des Luftschiffes in das moderne Verkehrsleben noch nicht zu rechnen. Es bleibt bis auf weiteres Sportfahrzeug im Frieden und ein recht gutes Nachrichtenmittel im Kriege.

Es gäbe noch mancherlei Interessantes über Neuerungen auf diesem und jenem Gebiet zu sagen. Aber da ich doch nicht vollständig sein kann, will ich dort abbrechen, wo nach meinem Gefühl das Interesse weiterer Leserkreise seine natürliche Grenze hat.

Siegfried Hartmann

## Gesundheitspflege

Der jüngst besprochenen Überempfindlichkeit gegen Gifte, die teils angeboren, teils erworben sein kann, steht die langsame Gewöhnung des Leibes an bestimmte Giftreize gegenüber, der gesteigerten Intoleranz eine abnorme Toleranz. Während dort eine geheimnisvolle Verwandlung gemeinhin ganz harmloser Nährstoffe (Erdbeeren, Krebse und so weiter) in lebensfeindliche Eindringlinge statthat, wird bei der erworbenen Toleranz einem echten Giftkörper Schwert und Wehr entrissen durch einen nicht minder schwerverständlichen Umbildungsprozeß. Wir alle kennen die Mär von König Mithridates, der sich in wahrscheinlich sehr mühevollem Training gegen jegliches Giftattentat durch Gewöhnung an alle damals gangbaren Gifte gefeit hatte. Ist es auch ein Märchen, so liegt ihm doch ein guter Kern zugrunde. Wir wissen alle aus den Jahren unsers Kampfes für die Ehre, „als ein Erwachsener“ estimiert zu werden, wie nötig es ist, Bier, Branntwein und Tabak gegenüber von diesen Schutzmechanismen der Natur Gebrauch zu machen, und wie schnell sich etwas zum Genuß wandelt, was eben noch Ekel erregte. Aber auch hier stehen wir dem Verständnis des Vorganges in unserm Innern noch ziemlich ratlos gegenüber und sind auf Vermutungen angewiesen. Ein chemisch und organisch durchaus nicht harmloser Körper wird anfangs durchaus ohne Genuß, ja oft mit Widerstreben, sei es durch Suggestion der Mode und des allgemeinen Mißbrauchs oder durch den Machtbefehl eines Arztes, von einem Neuling genommen, und dieser Vorgang wiederholt sich. Dann wandelt sich allmählich die Wirkung: die Unlust wird zur Lust, die stimmungsherabdrückende Beklemmung wird zur lebensgefühlsteigernden Befreiung der Seele, an Stelle der Ohnmacht tritt der Rausch mit himmelsstürmendem Tatendrang. Doch die Genußgifte sind wie Teufel, sie fordern durch Pakt und Siegel Leib und Seele. Denn mit ihren Gewährungen von gesteigertem Lust-, Lebens- und Ichgefühl schlagen sie die Tyrannenkrallen immer tiefer in unsern Willen. Mit der Häufigkeit der Genüsse hält die Abhängigkeit von ihnen gleichen Schritt. Genußmittel werden also von Mal zu Mal bis zu einer bestimmten Grenze leichter vertragen, aber halten sich schadlos an



# Kultur der Gegenwart



dem Raub der freien Selbstbestimmung. Sie hinterlassen dämonische Erinnerungen, die anfangs locken, später gebieterisch befehlen und schließlich gleich Furien und Erinnyen in der Seele toben und nach dem geliebten Teufelsfraß und -trank wie nach Höllenfutter brüllen. Wo Zwang oder heroischer Wille die Gitter wirksam sperrt, ist oft Delirium, Wahnsinn, Zusammenbruch und völlige Erschöpfung die Folge.

Wie haben wir uns diese Erscheinungen vorzustellen, deren rhythmischer Ablauf fast stets der wesensgleiche ist, ob es sich nun um unsre gewissermaßen salonfähigen Genußmittel Bier, Wein, Nikotin, Kaffee oder um die noch geheimen Gelüste auf Kokain, Morphium, Opium, Haschisch und so weiter handelt. Ich will dabei vorweg bemerken, daß ich keineswegs den sogenannten „harmloseren“ Genußmitteln ihren Wert absprechen will, soweit sie innerhalb der Grenzen der Erhöhung der Daseinsfreude genommen werden unter Ausschluß der Auslösung allerhand sozialfeindlicher Hemmungslosigkeiten. Wer diese Grenze bei sich nicht zu respektieren weiß, wird es immer einmal bitter zu bereuen haben, Bier- oder Weingenuß für harmlos zu erklären. Die Frage der Abstinenz ist nicht generell zu lösen. Es gibt Naturen, für die der Alkohol ein ganz schweres Gift ist. Für andre ist er ein schlechterdings unentbehrlicher Genuß. Aber wir wollen hier von der mehr physiologischen Seite der Aufnahme und Wechselwirkung der Gifte sprechen. Es wäre schön, wenn die Theorie von der Bildung von Gegengiften im Blutserum sich realisieren ließe. Wir würden dem Säufer, dem Morphinisten, dem Ätherfritzen nur alkohol-, morphin-, ätherbindende Komponenten einzuspritzen brauchen, und er würde in den Zustand des Ekels vor dem Genußgift zurückversetzt werden, wie er ihn im Stadium des ersten Rauchversuchs durchgekostet hat. Diese Versuche sind tatsächlich gemacht, sogenannte Antialkoholsera von künstlich alkoholisierten Tieren zu gewinnen — mit völlig negativem Resultat. Daraus folgt die Notwendigkeit, für diese Art Gifte einen andern Vorgang als den der Erzeugung von Gegengiftkörpern im Leibe zu vermuten. Denn unsre heutige Giftlehre sagt, alle organischen Gifte, Toxine, Alkaloide, Ptomaine, erzeugen im Serum Antikörper, welche die Giftmoleküle binden und so zu harmlosen und abbaubaren Verbindungen umgruppieren, wobei unter Abbau immer die letzte Auflösung in Wasser, Harn und Kohlensäure zu verstehen ist. Alkohol, Morphium, Nikotin, Koffein sind aber alles Gifte, die ebenfalls von lebenden Wesen stammen. Diese Gifte erzeugen aber kaum, wie zum Beispiel das Schlangengift wahrscheinlich, Antigifte, sondern ihre Bindungsweise ist eine ganz andre, die das Geheimnis aufhellt, warum 1. man sich an Gifte gewöhnt, 2. warum man immer größere Dosen gebraucht, um die verlangte Wirkung zu erzielen, 3. warum ein Bedürfnis nach gewohnheitsmäßig eingenommenen Giften entsteht.

Da die Gewöhnung eine bestimmte Frist erfordert zu ihrer Ausbildung, so geht man wohl nicht fehl mit der Annahme, daß diese Frist auf ein organisches Wachstum hinweist. Es wird etwas gesiedet, gebraut, gebildet, dessen Aufkeimen den Schutz verleiht. Die Einführung eines Giftstoffes, das heißt eines zum Stoffwechsel nicht im Anpassungsverhältnis stehenden Naturprodukts, ganz gleich, ob es durch den Magen oder durch die Haut ins Getriebe des Leibes gelangt, muß einen Reizzustand hervorrufen. Reize werden außer der augenblicklichen Auslösung erhöhter Nerven- und Blutgefäßtätigkeit durch plastische Reaktionen der Gewebe beantwortet. Die Stelle des Eintritts des Giftreizes wird zur Stätte eines erhöhten Widerstandes, erschwerter Passage, einer Staudammbildung. Dazu hat die Natur nur das Mittel der Gewebsverdichtung. Wo Gifte eindringen, werden die aufsaugenden Filter fester, dichter, engmaschiger auf dem Wege der Entzündung. Die Maschen der Lymphdrüsen, dieser Fangschleusen der schwimmenden, bohrenden Eindringlinge ins Blut, werden schließlich unter wiederholtem Anprall der Giftmoleküle so eng, daß sie aufgehalten, verbarrikadiert, vom Blutstrom abgeschnitten werden. So kommt es, daß zwar die ersten Dosen frei zum Gehirn und zum Nervenapparat ge-







langen, daß aber von den folgenden immer nur ein kleiner Bruchteil in die Zirkulation gelangt. Die wiederholten Anspannungen der feinen Nervensaiten zu extremen Klängen völlig neuer Empfindungen läßt in der Erinnerung der Nervenzentren etwas zurück wie nach Tatendurst und zitternder Begier. Für alles einmal exzessiv Bewegte gilt der Satz des Verlangens nach einer Wiederholung. Es ist fast, als kennte die von einer Künstlerhand einst gespielte, liegengelassene Geige eine Art Sehnsucht nach der Hand, die sie gestreichelt, die verstummte Glocke sehnt sich nach den metallischen Erweckern ihrer ehernen Schreie, alles einmal schön Geschwungene oder Erregte stampft nach Aufschwung und Rhythmenrausch, nicht weniger wie ein Renner bei allzulanger Ruhe. Ich glaube an eine Art Gedächtnis selbst der Materie — schon alte Geigen, alte Orgeln legen diesen Glauben nahe — wieviel mehr sollte nicht die Ganglienzelle Gedächtnis und damit Sehnsucht besitzen. Die zitternde Wallung, die ein rhythmensteigerndes Gift ihr beigebracht, läßt auch das Verlangen nachklingen, immer wogender, immer tiefer bebend sich zu betätigen. Alles zum Leben Bestimmte zittert nach Funktion und bebt der Erreichung ihres höchsten Auftriebes unaufhaltsam entgegen. So steigert jede neue Gifterregung das Verlangen nach einem Mehr und Höhergepeitschtwerden, dessen seelischen Zusammenhang eben die dämonische Gier auslöst.

Wenn nun eben die gleichen Dosen zum Teil in dem Maschenwerk der Stauwerke des Magens oder der Haut abgefangen werden, so erklärt sich leicht, daß immer größere Dosen gegeben werden müssen, nicht weil das Gehirn, die Seele sich an die Steigerung gewöhnt hat, sondern weil immer weniger durch die dichten Schwemmporen der gereizten Lymphfilter hindurchgelassen wird, so daß die sehnsuchtnachzitternden Ganglien nach immer höheren Dosen verlangen, um in die erhoffte rhythmische Steigerung zu geraten. Daß dem in der Tat so ist, dafür habe ich selbst einige interessante Beweise beibringen können, von denen das nächstemal die Rede sein soll.

Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich

## Frauenrundschau

### Die Konkurrenz der Geschlechter im Berufsleben

Es gibt kaum eine Frage der Frauenbewegung, die so von der Parteien Gunst und Haß verwirrt ist und in der so viel rein gefühlsmäßige Urteile abgegeben werden als die der Konkurrenz der Geschlechter im Berufsleben. Selbst solche Beurteiler, die im ganzen zu einer wohlwollenden Betrachtung der Frauenbewegung gestimmt sind, pflegen vor dieser Frage die Segel zu streichen. Es scheint offenkundig und unbestreitbar: dort wo die Frau tatsächlich dem Mann Konkurrenz macht, wo es vorkommen kann, daß die Arbeitsstelle, von deren Ertrag eine Familie leben könnte, von einer Frau besetzt wird, da beginnt die weibliche Erwerbstätigkeit zu einem durch nichts auszugleichenden Schaden für die Gesamtheit zu werden. Zumal in einer Zeit des Geburtenrückgangs ist man geneigt, die weibliche Konkurrenz scheel anzusehen.

Und sicherlich — der einfache und billige Gegeneinwand gegen solche Bedenken, daß eben doch auch die Frau essen müsse, wenn sie hungrig sei, und daß es ohne Arbeit auch für sie in der modernen Volkswirtschaft (die weniger als je geneigt ist, Arbeitslose zu ernähren) kein Essen gibt, dieser Gegengrund, so einleuchtend er ist, reicht doch in einem höheren Sinn nicht zu. Es würde immer noch die Frage offen bleiben, ob man nicht der Frau an einer Stelle Arbeit verschaffen kann, wo sie keine Konkurrenz für den Mann bedeutet.

Träumende Ideologen meinen, es ließe sich das machen durch die sogenannten weiblichen Berufe: Krankenpflege, Kinderbewahrung, Stütze der Hausfrau — in einer unlängst erschienenen Broschüre wurde auf eine Frau hingewiesen, die als Gesellschafterin einer Großmutter ein befriedigendes, musterhaft segensreiches, musterhaft volkswirtschaftlich harmloses Frauendasein geführt habe. Aber so viele Großmütter gibt es eben nicht, denen Gesellschafterinnen gehalten



# Kultur der Gegenwart

werden können. Und so bereitwillig einem auch jede Hausfrau (oder doch so manche) versichert, daß sie sehr wohl für eine arbeitswillige, anspruchslose Tante alten Schlages in ihrem Haushalt Verwendung hätte, im Ernstfall findet sich doch eben sehr schwer ein Unterkommen für ein berufsloses weibliches Wesen.

Und, Gott sei Dank, die junge Frauengeneration verzichtet, auf diese Art untergebracht zu werden. Es erfüllt sie der Wunsch, einen Lebensberuf nicht als Notbehelf bloß wirtschaftlicher Versorgung betrachten zu müssen, sondern in ihm die vollwertige Verwendung ihrer Kräfte zu suchen.

Aber vielleicht ist auch dieser immerhin tapfere und würdige Wunsch nicht Rechtfertigung genug für eine weibliche Konkurrenz, die dem Mann einträgliche Arbeitsgelegenheiten verkürzt. Die Frage muß sicherlich von einer Warte betrachtet werden, von der aus weder die Interessen des einen noch die des andern Geschlechtes sich in den Vordergrund schieben.

Und da fragt es sich zunächst: wieweit besteht *tatsächlich* eine Konkurrenz der Geschlechter, die diese Wirkung hat? Unsre letzte Berufszählung zeigt uns, daß der Anteil der erwerbstätigen Männer im Verhältnis zur männlichen Gesamtbevölkerung in den letzten Jahren nicht mehr zugenommen hat. Das bedeutet, daß im großen ganzen jeder erwerbsfähige Mann in Deutschland auch in der Tat erwerbstätig ist, daß also die männliche Erwerbstätigkeit einer Steigerung nicht mehr fähig ist. Das bedeutet ferner, daß die Frauen, ganz generell betrachtet, durchaus unentbehrlich sind, um die Aufgaben der deutschen Volkswirtschaft zu lösen. Wären sie nicht verfügbar, so müßte man auswärtige Arbeiter ins Land ziehen, noch mehr, als es heute schon geschieht. Die Vermehrung, das ungeheure Anwachsen der weiblichen Erwerbstätigkeit drückt aus, daß die deutsche Volkswirtschaft die weiblichen Hände *braucht*.

In der Landwirtschaft ist das ohne weiteres klar. Soweit die Zunahme der Frauenarbeit dort eine tatsächliche ist (nicht nur eine scheinbare durch andre Zählmethoden), hängt sie zusammen mit der Abwanderung des Mannes nach der Stadt. Von einer Konkurrenz kann hier nicht die Rede sein und ist auch wohl nicht die Rede.

In der Industrie liegt die Sache natürlich etwas anders. Hier kann es schon geschehen, daß die Frauen Männer verdrängen. Aber alle Untersuchungen darüber haben doch immer wieder gezeigt, daß Männer nur dann durch Frauen ersetzt werden, wenn zugleich eine technische Veränderung der Arbeit sich vollzieht, durch die vielleicht schwerere oder schwerer zu erlernende Arbeiten durch mechanischere und leichtere ersetzt werden. Nicht das Angebot weiblicher Arbeitskräfte, sondern technische Umgestaltungen sind die Ursache, daß aus Männerarbeit Frauenarbeit wird. Es wird kaum je in der Industrie vorgekommen sein, daß irgendwelche hochqualifizierten Arbeiter bei unveränderter technischer Gestaltung ihrer Arbeit durch Frauen ersetzt worden wären. Im allgemeinen zeigt die Industrie eine deutliche Arbeitsteilung, die eine eigentliche Konkurrenz ausschließt und bei der die Frauen die leichteren und feineren, die Männer die schwereren, aber auch diejenigen Obliegenheiten zugewiesen bekommen, die eine größere technische Vorbildung voraussetzen.

Am heftigsten wird auf die Konkurrenz der Frauenarbeit gescholten in den kaufmännischen Berufen. Und doch handelt es sich auch hier, genau besehen, um eine Arbeitsteilung, bei der der Frau die für sie geeigneteren Zweige des kaufmännischen Berufes zufallen. Daß dazu die Kunst des Verkaufens gehört, ist wohl nachgerade unbestritten. Ohne Zweifel gibt es unzählige tüchtige Verkäufer. Ob sich aber entsprechend dem unbegrenzten Bedürfnis des Handels so viele Männer finden würden, die gerade die besonderen Eigenschaften für diesen Beruf, gewandte Einfühlung in die Wünsche des Käufers, Zuvorkommenheit und gute Umgangsformen besitzen, ist sehr zweifelhaft. Bedingung ist natürlich auch für die Frau, daß dieser Beruf erlernt wird.

Im ganzen wird man sagen dürfen,



# Kultur der Gegenwart



daß die Frauenarbeit im Handel gleichfalls die Folge einer Spezialisierung ist, durch die gewisse, für Frauen besonders geeignete Arbeitszweige im Handel entstanden sind. Das ist auch kürzlich durch eine sehr sorgfältige und überzeugende Studie eines Nationalökonomen (Sittel, Die Frauenarbeit im Handelsgewerbe) nachgewiesen. Dabei sei darauf hingewiesen, daß etwas Ähnliches auch von der jüngst so viel getadelten Vermehrung der weiblichen Stellen im Postdienst gilt. Auch hier handelt es sich vielmehr um eine Veränderung der Arbeitsorganisation selbst, durch die ehemals höhere Berufsstellen zerlegt wurden in subalterne Arbeitsformen.

Mehr und mehr hat man für dieses ganze Gebiet der weiblichen Berufstätigkeit einsehen gelernt, daß eine schädliche Konkurrenz vermieden und zugleich der Sache selbst am meisten genützt wird, wenn man sich bemüht, die Verteilung der weiblichen und männlichen Kräfte auf Grund ihrer spezifischen Geeignetheit vorzunehmen. Die leichtere, feinere Hand der Frau, ihre höhere Stimmlage, aber auch psychische Eigenschaften, zum Beispiel ihre größere Ausdauer bei mechanischer Beschäftigung, ihre stärkere Anpassungszähigkeit an andrer Wünsche und Bedürfnisse, sind zur Grundlage einer Arbeitsteilung geworden, bei der zwar vielfach die Frau den Mann ersetzt hat, aber zum Vorteil der Sache selbst und indem sich zugleich für ihn andre Möglichkeiten für eine geeignetere Verwendung seiner Kraft eröffneten.

Woran es nur noch vielfach fehlt, das ist die **Durchbildung** der weiblichen Anlagen zu höheren technischen und gewerblichen Leistungen. Vielfach ist heute die Arbeitsteilung noch nicht so, daß der Frau „weibliche", dem Mann „männliche" Leistungen zufallen, sondern so, daß sie aus reiner Vernachlässigung die ungelernte, er die gelernte Arbeit übernimmt. Die Bemühungen um die gewerbliche und kaufmännische Fachbildung auch der Frauen werden nicht die Konkurrenz der Geschlechter verschärfen, sondern vielmehr eine noch feinere Teilung der Arbeit nach Maßgabe der spezifischen Anlagen bewirken.

Vollends gilt dieser Maßstab für die höheren Berufe: den Lehrberuf, den ärztlichen, die sozialen Berufe und so weiter. Diese Berufe dürfen ja überhaupt nicht lediglich oder auch nur in erster Linie unter dem Gesichtspunkt betrachtet werden, ob und wie sie ihren Träger ernähren. Mit Rücksicht auf die Konkurrenzfrage würde man hier also unbedenklich sagen können, daß das Feld dem für die Sache geeignetsten Bewerber gehören muß. Zu der Erziehung der Mädchen brauchen wir Lehrerinnen, und wir müßten sie haben, selbst wenn männliche Bewerber darum zurückstehen müßten. Die Besetzung einer ganzen höheren Mädchenschule in einer süddeutschen Hauptstadt mit männlichen Lehrkräften, weil gerade unbeschäftigte Kandidaten da waren, setzt in einer für die Mädchenerziehung höchst bedenklichen Form wirtschaftliche über sachliche Rücksichten. Ebenso gibt es im ärztlichen Beruf weibliche Aufgaben. Die sozialen Berufe schließlich werden vielleicht mit der Zeit überhaupt Frauenberufe par excellence werden: Wohnungsinspektion, Arbeitsvermittlung, Jugendfürsorge, kommunale Säuglingspflege sind weibliche Angelegenheiten in spezifischem Sinn. Jede Mutter wird bei den unlängst im Reichstag gepflogenen Verhandlungen über die Saugflasche ein Gefühl der Komik gehabt haben, die darin liegt, daß solche Dinge in unserm öffentlichen Leben noch so ganz und gar Männerangelegenheiten sind.

Freilich wird hier, da die höheren Berufe immer auch die umstrittensten, begehrtesten und gesuchtesten sind, noch manches Vorurteil zu überwinden sein, bis man sich daran gewöhnt, die Anforderungen der Sache selbst über den Konkurrenzgedanken zu stellen.

Dr. **Gertrud Bäumer**



## Theater

Eine Vorliebe für Märchen und Märchenstoffe, für Prunk, Tanz und Wunder scheint durch die Bühnenwelt zu gehen. Und das ist nicht allzu merkwürdig.

# Kultur der Gegenwart



Der Sinn für erlesene Raffinements der Regie ist — durch Reinhardt und die ihm Nacheifernden — wieder geweckt. Es gilt nicht mehr die graue Nüchternheit des Alltags und seiner grauen Menschen möglichst getreu zu inszenieren, sondern das Fernliegende, das Niedagewesene, Niekommende unsrer Phantasie näherzubringen in einem Rausch von Schönheit, Stimmungen und Farben. Und wenn in den Bildern ein tieferer Sinn aufzudeuten ist oder doch der Faden, der ihre Buntheit zusammenhält, als ein Leitseilchen zu irgendwelcher Weisheit ausgegeben werden kann, um so besser für Stück, Darsteller und Publikum . . . „Wahrlich, die Worte und Werke derer, die vor uns dahingegangen sind, würden Beispiel und Richtschnur für Menschen unsrer heutigen Tage, auf daß sie sehen, welche belehrenden Geschicke andern auferlegt wurden, und sie sich als Warnung dienen lassen; und damit sie die Annalen alter Völker lesen und alles, was ihnen zufiel, und sich danach richten und sich im Zaume halten: Preis also ihm, der die Geschichten der Vergangenheit zu einer Warnung machte der Gegenwart!" So beginnen im Namen Allahs, des Erbarmenden, Erbarmungsreichen, des Herrn der drei Welten, der die Himmelsfeste errichtete ohne Pfeiler und hinbreitete die Erde als wie ein Bett, die Erzählungen, die da heißen „Tausend Nächte und eine Nacht" mitsamt ihren weitberühmten Legenden und Wundern . . . Hier ist's schon leise angedeutet, wie das Vergangene, das unsre Vorstellung beschäftigt, ohne daß es in der Gegenwart ein Gleiches hätte, dem Wunderbaren, das sich über die den Alltag beherrschenden Gesetze hinwegzusetzen scheint, ähnlich sein muß. Der Pessimist, der in sinnreich aufgebauter Lehre die Gehaltlosigkeit und die Nichtigkeit des Lebens aufgedeutet und uns im beständigen Kampf mit der Langweile gezeigt hat, folgert ganz richtig: „Das uns innewohnende und unvertilgbare, begierige Haschen nach dem Wunderbaren zeigt an, wie gern wir die so langweilige natürliche Ordnung des Verlaufs der Dinge unterbrochen sähen. Auch die Pracht und Herrlichkeit der Großen, in ihrem Prunk und ihren Festen, ist doch im Grunde nichts als ein vergebliches Bemühen, über die wesentliche Armseligkeit unsers Daseins hinauszukommen. Denn was sind, beim Lichte betrachtet, Edelsteine, Perlen, Federn, roter Samt bei vielen Kerzen, Tänzer und Springer, Maskenan- und -aufzüge und dergleichen mehr?" Hier haben wir schon die Nebeneinanderstellung des Wunderbaren und des historisch Pomphaften. Und der modernste unsrer Regisseure scheint Schopenhauerianer zu sein, wenn er im Repertoire neben die prunkvoll inszenierten Königsdramen das Märchenspiel stellt, das — scheinbar schlicht, aber alle Kniffe der Bühnentechnik, des Kostümwitzes und der Maschinerie herausfordernd — der Phantasie des Kindes näher liegt vielleicht als der unsern.

So ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr den Sinn dieses Märchenspiels nicht verstehen, scheint Maurice Maeterlinck zu sagen, wenn er den „Blauen Vogel" auf die Bühne flattern läßt. Scheint zu sagen, denn laut und deutlich sagt Maeterlinck überhaupt nichts. Seine eigenste Note ist das Leise, Verschleierte, das geheimnisvoll hinter dem Vorhang hervorquillt, warnend, mahnend, klagend, prophezeiend. Die frische, tapfere Sinnesfreude des Märchens, wie es Scheherzad — oder wie sie jetzt ganz echt, ganz arabisch und uns ganz neu genannt wird: Schahrazad — dem grausamen König erzählte, um ihm die wachen Stunden des Restes der Nacht zu vertreiben. Diese Welt der Dämonen und Kalifen, der toten Buckligen und der redenden Pferde, der mächtigen Zauberer und armseligen Fischer, der laut plätschernden Springbrunnen und gespenstischen Schatten, der geschorenen Bettler und fürstlichen Kaufherren, der turbantragenden Weisheiten und auf Sandalen hüpfenden Grotesken verlangt Wüste und Palmen und Meer als Hintergrund ihrer Schauplätze. Zwischen Kairo und Bagdad flutet das, ein Zug vom Erhabenen und Lächerlichen, von Marmorbildern und Fratzen, von kühlen Greisen und erotisch Überhitzten, von Menschen, Tieren, Zauberern und Dämonen hin und her; und auf Zaubermänteln — bunter und reicher gemustert als der vom Doktor Faust er-



# Kultur der Gegenwart



träumte — fliegen wir über Minarette und Kalifengräber, über Sandwüsten und Schneekuppen bis tief nach Indien hinein ... Bei Maeterlinck verlassen wir, wenn er zaubert und träumt, wenn er raunt und flüstert, niemals den Boden Europas. Wir sind in einem Wunderland, dessen Weisheit und Mysterien nur andeutungsweise noch etwas gemein hat mit den Ländern, in denen wir leben, die wir kennen. Und doch alle diese hellen Töne und Farben der Traumwelt, die er seinen Blinden und seinen Sehenden baut, an deren letztes Tor der kleine Tintageles klopft, sind aus unsrer Empfindungswelt genommen, aus unsern Sagen und Märchen und haben nichts zu tun mit den üppig schwelgenden Phantasien jener Märchen, die, Lust und Grauen in glutigen Farben mischend, die tausend Nächte eines tyrannischen Kalifen ergötzt und den immer wieder auf neue Geschichten Begierigen vom Morde zurückgehalten haben. Auf den Bühnen werden diese Märchen — wir haben's erlebt in Sumurun, das nur mit Bildern, Aufzügen und Tänzen arbeitete, gesehen, haben's in „Kismet", das auch der Weisheit des Wortes Raum gönnen möchte, wiederholt gesehen — leider ihrer Naivität entkleidet. Der Phantasie bleibt das Letzte und Beste nicht mehr zu tun übrig. Das Wunderbare erfüllt sich vor ihr, wird Pose, Bild, Ballett und duldet gar den Kommentar aufdringlicher Belehrung durch redende Spieler. Die Ausstattung wirkt bewundernswert. Der Zauber ist gebrochen; das erzählte Märchen verlangte für die Prunkkleider seiner Geister, Kalifen und fürstlichen Dämone Unerfüllbares — denn es wollte ja nur Märchen sein. Hugo Baruch kann viel — Scheherzades Kostümträume erfüllen kann er nicht, weil dazu die Schatzkammern des Sultans und des Perserschahs und aller indischen Rajahs zusammen nicht ausreichten. Maeterlinck fabuliert für die Bühne. Er schreibt die Märchenkleider selber vor, ohne Edelsteine von fabelhafter Größe und Schönheit, ohne Gewebe der Elfen zu verlangen. Es heißt bei ihm:*

* Die Buchausgabe des „Blauen Vogels", in der auch diese Kostümangaben stehen, ist erschienen bei Erich Reiß, Berlin.

Das Licht: Mondscheinfarbenes Kleid, das heißt aus blassem Gold- und Silberflor, schillernden Schleiern, die gleichsam Strahlen bilden, und so weiter. Neugriechischer oder englisch-griechischer Stil in der Art Walter Cranes oder aber mehr oder weniger Empire. Hohe Taille, bloße Arme und so weiter. Kopfbedeckung: eine Art Diadem oder eine leichte Krone. Oder: Das Wasser: Gewand in „Wetterfarbe" aus dem „Märchen von der Eselshaut", das heißt bläuliches oder meergrünes Kleid mit transparenten Reflexen, rieselnden Gazeschleiern, ebenfalls neu- oder englisch-griechisch, jedoch viel weiter und wallender. Algen oder Schilfrohr ... Das sind schlichte und erfüllbare Vorschriften wie für irgendein andres dramatisiertes Kindermärchen. Und — Maeterlinck hin, Maeterlinck her — mehr ist dieses Märchenspiel vom „Blauen Vogel" nicht; und das beste wäre, der kleine Tyltyl redete nur ein gleichaltriges Publikum an, wenn er sich am Stückschluß an die Zuschauer wendet mit der Bitte, ihm den blauen Vogel fangen zu helfen: „Wenn ihn jemand von Ihnen findet, möchte er ihn uns wohl wiedergeben? Wir brauchen ihn, um später einmal glücklich zu sein ..." Denn, um es gleich zu sagen, mich (und wohl auch die andern Erwachsenen, die das Stück sehen und lesen) könnte man totschlagen, und ich wüßte nicht zu sagen, was und wer der blaue Vogel eigentlich ist. Das Geheimnis aller Dinge? Möglich. Aber dann würde Tyltyl kaum glücklich, wenn er ihn mit unsrer Hilfe endlich finge. „Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt," sagt Kassandra, die klüger war als Tyltyl. Oder ist der blaue Vogel das Glück selbst? Auch möglich. Oder — weiß es Maeterlinck selbst nicht? Auch möglich ... Ein Märchen ist keine Definition und soll ja schließlich kein Muster an Klarheit sein. Aber hier ist die Einfachheit der Vorgänge so wunderlich und absichtlich überladen mit Symbolik, die wenig sagt, und Allegorie, die verwirrt, daß der Zuschauer, der auch ein bißchen was denken möchte bei dem Gerede (da das Mitgefühl an Handlungen und Leiden schon ausgeschaltet ist), schließlich ein bißchen ärgerlich wird, wenn er nicht



# Kultur der Gegenwart



vorzieht, sich bloß zu langweilen. Tyltyl und Mytyl, Hänsel- und Greteltypen mit Däumlings- und Rotkäppchenreminiszenzen, träumen in der Weihnachtsnacht. Und was sie träumen, ist das Stück. („Nichts Ewiges kann das Glück uns geben — Denn flücht'ger Traum ist Menschenleben — Und selbst die Träume sind ein Traum." Vielleicht hat mit diesem Wort Calderons Sigismund den blauen Vogel eingefangen.) Die beiden Kleinen erhalten von einer Hexe, die zur Fee wird und — außerhalb des Traums — die alte Nachbarin ist, das Wundergeschenk des Zauberdiamanten, der, wenn er an der Kappe gedreht wird, das große Wunder wirkt: das Stumme redet, das Unbelebte lebt, die Elemente nehmen feste, menschenähnliche Körper an. Wasser und Feuer, Brot und Zucker, Katze und Hund gehen mit den Kindern auf die Wanderschaft nach dem blauen Vogel, den die kranke Tochter der Nachbarin braucht. Und die Traumwanderung führt sie von Bild zu Bild: in das Land der Erinnerung, in den Palast der Nacht, in den Wald, auf den Friedhof und ins Reich der Zukunft, in dem auf Fliesen von Lapislazuli die noch ungeborenen Kinder, angetan mit azurblauen Gewändern, von Engeln beaufsichtigt, mit zukünftigen Erfindungen spielen ... (Von den zwölf Bildern des langen Stücks spielte man bei Reinhardt nur zehn.) Heimgekehrt von vergeblicher Wanderung und erwacht, finden die beiden Kinder den Vogel, von dem sie geträumt, als bescheidene Amsel daheim im Bauer sitzen. Die Nachbarin leiht das Tierchen sich aus, es heilt — durch Gesang? — ihr krankes Kind und — fliegt davon ... Ein Symbol des Wissens der letzten Dinge, der Glücksmöglichkeiten — wer will's deuten und sagen?! Eben ein Märchen ... „Märchen, noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr", hat Goethe als Motto seinen Balladen vorangesetzt. Ich kann in Maeterlincks „Blauem Vogel" neben schönen, rührenden Einzelheiten nur die Bemühung um diese höhere Märchenwahrheit finden. Mir wird nicht warm dabei, und was kindlich sein soll, scheint mir nur verzwergt. Das „milchige, zerstreute, undurchdringliche Licht", das der Dichter für sein Land der Erinnerung (das schönste, poetischste der Bilder) verlangt, scheint mir zu reichlich, zu absichtlich über das Ganze ausgegossen zu sein. Auf das schöne, echte, europäische Märchen auf der Bühne, das die Kinder miterleben, die Großen nachträumen können, warten wir noch.

Rudolf Presber

# Sport

Es ist ein amerikanischer Zug in den deutschen Sport hineingekommen: alles zielt auf den Rekord hin, alles strebt nach dem Gipfelpunkt. Als die Radrennerei hinter Motoren aufkam, wurde getreulich Tag um Tag gebucht, in wieviel Minuten und Sekunden X. Y. Z. 50 oder 100 Kilometer zurückgelegt, wieviel Kilometer sie in einer Stunde, in zwei und drei oder in vierundzwanzig Stunden abgestrampelt haben. „Robl bricht den Weltrekord", das war eine stehende Rubrik. Immer höher schwollen die Kilometerzahlen, immer rasender sausten die Motoren, und immer schneller trat der hinter seinem Windfänger sich duckende Mann im Radsattel in die Pedale — bis endlich irgendwer in einer Stunde glücklich die ersten 100 Kilometer hinter sich gebracht hatte und eine Weile Alleinherrscher mit seinem Rekord blieb. Dann wurden die Windschutzbestimmungen schärfer gehandhabt, und das Radrenntempo ging zurück, und damit verlor sich der Respekt vor der Raserei auf dem Zement der Radrennbahn. Die auswattierten, mit einem künstlichen Riesenrücken bedachten Windschutzfänger wurden wieder zu normalen Menschen, und eine Schutzrolle hinter dem Motor, deren Maße gesetzlich dimensioniert waren, sorgte dafür, daß sich das Tempo in normalen Grenzen hielt.

Dann kam der Automobilismus mit Riesenschritten dahergerattert, und wenn es zu Rade mit dem Rekord noch gemächlich in die Höhe ging, kletterte im Automobil der Rekord gleich sprungweise in die Höhe. Er fing mit Schrittempo an und ging auf 50 — 80 — 100 Kilometer die Stunde und hält heute bei mehr als 230 Kilometern in 60 Minuten. Und jetzt,



# Kultur der Gegenwart



wo das Automobil an seiner Grenze angelangt ist, tritt die Aviatik in die Bresche. An jedem Tage wird irgendwo und irgendwie einem Flugrekord der Garaus gemacht und ein neuer an seine Stelle gesetzt. Der Höhenrekord steht jetzt glücklich auf 5600 Metern und ist von dem Franzosen Garros in Tanger aufgestellt worden. In der Distanz hat es der Franzose Gobé am weitesten gebracht, der 740 Kilometer 255 Meter durchflog, und am dauerhaftesten war wieder ein Franzose, Fourny, der sich 11 Stunden 1,29 Minuten in der Luft hielt. Der Rekords in der Aviatik ist kein Ende. Wenn sich ein Flieger zwölf Schulbuben als Passagiere mit auf die Maschine nimmt und mit ihnen umherfliegt, dann ist schon ein Rekord fällig, denn Rekords sind gerade in der Luftfahrt immer dazu da, von irgendeinem Mutigeren oder Klügeren gebrochen zu werden.

Auf dem Turf ist die Rekordhatz minder stark ausgeprägt. Es gibt wohl auf dem grünen Rasen auch allerlei Rechenkünstler, die mit Zahlen jonglieren, aber als Höchstleistung pflegt im Pferdesport nur zweierlei gerechnet zu werden: Wer hat den größten Renngewinn in der Saison davongetragen, und wer ist Championreiter geworden, hat die meisten Pferde zum Siege gesteuert. Es ist im internationalen Rennsport wieder einmal der nicht allzuhäufige Fall zu verzeichnen, daß in der abgeschlossenen Kampagne von 1912 ein deutscher Rennstall an Renngewinnen an der Spitze steht. Denn das königlich preußische Gestüt Graditz hat mit genau 811 320 Mark, die von den Repräsentanten von „schwarz-weiß“ ergaloppiert wurden, alles überflügelt. An zweiter Stelle steht von den erfolgreichsten Rennstallbesitzern Europas zum ersten Male ein Russe, der Stall Lazareff, dessen Gewinnsumme auf 670 000 Mark angewachsen ist. Dritter wurde ein Österreicher, Baron Springer, mit 787 215 Kronen. Den vierten Platz erst belegt ein französischer Rennmann, Baron Gourgaud, mit 621 717 Franken, und als fünfter folgt England, wo Mr. Pilkingtons Pferde 20 822 Pfund gewinnen konnten.

Die Reiterwelt international abzuwägen, geht nicht gut an. Noch immer werden die meisten Rennen in England und in Frankreich gelaufen, und noch immer sind die besten Professionals dort zu Hause. Nur den deutschen Herrenreiter macht uns kein andres sporttreibendes Land der Erde nach, weder der Masse nach noch in der Art zu reiten. Von den mehr als zweihundert Gentlemen — mögen sie den bunten Offiziersrock tragen oder vom Zivil kommen und in Seidendreß reiten —, die auf deutschen Bahnen in den Sattel steigen, sind gewiß nicht alle Künstler in ihrem



Jockei F. Bullock

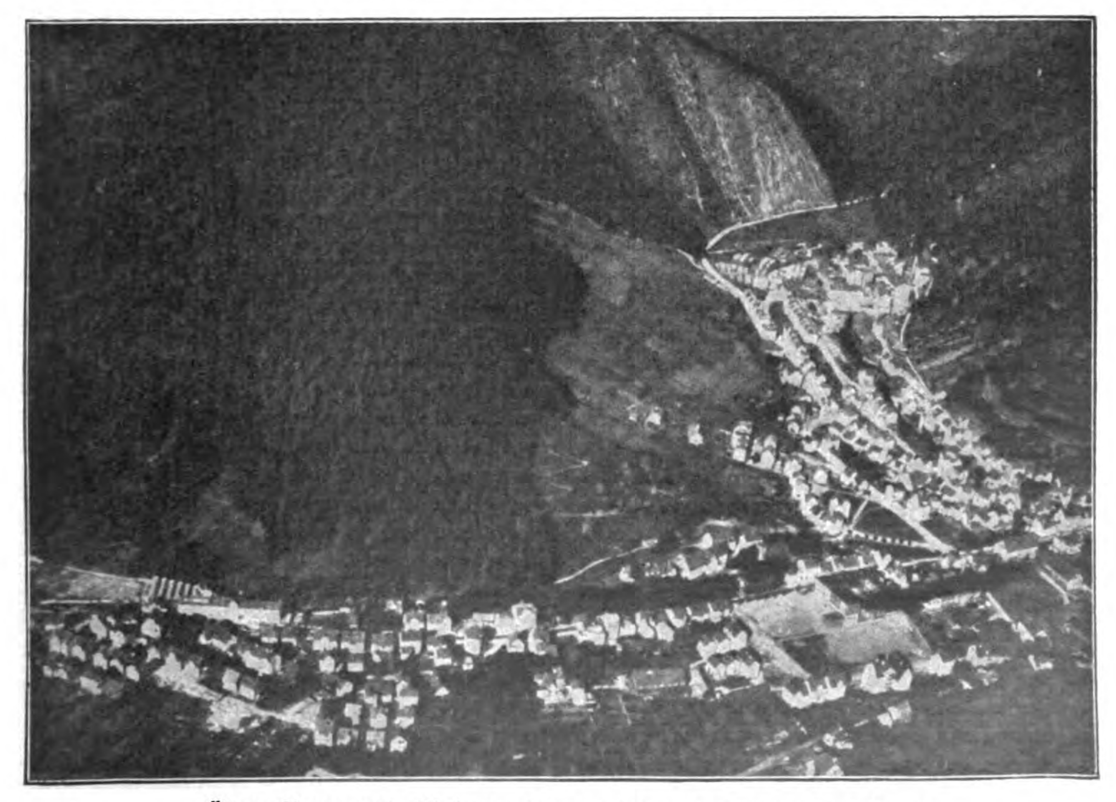


Fach, aber sie haben alle den Mut, der zum öffentlichen Rennreiten gehört, und alle den Willen zum Siege. In der verflossenen Kampagne wurde der Kampf um das Championat so erbittert wie in keinem Jahre vorher geführt, bis sich in den letzten Wochen das Spiel nur noch um die beiden Leutnants von Egan-Krieger von den schwarzen Leibhusaren und Freiherrn von Berchem von den dritten Gardeulanen drehte. Der Husar reiste, ohne müde zu werden, im Lande umher, war immer auf der Wanderschaft nach guten Ritten und hatte schon den „Kopf vor“, als ihn der Ulan gerade noch vor Toresschluß „abfing“ und am Schlußtage der Saison totes Rennen erzwang, denn jeder von beiden hatte einundsechzigmal den Zielpfosten als Sieger erreicht. Das ist noch kein Rekord für Deutschland, den noch immer der stark in den Hintergrund getretene Leutnant von Raven mit 63 Erfolgen hält.



Helmut Hirth

Während dem Herrenreiter die Championwürde nur leere Lorbeeren und allenfalls einige Dutzend silberne Pokale und Becher beschert, ist der Lohn eines Championjockeis klingender, denn mit jedem Siegesritt, den er buchen kann, wächst



Über Berg und Tal (Aus Helmut Hirth, 20 000 Kilometer im Luftmeer)



# Kultur der Gegenwart



auch die Handvoll Gold, die ihm für seine Reiterkunst bezahlt wird. Es versteht sich von selbst, daß das königliche Gestüt Graditz, das einen Rekordgewinn in die Taschen stecken konnte, auch den Champion unter den Berufsreitern gestellt hat. Der Stalljockei F. Bullock steht mit 89 Siegesritten an der Spitze der in Deutschland tätigen Professionals, eine Erfolgsziffer, die vor ihm noch keinem Reiter hierzulande beschieden war. Der Australier, der eine sehr feine Hand führt und große Kraft im Schlußkampf zu entwickeln imstande ist, stieg zweihunderteinundneunzigmal in den Sattel, häufiger als jeder seiner Kollegen, und hat zum fünften Male die Berufsmeisterschaft auf dem Flachrennrasen erobert. Die Hindernisreiter treten dagegen immer mehr in den Hintergrund, das Feld wird ihnen von den Gentlemen abgegraben, aber es ist doch ein gutes Zeichen, daß in diesem gefahrvollen Metier es Deutsche sind, die in diesem Jahre die englischen Reiter aus dem Sattel gehoben haben, denn zwei inländische Jockeis machten mit je 32 Erfolgen ganz wie die Herrenreiter „totes Rennen" um das Championat.

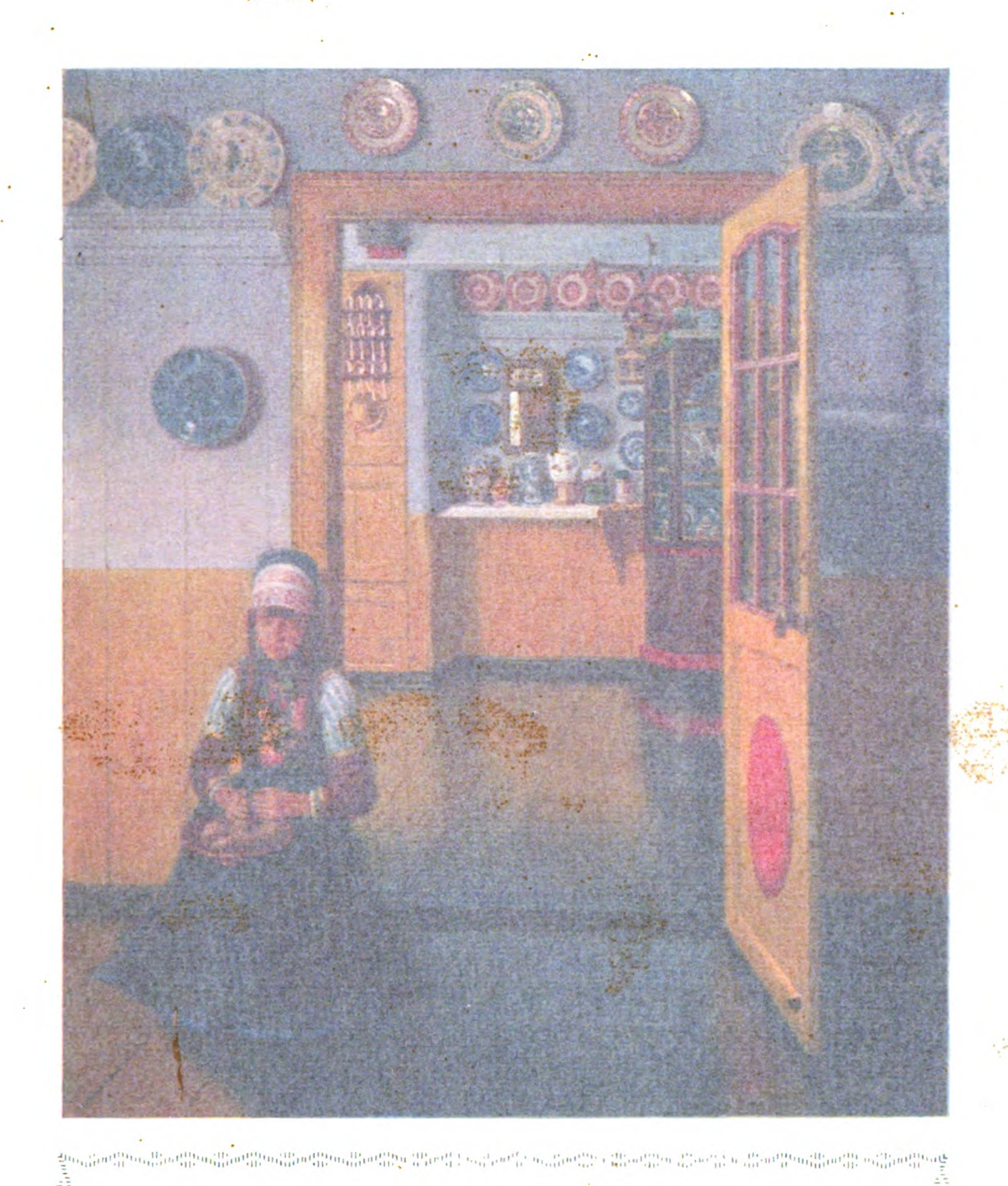
*

Der bisher erfolgreichste deutsche Flieger, der junge Schwabe **Helmut Hirth**, weiß nicht nur geschickt das Steuer des Aeroplans zu führen und es durch alle Fährnisse der Luft zu bugsieren, er handhabt auch gewandt die Feder. Der württembergische Taubeflieger hat zum Jahresschluß ein sehr genußreiches Werk erscheinen lassen: „**20000 Kilometer im Luftmeer**" (Verlag Gustav Braunbeck-Berlin), und es ist nicht zu kühn, zu sagen: es ist das Buch, das der Aviatik so lange gefehlt hat. Eine Mischung aus tiefgründigem Ernst, scharfer Beobachtung von Menschen und Dingen und fast abenteuerlich anmutender Spannung. Die Liebe zum Sport hat den frischen Jungen schon auf der Schulbank beseelt. Erst Radfahrer, dann Motorist, hat er schon mit dreizehn Jahren alle bis dahin bestehenden Motoren bis auf die letzte Schraube gekannt und lehrte schon andre das Automobilfahren, das damals noch mit den Tücken des Objekts zu kämpfen hatte. Er lernt dann das Maschinenhandwerk aus dem Grunde, ist viele Jahre in Amerika und England und kehrt erst in die Heimat zurück, als ihm nach den Versuchen Santos Dumonts, der Brüder Wright und Farmans die Sehnsucht zu fliegen packt. Schon nach dem vierten Fluge sagt ihm der Lehrmeister: „Ich kann Sie nichts mehr lehren," und sprungweise rückt Hirth zum Luftpiloten eines großen Werkes auf, und Hunderte gehen aus seiner Schule hervor. Die Fliegerei ist ihm kein müßiges Spiel. Er packt alles mit heiligem Ernst an, und sein oberster Grundsatz ist, das Flugzeug niemals zu besteigen, bis er es nicht in allen seinen Teilen kontrolliert hat. Das Fliegen stellt ihm keine Kunst dar. Ein Flugzeug führen können ist lediglich die Überwindung der Scheu, allein in der Luft zu sein. Die Steuerbewegungen sind kinderleicht, da jede Steuerbetätigung sich als Reflexbewegung instinktiv richtig auslöst. Es ist nach ihm zehnmal leichter, über einem Flugfeld bei ruhiger Luft zehn Minuten lang zu fliegen, als ein Automobil ebenso lange durch eine belebte Stadt zu steuern. Von den Frauen in der Aviatik will er nicht viel wissen. Als schwächeres Geschlecht glaubt er nicht, daß sie im Fliegen jemals Großes leisten können, es ist ihnen lediglich um die Sensation zu tun.

Hirth selbst ist ein Flieger, dem fast kein Wetter zum Fliegen zu schlecht ist. Das haben seine Sturmfahrten in den Rennen München—Berlin, Berlin—Wien und im süddeutschen Flug bewiesen, die er alle gewonnen hat in einem Wetter, in das sich früher kein deutscher Flieger hinausgewagt hätte. Sehr lehrreich sind die Beobachtungen, die er im Flugzeug gemacht hat. Vor allen Dingen zerstört er die Fabel vom Schwindelgefühl. Im Aeroplan denkt keiner daran, schwindlig zu werden. Die Ursache liegt darin, daß einem vom hohen Flugzeug aus die wirklich vorhandene Höhe als solche gar nicht erscheint, weil unsre Blicke zwischen uns und der landkartenartig ausgebreiteten Erde gar keinen Maßstab finden, an dem sie irgendwelche Höhe ermessen könnten.

Arno Arndt

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.



Interieur aus Marken

Nach einem Gemälde von Heinrich Lessing



Interieur aus Marken

Nach einem Gemälde von Heinrich Lessing




# Magdalis Heimroths Leidensweg

Roman

von

**Adele Gerhard**

(Schluß)

## XI

In der feuchten Luft des milden Februartages rollte der Wagen des Barons von Mersattel dahin. Die Baronin in ihrem weiten Reisemantel saß reglos im Fond. Ihr gegenüber die Jungfer, die sie zur Station geleitete.

Magdalis' Gedanken wanderten. Nach dem letzten, äußersten Aufgebot ihrer Kraft war eine Art Apathie über sie gekommen. Sie spürte kaum recht, wohin sie fuhr, während der herrschaftliche Wagen sie weiter und weiter von dem einsamen Gutsgehöft trug ...

Hinter den beschlagenen Scheiben tauchte in nebliger Luft zwischen sanft ansteigenden Hügelketten die Ruine Vollmarstein auf, aber Magdalis drückte den Kopf in die Kissen und schloß dämmernd die überwachten Augen. Ein andres Bild schwebte vor ihr. Schatten der Vergangenheit, durch eine rüde Hand aus langem Bann aufgestört ... Das weiße Schlößchen blinkte in heiterer Anmut aus tiefgrünen Parkanlagen, schlank reckte sich ein einsamer Turm in die Lüfte ...

Als Magdalis an der Station die Jungfer entlassen hatte und, allein geblieben, in dem Coupé erster Klasse um sich sah, gingen ihre Augen wie suchend nach etwas Lebendigem über die roten Plüschkissen ... Aber nur eine seltsame antwortlose Einsamkeit kam zu ihr. Sie mühte sich, die Traumesschleier, die sie umspannen, hinwegzuscheuchen. Wie um den Bann der verwunschenen Stille zu lösen, drückte sie auf das Schloß ihrer Reisetasche und zog einen Brief hervor. Weniger der Sinn der leidenschaftlichen Worte drang zu ihr — mehr der Anhauch einer ungeheuren Kraft. Der Atem von etwas Starkem, Wildem umfaßte, umschmeichelte sie mit einem

heftigen Gefühl von Gegenwart. Sehnsucht stieg in ihr auf, zerriß die Hüllen der Dumpfheit und des Traumes.

Die Schlote von Dortmund winkten näher. Ganz wach ward sie, wie sie jetzt ausstieg und die halbe Stunde, die sie auf den Anschluß nach Norden warten mußte, nun auf dem vielgleisigen Bahnhof hin und her schritt. Wohl wirkte die Welt in den grauen Schleiern dieses lauen Februartages unbestimmt, als ob sie sich eben erst bilde und erzeuge, aber dazwischen schrillten die Pfiffe, fauchten die Lokomotiven, rasten die Züge, und mit atemhemmender Härte befahl die Gegenwart ...

Magdalis blickte gen Westen. Dort floß der Rhein, dort lag das weiße Schlößchen, dort hatte die helle Glasveranda sich aufgebaut, wo sie jubelnd den Faden aufwärts, den Faden abwärts gezogen, an dessen schmaler Leiter ihre hoffenden Gedanken, ihre bebenden Sehnsuchtswünsche schaukelten ... Aber hart und kalt sprach es in der Frau, daß dies alles gewesen, tot für sie sei ...

Magdalis wandte sich um und betrachtete mit einer seltsamen Empfindung das schwache Reis der Femlinde, das dort zwischen den Gleisen auf einem niedrigen Hügel stand. Ihre Gedanken huschten zu den Worten des Barons zurück. Sie lächelte bitter. Wie klug doch der fromme Mann seine Worte zu setzen gewußt hatte ...

Wieder ruhte ihr Blick grübelnd auf dem kleinen, unansehnlichen Baum. Eisendrähte hielten ihn mühsam aufrecht, feuchte Nebelschleier umspannen seine nackten, dünnen Zweige. Was machte ihn trotz allem inmitten dieser Fülle wachen, lebendigen Lebens, dieses Pfeifens, Tosens, Brausens so gewaltig für den, der um seine Geschichte wußte? Waren es nur die Geisteskräfte der Vergangenheit, deren Stimmen da dumpf und stark aus Gräbernacht tönten?

Wie Magdalis zu ihrer Linie hinübergehen wollte, stutzte sie. Täuschte sie sich? War dort die große, etwas schlaffe Gestalt im Offiziersmantel ihr wirklich bekannt?

Jetzt wandte der Mann den Kopf. Er bemerkte sie nicht, schritt näher zu dem Zug der Köln-Mindener Bahn. Sie aber hatte genug gesehen, um das ihr einst vertraute Gesicht zu erkennen ...

Alt und verfallen erschien er, etwas Bitteres und Unklares war in den ehemals so schönen Zügen ... Magdalis starrte reglos zu ihm hin, wie er langsam und müde in den Zug stieg ... Wie eine Erscheinung wirkte er auf sie, fast wie ein Geist, ein dahingegangener, der seltsam und mahnend die Hand hob ... Nicht wie ein Lebendiges mutete er sie an ...

Immer größer und dunkler wurden ihre Augen ... Dünnes Kirchhofsgras deckte seit langen Jahren die holdseligen Glieder der einen, deren rätselvoller Zauber ihn zu Sünde und Schuld gerissen ... Eine modernde Erinnerung die Frau, ein verfallener Schatten nur noch er selbst, und doch fühlte Magdalis mit geheimnisvollem Schauder die Spuren beider in ihrem Leben ...

Noch immer schaute die Frau hin, als längst der graue Offiziersmantel verschwunden war und langsam, stoßweise sich der Zug in Bewegung setzte ...

Dann wandte sie sich zu dem Eisenbahnwagen, der sie gen Norden bringen sollte.

XII

„Also reden wir gescheit, Junge. Reden wir gescheit."

Die alte Frau rückte mit zwei bedächtigen Fingern die blendendweiße Haube zurecht, die das spärliche graue Haar über ihrem klugen, breiten Gesicht deckte.

„Die Stunde, die du da bei ihr drinnen warst und sie geliebt und bejubelt hast, habe ich hier auf meinem Stuhl gesessen und gestrickt, eine Masche und wieder eine Masche, und mich gefragt: Was nun? Was also nun? Aber zunächst jetzt hier der Kaffee und die Brezel, die du nach der Fahrt brauchen kannst."

Wilderhaag schüttelte stumm den Kopf. Er stieß mit dem Fuß die Reisetasche neben ihm beiseite und sprang dann ungestüm auf. Durch das Fenster der behaglich-spießigen Stube sah man die Binnenalster und vorn den Alsterpavillon im Sonnenschein, zur Seite die Petrikirche, und jenseits der Lombardbrücke wie eine lockende Ahnung im Sonnendunst die Außenalster.

„Laß den Kaffee, Alte, laß die Brezel! Reiß das Fenster auf, wir wollen hinausschreien, bis über die Außenalster, in eure feine Uhlenhorst soll es hineinklingen, hineinjubeln: Sie ist frei, sie ist frei!" Der Schall der mächtigen Stimme hallte seltsam zurück von den reinlichen Wänden des behaglich-spießigen Raumes ...

„Wenn du das früher gesehen hättest, Alte!" Wilderhaags Gesicht verzerrte sich. „Ein System bekämpft man in diesem widrigen, verfallenen Menschen. In seiner Brüchigkeit und Morschheit die Brüchigkeit und Morschheit von diesem allen, wohin man meine Magdalis gezogen hatte — dieses starke Saatkorn, das beinahe zwischen den Mühlensteinen zermürbt worden wäre." Er bewegte ausdrucksvoll die großen lebhaften Hände.

Die Frau schob die Brille über ihren Augen zurecht. „Ja, sie ist ein feiner Mensch, deine Magdalis" — der alte Kopf nickte — „wenn man jemand so Monate bei sich hat, sieht man ihn von innen und von außen. Du weißt, ihre Baronin imponiert mir nicht, aber sie ist ein feiner Mensch."

Sie stand langsam auf und trat auf den Mann zu, der durch das offene Fenster in den blauen Sommerdunst auf der Außenalster starrte. Ihre beiden knochigen Hände legte sie auf seine Schultern. „Halte sie gut! Sie verdient es ... Wenn du so etwas nicht verlernt hättest, würde ich sagen: Du kannst auf den Knien danken und beten, daß du sie besitzest."

Sie hatte sich wieder in ihren Sessel gesetzt. „Als Junge hat man mit dir seine bange Not gehabt, Eugen. Na —" sie schluckte, ein Blick aus den grauen klugen Augen ging voll Genugtuung und Stolz zum Fenster ... Dann sagte sie langsam: „Ich glaube, s i e wird das Beste nun aus dir herausholen. So glaube ich."

Wilderhaag lächelte abwesend. „In fünf Minuten wollte sie hier sein" — er ließ den Deckel seiner Uhr springen — „zehn Minuten ..."

Die alte Frau blickte aus ihrem Sessel spürend zu ihm hinüber. „Was schriebst du denn damals — warum hat dir der Dernot abgeraten?"

Wilderhaag zuckte gleichgültig die Achseln. „Ach, Dernot ... Er ist ja

übrigens längst versöhnt und kommt zu unsrer Trauung nach Helgoland. Was weiß ich, was er damals phantasierte, wie diese Überverständigen immer phantasieren! Zu alt wäre sie, meine Interessen teile sie nicht, andre Welten ... Und so weiter, und so weiter ... Was so ein kluges, saftloses Bürschchen eben spintisiert."

„Interessen nicht teilen? Wo dein Haus ist, da ist auch das ihre ... Und alt! Wenn sie deine Briefe bekam, war sie ein junges Mädchen."

Sie wiegte den Kopf. „Im Anfang, als du mir schriebst, habe ich freilich auch überlegt: sechsunddreißig Jahre, eine Frau, die Kinder geboren und begraben hat ... Aber weißt du, wer mir dann, wie sie hier bei mir die Monate saß und ich sie beobachtete, oft durch den Sinn ging? Mein alter Freund Fritz Hahnenklee. Wie er mit dreiundzwanzig Jahren hinüber nach Amerika ging und da auf seiner Farm in Südargentinien siebzehn Jahre gearbeitet und gesessen hat — und dann hierher zurückkehrte, und wir alle staunten. Staunten, weil er jünger war als wir alle. Und wie er da lachend sagte: „Ja, glaubt ihr etwa, ich würde so verbraucht, wie ihr es hier werdet, wenn ich da auf meiner Farm in Argentinien sitze?"

Die Alte faltete ihre Hände. „Sie hat doch auch auf so einer Farm in Südargentinien fünfzehn Jahre gesessen ..."

Die Tür öffnete sich. Magdalis trat ein. Sie sah jung und schön aus. Ein Kleid aus blauem Sommertuch umspannte die schmiegsam-volle Gestalt. Schultern von ausgezeichneter Rundung hoben sich in dem nach der Mode der Zeit ganz glatt geschnittenen Gewande. Die Färbung der Wangen erschien doppelt leuchtend in dem tiefen Blau. Und blütenhaft wirkten die helle Haut, der weiße, anmutige Hals. Das Haar war noch immer glatt gescheitelt, doch an den Schläfen gewellt, so daß man seine Weichheit und Fülle sah. In den strahlenden Augen aber lag ein Hauch von der jungen Magdalis — von dem glückseligen, fragenden Hineinhorchen in das Leben ...

„Magdalis!" sagte der Mann und faßte ihre Hand. Seine Stimme hatte einen tiefen, ehrfürchtigen Klang. „Du Sommertag, du! Du wundervoller, gesegneter Sommertag, du blühendes Stück Erde!"

Er beugte sich näher zu ihr und blickte verloren auf diese kleinen Hände, in dieses Gesicht mit den herrlichen warmen Farben. Dann zog er sie in den Sessel und stand da über sie geneigt, ihre Finger in den seinen.

„Die Tante fragte, was nun wird? ... Morgen fahren wir nach Helgoland hinüber und warten dort, bis wir getraut werden können, Tante! Es wird nicht lange dauern. Der rote Felsbrocken ist noch ein Asyl, man ist da vor mancher Verquetschung und Verkünstelung gehütet. Mein Freund Frank wird jedenfalls zu unsrer Trauung aus Berlin herüberkommen — er wäre am liebsten jetzt gleich mitgefahren — und Dernot wird es sich auch nicht nehmen lassen —"

Wilderhaag hatte Magdalis' Hände jetzt freigegeben. „Du aber darfst wegen unsrer nicht schaukeln, Tante! Wir besuchen dich bei der Rückkehr, ehe wir nach Berlin gehen, wo wir zunächst bleiben ... Und nun weißt du genug. Magdalis soll jetzt mit mir eine Stunde ins Freie kommen. An die Alster, an den Hafen wollen wir schlendern. Es gilt unsern ersten Spaziergang."

Langsam wanderten sie den Wall entlang zum Hafen. Bewundernde

Blicke gingen zu der schönen Frau. Wilderhaag bemerkte es kaum. Er spürte nur, wie er sie dahinführte, wie ihr Arm weich und schmiegend in dem seinen lag, den Pulsschlag holder, unverbrauchter Daseinsfülle. „Du aber bist das Leben ..." klang es jubelnd in ihm.

Wo am Hafen die Fähren ihre Rundfahrt beginnen, standen sie still und blickten auf die unzähligen, unruhig wiegenden Schiffe in den bewegten Wassern. Im Hintergrund hob sich die Seewarte.

„Und in Berlin," fragte Magdalis, „was soll in Berlin mit unserm Leben werden?" Eine eigentümliche, wie priesterhafte Strenge, die Wilderhaag heute schon einmal an ihr überrascht hatte, kam in ihre Züge.

„In Berlin bleiben wir zunächst ein paar Monate und bereiten alles vor. Frank wird wohl sicherlich seine Stellung niederlegen und mit mir den Versuch des Landerziehungsheims wagen. Es heißt ja noch die Landschaft und Stelle in Deutschland finden, die uns geeignet für unsern Versuch scheint. Wir haben an Thüringen gedacht. Kennst du es?"

„Ich kenne nichts ..."

Er verlor sich, wie er sie jetzt anblickte, wieder in ihr Gesicht. „Magdalis," sagte er bewegt, „du kennst nichts, Liebste — du sollst alles kennen und ausschöpfen lernen."

Sie standen an der Fähre, geschaukelt von den letzten Stößen des Ozeans. Wilderhaag wies mit der kraftvollen Hand hinaus. „Das alles mußt du wie einen Gruß der großen Freiheit fühlen, Magdalis, des Lebens, das nur auf dich wartet ... Von Berlin gehen wir dann im Winter nach Paris und in die skandinavischen Länder. Ich muß noch manche Studien machen, manche Verbindungen erneuern, ehe ich beginne. Inzwischen erscheint mein Buch und bewegt schon, wie ich hoffe, reinigend die Luft."

Sie blickte still vor sich hin. „Ich weiß es ja, deine angesehene Tätigkeit in Dortmund mußtest du aufgeben. In einer solchen Stadt hättest du überhaupt nicht bleiben können mit einer Frau, die fünfzehn Jahre einem andern angehörte und ihn verließ ..."

„Als ob ich den Kram nicht in jedem Falle hingeworfen hätte!"

„Ich will es glauben. Und die Steine treffen mich auch nicht, die seine Kreise und, wie du aus den Briefen meiner fernstehenden Verwandten erkannt hast, auch die meinen gegen mich schleudern. Aber dennoch, Eugen," — ihr schönes Gesicht hatte wieder das Ernste, Priesterhafte, das ihn überrascht hatte — „ich bin über ein Menschenleben und auch über treue, heilige Erinnerungen an eine andre hingegangen, um meiner Liebe zu folgen ... Soll ich es aber mit einem ganz reinen Gefühl, so muß es werden, wie du damals sagtest: Gutes und Großes muß daraus wachsen!"

„Meinst du etwa, wir bedürften einer Entsühnung? Einer Entsühnung für das Rechte? Für das, was von der Natur heiliger Hand selbst geschrieben ward!" Er blickte sie groß und stark an.

Aber zugleich, wie er sich überzeugend zu ihr wandte und näher zu ihr drängte, fühlte sie die verlangende Kraft seines Körpers. Eine Glutwelle ging zu ihr, faßte auch sie. Und dunkel regte sich Vergangenes in ihr ... War dieser heiße Atem, der ihr einst an der Schwelle des Lebens mit dem Duft des Lasters entgegenschlug, nicht sündhaft trotz allem ...?

Ihre Lider senkten sich tief. „Wir wollen Gutes tun," wiederholte sie schwer. „Gutes und Großes, so sagtest du damals, soll daraus wachsen."

## XIII

Fast ein halbes Jahr war vergangen. In die glitzernde Weite der Linden in Berlin bog eben ein seltsames Trio ein. Vom Brandenburger Tor blickte die Viktoria aus strahlender eiskalter Luft fast spöttisch auf dies wunderliche Trio hinab.

Das mitleidlos helle Licht dieses Wintertages zeigte in Franz Dernots stillem Gesicht jede Pockennarbe und jedes Pockennärbchen, zeigte den abgenutzten Paletot, der um die magere Gestalt hing. Und neben so viel Unansehnlichkeit stach das exotische Ehepaar an seiner Seite doppelt bunt in die Atmosphäre. Weniger durch den losen gelben Mantel des Doktor Fritschin, seine unsympathischen slawischen Gesichtszüge, als durch seine merkwürdigen Gesten. Und vor allem durch seine schwammige, stark gepuderte Begleiterin, deren neugierige Augen unruhig umherhuschten.

Dernots intelligente Miene verschärfte sich stets, wenn er sich zu Fritschin wandte. Eine mißtrauische Kühle, die nun schon fast Tradition geworden war, herrschte zwischen ihm und diesem einstigen Studiengenossen Wilderhaags. Fritschin, der Wilderhaags Ideen zu teilen, zu propagieren erklärte, war bereits in früheren Jahren öfters mit seiner Gattin aus Zürich zu gemeinsamen Zusammenkünften nach Berlin gekommen.

„Fritschin ist nicht sauber," pflegte Dernot oft auf Wilderhaags gereizte Vorhaltungen zu erwidern. Schweigsam wanderte er heute, da er das Paar in das Hotel zu dem Wilderhaagschen Kreise geleiten mußte, neben den Russen.

„Meinhardts Hotel klingt so gut — so vornehm diskret," schwatzte Maria Iwanowna. „Seid ihr wilden Burschen fein geworden! Ihre lebhaften Augen gingen spähend zu Dernot. „Die Frau Doktor Wilderhaag ist wohl sehr reich?"

„Sie besitzt von ihren Eltern ein bedeutendes Vermögen. Auch soll sich ihr erster Gatte in diesem Punkt bei der Scheidung sehr gut gezeigt haben." Dernots Gesicht war noch ein wenig grauer und schmäler geworden.

Fritschin hob interessiert den Kopf. „Also auch noch eine vermögende Frau hat er bekommen!" Er zeigte die ungepflegten Zähne.

„Sie sollten nicht vergessen, Doktor Fritschin, daß Eugen Wilderhaag dessen durchaus nicht bedurfte. Seine berühmte konsultative Tätigkeit in Dortmund hatte ihn völlig gesichert."

Fritschin grinste weiter: „Immerhin nicht zu verachten —"

Dernot sagte kalt: „Warum verachten? Er wird das Vermögen seiner Frau für seine Pläne und Ideen in gemeinnütziger Weise zu werten wissen."

Die Russin kicherte aus ihrem Pelzwerk heraus: „Man geht fein, wenn man zu einer Baronin geht — oder doch zu jemand, der eine Baronin geheiratet hat ..."

Ihre Augen, die sich immer noch ein wenig ihren früheren koketten Glanz bewahrt hatten, wanderten im Vorbeischlendern zu Kranzle und dem Café Bauer hinüber, statteten dann den lockenden Auslagen in dem eleganten Juwelierladen einen beifälligen Besuch ab ...

Das gelbe Gesicht neben ihr dämmte inzwischen ein. „Eine Baronin geheiratet? Doch eigentlich nur die Reste geheiratet, die ein Baron übriggelassen hat ...“ Ein alter Haß kam aus Fritschins Stimme. „Seltsames Vergnügen ...“

Dernot blickte ihn von der Seite an. „Sie werden ja bald sehen, daß man da nicht gut von Resten sprechen kann ...“

Sie stiegen die weich und dunkel belegte Treppe des kleinen ruhigen Hotels hinauf. Maria Iwanowna kicherte noch einmal: „Man geht vornehm, wenn man zu einer Baronin geht ...“

Wie sie durch das Vorzimmer geführt wurden, hörte man aus dem Salon den Klang einer monotonen, dozierenden Stimme: „Für diese Unglücklichen ist ein Baum immer nur ein Baum — nie eine Eiche, eine Linde, eine Buche —“

Als Dernot mit den Russen in der Tür erschien, hatte der Sprecher eben das gelbe Heft, aus dem er vorlas, sinken lassen. Man sah noch, wie Wilderhaags Freund, Doktor Frank, beifällig nickte, während Wilderhaag seine Mähne schüttelte und abwägend sagte: „Sicher sehr schön, Professor Heidering — und erfreulich, daß aus dem Munde eines Mannes wie Güßfeldt solche Worte kommen. Aber für unsre Ziele genügt dies natürlich noch lange nicht. Daß mit der Gymnasialbildung, mit den Resten des alten Mönchtums, aufgeräumt wird, ist nur ein sehr geringer Schritt auf der richtigen Bahn.“

Mit einer schnellen Entschuldigung gegen Professor Heidering, dessen Haltung und Vortrag den Universitätslehrer zeigten, wandte sich Wilderhaag mit ausgestreckten Händen zu den neuen Gästen. Auch Magdalis, die Heiderings Vorlesung aufmerksam gelauscht hatte, trat zu ihnen. In dem weißen Kleid, das ihre volle Gestalt umfloß, stand sie da, vornehm und anmutig, und blickte freundlich, wenn auch ein wenig erstaunt, auf die Russen.

Ringsum in dem Salon standen Rosen in offenen Schalen. Auf den Tischen und am Klavier wurden die Kerzen angezündet, da der Nachmittag tiefer sank. Eine erwartende und festliche Stimmung durchdrang den alten, gut ausgestatteten Raum. Nur etwa zwölf Personen waren anwesend — Männer, die das Interesse an Wilderhaags Ideen und seinen Plänen hier vereinigte. Von Magdalis' weißer Gestalt aber ging zugleich ein feiner, blütenhafter Duft durch die mit kampffrohen Wünschen, heißem Entwicklungsstreben und unruhigen Diskussionen geschwängerte Luft.

Neben dem geöffneten Klavier lehnte ein schlanker, hellblonder Mann, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, ließ ein paar wache stahlblaue Augen zu dem Professor Heidering hingehen und dann wieder träumende Blicke zu den Blumen und Kerzen, zu der weißen, leuchtenden Frau ... Wilderhaag stellte ihn als Nils Petersen, „einen jungen Freund aus Christiania, einen begeisterten Anhänger unsrer Ideen“ vor, „der uns nachher mit seinem herrlichen Spiel Freude in unsern Ernst strömen läßt ...“

Am Kamin aber saß Professor Heidering, hielt das gelbe Heft aufgeschlagen auf seinen Knien und las, während das Stimmengewirr wieder um ihn zu summen begann, halblaut und schwer vor sich hin: „— — Gut, daß unsre Augen diese Gräber nicht sehen — welches Bild böten sonst die Schulhöfe ...“

Wilderhaag hatte Magdalis' Hand ergriffen und sie zur Seite gezogen. Es war nur eine tatsächliche Anordnung, die sie besprachen, doch die Art, wie er ihre Finger umfaßte, wie beider Augen ineinander hingen, ließ ein eigentümliches Fluidum in den menschenbewegten Raum dringen ...

Doktor Frank zwängte die Russen jetzt in eine Ecke. Seine dunklen Augen strahlten — er rieb sich begeistert die Hände ... „Und was sagen Sie nun, Fritschin — was sagen Sie nun, Maria Jwanowna? Haben Sie je ein Geschöpf Gottes gesehen, vor dem man so bereitwillig seine Knie beugte? Eine Baronin ist sie gewesen — Humbug das alles! Aber eine Fürstin von Geblüt wird sie immer sein!" Wieder rieb er sich die Hände, und seine Augen gingen zu den Russen, warben Zustimmung.

Maria Jwanowna legte ihr kleines Frauentätzchen auf seine Hand. „Guter Frank! Das nenne ich Freundschaft. Brennt! Mitgefangen ... auch mitgehangen?"

Fritschin verzog das gelbe Gesicht vieldeutig. „Sie geben zu Ostern Ihre Anstellung hier auf — wie?"

Während Frank nun ruhig eine sachliche Erklärung über den Zeitpunkt seiner Amtsniederlegung, den Ort, den man für das Landerziehungsheim in Aussicht genommen, gab, glitten Maria Jwanownas Augen zu Wilderhaag.

Der Tee wurde eben serviert. Magdalis gab dem Diener eine Weisung, antwortete dann freundlich auf eine ergebene Frage des jungen Norwegers am Klavier — Wilderhaag stand allein ...

Mit ihren wiegenden Schritten, die immer ungewisse Bilder von weichen Pfühlen, wartenden Kissen vor die Seele brachten, trat Maria Jwanowna auf ihn zu.

„Sie schönes Raubtier, Sie!" Ihre Augen zwinkerten, das kleine volle Frauentätzchen streichelte einen Moment leicht den Ärmel von Wilderhaags solidem Tuchrock. „Sie schönes Raubtier sind nun gezähmt. Schade darum, würde ich sagen, wenn es nicht so ästhetisch" — sie sprach „estättisch" — „wirkte, Eugen Wilderhaag!"

Er blickte sie erstaunt, aber kaum peinlich berührt an. Wie es immer bei Wilderhaag war, versank für ihn in der unendlich starken Erfüllung eines Momentes durch die Gegenwart jede Erinnerung an Vergangenheiten. Er wußte gar nicht mehr, daß er diese kleine, schon etwas verwelkte Frau mit dem gepuderten Gesicht und den unruhig-koketten Augen in früheren Jahren gelegentlich einmal im Arme gehalten hatte ..

„Ja — ja — Maria Jwanowna — ganz gezähmt," sagte er nur zerstreut-freundlich.

Er spürte Maria Jwanowna nicht, seine Augen suchten, wünschten, leiteten zu Magdalis hinüber. Man sah nur ihre vornehme Rückenlinie.

„Verzeihung, Maria Jwanowna, ich glaube, meine Frau ..."

Er reichte dem Norweger die Hand. „Sie wollen uns etwas spielen, Petersen, nicht wahr? Wundervoll! Nur zuerst ein paar Worte."

Magdalis blickte zu Wilderhaag auf. „Nils Petersen fragte mich um einen Rat wegen der Wahl der Musik. Du weißt, wie unfähig ich da bin. Wie sagtest du stets: Ein ganz ungebildeter Geschmack ..."

Wilderhaag lächelte zu ihr hin. Seine Augen hielten sie fest, während er Petersen erklärte: „Ein ganz ungebildeter Geschmack in der Tat. Aber es schadet nichts... Sie nimmt es in ihrer eignen Art. Die Musik wirkt ganz elementar auf sie..."

Er wandte sich in den Salon. Seine Stimme hob sich.

„Freunde, wie wir schon überlegten, werden wir morgen mit den näheren Besprechungen beginnen — heute wollen wir uns nur die Hände reichen. Wollen uns freuen. Uns unsres Zieles freuen, und freuen, daß wir zusammenstehen... Unsres Zieles —"

Wilderhaag hielt einen Moment inne. Seine mächtigen Hände bewegten sich ausdrucksvoll. „Nicht in unsrer aller Köpfe malt sich dieses Ziel in gleicher Weise. Mein eigner Plan steht fest. Im Frühjahr beginne ich mit meinem Institut. Zehn gesunde deutsche Knaben sind für diesen Zeitpunkt meiner Führung durch ihre Eltern schon anvertraut. Freund Frank wird mich begleiten. Gemeinsam wollen wir arbeiten."

Hier kam die Stimme des Professors Heidering: „Mich dünkt, vor allem müßte mit der Festsetzung der Lehrfächer, der quantitativen Einteilung des Stoffes begonnen werden."

Wilderhaag wiederholte langsam: „Der Festsetzung der Lehrfächer — ja, gut — ich sagte es schon: nicht ganz in gleicher Weise malt sich das Ziel in unsern Köpfen. Aber mit dieser Besprechung beginnen wir morgen."

Er fuhr stark fort: „Heute fühlen wir nur das Gemeinsame. Und dieses ist das gleiche in uns allen: wir fühlen, Kneblungen fallen ringsum — jung und frühlingshaft regt es sich! Die alte Erde ist aufgestanden, als wolle sie sich und uns jetzt noch einmal neu gebären... Dunkel und machtvoll zugleich spricht die Natur ihre einfache große Sprache, müde jeder Übertönung. Und wir lauschen und wollen ihr endlich, endlich folgen... Wir fühlen den Schritt kommender Heerscharen, wir fühlen" — Wilderhaag faßte Magdalis' Hand — „die Zukunft. Und daß w i r es sind, die sie zu hämmern berufen sind — zu hämmern nach ganz andern Gesetzen, als eine spinnenwebumhangene Vergangenheit ahnte..."

Wilderhaag hielt inne. „Und nun, Freund Petersen — Festesklänge! In einer besseren Sprache, als ich sie geben kann... Musik! Freude!"

Während der Norweger den Klavierstuhl und die Noten zurechtrückte, trat Wilderhaag zu Magdalis. Ihre großen Augen hatten unverwandt an ihm gehangen. Fremd und blütenhaft wirkte ihre weiße vornehme Gestalt in dem bewegten Kreise.

Die Gespräche waren jetzt ringsum unter den andrängenden Melodien verstummt. Nur die Rosen dufteten hold und stark, und höher und leuchtender flammten die festlichen Kerzen.

Magdalis saß zurückgelehnt in einem verblichenen grünen Samtsessel. Dicht neben ihr, leise zu ihr vorgeneigt, stand Wilderhaag. Ihre beiden Hände lagen in den seinen. Man fühlte: der Strom seines Lebens und seines Blutes bebte mit den aufregenden Klängen in ihr — von dem Rhythmus der Musik gewiegt, spürte sie nichts als diesen glutvollen Strom... Die bunten, krausen, bewegten, andrängenden Menschen um sich empfand sie gar nicht — sie war allein mit diesem Manne in einer blühenden, seligen Einsamkeit...

## Dritter Teil

### I

Der Ast des Baumes knackte verdächtig. Die braunen mageren Finger reckten und griffen verlangend. Vergebens, der dünne Knabenarm langte nicht. Der eine, der rote, der dicke, der prangende, pausbäckige Apfel da oben nahe der höchsten Spitze des breit ausladenden Baumes war nicht zu fassen.

„Den! Den da, Hansi!" schallte es von unten.

Wie ein Hohn saß der rote, der prangende fest und siegend auf seinem Herrscherplatz.

Es half nichts ... Langsam, verdrossen, mit den gelenken Fingern vorsichtig den alten Stamm umbreitend, rutschte der Hansi herunter.

Halbwegs schüttelte und rüttelte er noch einmal mit all seiner aufgereizten Kraft die Zweige, daß die Früchte in reifem Segen hinunter ins Gras vor die hellen Augen der Kameraden fielen. Warf dann noch einen Blick zu dem Trotzigen oben und sprang auf zwei gleichen Füßen hinab.

In der Ferne sah man über den breiten Bäumen, über dem ausgedehnten Bau des Landerziehungsheims die sanften Abhänge des Thüringer Waldes in der blauen Herbstluft ansteigen. Ein lauer Septemberwind strich über den weiten grünen Spielplatz, dessen Seiten von alten Obstbäumen umstanden waren. In kleinen Gruppen wanderten die Knaben in der warmen Nachmittagsluft umher.

„Gib acht, Hansi," neckte jetzt der eine, „du bist schon bei Jahren und kannst daher nicht mehr recht greifen und zulangen ... Fünfzig Jahr fängts Alter an! Sechzig Jahr ein Greis — Siebzig Jahr schneeweiß — Achtzig Jahre wohlgetan — Neunzig Jahre Kinderspott — Hundert Jahre Gnad' bei Gott ... Sechzig Jahr ein Greis — Siebzig Jahr schneeweiß," wiederholte er spottend. „Achtzig —"

Er hielt plötzlich inne. „Na, aber!" Seine kecken Finger spreizten sich. Der geschwätzige Mund blieb offen stehen.

Eine breite Hand hatte sich von hinten über die übermütigen blauen Augen gelegt. „Warte, du! Na, wie tut's in der Dunkelheit? Sechzig Jahr ein Greis? Ich werde dir zeigen, wie Leute, die in ein paar Jahren „Greise" sind, klettern und euch die besten Äpfel wegholen!" Mit einem Satz war die mächtige Gestalt auf dem Apfelbaum.

„Onkel Wilderer!" schrie die junge Schar entzückt.

Diesmal langte der ausgestreckte Arm ...

„Hurra!" schallte es vom Spielplatz hinauf.

Mit einigen strammen Griffen stand Wilderhaag wieder unten.

„Wie der Apfel des Paradieses so schön, nicht wahr, ihr Buben? So farbig und voll!"

„Du bist ja so vergnügt, Onkel Wilderer," sagte ein ganz kleiner Bursch und rieb den semmelblonden, glattgeschorenen Kopf an Wilderhaag.

„Und darüber wunderst du dich, kleiner Dümming? Weißt du denn nicht, für wen ich den Prahlhans da oben gepflückt habe?"

Wilderhaag wandte sich zu der aufmerksamen Schar. „Gebt acht, ihr

Burschen! Jeden Morgen dieser Woche, ehe ihr die Kaffeetasse hier unter den Bäumen an euerm Frühstückstisch an den Mund setzt, steht ihr auf und ruft: „Hurra, sie ist gesund! Sie ist wieder gesund!“

Wie rollender Jubel kam es aus seiner Stimme. Er hob den Blondkopf hoch, um in dieser Bewegung seine Rührung zu meistern, ließ ihn dann wieder sacht hinabgleiten, schwenkte noch einmal grüßend den Apfel zu den Knaben und schritt durch das Gras des Obstgartens zwischen den Bäumen zu der sanften Anhöhe hinauf.

Kaum zweihundert Schritte entfernt winkte, von den Bergen im Hintergrund lieblich umstanden, ein weißes, ganz von wildem Wein umschlossenes Haus. Dahin lenkte Wilderhaag die Schritte. „Im wilden Haag“ stand auf dem Porzellanschild am Seitentor des weitläufigen Parks.

Der feuchte Duft erster sinkender Herbstblätter kam von den hohen Baumgruppen ringsum. Aus der verlorenen Stille des Waldes hob sich das grünumhegte Häuschen. Wilderhaag schritt an dem kleinen Vorbau vorüber zu dem freien Platz vor dem Hause, wo unter mächtigen Kastanienbäumen ein behaglicher Kaffeetisch grüßte. Über dem langsam sich senkenden Rasenplatz sah man die Berge Thüringens im Sonnenglanz.

Wilderhaag trat rasch heran. Vor dem Korbsessel, in dem Magdalis noch etwas matt lehnte, legte er neben einen Strauß Teerosen auf den Kaffeetisch den rotbäckigen Apfel und faßte zärtlich die Hand seiner Frau. Zugleich nickte er den beiden Männern zu, die neben ihr saßen.

„Also endlich wieder alles gesund bei uns, Doktor Gertoff! Wenn Sie mir das vor drei Wochen hätten zugeschworen!“

„Wenn ich's nur gekonnt hätte, mein lieber Wilderhaag.“ Gertoff bewegte lächelnd den geistreichen Kopf.

Wilderhaag hatte den Kaffeetisch kurz gemustert und die Teerosen bemerkt.

„Natürlich von dir, Frank! Und den Napfkuchen, Magdalis, ja, siehst du, den habe ich selbst backen lassen. Wir freuen uns wie gute, zahme Bürger. Fast hätte ich ein Schild mit grünen Zweigen rahmen lassen: Willkommen! Denn du bist doch wirklich im Leben wieder angekommen, Magdalis.“

Abermals hatte er die blaugeäderte Hand der Frau gefaßt.

Magdalis nickte ihm dankbar zu. Ihr schöngeschnittenes Gesicht unter dem dichten grauen Haar war noch blaß, aber in den blauen Augen leuchtete schon wieder Kraft und Leben.

Frank hatte eine Depesche hervorgezogen und Wilderhaag hingereicht. „Sie werden ungeduldig in Berlin,“ sagte er halblaut. „Da ist schon wieder eine Anfrage, auf welchen Tag dein Vortrag angesetzt werden soll.“

Wilderhaags Augen hatten sich einen Moment nachdenklich auf das Telegramm gesenkt. Dann knüllte er es zusammen.

„Du erlaubst ...“ fragte Magdalis leis.

„Nein, mein Lieb — heute noch nicht. Dieser Tag gehört uns.“ Wilderhaag ließ das Papier in die Tasche gleiten.

„Das alles hat Zeit. Sie werden schon ein wenig warten lernen. *Hier* ist das Wichtige.“ Er neigte den Kopf mit dem langen dunkeln Bart, aus dem da und dort ein ganz weißes Haar wie verirrt hervorstach, ihr voll zu, umfaßte mit strahlenden Blicken ihr blasses Gesicht.

„Nun, Doktor," wandte er sich dann an Gertoff und wies mit der Hand in den Park, zu den sonnenbeschienenen Bergen, „habe ich Ihnen früher in Berlin zuviel erzählt, als ich Sie zu uns einlud? Natürlich ohne zu ahnen, daß ich einmal Ihrer Hilfe so ernst bedürfen würde ... Habe ich zuviel von unserm „wilden Haag" gesagt?"

Der andre sprach mit den Blicken bereitwillig Anerkennung.

„Ja, hier bei uns ist alles wild und frei, nichts eingeengt und eingezähmt und eingezwängt. Ein wildes Wäldchen, wo die Natur in ihrer Schönheit sich ihre Rechte wahrt. Es ist wie unser Leben und wie das, was wir wollen ... nicht wahr, Magdalis?"

„Onkel Wilderer nennen mich die Jungens," fuhr er behaglich fort. „Ja, ich war in der Tat so ein Wilddieb, der das beste Brenn- und Nutzholz in den jungen Burschen der faulen Ordnung wegstahl ... Und wir haben uns auch bisher noch nicht von hier trennen können, Doktor, wenn auch die Reisen nach Berlin sich etwas häufen ... Sie wissen, unser Dernot ist jetzt dort Oberarzt am Krankenhaus am Friedrichshain, und meine eigne propagandistische Arbeit ruft mich öfter hin. Aber wir haben bisher noch aus unserm wilden Haag nicht wegziehen mögen ..."

„Der doch bei aller Wildheit viel Kultur zeigt," schaltete Gertoff ein. Seine Augen gingen über das weiße, blattumsponnene Haus, die anmutig gefügte Vorhalle mit den grünen Korbsesseln und Tischen.

„Das ist s i e, ihr Werk!" Wilderhaag blickte bewundernd zu seiner Frau hin. Frank nickte eifrig.

„Und niemals in den über zwanzig Jahren, die wir hier hausen, ist sie uns früher krank geworden, und nun" — Wilderhaag beugte sich liebevoll zu Magdalis — „fing sie uns solche Geschichten an ... Du willst dich doch nicht lieber wieder hinlegen?" fragte er besorgt.

„Ich hätte weit eher Lust, einen kleinen Spaziergang mit dir in den Wald zu machen." Sie faßte seine Hand.

Wilderhaag strahlte. Wie er sich hochreckte und den Arm der Frau vorsichtig in den seinen zog, sah man, welch kraftvolles Menschengewächs er noch immer war. „Wir dürfen doch, Doktor?"

„Aber gewiß! Solche Wünsche sind ein vortreffliches Symptom, Frau Magdalis! Ich bin hier schon überflüssig."

Wilderhaag wandte sich noch einmal zu Gertoff. „Sie begleiten uns doch mit Frank?"

Der Arzt bewegte abwehrend die Hand. „Gehen Sie nur ruhig, lieber Wilderhaag! Frank hatte eben versprochen, mir die kleine Schar drüben und Ihr System dort zu zeigen. Und ich bin schon recht begierig auf diese Bekanntschaft."

## II

Gertoff hatte sich in den Korbsessel zurückgelehnt.

„Wollen wir gleich hinübergehen?" fragte Frank. Er sah nur das scharfgeschnittene Profil des Arztes. Die Augen Gertoffs wanderten über den Weg den beiden nach.

„Die brauchen uns nicht ..." Eine Weichheit quoll aus Franks Stimme

Gertoff wandte das undurchsichtige Gesicht zu ihm. „Warten wir noch einen Moment," sprach er gedämpft, „ich möchte noch einmal dort sehen .. Sie wissen, das Herz der Frau Magdalis machte mir während der Krankheit viele Sorge."

„Sie fürchten doch nichts ..."

„Durchaus nicht. Es ist geradezu merkwürdig, wie sie alles überwunden hat. Aber eben deshalb möchte ich sie jetzt noch einmal beobachten." Er zündete sich eine Zigarette an und blies langsam kleine Rauchwölkchen in die warme Luft hinein.

Frank hatte seinen Sessel dicht neben ihn gerückt. „Doktor," sagte er leise, „geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie völlig beruhigt sind."

„Wozu das Pathos?" Gertoff blickte ihn erstaunt an. „Aber da Sie es wünschen" — er legte seine gutgepflegte Hand sekundenlang in die warmen Finger — „Sie machen sich wirklich ganz unnötige Sorgen, mein Lieber ... Das Herz der Frau Magdalis wird nie wieder das Herz eines jungen Mädchens. Ich leugne auch nicht, daß es eine Schwäche von dem schweren Influenzaanfall behalten wird. Aber trotzdem ist sie wieder als gesund zu betrachten."

Frank stützte den Kopf in beide Hände. „Doktor Gertoff," sagte er langsam, „zu verwundern wäre es nicht, wenn das Herz von Frau Wilderhaag nicht standgehalten hätte. Aber es ist eben nicht nur ein gutes, warmes, es ist auch wohl ein starkes Herz. Denn was hat sie nicht früher schon durchgemacht!"

„Ich hörte davon." Gertoff blies wieder feine, dichte Rauchwölkchen vor sich hin. „Erstaunlich ist nur, daß diese Frau, die doch so streng scheint, sich zu jenem Schritt entschloß. Ich habe Frau Wilderhaag früher oft in Berlin beobachtet — das ist nicht nur die Haltung der Dame. Dahinter steckt noch etwas andres, fast hätte ich gesagt, wenn man so etwas hier im wilden Haag aussprechen dürfte: Frommes, richterhaft Strenges."

„Eine Priesterin ist sie," sprach Frank ernst.

Um Gertoffs geistreichen Mund zuckte ein Lächeln. „Eine Priesterin im wilden Haag?"

„Freilich nicht von der ärmlichen Art, wie eine blöde Menge sie sich einst dachte."

„Und wie entschloß sich diese Priesterin nach mehr als fünfzehnjähriger Ehe, wie ich hörte, zur Scheidung?"

Frank schaute auf den einsamen Waldweg, wo die Gestalten der beiden in der linden Luft noch klar sichtbar waren. Man sah, wie Wilderhaag sich bemühte, langsam und vorsichtig zu gehen, während Magdalis nur mit einer gewissen Anstrengung vorwärtsschritt.

„Gertoff, haben Sie denn eine Ahnung, was diese Frau gelitten hat! Die Sünden andrer haben sie auf einen Weg getrieben, der nicht der ihre war. Eines Wilderhaags Kraft gehörte dazu, diesen Fehler auszugleichen, der Natur noch spät ihre Rechte zu wahren."

Gertoff wiederholte nachsinnend: „Noch spät ihre Rechte zu wahren —"

„Und was ist sie ihm gewesen!" fuhr Frank verloren fort. „Freilich, sie hatte ihren Bund ja stets so aufgefaßt, daß daraus Gutes für die Menschheit

wachsen müsse. Und es wuchs, es wuchs! Wilderhaag ist heute, wir wissen es ja, fast eine Berühmtheit. Aber diese Frau hat dieses Leben erst schön gemacht. Nicht nur seine Übersetzerin, seine Vermittlerin auch auf den Reisen war sie — nein, sie gab ihm auch, was kein andrer ihm hätte geben können: die Noblesse, die Sänftigung, die von ihr ausging ..."

Frank war aufgestanden.

Auch Gertoff hatte sich jetzt erhoben. „Mir scheint, Wilderhaag denkt jetzt stark an eine Übersiedlung nach Berlin?"

„Gewiß." Frank blickte den beiden nach, wie ihre Silhouetten, kleiner und kleiner, am Waldessaum in der reinen blassen Abendluft schwammen. „Es ward ja schon oft besprochen. Nur die Krankheit von Frau Magdalis hatte die Überlegungen zurückgeschoben. Aber wenn es für ihn wertvoll ist, will sie es gewiß."

„Sie denken, er kommt bald?" fragte Gertoff interessiert. „Für die Verbreitung seiner Ideen wäre es gewiß von Wert."

„Warum dürfte er zögern? Die Sache hier ist ja für ihn eine längst aufgegangene Saat."

Wieder beobachtete Frank aufmerksam die beiden winzigen Silhouetten. „Täusche ich mich? Mir ist fast, als lahme sie aus Müdigkeit ein wenig." Und leise fügte er hinzu: „Sie ist doch noch sehr verändert."

„N o c h sehr verändert? Ich weiß nicht ... Sie vergessen wohl ein wenig, daß sie Ende der Fünfzig ist."

Gertoff fuhr gelassen fort: „Einmal kommt bei allen das Alter, fordert die Natur von uns allen ihren Tribut." Er nahm noch einen Zug aus der Zigarette und warf dann den Stummel achtlos zur Erde. „Hier hat man das durch den Reiz der Persönlichkeit lange übersehen, und erst jetzt nach dieser Krankheit wird es uns fühlbar. Aber wollen Sie mich nun in das Erziehungsheim führen? Ich freue mich, es kennen zu lernen."

„Gehen Sie schon voraus, Doktor. Ich will noch einen Auftrag wegen der telegraphischen Anfrage geben."

Wie Frank aus dem Hause zurückkam, sah er am Waldrand die beiden wieder näher kommen. Magdalis hing an Wilderhaags Arm, eine große Müdigkeit lag über ihrer Haltung.

Seine eignen Worte gingen an Frank vorüber, die Worte über das Leben der beiden in dieser langen Flucht der Jahre. Was ihm selbst diese Frau gewesen war, davon hatte er nicht gesprochen. Nicht gesprochen von dem scheu-andächtigen, verehrenden Gefühl, das die Poesie seines Lebens bedeutet hatte ... Und gewiß hatte er sich nie ganz eingestanden, was da in ihm zuckte, wußte auch kaum, was sich jetzt sacht in ihm zur Neige senkte, wie er still auf die fernen, dunkel sich abzeichnenden Gestalten schaute.

Gertoffs kühles Wort: „Die Natur fordere ihren Tribut," ging ihm durch den Sinn. Nachdenklich wiederholte er: „Ja, sie ist wirklich alt geworden."

## III

Durch die geöffneten Fenster im „wilden Haag" drang laue Luft. Die Septembersonne spielte auf dem buntgefärbten Weinlaub, das des weißen Hauses Kraft fest und bergend umschloß.

Vorsichtig öffnete Magdalis die Tür zu dem Arbeitsraum ihres Mannes. Wilderhaag ruhte ein wenig. Er war am Vormittag aus Berlin, wo er den versprochenen Vortrag gehalten hatte, zurückgekehrt.

Wie Magdalis jetzt da horchend stand, waren die letzten Spuren der Krankheit von ihr geschwunden. Das Gesicht, das in diesem Augenblick frischer belebt durch die harrende Erwartung war, wirkte durch die edle Linienzeichnung immer noch schön unter dem grauen Haar. Und der Reiz der Bewegungen, der Haltung war ihr treu geblieben.

Wilderhaag richtete sich vom Sofa empor und streckte ihr die Hand entgegen.

„Ich habe so schön geträumt, Magdalis.“ Er blickte durch das Fenster in die blaue Luft, sprang dann auf. „So schön geträumt ...“

Er hatte Visionen gehabt. Etwas Wunderbares, Prophetisches, wie Überweltliches lag in den großen Augen.

„Ja, Magdalis, wenn ich denke, was wir uns damals erhofften ... Gewiß, es ist etwas erreicht. Meine Arbeit war trotz allem nicht vergeblich. Aber es geht langsam —“

Er stieß das Fenster weiter auf und atmete tief. Seine Gestalt war noch immer schön und kraftvoll. Etwas Elementares ging von ihm aus, wie von einem starken, wundervollen Tiere ...

„Man sollte doch vielleicht überlegen, ob man nicht schon in einiger Zeit ganz nach Berlin hinzöge ...“

Magdalis blickte ihn an. „Aber gewiß, wenn du meinst.“

Wilderhaag nahm einen Augenblick liebevoll ihre Hand. Dann ließ er sie wieder sinken und sah in die blaue Herbstluft.

„Ich müßte einmal aufgerüttelt werden. Das ist alles nichts, dies Geschraubte, Enge, Formulierte —“ Er knitterte mit der Hand die Blätter auf seinem Schreibtisch. „Ich brauche mehr Luft, mehr Bewegungsfreiheit. Das ist ja alles sehr schön, aber doch nur ein Anfang, ein Anfang. Es ist mir wohl nicht an der Wiege gesungen worden, hier zu enden ... Das beste wäre schon, man entschlösse sich, in nicht allzu langer Zeit zu übersiedeln. Man ist in Berlin doch im Zentrum von allem. Nächste Woche muß ich schon wieder zu dem Kongreß für soziale Hygiene.“

Magdalis stand, die Hände leicht ineinander geschlungen. „Und du meinst hier — das geht auch ohne dich weiter ...?“

„Aber natürlich!“ Er bewegte ungeduldig den Kopf. „Das ist doch nun wahrhaftig im Gange. Die Landerziehungsheime gedeihen ohne mich. Sie schießen ja ohnedies wie Pilze aus der Erde. Bei Jena ist jetzt wieder ein neues gegründet worden, und da liegt eine Anfrage wegen einer Sache im Harz. Ich kann doch nicht ewig Erziehungsheime gründen. Es gibt schließlich noch andres.“

Wilderhaag bog sich zum Fenster hinaus, blickte dann wieder unruhig ins Zimmer. Seltsam leuchtete sein mächtiger dunkler Kopf aus dem farbigroten Weinlaub.

Magdalis sah vor sich hin und sagte leise: „Du triffst gewiß das Richtige. Nur unser Haus hier —“

„Nun, das bleibt uns doch! Ist „unsre Erde“, Magdalis! Es ist

nur dieses" — er warf die Mähne ungestüm zurück — „ich müßte einmal aufgerüttelt werden. Das ist alles nichts mehr, das da ..."

Feindlich gingen seine Augen über den mit Büchern und Schriften bedeckten Tisch.

„Komm, Magdalis, wir wollen hinunter ins Freie ... Das ist alles so trostlos, knöchern und armselig."

Die gutgefügte Treppe zitterte ein wenig unter seinen Schritten. Magdalis folgte ihm langsam. Unten setzte sie sich in den Korbsessel vor dem Rasenplatz, lehnte den ernsten Kopf gegen das gestickte Hängekissen und beobachtete still, wie er mit großen Schritten unter den Kastanien hin und her wanderte.

Nach einiger Zeit kam er zu ihr hin und küßte langsam, zärtlich ihre Hand. Sie schaute ihn an — es waren die blauen, lebensuchenden und verlangenden Augen der Magdalis von einst...

Er setzte sich neben sie und ordnete mit ein wenig zerstreuter Sorgsamkeit das Kissen in ihrem Rücken.

„Du bist so unruhig," sagte sie leise und hielt seine Hand fest. „Was ist das?"

Zugleich aber ging ein Strahlen von ihr zu ihm, etwas Warmes, Ungebeugtes, ein Gefühl junger, heißer Tage ...

„Sieh," sagte Magdalis nach einer Weile und zog einen Brief aus ihrem Täschchen, „es ist vielleicht ein wenig sentimental, aber ich wollte auch nicht gern fort von hier, weil ich immer gedacht hatte, ob wir die Tante jetzt nicht zu uns her nehmen sollten."

Wilderhaag blickte sie fragend an.

„Es bedrückt mich, daß sie jetzt, wo sie so hilflos geworden ist, mit der Pflegerin ganz allein ist. Hier wäre sie doch nicht unter Fremden."

Wilderhaag hatte den Kopf lauschend vorgebogen.

„Die Tante, die achtundachtzigjährige Frau, soll ich her nehmen?" Sein Gesicht hatte sich dunkel gerötet. „Ja, was denkst du denn eigentlich? Meinst du etwa, ich sollte mir hier vielleicht ein Asyl für hilfsbedürftige Greisinnen anlegen?" Er stand plötzlich auf. „Ich glaube, du bist wahnsinnig! Ich brauche Gesundheit, kraftvolle Jugend, Schönheit ... Und du sprichst von so etwas, solcher Hospitalatmosphäre ... Gesundheit, kraftvolle Jugend, Schönheit," wiederholte er ungestüm.

Wilderhaag atmete schwer, hob mit einer heftigen Bewegung die Arme und ging mit schnellen Schritten auf und ab.

Magdalis saß einige Augenblicke ganz still, dann faltete sie den Brief zusammen und steckte ihn wieder in das Täschchen. Ihre Augen gingen groß und ernst zu ihm, wie er da ruhelos hin und her schritt ...

Wilderhaag sah auf, sah das strenge, wie gemeißelte Profil, aber er achtete nicht darauf.

Nach einer Weile reichte er ihr die Hand hin ...

„Magdalis, ich weiß, es war gewiß sehr gut von dir gemeint, besonders da du selbst noch nicht die Kräftigste bist — sicherlich. Aber das ist nichts ..." Langsam fuhr er fort: „Du weißt, was deine anmutsvolle Art immer für mich bedeutete. Ich kann nichts Häßliches, Verkommendes um mich dulden ..."



Odalisken beim Spiel. Nach einem Gemälde von José Echena

Seine gewaltige Hand schloß sich zur Faust zusammen. „Ich kann, ich kann es nicht!"

## IV

Die Kastanien fielen mit dumpfem Krachen zur Erde. Die grünen Schalen waren geplatzt, und die glatten, dunkeln Früchte, glänzend wie blanke braune Kinderaugen, sprangen lustig hervor.

Wilderhaag sah von seinem Manuskript empor. „Wie wichtig sich die alten Burschen machen!"

Magdalis glättete die vor ihr liegenden Blätter. „Du hast sie ja alle selbst hier gepflanzt," sagte sie zärtlich.

Sie blickte zu den prallen braunen Früchten mit den geborstenen stacheligen Schalen am Boden, dann hinauf in die dunkeln Baumkronen.

Wilderhaag hatte die Feder aus der Hand gelegt. Auch seine Augen wanderten zu dem bergenden Blätterdach über ihnen.

„Wie lange das her ist! Nun schon weit über zwanzig Jahre ..."

Es war wie ein leises Schauern im Unterton seiner Stimme. Als erschrecke er vor der Zeit, den Fluten der Zeit, in die er da blickte ...

Er stützte den Kopf in die Hand. Seine Augen fingen sich wieder in den dichten, geheimnisvollen Kronen über ihnen.

Durch die breite Landschaft zog sich jetzt etwas Buntes, Hurtiges längs des weiten Rasenplatzes hinauf, das die Blicke der beiden bald gefangennahm. Etwas Helles, Munteres in der abgetönten Stille — der Briefträger! Er legte seine Post gehorsam auf den Korbtisch zwischen Manuskript und Utensilien nieder und verschwand wieder, ein verhuschender Farbenfleck in der einsamen Umsponnenheit.

„Endlich!" sagte Wilderhaag und riß das Kreuzband ab. „Ich glaubte schon, die Korrekturen kämen gar nicht." Er legte die Blätter auf den Tisch und musterte das Titelblatt.

„Ausgezeichnet! Nein, das ist doch zu blöde! Hör nur, Magdalis: „Der Sexualtrieb, Ein Wehruf ...!"

Er hob das Blatt kopfschüttelnd empor. „Verwandelt der Kerl meinen „Weckruf" in einen „Wehruf" ... Und auch wieder nicht blöde, wenn man's recht besieht ... Ich sage ja immer: manche Druckfehler sind direkt tiefsinnig ... Nicht wahr?"

Jetzt erst bemerkte er, daß noch ein andres Schreiben gekommen war, das Magdalis inzwischen geöffnet hatte.

„Doch nichts Schlimmes, Kind? Du bist so still ..."

Magdalis hatte die Hände fest ineinander gepreßt. Sie schob Wilderhaag den Brief hin.

„Aus Hamburg. Du bist jeder Mühe für sie enthoben ... Sie ist tot." Ihre Stimme klang hart, kalt, wie sie niemals sonst zu ihm sprach.

Wilderhaag hatte den Brief kurz überflogen. Ohne jeden Schmerz — sanft — kampflos. „Ja, Magdalis, was willst du eigentlich? Achtundachtzig Jahre!"

„Sonst sagst du nichts?"

„Ja, gewiß — natürlich ... Ich fahre zur Beerdigung. Was meinst du?"

Sie schwieg.

„Daß sie sehr gut gegen uns, gegen mich war — daß ich das nie vergesse, das ist doch selbstredend ...“

Er nahm noch einmal den Brief in die Hand und überlas ihn mechanisch. Dann gingen seine Augen wandernd umher. An dem blaßblauen Herbsthimmel zogen längliche, weißflockige Wolkenpfühle. In dem gelben und bräunlichen und grünen Laub ließ die Sonne ein gutes Farbenspiel erstrahlen. Vor ihm auf dem Weg lag ein Käfer auf dem Rücken und zappelte hilflos, und oben am Fenster reckte ein Kätzchen leis versuchend seine Kralle nach einem unvorsichtig-munteren Spatz.

Wilderhaag atmete tief. Die Rücksichtslosigkeit der Natur, seiner alten Freundin, tat ihm in diesem Moment unendlich wohl, wirkte wie eine Befreiung ... Was ging es die Natur an, daß das eine das andre fraß — die Katzenkralle den Sperling zerpflückte, daß der Käfer da auf dem Rücken lag und hilflos zappelte ...

Wilderhaag fühlte einen quälenden Druck, wie er Magdalis' feines, strenges Gesicht sah. Er stand plötzlich auf.

„Verzeih, Magdalis, ich gehe ein wenig in den Wald ... Ich bin bald wieder zurück.“

Mit großen, ungestümen Schritten ging er hinaus durch den Park in das Freie. Er atmete schwer.

Oben am Himmel sah er die Wolken ziehen, sah unten in dem kleinen Bach ihr Gegenspiel sich malen, hurtig dahinstreichen ...

Die rein gesetzmäßige Kraft der Natur tat ihm wohl, wirkte wie eine Erlösung.

Immer schneller ging er, trieb er in den Wald hinein ...

Ein ungeheurer Aufruhr war in Wilderhaag. Es war ihm, als ob er Magdalis' herbe Vornehmheit in diesem Moment nicht länger hätte ertragen können.

Begriff sie denn gar nicht? Was war ihm heute eine achtundachtzigjährige Greisin? Verwesung, Hinsinken ...

Er achtete nicht des Weges. Gelbe, welke Blätterpfühle raschelten aufgestöbert unter seinem stürmenden Schritt. Entzückt blickte Wilderhaag in die rote Feuerwelt ringsum. Seine ganze Kraft hob sich wieder in dieser Herbstluft, in dem betäubenden Farbenspiel, in der weiten Atmosphäre, der verwirrend bunten, aufpeitschenden Baumlandschaft.

An einer Lichtung warf er sich auf den Boden, in das raunende Laubbett. Gierig sog er den feuchten Duft in sich ein.

Weißgraue Wolken zogen am Himmel eilend dahin. Ein Windstoß kam und fuhr durch den Wald, bog die Kronen und das Gezweig wirr und stark hin und her.

Wilderhaag sah es mit einer tiefen Befriedigung.

„Bin ich nicht selbst so ein wilder Herbstwald?“

Seine Hand packte einen Haufen feuchter Blätter. „Weiß der Wald, was er will, wenn er da leuchtet und tobt — wenn er gezaust wird und sich im Sturme neigt, weht und wogt? Weiß ich, was ich will und was da in mir wirrt?“

## V

Es war kalt und kahl im „wilden Haag" geworden. Des wilden Weines Gerank um das kleine Haus wirkte nur noch wie dürres und wirres Gestrüpp. Die zierliche Vorhalle trug eine Flockenkappe. Und verschwommen klangen aus der Ferne vom Erziehungsheim die Lieder der Knaben durch die schneeige Luft.

Magdalis packte in ihrem Zimmer an einer Reisetasche. Es war in diesen Wochen beschlossene Sache geworden, daß sie zum Frühjahr nach Berlin übersiedeln würden. Heute aber wollte Wilderhaag zu einer Rücksprache mit seinem Verleger und zu einer Sitzung hinüberfahren.

„Denkst du dich schon nach Wohnungen umzusehen?" fragte Magdalis und blickte zu ihrem Manne hin.

Wilderhaag stand am Fenster und starrte in die dicke Schneeluft. „Wenn du meinst!" Er wandte sich zu ihr. „Aber es hat doch keine Eile ... Dernot kann sich für uns erkundigen, und wenn er uns im Januar besucht, das Nötige mitteilen. Und später fährst du ja selbst mit mir hin." Die Hände auf dem Rücken ineinander geschlungen, schritt er nachdenklich auf und ab. Wilderhaag war nur selten in dem Zimmer seiner Frau. Er betonte stets, daß er den Duft dieses Raumes nicht liebe, obwohl die Dinge der Vergangenheit, die Magdalis hier bewahrte, das Bild Seraphinens, das Kruzifix aus der Schwestern gemeinsamem Zimmer, die alten gestickten Kissen, die dunkelglänzende Mahagonischatulle, doch nur Erinnerungen aus Magdalis' Mädchenzeit waren.

Es war auch nicht nur das Bild der frommen Seraphine mit der gefurchten niedrigen Stirn, den strengen Augen unter den hellen Wimpern, den knochigen Händen — nicht nur das Christusbild mit den richtenden und verurteilenden Zügen, was in Wilderhaag eine erbitterte Abneigung hervorrief. Er hatte vielmehr in seiner eifersüchtigen und ausschließlichen Liebe stets jede Erinnerung an eine Zeit gehaßt, da Magdalis noch nicht sein war. Gewiß aber die Erinnerung an jene Jahre, da sie unter dem Einfluß der Dinge, die sie jetzt da bewahrte, Baronin von Mersattel hieß und, wie er in Momenten der Erregung haßerfüllt hervorstieß, auf einem einsamen Gutshof den „lichtscheuen Wünschen eines verfallenen Schwächlings gehorcht habe ..."

„Was ist denn das?" fragte Wilderhaag jetzt stirnrunzelnd und zeigte auf einen frischen Immortellenkranz unter Seraphinens Bild.

Magdalis sah weich unter den langen Wimpern zu ihrem Manne auf. „Du weißt doch ... Ihr Todestag war ja gestern ..."

Die Erinnerung an die Fülle des Glückes, die dieser Novembertag, der Tag ihrer ersten Begegnung mit Wilderhaag, ihrem Leben geschenkt hatte, klang aus Magdalis' Stimme.

Wilderhaag legte gerührt beide Hände auf ihre Schultern und blickte in die zu ihm aufstrahlenden tiefblauen Augen.

Einen Moment standen sie so stumm einander gegenüber. „Du bist doch Sonnabend wieder zurück?" fragte Magdalis zärtlich.

Er nickte. Nach einer Weile, während er wieder wandernd auf und ab gegangen war und Magdalis sich aufs neue über die Tasche beugte, blieb

er unmutig vor Seraphinens Bild stehen. „Recht verstehen kann ich's ja übrigens doch nicht —"

„Was?"

„Nun, das da!" Er wies gereizt auf den Immortellenkranz. „Daß du immer noch Immortellen hinhängst, wo du doch selbst so gut weißt, wie wenig „unsterblich" zum Glück ihre Einwirkung auf dich blieb..."

Magdalis hob den ernsten Kopf. „Man kann doch Erinnerungen, unvergeßliche, unvergessen halten, auch wenn man sein eigenes Leben nicht hiernach baute."

„Verzeih, Magdalis, das sind doch Phrasen!"

Sie stand sinnend still. „Im übrigen ist doch eine letzte Einheit zwischen ihrer Auffassung und meinem Wollen geblieben."

„Einheit?"

„Habe ich nicht immer meine höchste Befriedigung darin empfunden, daß aus unserm Glück Wertvolles für alle wuchs?"

„Ja, leider!" Seine Brauen zogen sich tiefer zusammen. „Und in deinen hellsten, schönsten Momenten fühltest du anders, war die Unfreiheit von dir abgefallen, zu Zweckdienlichem knechten zu wollen, was den höchsten Selbstzweck erfüllt."

Sie sah auf ihn hin, wie er dastand, den Kopf mit der noch immer löwenartigen, wenn auch mit hellschimmernden Fäden durchsetzten Haarmähne trotzig zurückgeworfen...

Ihre kleine, schon etwas welke Hand legte sich auf seinen Arm. „Du weißt doch gut, daß es für mich gewiß Selbstzweck war — daß mein Leben erst mit diesem Tage begann..." Er blickte sie freundlich, aber ein wenig zerstreut an. Auch als Frank jetzt eintrat, um ihm Adieu zu sagen, reichte er ihm nur flüchtig die Hand. „Verzeih, Walter, ich muß mich umziehen..."

Magdalis blieb noch einen Moment bei Frank, während draußen große Flocken herabzusinken begannen.

„Jetzt geht es also bald wirklich fort."

„Nehmen Sie es doch nicht so schwer, Frau Magdalis!" sagte er warm, „Ihr Heim hier bleibt Ihnen ja allezeit."

„Ich weiß. „Unsre Erde"... Das ist es auch nicht, das Wegziehen," fuhr sie langsam fort, „obwohl, wenn man über zwanzig Jahre irgendwo so gelebt hat, so mit einem Erdenfleck verwuchs wie wir hier... Doch das ist es nicht allein..." Sie hob den feingezeichneten Kopf mit dem dichten grauen Haar. „Eugen ist so unruhig geworden..."

„Unruhig? Wie meinen Sie das?"

Magdalis schaute in die schneeigen Hüllen draußen. „Ich kann mich mit der neuen Linie seiner Entwicklung nicht befreunden. Mit dieser immer stärkeren Propagierung des Geschlechtstriebes, seiner Befreiung, Entbindung, wie er es nennt... „des großen Triebes, auf dem die Welt beruhe, der ihr Lebensnerv sei..." Es berührt mich da etwas fremd."

Ihre Wimpern senkten sich tief. Es war einen Moment, als ob sie einen Schleier hinabbreite und in ferne Gründe blicke...

„Aber verzeihen Sie," sagte sie dann schnell, „ich muß nun zu ihm hinübergehen."

Als Magdalis in ihrer geräuschlosen Art in das gemeinsame Schlafzimmer kam, sah sie, daß Wilderhaag sich noch nicht umgezogen, nur die Kleider abgeworfen hatte. Erstaunt bemerkte sie, daß er reglos vor dem Fenster in dem hellen Winterlicht stand.

Er hatte ihren Eintritt nicht gehört. Sie wiederum sah nicht, daß er das Hemd oben geöffnet hatte und mit einem seltsamen forschenden Ausdruck die weißen Haare auf seiner Brust betrachtete ...

Als er ihre Schritte spürte, wandte er den Kopf.

„Was hast du denn?" fragte sie erstaunt. „Suchst du etwas?"

„Aber gar nicht ..." Langsam knöpfte er das Hemd wieder zusammen ...

## VI

Es war Februar geworden, ehe Dernot den versprochenen Besuch im „wilden Haag" abstattete. Er kam beladen mit Notizen, mit Plänen und Vorschlägen für eine geeignete Wohnung. Denn obwohl Wilderhaag im Januar wieder nach Berlin zu seinem Verleger gefahren war, überließ er doch gern dem umsichtigen Dernot diese lästigen Vorbereitungen. Er selbst saß über einer Flugschrift, die bald herauskommen sollte, dem Vorläufer eines größeren Werkes in gleicher Linie.

Wilderhaag fand es im Grunde natürlich, daß Dernot die „Realitäten ordne", wie er beruhigt sagte. Eine gewisse Souveränität war ihm dem Freunde gegenüber geblieben, wenn dieser auch leitender Oberarzt des großen Krankenhauses war. Dernot wiederum warf immer noch in der gleichen gelassenen Weise wie früher seine stillen, sich einfressenden Einwürfe gelegentlich in Wilderhaags dithyrambisch vorgetragenen Pläne und Ideen hinein.

Als Dernot zu Frank hinübergegangen war und das Ehepaar noch einen Augenblick am Frühstückstisch saß, sagte Magdalis nachdenklich: „Es ist doch merkwürdig, wie wenig sich Dernot in den zwanzig Jahren, die ich ihn kenne, verändert hat."

Wilderhaag lachte. Ein gut Teil Verachtung klang aus diesem Lachen.

„Was sollte sich an ihm denn entwickeln und wandeln? Er war ja immer der Verständigen einer — keiner reichen Torheit, keines fruchtbaren Wahnsinns fähig ... Er ist ja schon so furchtbar klug geboren ... Und sonst" — Wilderhaag zuckte wegwerfend die Achseln — „er ist ja nie jung gewesen. Wie kann er da altern?"

Inzwischen saß Dernot drüben in Franks Zimmer und stützte den Kopf in die Hand. „Aber ich bin ganz erschrocken."

„Erschrocken?"

„Ja — freilich. Seht ihr denn nicht, wie sich Frau Magdalis verändert hat? Sie ist wirklich in ihrer äußeren Erscheinung fast zur Matrone geworden."

Frank blickte vor sich hin. „Du wußtest doch von Gertoff, wie schwer die Influenza war, die sie während deiner Reise in Norwegen befiel."

„Gewiß! Aber Gertoff beruhigte mich, sie sei nun bis auf eine leichte Schwäche des Herzens wieder völlig gesundet."

„Gesund scheint sie auch," fuhr Dernot nachdenklich fort, „nur dieses Hängen der Mundpartie, diese Säckchen unter den Augen ... Man war

es eben an ihr nicht gewöhnt. Und die Übersiedlung fällt ihr wohl auch schwer... Du, alter Bursche, bist dann leider recht einsam hier..."

„Das muß nun einmal durchgemacht werden." Frank zuckte die Achseln.

Dernot sah einen Augenblick in das noch immer frische, so sympathische Gesicht. „Du hättest eben heiraten sollen, mein Junge. Ich war zum Junggesellen geboren, du aber gewiß nicht!"

„Dann wäre ich es doch wohl nicht geblieben. Mich hat ja niemand gezwungen!"

Der Freund blickte ihn überrascht an. Wie überzeugt das klang... Einen Augenblick fühlte Dernot den starken Reiz, dem andern in seine Schachte hineinzuleuchten...

Er erhob sich schnell. „Nun muß ich aber wieder zu Wilderhaag hinüber, er bat mich in sein Arbeitszimmer. Mir ahnt eine unsrer erfreulichen Debatten...

Aber Dernot irrte. Wilderhaag war nicht diskussionslustig. Er stand an dem weit geöffneten Fenster und blickte entzückt in die andrängende Frühlingsluft.

„Ist das nicht das merkwürdigste Fest des Jahres?" Er wies mit seiner unruhigen Hand hinaus auf die kahlen Sträucher, über denen in der milden, flockigen Atmosphäre eine linde, zärtelnde Sonne tändelte. „Sieh, wie sie diese nackten Zweige voll ersten Willens- und Werdetriebes umwirbt! Welch raffiniertes, aufpeitschendes Spiel für Nerven, Sinne und Seele! Aber das ist nichts für dich," fuhr er mit freundlicher Verachtung fort.

Dernot hielt es für gut, auf reale Fragen zu kommen.

„Also im April wollt ihr noch eine kurze Zeit in ein etwas südlicheres Klima?"

„Gertoff meinte, es sei für Magdalis' Erholung das beste." Ein leises Unbehagen kam aus Wilderhaags Stimme. „Allzulange habe ich allerdings nicht Zeit." Seine Augen gingen zu dem Manuskript auf dem Tisch.

Als der Freund nach einer Weile aufstand, um noch einmal zu Magdalis zu gehen, warf Wilderhaag ein wenig befangen hin: „Wie geht's denn der kleinen Nichte unsres Verlegers, die sich bei meinem Vortrag so sehr für die neuen Erziehungsideen begeisterte?"

„Das hübsche brünette Fräulein?" Dernot dachte flüchtig nach. „Ich weiß nicht. Ich habe sie seit dem Abend nicht mehr gesehen."

„Hauser hat mir gestern wieder geschrieben," erzählte Wilderhaag mit einer gewissen Umständlichkeit, „es handelt sich um die Herausgabe meiner neuen Sache da —" Er fuhr mit der Hand über das Manuskript, fragte dann interessiert: „Ist die junge Kassiererin noch bei Hauser, die immer im Bureau arbeitete?"

„Das weiß und rote Püppchen vorn am Tisch?"

„Ja, diese kleine Eva mit dem üppigen blonden Haar..."

Dernot lachte gutmütig. „Du scheinst wahrhaftig nicht nur in deinen Schriften jetzt der Jugend Interesse zu schenken, Eugen. Und Standesunterschiede machst du auch nicht," spottete er unbefangen weiter. „Ich glaube übrigens, das kleine Püppchen saß noch vorn am Gitter und verwaltete Hausers und deine Kapitalien."

## VII

Wer in diesem Jahr in Baden-Baden am Nachmittag des Grünen Donnerstag, da schon ein spätes, warmes Ostern in der Luft lag, durch die Kastanienallee der Sophienstraße schlenderte, konnte einiger Püffe sicher sein. Trotz des buntgemischten Bildes mit seinem gelegentlichen exotischen Einschlag fielen unter den Spaziergängern Wilderhaags und Magdalis' Gestalten auf, zum Teil durch den Gegensatz ihrer Erscheinungen. Magdalis ging langsam, ein wenig müde. Sie hatte den Blick des beobachtenden Zuschauers, der auf die Dinge des Lebens, auf die Lebensbühne aus seiner ruhigen Loge sieht. Wilderhaag aber holte stark und unternehmend aus, dämpfte sein Tempo nur immer wieder, um mit Magdalis Schritt zu halten. Und seine glänzenden Augen schweiften mit dem Feuer des Zugreifenden lebhaft und unruhig über den Menschenknäuel.

Sie sprachen in der dichten Menge zunächst nur wenig miteinander. Als sie nach den Kuranlagen hinüberlenkten, wies Wilderhaag Magdalis an einer Buchhandlung befriedigt auf seine neue Schrift hin, die in mehreren Exemplaren im Schaufenster auslag.

Magdalis nickte. Ihr Gesicht umschattete sich, doch sie sagte nichts. Sie war in Gedanken, blieb manchmal einen Moment stehen und blickte mit suchenden Augen um sich. Baden-Baden war ihr, Wilderhaag wußte es, aus ihrer Mädchenzeit bekannt. Als ihre Mutter die Kur brauchte, war Magdalis zu Besuch bei ihr gewesen, ein Jahr vor jenem Sommer, da Miera Heimroth den Vetter nach dem beendeten Feldzug hier kennen lernte . . .

Ein paar junge Ausländerinnen, elegante Erscheinungen mit schlanken Gliedern, schlenderten vorbei und musterten die beiden mit neugierigen Augen. Wilderhaag waren die feschen Gestalten und ihre beobachtenden Blicke nicht entgangen.

„Was glaubst du, was die von uns gedacht haben?“ sagte er nach einer Weile unruhig.

Magdalis sah aus ihren brütenden Gedanken auf. „Wer? Ich habe niemand bemerkt.“

Wilderhaag und Magdalis waren jetzt zu dem Kurhaus gekommen. Wie sie die Flucht der Säle, dann die weiten Parkanlagen durchschritten, löste sich Magdalis' stummes Brüten. Sie erzählte Wilderhaag von der Zeit, da sie als Mädchen hier gewesen war — von dem rätselhaften Zauber der Mutter, deren feingliedrige Gestalt sie wieder über diese Parkettböden hingleiten, deren holdseliges Gesicht sie wieder aus diesen Spiegeln in seiner fremden Heiterkeit blinken zu sehen glaubte. Sie schilderte auch, wie Miera Heimroth daheim in dem Schlößchen wie ein anmutiger Fremdling dahingeschritten sei, malte sie, wie sie abends im Lichte der zahllosen Kristallkronen bei den halbamtlichen Empfängen in dem sogenannten Weißen Saal still und unrührbar mit der goldbraunen Haarkrone neben dem ernsten Manne dagestanden habe . . . Und kam dann stockend auf die Zeit, da die Mutter den Vetter hier getroffen hatte — auf die ersten Berichte des Vaters an seine Töchter über dieses Zusammensein mit dem blühenden jungen Offizier mit dem weichen Gesicht und den kraftvollen, festen Händen . . .

Es war, als ob der Duft all jener Dinge jetzt noch einmal in all seiner betäubenden Kraft zu der nun gealterten Frau hinzitterte . . .

Wilderhaag hörte nur zerstreut hin. Er kannte ja das alles, kannte es aus unzähligen Worten und Erzählungen von Magdalis . . .

„Und es ist noch immer ein Paradies, dieses Baden-Baden," sagte Magdalis still vor sich hin und blickte auf die weißblühenden Magnolien am Eingang zu der Lichtentaler Allee.

„Ein Paradies?" fragte Wilderhaag lächelnd. „Wo ist denn die Schlange?"

Wie er wie suchend umherschaute, weckte der Ausdruck seines Gesichtes, der eigentümliche Zug um seine vollen Lippen in Magdalis ein fast unbewußtes Unbehagen.

Sie hatten jetzt den Weg zu ihrer Wohnung in der Lichtentaler Allee eingeschlagen. Magdalis führte Wilderhaag ein paar Schritte seitwärts an der Oos über eine der zierlichen Brücken. „Sieh, Eugen, dieser niedrige weiße Bau mit der Tafel, die sagt, daß Iwan Turgenjew hier die Zeit von 1863 bis 1868 verbrachte, war damals das letzte bewohnte Häuschen. Ich weiß noch, wie oft wir hier standen, weil man uns erzählte, daß der große russische Dichter dort viele Jahre lebte. Meine Mutter hatte alle Romane Turgenjews gelesen und liebte sie sehr . . ."

Sie sprach weiter aus der Macht ihrer Erinnerungen: „Denkst du noch, Liebster, wann ich dir zuerst von dem allem, von der Mutter, du weißt, erzählte? Es war in Hamburg, nach unsrer Rückkehr von Helgoland. Wir schlenderten um die Außenalster, und du breitetest zum erstenmal deine Pläne vor mir aus. Ich wiederum ließ dich in das Leid meiner Jugend blicken . . ."

„Wie dies alles heute so greifbar vor mich tritt!" fuhr sie leise fort. „Du warst so begeistert zu jener Zeit von der Idee des Erziehungsheimes" — sie faßte zärtlich seine Hand — „so unendlich ersehntest du es . . ."

„Ja," erwiderte er unmutig, „aber das w a r eben. Jetzt habe ich erkannt, daß man viel weiter gehen muß" — eine dumpfe Unlust war in seiner Stimme — „daß es heißt, die Axt an die Wurzel legen und vor allem den Geschlechtstrieb zu voller Freiheit entbinden, wenn man wirklich die ewige Gerechtsame der Natur wahren will."

Er warf unruhig den Kopf zurück, während sie sinnend schwieg. „Weißt du," sagte er nach einer Weile, „ich möchte noch einen kleinen Abendspaziergang nach Lichtental zu machen, aber du sollst dich nicht übermüden. Bleibe hier in der Allee in der Nähe unsres Hotels, wenn du nicht hineingehen willst. Ich bin in einer halben Stunde bestimmt wieder bei dir."

Er hatte ihr zerstreut die Hand gereicht, und wie nun seine große, starke Gestalt in der Dämmerung des Abends verschwand, ging Magdalis langsam zurück und setzte sich auf eine Bank an der weiten grünen Rasenfläche.

Wilderhaags letzte Worte tönten ihr im Ohr: „Die ewige Gerechtsame der Natur" — Er hatte es so seltsam, fast gereizt gerufen. Magdalis erinnerte sich, wie er früher gesprochen, wenn er für seine Ideen kämpfte. Wie ein Prophet stand er dann da . . . Jetzt hatte etwas andres in seiner Stimme mitgeklungen. Fast etwas Erbittert-Persönliches . . . Wie jemand spricht, der zugleich für seine eignen Dinge eintritt . . . Magdalis schüttelte leise den Kopf — — —

Die Dämmerung sank sacht hinab. Es wurde stiller ringsum. War es nur der Duft der Vergangenheit, die Erinnerung an all das schicksalschmiedende Leid ihrer Jugend, von diesen Stätten heraufbeschworen, was sich nun in dieser Einsamkeit schwer auf Magdalis' Seele legte ...?

Kein Wagen rollte jetzt mehr. Auch die Schritte der Fußgänger verloren sich. Reglos lagen die sich langhinziehenden Wege da. Selbst die Oos schien noch sanfter zu rauschen. Als einziger heller Fleck blitzte die Fontäne am Eingang der Allee zwischen den hohen Bäumen durch den Abend.

Eine eigentümliche Beklemmung überkam Magdalis. Brütend blickte sie auf die weiten, dunkeln Rasenflächen, in die mächtigen Baumgruppen, die sie düster umstanden ... Alles Leben hatte jetzt ringsum abgeebbt.

Magdalis stand hastig auf. Fröstelnd zog sie die Mantille fest um ihre Schultern und schritt über die kleine Brücke in das Hotel.

## VIII

Es war zwei Tage später. Sonnabend vor Ostern. Die Sonne begann schon langsam zu sinken, von der Stiftskirche zitterten Glockenklänge in den lauen Frühlingsabend. Magdalis und Wilderhaag standen auf der Terrasse des neuen Schlosses. Gelb und tiefviolett, in starken Farben, breiteten sich auf den Beeten weiche Teppiche von Stiefmütterchen. Aus dem Park kamen die süßen, langgezogenen Töne der Drosseln. Duftumsponnen lag das Tal, lagen die blauen dämmernden Berge Badens.

Magdalis lehnte sich über die Brüstung der Terrasse zu dem Klostergarten, der sich da mit seinen Obst- und Gemüseanlagen, langsam ansteigend, hinaufzog.

„Sieh nur," sagte sie und wies auf die in ihrer weißen und schwarzen Ordenstracht unten feierlich dahinwandernden Schwestern, „welch friedvolles Bild! Wie andächtig sich die Nonnen da ergehen ..."

Wilderhaag zuckte unwillig die Achseln. „Wenn dich solches Zeug anzieht, das dir doch zuwider genug sein könnte — ich möchte lieber Sprengstoff in das alles schleudern. Wenn man denkt, wie viele junge Lebenstriebe da zerquetscht werden, wieviel gesundes Fühlen da unrein wird!"

Sie schwieg. Er hatte sich abgewandt und mit starken Schritten den Weg zur Stadt eingeschlagen.

Magdalis fühlte eine seltsame Traurigkeit. Mußte denn in den süßen Frieden dieses Abends wieder ein Mißton kommen? Was war es, daß er jetzt bei jedem leisen Klang, der nicht in seine Melodien paßte, gereizt auffuhr, nie mehr ihr Eignes achtete?

Mühsam ging sie einige Schritte hinter ihm zwischen den weißüberschneiten Obstgärten den holprigen Weg hinab.

Wilderhaag stand jetzt still und bot ihr den Arm. Sie legte ihre Hand hinein, aber sie fühlte keine Wärme.

Ein junger Bursch schritt neben ihnen die Straße entlang und hatte es eilig, zur Stadt zu kommen, drängte an ihnen vorüber. Er pfiff ein Lied. Aber so jung und stark er aussah, das Lied war nicht derb. Eine linde, fast wehmütige Süße klang durch die Töne, etwas Weiches, Sehnsüchtiges, als ob die niedersinkende Holdheit dieses Abends seiner jungen Lebenslust besondere Gedanken geschenkt, sie mit seltsamen Farben gezeichnet hätte.

Die Töne taten Magdalis weh. Gerade weil sie nicht roh waren, weil alle Süße der Liebe, alles ahnungsvolle Erfassen ihrer Schönheit hindurchzitterte und zu ihren noch nicht erloschenen Trieben sprach . . .

Als sie in der Stadt waren, ging Wilderhaag noch einmal zur Post. Sowie sie in Berlin ihre Wohnung eingerichtet hatten, waren sie fortgereist, und er erwartete nun mit Ungeduld einen Brief aus Norwegen, der ihm zu seinem neuen großen Werk wichtiges Material bringen sollte.

Wie Magdalis in das Hotelzimmer trat, fühlte sie eine starke Müdigkeit. Erschöpft schloß sie die Fenster, obwohl die Abendluft nur lind hineinschmeichelte, und setzte sich in einen der großen Sessel. Erst nach einer Weile zündete sie Licht an und öffnete den Koffer, um ein Kräftigungsmittel zu nehmen, das ihr Gertoff verordnet hatte. Bisher hatte sie es noch nicht benutzt, da Wilderhaag von diesen „Stärkemixturen", wie er es nannte, wenig hielt. Er erklärte aber stets, nicht hineinreden zu wollen, da er sich ja als praktischer Arzt nicht mehr eingeübt fühlte und deshalb auch bei der Krankheit Gertoff die Behandlung anvertraut hatte.

Wie Magdalis unter den Flaschen im Koffer kramte, fiel ihr ein kleines Flakon auf, das sie sich nicht erinnerte, früher gesehen zu haben. Sie hob es empor und betrachtete die Etikette mit der kurzen Gebrauchsanweisung in französischer Sprache. Langsam, dann noch einmal aufmerksamer, als ob sie ihren Sinn nur mühsam und nicht ganz verstände, las Magdalis die wenigen fremdsprachigen Worte.

Nach einer Weile ließ sie dann das Flakon sinken. Ein eigentümlicher, schwerer Ausdruck kam in ihr Gesicht . . .

Sie stellte das Fläschchen auf den Tisch und setzte sich wieder in den Sessel. Der Spiegel ihr gegenüber zeigte das Bild einer schönen alten Frau mit regelmäßigen, ein wenig welken Zügen, ergrautem Haar und einem seltsamen Schmerz in den Augen, um deren Winkel sich viele Fältchen fächerartig zogen . . .

Wie war das möglich? Er sich färben! Er, der die Natur, ihre Einfachheit, Wahrhaftigkeit, Gesetzmäßigkeit über alles liebte . . .

Als Wilderhaag eine Viertelstunde später zurückkehrte, saß Magdalis noch immer reglos im Sessel.

„Nun?" fragte er erstaunt.

Sie wies mit der Hand zu dem Fläschchen auf dem Tisch. „Was bedeutet das, Eugen?"

Wilderhaag wechselte die Farbe, trat dann zum Fenster und preßte den Kopf gegen die Scheibe.

„Ich kann das nicht verstehen, Eugen," sagte sie trübe, „von jedem andern leicht und selbstverständlich. Aber von dir? Dir muß es doch so tief widerstreben wie alles Unnatürliche. Und du brauchtest das doch wahrlich nicht . . ."

Er wandte sich jetzt zu ihr, kam näher und barg den Kopf zerquält an ihrer Schulter.

„Du hast recht, ich weiß es selbst — es ist ein Zusammenbruch . . . Aber ich will dir etwas sagen, Magdalis: ich bin wie der Baum, der noch treibt, noch treiben muß . . . Es ist furchtbar, aber ich *kann* nicht alt werden — ich kann nicht!"

Er stöhnte auf.

„Ich kann es einmal nicht ertragen, daß die Leute hinter mir her sagen: der alte Wilderhaag . . .“

Sein Kopf barg sich noch fester an sie. „Magdalis, Magdalis, ich kann es nicht . . .“

Ihr ganzes heißes Gefühl für ihn wallte auf, wie er sich da aufschluchzend an sie klammerte. Ihre Finger strichen über seinen Nacken . . . „Aber wenn wir nun Hand in Hand zusammen in das ruhige, stille Land gehen, Eugen . . .?“

Keine Stimme in ihr flüsterte verräterisch, wie wenig Wahrhaftigkeit im Grunde in diesen vornehm entsagenden Worten sei, wieviel verlangendes Jugendgefühl doch in ihr selbst unter all ihrer strengen Haltung für ihn lebte.

„In das ruhige, stille Land?“ In jähem Erschrecken löste er sich von ihr. „Ich will kein ruhiges, stilles Land! Ich will Bewegung! Ich will —“

Er reckte die mächtigen Arme, seine Hände ballten sich leidenschaftlich.

„Nein, Magdalis“ — er trat von ihr zurück — „du bist sicher sehr gut, aber du kannst mir da nicht helfen . . .“

## IX

Magdalis Wilderhaag saß in ihrem neuen Berliner Heim, einer weitläufigen Etagenwohnung am Gendarmenmarkt, als Doktor Dernot gemeldet wurde. Magdalis hatte ihn seit vielen Wochen nicht gesehen, da Dernot in den Spätsommermonaten eine größere wissenschaftliche Reise nach Madeira unternommen hatte. Er war am vorhergehenden Abend, etwas früher, als er vorausgesehen hatte, zurückgekehrt.

Mit ausgestreckten Händen trat Dernot auf sie zu. „Meine liebe Frau Magdalis! Das ist schön, endlich einmal wieder nach so langer Zeit bei Ihnen unterkriechen zu dürfen!“

„Auch für mich ist es gut, lieber Freund, daß Sie wieder hier sind,“ erwiderte sie herzlich. „Ich bin noch immer nicht recht eingewöhnt, und wer weiß, ob ich es je ganz werde . . . Eugen ist leider nicht zu Hause,“ fuhr sie fort, „aber bitte, nehmen Sie doch hier in meinem Zimmer Platz. Da wird Sie manches wenigstens vertraut anmuten.“

Dernot betrachtete den stillen Raum. „In der Tat, das ist hier fast wie ein kleiner Ableger vom „wilden Haag“.

Seine Augen gingen zu dem Sofa mit den verblichenen Kissen, dem Schäfer mit der Schalmei, dem aus recht unwahrhaftigen Gewässern aufsteigenden pompösen Schloß — dann zu dem Schreibtisch und der dunkelglänzenden Schatulle und blieben auf dem strengen Christusbild an der Wand haften . . . „Unter dem allen sah ich Sie, liebe Frau Magdalis, als ich Sie damals zum erstenmal im „wilden Haag“ besuchte und in Ihrem Zimmer bei Ihnen saß.“

Die Frau nickte. „Es sind ja auch meine Dinge — die Dinge, die mein Leben geschmiedet haben. Und ich mochte mich von ihnen in all den Jahren meines Glückes nicht trennen. Obwohl Eugen es mir verübelte.“ Sie sah Dernots Blick auf Seraphinens Bild gerichtet. „Von Seraphine habe ich Ihnen doch früher oft gesprochen?“

„Gewiß! Ich entsinne mich noch deutlich, daß Frank und mich Ihre anschauliche Schilderung, wie Sie als ganz junges Mädchen geschaudert hätten, wenn Ihre Schwester das Wort „Sünde" sprach, lange beschäftigte."

Magdalis nickte. „Ja, ich fürchtete mich damals fast vor Seraphine. Und wenn sie mit ihrer strengen Stimme sagte: „Wir müssen die Wünsche töten, damit wir die Sünde töten, noch ehe sie geboren wird" ... so lehnte sich alles in mir auf. Aber später habe ich dann doch empfunden," — Magdalis' Augen gingen zu den Kuppeln der Kirchen auf dem weiten Platz — „daß wohl ein letzter Rest in dem allen ist, der einen urewigen, nie verlöschenden Kodex in sich birgt ... Sie als Naturforscher, lieber Dernot, werden mir das zwar kaum zugeben..."

„Sie wissen doch, ich bin in diesen Dingen nicht so absolut."

In Wahrheit hatte Dernot nur halb hingehört. Während Magdalis sprach, hatte er sie beobachtet, war von dem noch immer schönen, vornehm geschnittenen Gesicht wieder gefesselt worden, aber zugleich neu und stärker betroffen durch die unerbittlichen Zeichen des Alters in ihren Zügen.

Es kam Dernot in den Sinn, daß Wilderhaag einst vor Jahrzehnten von einem Ausspruch seiner Tante über Magdalis erzählt hatte — und der Arzt in ihm dachte: Nein, der Körper war eben jene fünfzehn Jahre nicht auf einer Farm — der Körper, der einem sie immer neu begehrenden Schwächling diente, Kind für Kind mit allen Wehen austrug und zur Ruhe pflegte ...

Inzwischen sagte Magdalis: „Aber nun müssen Sie mir vor allem von Ihrer großen Reise erzählen."

„Gern, aber wollen wir es nicht lieber auf ein andres Mal verschieben, wenn Eugen hier ist?"

Die schöngezeichneten Brauen der Frau zogen sich zusammen. „Wenn wir da nur nicht lange warten müssen ..." Langsam fügte sie hinzu: „Er ist jetzt so oft nicht hier."

In die schwere Stille sagte sie dann nach einer Weile: „Man kann es sich eben nicht verbergen, lieber Freund: er ist ein andrer geworden ..."

„Sie meinen in der ganzen Linie seiner Entwicklung," sagte Dernot gezwungen, „aber das ist doch im Grunde keine Wandlung, liebe Frau Magdalis, nur eine Weiterentwicklung. Keine notwendige freilich," sprach er mühsam weiter. „Ich gehe da ja auch nicht mit ihm."

Sie stützte den Kopf in die Hand. „Ich meine nicht nur das, obwohl es sicher alles zusammenhängt. Aber er ist ein andrer geworden. Sie haben es ja wohl auch schon lange bemerkt ..."

„Gewiß, er ist unstet, heftiger, er hat etwas Ruheloses." Dernot ging grübelnd auf und ab, stand dann wieder still. Seine Finger zeichneten auf dem dunklen Holz der Schatulle kleine Figuren.

„Und Sie denken nicht," — seine Augen hingen forschend an Magdalis — „daß da etwas Bestimmtes vielleicht dahinter ist? Etwas, das sich beseitigen ließe, jedenfalls vorübergehen wird?"

„Beseitigen?" Sie schüttelte den Kopf. „Ach nein. Und vorübergehen? Später, viel später vielleicht einmal ... Ich will Ihnen sagen, was ihn so ruhelos und unselig macht. Er hat es mir in Baden-Baden selbst gesagt: er kann nicht alt werden — das nagt an ihm ..."

Dernot hatte ihr aufmerksam zugehört, während seine Finger noch immer mechanisch sibyllinische Zeichen auf dem glänzenden Holz schrieben.

„Nicht alt werden?“ sagte er jetzt verblüfft. „Aber das kann ihn doch nicht so wandeln.“

Lang schlafende Bilder hoben sich aus fernen Gründen seiner Seele. Während seine Blicke von der dunkeln Schatulle zu dem gramvollen Frauengesicht, von diesem Gesicht wieder zu dem glänzenden Mahagoniholz vor ihm schweiften, sah er ein Zimmer mit Hirschgeweihen, ein junges Weib mit weißem, feuchtschimmerndem Nacken und schwarzen, verknoteten Brauen ... Stark gepuderte slawische Züge, kokette Augen, die Wilderhaag vertraulich zulächelten, stiegen vor Dernot auf ... Und zugleich huschte eine Stimme an seinem Ohr vorüber: „Diese richtige Eva mit dem welligen Blondhaar ...“

## X

Das Schüttern der Untergrundbahn, die unheimliche, unterirdische Kraft kündende Bewegung der Luft, die eben der letzte nächtliche Zug zeugte, drang nicht bis zu den oberen Stockwerken des steil aufsteigenden Hauses am Gendarmenmarkt, nicht in das einsame Zimmer, wo Magdalis mit heißem Kopf und wachen, schmerzenden Augen auf ihrem Bett lag und in die Dunkelheit hineinhorchte ...

Um sieben Uhr war Wilderhaag fortgegangen, und jetzt schlug es eins ... „Lege dich schlafen, die Sitzung kann sich lang hinausziehen,“ hatte er, schon in der Tür, hingeworfen ...

Die Ehegatten schliefen, seit sie in Berlin wohnten, in getrennten Zimmern. Wilderhaag hatte dies bei Magdalis' geschwächter Gesundheit für richtig erklärt.

Das Schüttern der Untergrundbahn, die unheimliche Bewegung der Luft, die von gewalttätigen unterirdischen Kräften erzählte, war nicht zu Magdalis hinaufgekommen. Wohl aber stachen all die andern Geräusche, die im Zentrum der Großstadt oft aus weiten Fernen auch durch festverschlossene Scheiben schwirren, auf ihren vom langen Warten zerquälten Kopf ein. Marterte nur dies sie mit tausend Stichen — sie, die stets gewohnt gewesen, nur den Krähenruf von den Feldern oder das Zirpen aus hohem Grase zu hören, wenn sie aus dem Schlaf auffuhr?

Tiefer wühlte sie sich jetzt in die Kissen ein. Sie *wollte* schlafen. Wollte nicht länger den Wächter ihrer Phantasiebilder spielen ...

Aber die Nacht, dieser schlimme Vogel, schlug heute seine schärfsten Krallen in die Seele der einsamen Frau, breitete keinen segnenden Fittich über sie ...

In den dumpfen Halbschlummer klangen schlürfende, ziehende Schritte — Türen schienen sich in der Weite fast lautlos zu schließen — wie seltsame Beschwörungen wurden Geisterworte gemurmelt ...

Und dazwischen stießen sich Laute der Vergangenheit. Eine verdeckte Stimme, bei deren heiser-kraftlosem Ton ein Schauer über ihren Leib glitt, sprach: „Grünt sie noch immer zwischen den Bahngleisen? ...“ und mit spinnenhaft feinen Ästen huschte durch feuchte Nebelluft ein ganz dünnes ärmliches Reis ...

Magdalis fuhr auf ... Nein, das nicht weiter, dies Liegen, Harren, Preisgegebensein ...

Sie zündete Licht an, warf ein loses Nachtgewand über und setzte sich auf den Rand des Bettes.

Eben in diesem Augenblick krachte der Schlüssel im Korridor ...

Magdalis öffnete die Tür ihres Zimmers. Wilderhaag trat ein. Den Schlapphut hielt er in der Hand, fuhr sich mit der andern über die Stirn und die wildgezauste Haarmähne.

„Du bist noch wach?"

„Ja, ich bin wach." Sie trat dicht zu ihm, ihr Gesicht war weiß und verfallen ... „Ich bin wach geblieben, weil ich endlich, endlich Klarheit haben will. Wo bist du? Wo warst du? Was ist es, daß du jetzt immer von mir fort bist?"

Er lehnte sich schwer gegen den Bettpfosten, atmete tief, aber er sprach nicht.

„Was ist es, daß du jetzt immer von mir fort bist?" wiederholte sie.

Jetzt richtete er den mächtigen Körper empor. Seine ausdrucksvollen Hände machten weite und starke Bewegungen. Hin und her schritt er. Nun stand er still.

„Auch wenn du mich nicht gefragt hättest, Magdalis — ich hätte doch mit dir in diesen Tagen gesprochen ... Es litt mich so nicht länger ... Du stehst zu hoch, um dich in Unwahrheit lassen zu dürfen ..."

Er hatte sich in den Sessel geworfen, breitete die Arme in heftig vordrängender Erregung.

„Ich will dir nichts verheimlichen und kann es nicht, Magdalis, es ist etwas ganz Ungeheures, etwas unwahrhaftig-unmöglich Starkes, es ist eine Wiedergeburt ..."

Und seine Augen auf etwas gebohrt, das nur er sah, fuhr er langsam fort: „Sie ist so jung, so jung, so jung ... sie hat mich selbst wiedergeboren ..."

Die Worte kamen mit einer frohseligen Grausamkeit, die langer Wochen geheime Qual von sich warf. Dumpfer Jubel brach aus der rollenden Stimme — etwas Elementares, Gewaltsames ... Der ganze Körper zitterte ...

Magdalis hatte die Augen geschlossen, ihre Finger hielten den Bettpfosten umspannt.

„Sprichst du wahr oder redest du irre?"

„Wahr und irre zugleich! Denn die höchste Wahrheit ist zugleich die höchste irre Seligkeit ... Magdalis, es ist vielleicht schrecklich für dich," fuhr er halb erwachend fort, „aber denke, denke: eine Wiedergeburt! Bei ihr bin ich wieder jung geworden. Jung, stark ... Sieh diese Hände, die wieder können und vermögen ..."

Magdalis trat dicht zu ihm. „Eugen, soll ich das wirklich als Wahrheit nehmen, was du da sprichst? Nachdem wir über zwanzig Jahre ...?" Ihre Stimme brach.

Seine Brust hob sich gemartert. „Ich kann mir nicht helfen, nicht helfen ..." Er warf sich in den Sessel und schlug die Hände vor die Augen.

Nach einer Weile blickte er auf, sah auf sie hin. Ihr Nachtgewand hatte sich oben etwas gelöst — in dem lockeren Flauschstoff bewegte sich der faltige alte Hals. Wilderhaag starrte darauf hin ... Wie Verfall und Moderhauch

fühlte er es zu sich wehen. Alles in ihm zuckte zu dem Weibe, das jung, blühend, lauernd war — zu dem Geschöpf, in dem die Jugend lockte und erzählte: er hielte sie selbst noch einmal in diesem vollen, prangenden Körper fest ...

Noch immer stierte Wilderhaag auf den alten, verwelkten Hals ... Als ob die Verwesung ihn anrühre. Er atmete tief. Seine Augen schlossen sich dämmernd. Wie das Richtige, Berechtigte, das Recht selbst erschien ihm, was er tat und wozu er rang ...

Er stand auf, machte eine weite und seltsame Gebärde ...

„Es ist so. Es geht nicht anders. Ich kann dir jetzt weiter nichts sagen, Magdalis. Wir sprechen uns morgen bei Tageslicht weiter —"

Die Tür ging hinter ihm ins Schloß ...

## XI

„Ich lasse die Herren bitten.

Das Mädchen öffnete die Tür zu Magdalis' Zimmer. Frank und Dernot traten ein.

Magdalis stand aus ihrem Sessel mit einiger Mühe auf und reichte ihnen die Hand entgegen. Frank beugte sich hinab und berührte sie leise. „Meine liebe Frau Magdalis!" Er erschrak über die schreckliche Kälte, die von den kleinen, blassen Fingern kam ...

„Ich danke Ihnen, daß Sie sogleich herübergekommen sind. Und Ihnen, lieber Dernot, daß Sie ihm meine Bitte schrieben. Ich bedarf in der Tat Ihrer beider Rat, Ihrer Freundschaft."

Die Augen der Männer hingen an ihrem starren Gesicht. Sie warf einen Blick umher. „Eugen ist heute nicht hier — er ist für zwei Tage verreist. Aber er weiß, daß ich mit Ihnen spreche, er hat mich selbst darum gebeten ..."

Sie setzte sich ihnen gegenüber auf das alte grüne Sofa und sprach mit Anstrengung weiter: „Erinnern Sie sich, lieber Dernot, was wir vor einiger Zeit hier besprachen — wie ich Ihnen sagte, was die Wandlung in ihm hervorgerufen habe? Wie ich Ihnen erzählte, es sei die Furcht vor dem Alter, die Auflehnung dagegen? Und im Grunde ist es auch wohl dies eine ... Wie er ja selbst sagt" — ein maßloser Gram kam in ihr Gesicht — „daß er die Jugend selbst in seinen Armen jetzt festzuhalten, wieder zu besitzen, in seine eignen Adern überströmen zu fühlen glaube ... Wie auch immer" — sie hob langsam den schönen alten Kopf — „ich habe Sie beide hergebeten, um mit Ihnen meine Zukunft zu überlegen. Es ist nämlich dies" — ihre Stimme verlor jede Klangfarbe — „Eugen will sich von mir scheiden lassen."

„Das ist nicht wahr!" Frank war aufgesprungen.

Auch aus Dernots grauem Gesicht war jede Farbe gewichen. „Das muß ich erst von ihm selbst hören! Ich glaube, Sie nehmen eine Wallung des Moments viel zu schwer, meine liebe Frau Magdalis!" fügte er hinzu und nahm die Hände der Frau, die tot und abgestorben in ihrem Schoß lagen.

Sie ließ es geschehen, ließ auch die Worte dahingehen. Die Augen behielten ihren starren Blick. „Ich habe dies auch zuerst geglaubt. Aber Sie irren."

Und plötzlich verließ sie die Fassung. Der Kopf mit dem dichten grauen Haar sank in die Hände. Verzweifelt stöhnte sie auf.

„Ich glaubte es bis heute früh. Bis er mir da aufs neue erwiderte: unser Zusammensein sei Lüge, er beflecke sich und mich nicht mehr damit ..."

Sie stand auf und trat auf Dernot zu. „Sie wissen, um wen es sich handelt? Er sagte mir, Sie wüßten wohl Bescheid."

„Ich hörte so manches ..." Dernot sah vor sich hin.

Frank blickte ihn mit funkelnden Augen an. „Und was ist es denn überhaupt? Ich glaube nichts von dem allen! Was ist es?"

Dernot knackte mit den Fingern. „Nichts! Ein gemaltes Püppchen, ein Garnichts! Wenn Frau Magdalis sie sehen würde —"

Eine maßlose Qual kam in die Augen der Frau. Die Hände auf dem Rücken ineinander geschlungen, ging sie ruhelos, wie gejagt auf und nieder. „Ich habe sie gesehen ..."

Die Männer fuhren auf.

„Sie war vor einigen Tagen hier, sie fragte nach ihm, es war wohl Absicht ..."

Magdalis' Kopf senkte sich wie in körperlicher Qual. Sie hörte eine Stimme: „Wenn er mir nun keine Ruhe läßt ..." sah einen weißen Hals sich kokett-schmollend bewegen ... sah dieses Geschöpf mit der unter dem leichten Spitzeneinsatz ruhig atmenden, weichen Brust, dem kunstvoll gewellten blonden Haar — dieses Geschöpf, das nichts andres sein wollte, als es war, und mit diesem Sein alles erreichte, was es wollte ... Etwas Dumpfes, Schreckliches kroch an Magdalis heran ... o diese Bilder ...

Langsam sagte sie vor sich hin: „Ich liebte ihn, wenn er blaß war, der Prophet, den ich in ihm bewunderte und anbetete — nicht, wenn er heiß war ..."

Aus Dernots grauen Augen ging ein rascher Blick zu ihr. Glaubte sie, was sie da sprach? Dann war ihr wenigstens die tröstende Selbsttäuschung geblieben ...

Inzwischen wiederholte Frank laut, stark: „Ich glaube nichts von dem allen, Frau Magdalis. Eugen ist stets ein Mensch der Stunde gewesen. Man kann nicht mit ihm rechnen wie mit andern. Das sind nichtige Dinge, die vorübergehen. Ich werde mit ihm reden ..."

## XII

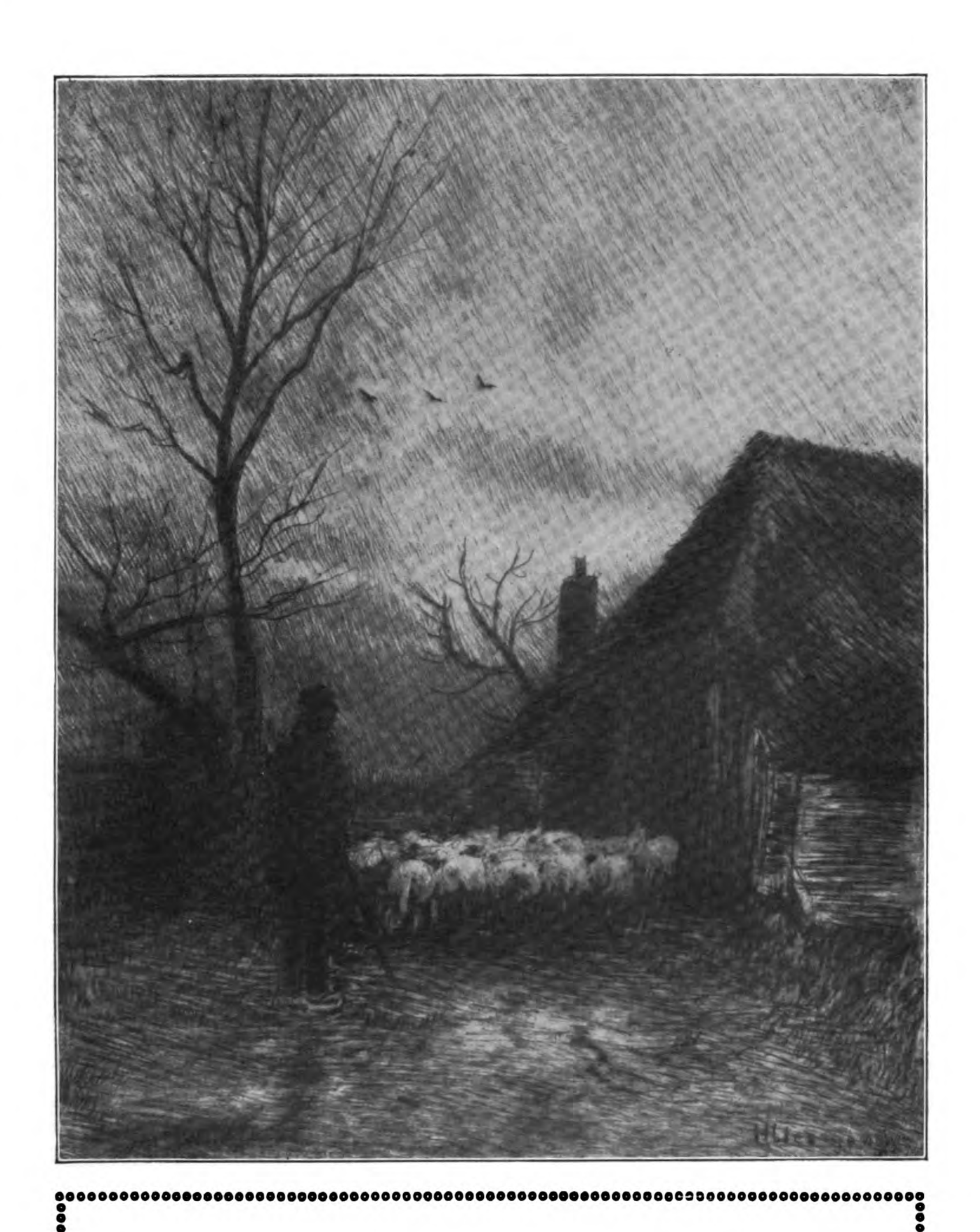
Frank warf den wildledernen Handschuh auf den Tisch.

„Dies Gespräch war ein Ende. Ich jedenfalls bin mit ihm fertig. Und ich habe keinen Grund, ihr das zu verbergen."

Dernot, der in der Ecke des Wilderhaagschen Wohnzimmers grübelnd stand, sagte langsam mit gedämpfter Stimme: „Einen Zweifel über unsre Stellung habe ich ihr auch in meinem Billett nicht gelassen. Aber vergiß nicht, Walter, daß wir ihm schließlich Gerechtigkeit bewahren müssen. Du weißt gut, wie oft er mich saft- und kraftlos genannt hat, eine „ärmliche Geburt trüber Verständigkeit" und so weiter. Aber wie er heute so dastand und rief: „Was willst du! Sowenig du einen Fluß in seinem Lauf zurückzwingen kannst, so wenig ist es denkbar, mein Empfinden zurückzustauen, zu bewirken, daß ich wieder der Mensch von vorgestern werde" — wie er heute dastand, Walter, habe ich doch gefühlt: er ist eben, der er ist und — der er w a r!"

Frank atmete tief. „Worte!"

Noch leiser fuhr Dernot fort: „Und denkst du etwa, wenn er nicht dieser Mensch mit der ungeheuren Triebkraft wäre, er hätte einst vor Jahrzehnten



Heimkehr

Nach einer Radierung von H. Liesegang

die Baronin von Mersattel von dem einsamen Gutshof aus den begehrenden Armen jenes stark und klug herrschenden Frömmlers herausgezwungen?"

Frank hatte nicht mehr scharf hingehört.

„Weißt du, wen ich eben auf dem Weg von ihm traf? Gertoff!... Hätte er nur weniger gekonnt, dieser virtuose Arzt! Wäre sie damals gestorben, damals..."

Frank legte die Hand über die Augen. Dernot sah ergriffen auf ihn. Er fühlte: ein Stück Leben, Lebensbasis war auch ihm zerbrochen. In diesem Augenblick trat Magdalis ein, reichte ihnen müde die Hände entgegen.

„Ich danke Ihnen für Ihr Billett, lieber Dernot. Es sagte mir, was ich wußte, war nur das erwartete Siegel."

Sie hielt inne und fuhr leise, stockend fort: „Er sagte mir, als er die Wohnung gestern nach seiner Rückkehr verließ, meine Anwesenheit in Berlin sei nicht nötig zu allem Weitern. Sie, lieber Dernot, übernehmen es wohl, meine Klage auf Ehebruch anzustellen. Diese Form entspricht seinem Wunsch —"

Sie vollendete langsam, schmerzhaft scharf: „Da sie die schnellste Lösung möglich macht."

„Das Häuschen bleibt mir." Sie holte tief Atem. „Ich habe ihm gesagt: das Häuschen verlasse ich nicht. Es hat mich zu viel gekostet, hineinzukommen. Freiwillig gehe ich nicht mehr aus diesem Hause... Und ich fahre nun, so schnell es immer geht, nach Thüringen zurück."

Dernot und Frank tauschten einen raschen Blick. Dann sagte Dernot: „Sie haben gewiß recht: das Haus bleibt Ihnen, und Sie wissen gut, mit welchem Freundesgefühl Frank Sie dort erwartet. Wir dachten nur..."

Er hielt inne. Seine eigne Stimme tat ihm weh. Es war so furchtbar schwer, vor diesen großen, trostlosen Augen zu reden. Jeder Laut, jede Bewegung, der Klang der Worte stach wie eine Roheit ins Ohr.

Gedämpft fuhr Dernot fort: „Wir dachten nur — auch Frank, so sehr er Sie dort wünscht — Sie sollten nicht sogleich hingehen. Eine Wohnung hier in Berlin, meine liebe Frau Magdalis," — er beugte sich sanft zu ihr — „haben wir ja schnell gefunden. Und Sie wissen, was Sie für mich einsamen, stets einsiedlerischen Menschen bedeuten. Dort aber" — die Stimme des Mannes senkte sich noch tiefer — „würden Sie aus jedem Winkel Erinnerungen rufen..."

„Erinnerungen? Meinen Sie etwa, es gäbe einen Winkel der Erde, wo mich *nicht* Erinnerungen riefen?" Sie schluchzte trocken auf, ließ dann den Kopf stumm auf die Tischplatte sinken...

Außer sich beugte sich Frank über sie und nahm ihre Hände. Von dem Gefühl langer Jahre, das, ihm fast unbewußt, in ihm gelebt, war nichts mehr in ihm. Eine alte Frau war, die da zusammengesunken saß. Aber jeder Blutstropfen in ihm war Mitleid, war heißer Wunsch, sie loszulösen von der Vergangenheit, von ihrer Qual...

Dernot sah schärfer... Für sie würde es kein Loslösen mehr geben...

Magdalis wandte ihnen jetzt das gramvolle Gesicht zu. „Glauben Sie mir, es ist dort nicht besser, nicht schlechter für mich als anderswo." Mit einem seltsamen, unheimlichen Klang in der Stimme fuhr sie fort: „Ja, wenn ich ohne ihn schon ein Leben gehabt hätte! Aber es gab vorher für mich ja nur eine Gefangenschaft. Er hat mich erst mit der Welt beschenkt."

Wie im Halbtraume stand sie auf, sprach vor sich hin: „Sieh hier dein Reich, dein Königreich, die Welt!“ so sagte er damals an dem Abend, ehe wir nach Helgoland fuhren und über die Lombardbrücke gingen. Blau fluteten rings um uns die Wasser, und in den Scheiben der Fenster flirrte und klirrte das letzte Licht des Tages. Und dann am nächsten Morgen am Hafen, als ich eigentlich zum erstenmal das Leben sah, wie er da meine Hand nahm: „Sieh, hier spricht die ganze Erde, und sie öffnet sich vor dir, sie gehört dir —“

Es war plötzlich, als sei die alte Frau verschwunden, die junge Magdalis mit den blauen, ins Leben hineinhorchenden Augen stand da . . .

„Oh, es war der Lenz selbst, der um mich warb!“ Sie hielt plötzlich inne, kam zu sich, sah die Augen der beiden groß auf sich gerichtet.

Sie strich sich über die Stirn. „Wo sollte ich hingehen? Nein, da ist keine Ecke, aus der er nicht ruft,“ sagte sie langsam. Stumm und halb abwesend hörte sie, wie die Männer auf sie einsprachen.

Nur als Dernot erwähnte, daß sie ein Zusammentreffen nicht zu fürchten brauche, da Wilderhaag erklärt habe, meist auf Reisen zu sein, zuckte sie leicht zusammen. Nach einer langen Weile meinte sie dann müde: „Ich glaube, Sie irren beide. Die Stille im „wilden Haag“ ist für mich keine schlimmere Einsamkeit als das tosende Berlin. Aber da Sie es raten, will ich zunächst hierbleiben, will es versuchen . . .“

## XIII

Der Winter war mehr als zur Hälfte hingegangen, ehe die Scheidung zwischen „Eugen Wilderhaag und Magdalis Wilderhaag, geborenen Heimroth, geschiedenen Baronin von Mersattel“ ausgesprochen wurde. In Magdalis' Leben hatte diese gerichtliche Erklärung äußerlich dann kaum eine Änderung hervorgerufen. Die Kluft zwischen ihr und der Außenwelt war so groß, daß es nie über den Austausch einiger Phrasen kam, wenn Dernot sie aus ihrer einsamen Etagenwohnung hinausquälte und sie bestimmte, mit Menschen zusammenzukommen. Er selbst war Tag für Tag bei ihr, und Frank fuhr jeden Sonnabend von Thüringen zu ihr.

Ein einziges Mal glaubte Dernot eine Wandlung in ihrer großen Starrheit zu sehen, als er mit Magdalis einen Spaziergang verabredet hatte und sie an ihrem Treffpunkt Unter den Linden ganz vertieft in die Auslagen einer Buchhandlung fand. So versunken, daß sie ihn zuerst gar nicht bemerkte. Aber die Befriedigung in seinen Zügen schwand bald, denn bei einem Blick in das Schaufenster leuchtete ihm in einem auffallend gelben Umschlag breit und unübersehbar Wilderhaags neuestes Werk „Seelenkraft und Geschlechtsleben“ entgegen.

Dernot hatte damals sofort wieder gleichmütig die breite Straße hinabgeblickt, als gäbe es keine wissenschaftliche Buchhandlung dort, keine gelbgebundenen Neuerscheinungen über Sexualleben. Denn mit der harten Zähigkeit des Arztes wichen er und Frank der stummen, scheuen Frage aus, zu der jedes neue Gespräch von Magdalis, jeder wärmere Blick ihrer Augen hinlenkte. Sie erklärten, nachdem die Auseinandersetzung betreffs des Erziehungsheims, das Frank ja schon seit Jahren allein leitete, erledigt war, nichts mehr von Wilderhaag zu wissen und wußten in der Tat nichts von ihm. Nur daß sogleich

nach der Scheidung die neue Eheschließung vollzogen worden und Wilderhaag seitdem auf Reisen war, hatten sie Magdalis damals gesagt — selbstredend habe, wie Dernot verächtlich hinwarf, das Püppchen keine Ruhe gegeben, ehe sie „Frau Doktor" hieße.

Einmal erzählte Frank Dernot, daß Magdalis, als er abreiste, wehmütig zu ihm gesagt hätte, sie habe Heimweh — jeden Morgen träumte sie aufs neue, sie erwache wieder im „wilden Haag"... Doch Dernot schüttelte resolut den Kopf. „Heimweh, Walter? Denkst du, daß Park und Haus, die Wälder Thüringens dieses Heimweh stillen würden?"

Im Spätwinter hatte Dernot Magdalis mehrfach zu Theaterbesuchen bestimmt. Und einmal schlug er ihr vor, mit ihm zu einem Konzert im Beethovensaal zu gehen. „Von Toiletten und so etwas ist da nicht die Rede, meine liebe Frau Magdalis. Und Sie sagten mir doch immer, daß Sie die Egmontouvertüre so sehr lieben."

Magdalis nickte. Als aber am Nachmittag ein Brief Dernots kam: eine unerwartete Operation zwinge ihn leider, erst etwas später zu kommen, er sende ihr hier das Billett und würde sie dort treffen, jedenfalls hoffe er noch den größten Teil des Konzertes mitzugenießen — da wäre sie am liebsten wieder zu Hause geblieben. Gleichgültig und müde, wie sie war, erschien ihr dieser Konzertbesuch in jeder Hinsicht nur als Last.

Als sie aber abends in dem Saal saß und die erste Nummer des Programms, die Ouvertüre zur Zauberflöte, einsetzte, belebte sie sich. Der Zauber der Klänge kam zu ihr, ergriff sie. Dernots Abwesenheit empfand sie kaum mehr, obwohl sie ziemlich isoliert saß, da auch die nächsten beiden Plätze zu ihrer andern Seite leer blieben. Sie fühlte nur nach langen toten Zeiten wieder den Reiz der Töne, die stets, wie Wilderhaag es richtig erkannt hatte, ganz elementar auf sie einwirkten. Angeregter als seit Monaten blieb sie, wie die letzten starken Posaunenklänge verklungen waren, in der Pause auf ihrem Platz.

Und wie nun die zweite Nummer, der Brautchor und Brautmarsch aus Lohengrin, dahinströmte, ergriff sie eine immer stärkere Bewegung. Ihr Atem ging unruhig, ein leidenschaftliches Leuchten kam in die blauen Augen. Die Erinnerung an die heiße Sommerzeit ihres Glückes stieg in ihr empor, und zugleich allerhand Dunkles, Vergangenes wie eine geheime, tief in sie eingesenkte Melodie ... Aus grünem Parkgebüsch reckte sich ein schlanker Turm, sie sah einen geöffneten Flügel, lässige Seidenkissen ... Ein schwerer, starker Duft ging durch ihre Sinne ...

So aufgewühlt war sie, daß ihr Körper noch immer in stummer Erregung mitschwang, als die Töne längst verklungen waren. Sie beachtete auch gar nicht, daß, als die Egmontouvertüre begann, die Plätze neben ihr vom Mittelgang aus besetzt wurden, wandte erst nach einer Weile, noch halb abwesend, den Kopf zur Seite und ließ ihn über die nun bis auf Dernots Sitz gefüllte Reihe schweifen ...

Irgend etwas erschreckte sie da, mußte ein Erinnern wecken ...

Sie erwachte plötzlich aus dem merkwürdigen, gehobenen Traumzustand, während die Celli und Geigen stärker zu arbeiten begannen.

Ein starker Moschusduft wehte dicht neben ihr, Magdalis bog den Kopf

unangenehm berührt ein wenig weiter, sah ein Profil, eine flatternde Haarmähne, nur durch einen einzigen Sitz von ihr getrennt...

Sie schrak zusammen, wurde eiskalt. Plötzlich spürte sie mehr, als daß sie es sah, wer da, mit dem vollen Frauenarm sie fast berührend, dicht neben ihr saß, Kleid an Kleid, Körper an Körper — —

Einen Moment war es, als ob Magdalis' Herz den Schlag aussetzte. Dann kam es wie Lähmung über sie. Sie konnte nicht aufstehen, nicht einmal sich bewegen. Jedes Glied versagte.

Erst als das ganze klangreiche, tönende, klingende Stück vorbeigerauscht war, raffte sich die Frau mit einer letzten Willensanstrengung zusammen, schleppte sich durch den Seitengang aus dem Saal.

Wie durch Schleier glaubte sie noch zu sehen, daß Dernot eben durch eine andre Tür des Saales eintrat. Sie wußte von nichts mehr, griff nur nach ihrer Garderobe und stürzte, so schnell es ihr möglich, die Treppe hinab, in die nächste Droschke hinein. — — —

„Ich löse hier alles auf. In zwei Tagen bin ich dort," lautete der Schluß des Briefes, den Frank am nächsten Abend in Händen hielt. „Sie haben es gewiß gut mit mir gemeint, Sie und Dernot. Aber es nutzt nichts. Was ist jede Erinnerung gegen solche Begegnung!

Dieses nicht noch einmal! Im „wilden Haag" ist es still. Es ist d i e Stelle, wohin e r nie kommen wird. Und eine solche Stelle, eine solche Sicherheit brauche ich.

Lassen Sie mich dort ruhig sterben, wenn es sein soll. Sie gönnen doch auch dem verwundeten Tier, ins Dickicht zu kriechen.

Magdalis."

## XIV

Blau hatte der Sommer über den Bergen Thüringens gelegen. Nun war der Herbst gekommen. Des wilden Weines Gerank, das Magdalis Heimroths Haus fest und bergend umspann, zeigte bräunlichrote Farbenflecke. Von den alten Kastanienbäumen, zu deren Kronen Wilderhaag einst mit einem seltsamen Schauder vor den Fluten der dahinschwindenden Zeit geblickt hatte, fielen wieder mit dumpfem Krachen die reifen Früchte, daß die stacheligen Schalen auseinander platzten und die blanken braunen Gesellen hurtig über den breiten Ruheplatz dahinkollerten. Durch die blasse, reine Septemberluft klangen glockenklar die Lieder der Knaben vom Erziehungsheim herüber.

Nichts fast schien in dem weiten Park verändert, durch dessen grüne Einsamkeit die schöne alte Frau mit dem müden Gang oft an Franks Seite still dahinwanderte. Selbst das Schild vorn „Im wilden Haag" war neben der kleinen Tafel, die „Magdalis Heimroth" als Eigentümerin der Besitzung zeigte, geblieben. Frank hatte es entfernen wollen, doch Magdalis wehrte ab.

„Wir wollen nichts mehr ändern, lieber Freund. Ich fange nicht noch einmal von vorn an. So lang oder kurz mein Leben sei, ich werde es nie von dem „wilden Haag" freimachen können..."

Auch in dem Häuschen war außer dem einstigen Arbeitszimmer Wilderhaags kaum etwas umgewandelt. Manchmal stand Frank neben Magdalis

in dem schmalen Raum, wo all ihre Andenken bewahrt waren, und blickte auf das Bild der Schwester, die dort mit ihren strengen Augen von der Wand herabschaute. Magdalis sprach stets gleich liebevoll von Seraphine, ja, es war Frank, als ob sie nun auch öfters die ganze Umwelt ihrer Jugendjahre berühre.

In einer Abendstunde, als Frank mit Magdalis über den schon stillen Spielplatz des Erziehungsheims zwischen den breitausladenden Obstbäumen dahinschritt und in der Weite in der blaßblauen Herbstluft sich sanft die Abhänge des Thüringer Waldes hoben, sagte er: „Irre ich mich, oder gehen jetzt Ihre Augen stets dort gen Westen, als ob Sie da etwas suchten?"

Magdalis lächelte. „Sie haben recht. Es fällt mir selbst auf, daß ich in der Richtung immer nach dem Wohnsitz meiner Mädchenjahre blicke. Ich habe ihn doch nicht geliebt, hatte auch wahrlich keinen Grund dazu. Und ich bin nie wieder in dem weißen Schlößchen gewesen, wo nun schon seit Jahrzehnten Fremde leben. Aber vielleicht ist es, weil vor uns als alten Menschen immer die Bilder der ersten Jugend aufstehen: der anmutige Bau mit dem schlank in die Höhe sich reckenden Turm tritt jetzt im Wachen und Traume vor mich . . ."

„Besonders die helle Glasveranda sehe ich," fuhr sie fort, „wo ich mit Seraphine saß und meine Wünsche in den zähen Stramin hineinstickte und -spann, meine Luftschlösser, von denen nur das vergilbte Kissen noch erzählen könnte . . . Wissen Sie, der Schäfer mit der Schalmei, über dessen schmachtendes Liebeswerben Sie und Dernot so oft lächelten!"

Ihre Stimme ward noch leiser. „Die kleine Magdalis war ein recht wunschfrohes Vöglein — ich glaube, das Blut in ihren Fingern hatte mehr unbewußte Gemeinschaft mit jenem galanten Schäfer und der zierlichen, huldvollen Dame, als sie selbst ahnte . . ."

Der feuchte Duft sinkender Herbstblätter kam jetzt stärker vom Walde. Frank blickte besorgt in die dunkelnde Luft. Der Gang der Frau erschien heute besonders schleppend, eine schwere Traurigkeit war in ihren Augen. Er dachte, wie sehr der Arzt vor jeder Anstrengung, jeder neuen Erregung gewarnt hatte, und führte sie ängstlich den kurzen Weg zurück.

Nachdem er dem Briefträger noch an der Tür des Häuschens die Post abgenommen und Magdalis ihre Zeitungen gereicht hatte, schied er. Magdalis versprach ihm auf seine Bitte, sich besonders früh zur Ruhe zu begeben.

Als Frank dann spät am Abend seine Zeitung überflog, schrak er zusammen. „Wenn man nur geahnt hätte, daß so etwas im Anzug war... Dann hätte man das Blatt abgefangen . . ."

Er war sehr blaß. „Hoffentlich hat sie den Anzeigenteil heute nicht mehr gelesen. Sie wollte sich ja gleich schlafen legen." Erregt spähte er durch die Dunkelheit zu dem kleinen Hause hinüber, das stumm und lichtlos in der Nacht dalag — —

Am frühen Morgen wurde Frank hinüber gerufen. Der Arzt aus dem nahen Ort war gleich zur Stelle . . .

Es war ein stilles Sterben gewesen. Ein Herzschlag hatte die Frau im Schlafe hinübergenommen.

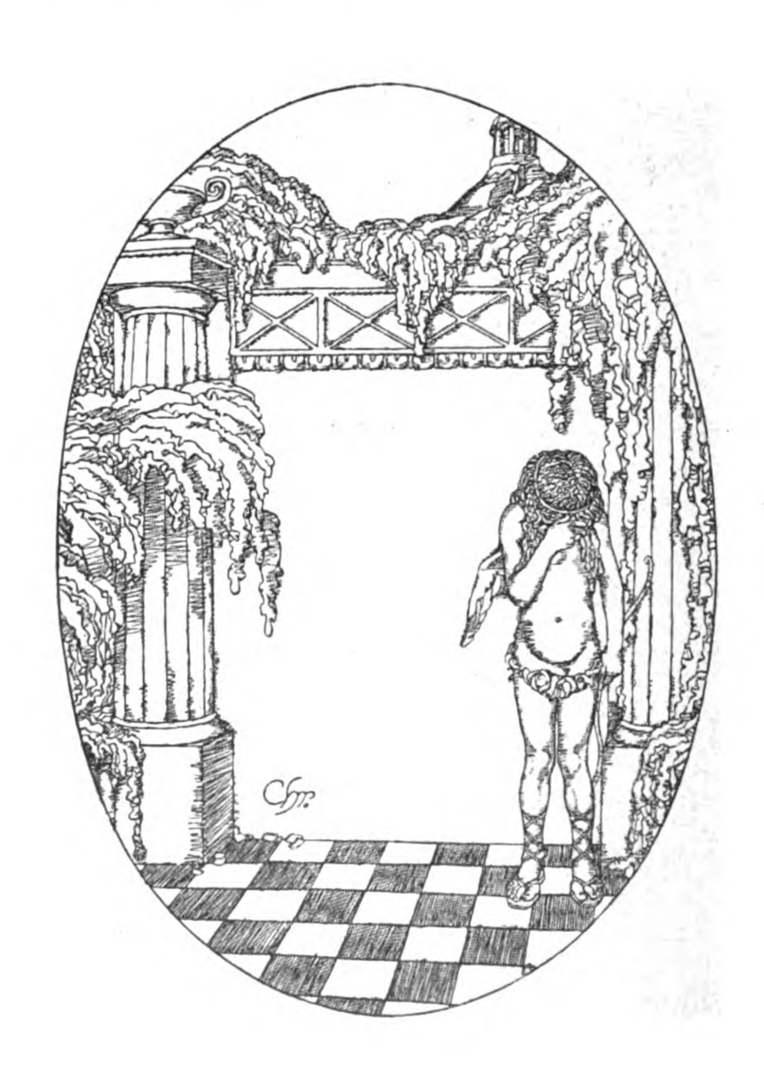
Erschüttert stand Frank, als er wieder allein war, bei der Leiche und

blickte auf das verfallene, doch noch immer schöne Gesicht, auf diese tiefen Falten und Furchen, die das hier so lange zuckende Sehnen zu höhnen schienen.

Besser als der Arzt wußte er, was dem ungleich arbeitenden Herzen den letzten Stoß gegeben und den Tod herbeigerufen hatte, der die Unruhige in die große Ruhe hinüberküßte. Auf dem Nachttisch lag scharf zusammengefaltet ein Zeitungsblatt. Frank bog es auseinander und las: „Die Geburt eines Knaben zeigen an Eugen Wilderhaag und Frau ...“

Leise neigte sich Frank über die Tote, küßte die kleine starre Hand.

Dann trat er aus dem Sterbezimmer in den Nebenraum. Von der Wand blickten ihm die unerbittlichen Augen Seraphinens entgegen ... In einer jähen Erregung riß er das Fenster auf und starrte in die leuchtende Morgenfrühe. Ein stiller Herbstzauber breitete sich draußen. Gottes Sonne spielte über Gerechten und Ungerechten.





Phot. Carl Heller

Winterlandschaft aus dem Engadin

# Vier Gedichte von Leo Heller

## Glockenläuten

Sankt Michael hat ein schönes Läuten,
Man kann den Klang der Glocken deuten:
Abendfrieden und Mittagsruh
Und ein ernstes „Dem-Tage-Zu!"

Doch am schönsten tönen und hallen
Die Glocken, wenn sie am Sonntag schallen,
Zur Maienzeit, wenn die Herzen klopfen
Und Tränen der Sehnsucht niedertropfen.

## Morgen

Noch eine Weile, dann ist es Morgen,
Schon hat sich Stern um Stern verborgen.

Schon hebt es sich aus verschlafenen Ecken
Und huscht und huscht, das Leben zu wecken.

Es tastet an Schläfen und tastet an Lider.
Es steigt empor und gleitet nieder —

Da flammt es im Ost vom himmlischen Feuer,
Da tritt der Tag an das leuchtende Steuer.

## Ernte

Du bist schön!
Meine Augen werden nicht müde,
Dich anzusehn.
Meine Augen ernten und führen
Die Früchte ein.
Mein Herz hat offene Türen:
Es will Scheuer sein!

## Thule

Es leuchten alle Wege,
Von Stein und Dorn entblößt,
Daß sich kein Fuß beim Gehen
An Kanten und Spitzen stößt.

Und alle Lebenssorgen
Sind achtsam fortgeräumt,
Daß keine klare Seele
Von ihren Schatten träumt.

Das Land liegt in der Weite,
Fern, fern im Weltenmeer.
Mir ist, als dränge heute
Ein Hauch von drüben her.



Turm Calvin

# Alt-Paris. Von Carl Lahm

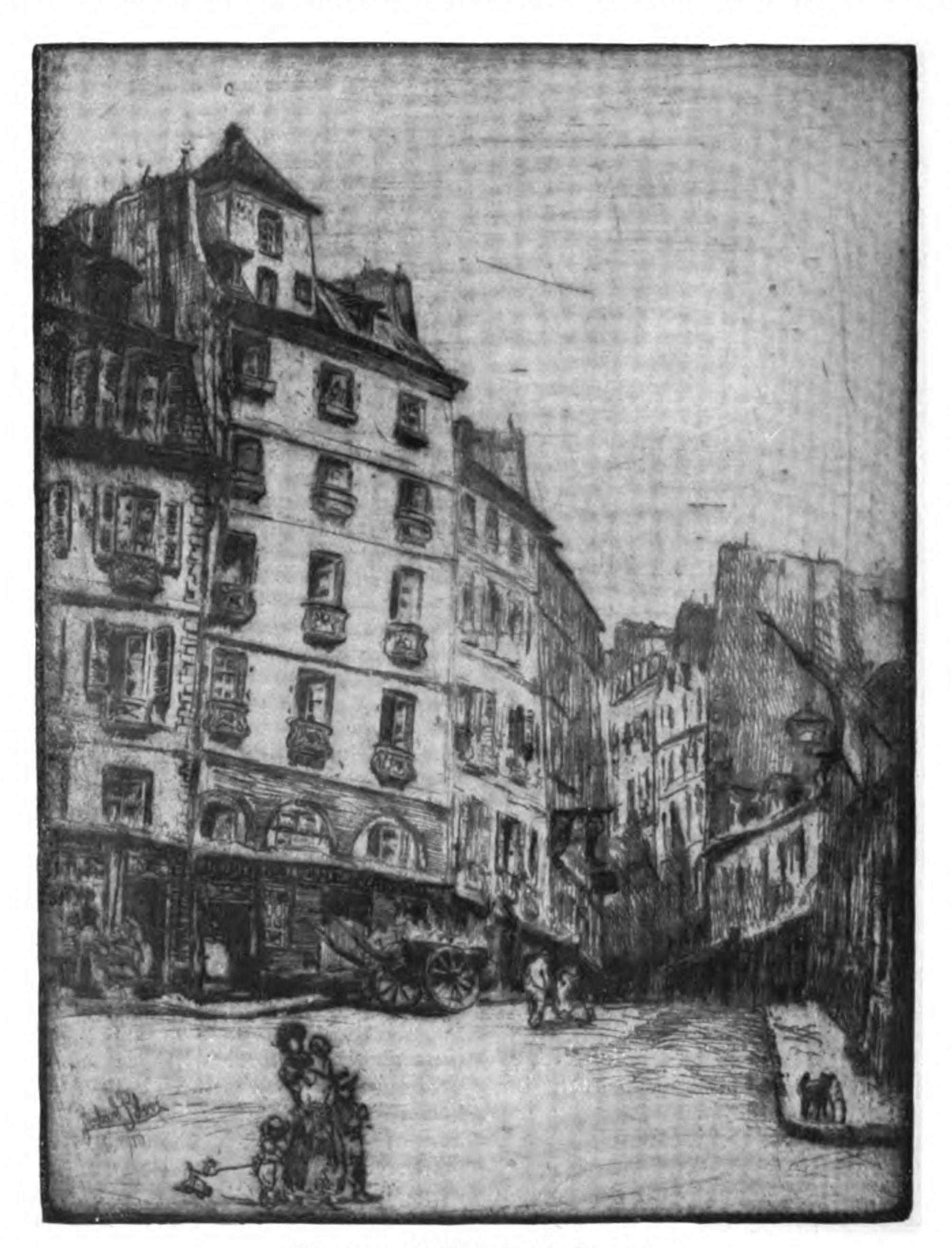
(Mit dreizehn Abbildungen nach Radierungen von Richard Bloos)

Der „Haußmannismus" wütet wieder in Paris. Gerade wie zur Zeit des zweiten Kaiserreichs, als der Seinepräfekt Baron Haußmann für Napoleon III. auf dem Stadtplan mit roten Strichen eingezeichnet hatte, wo die breiten Verkehrsstraßen, die Boulevards, durch das mittelalterliche Gassengewirr führen sollten, erheben die Freunde von Alt-Paris wieder ein Klagegeschrei. An die ehrwürdigen Steine, die so viele historische Ereignisse gesehen, darf nicht gerührt werden, auch wenn sie nie der Meißel eines Künstlers verschönert. Sowenig berlinerisch oder amerikanisch die Baulust in der französischen Hauptstadt ist, entscheiden sich doch von Zeit zu Zeit Magistrat und Spekulanten zu einem Boulevard- oder Straßendurchbruch und gar zur Niederlegung eines ganzen Viertels.

Der Boulevard Raspail wird demnächst feierlichst eingeweiht werden, da sich seine verschiedenen Teile endlich verbinden ließen und dem Quartier Vaugirard Licht und Luft gaben. Auf den großen Boulevards arbeiteten ungeheure Hebekräne; die Rue Edouard VII. geht ihrer Vollendung entgegen, und das nötige Geld für die Einmündung des Boulevards Haußmann wurde im Rathause bewilligt. Selbst die verlassenen, einst als Mittelpunkt des gesellschaftlichen und geschäftlichen Lebens berühmten Galerien des Palais Royal sollen umgebaut werden, nachdem ein Konsortium

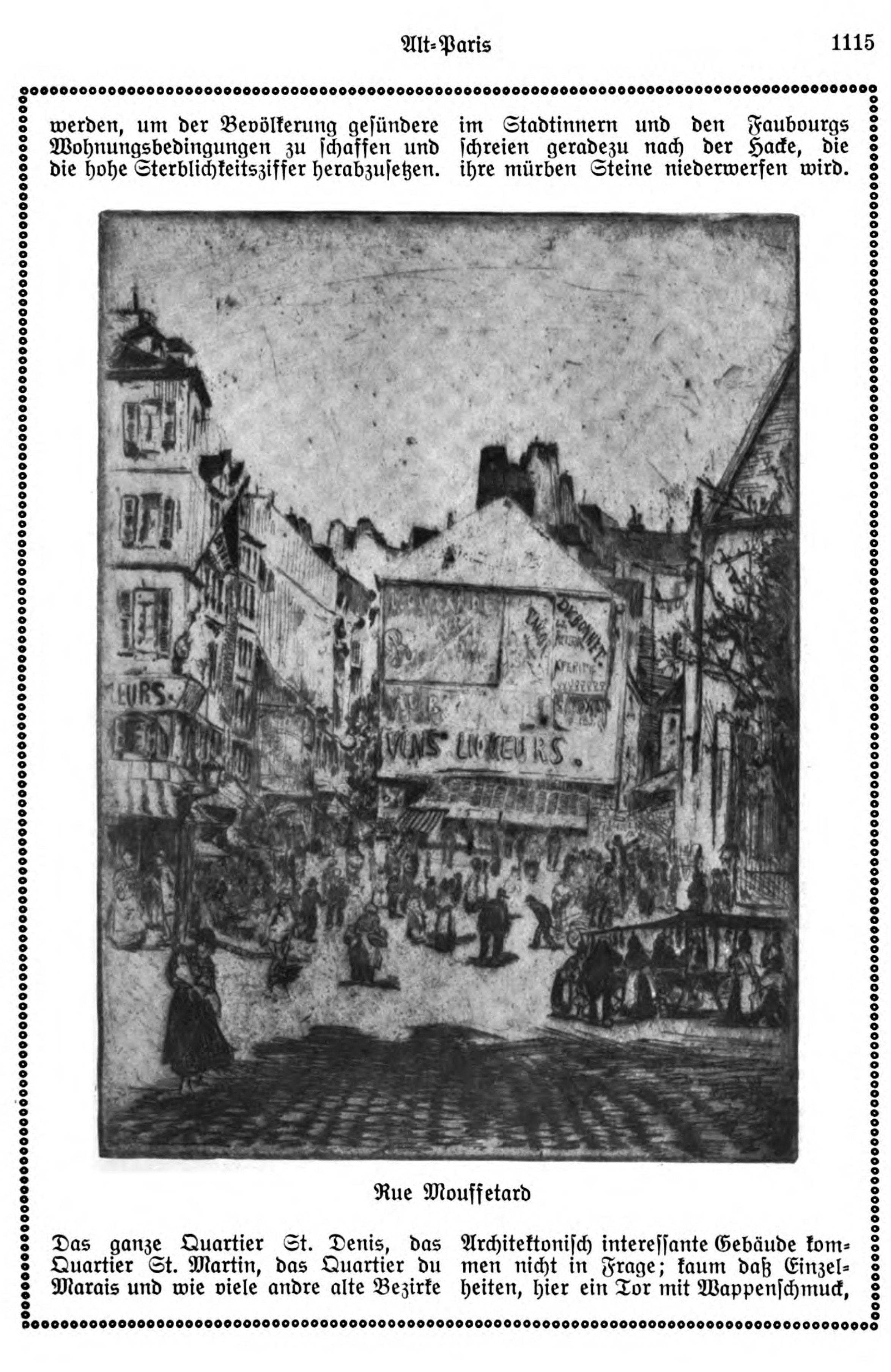
sämtliche in Balzacs Romanen so liebevoll geschilderten Häuser an sich gebracht hat: Baron Hulot, der immergrüne Liebhaber der Madame Marneffe, hüllt sich in Trauer...

„Modern" und praktisch denkende Leute rufen: „Dem Himmel sei Dank, daß mit den schmutzigen Ecken aufgeräumt wird!" Vom Standpunkt der Hygiene und des ungehinderten Verkehrs haben sie recht. Noch müßte reichlich ein Viertel von Seinebabel in Trümmer geschlagen



Rue des Fossés Saint-Jacques

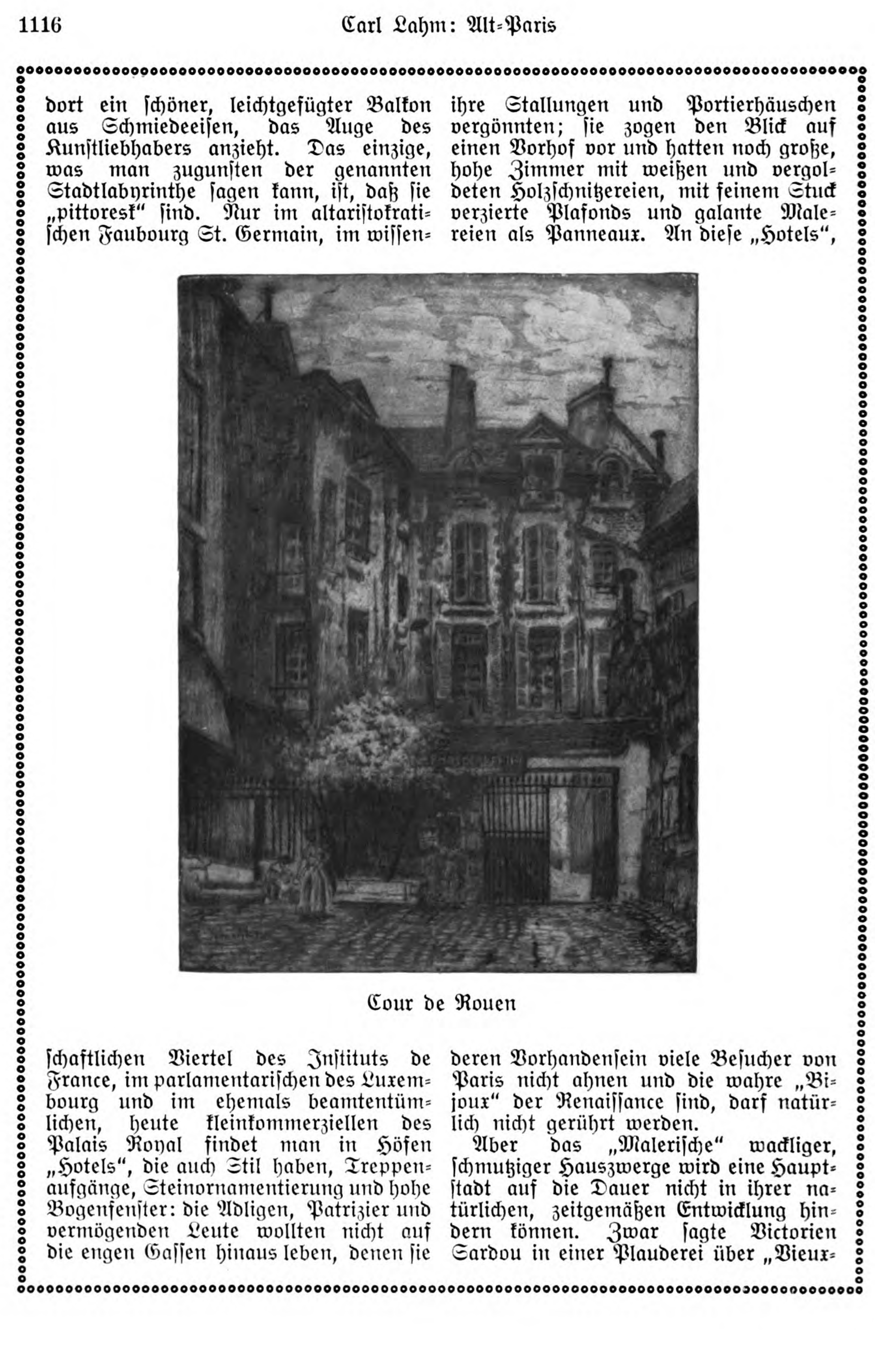
werden, um der Bevölkerung gesündere Wohnungsbedingungen zu schaffen und die hohe Sterblichkeitsziffer herabzusetzen. im Stadtinnern und den Faubourgs schreien geradezu nach der Hacke, die ihre mürben Steine niederwerfen wird.




Rue Mouffetard

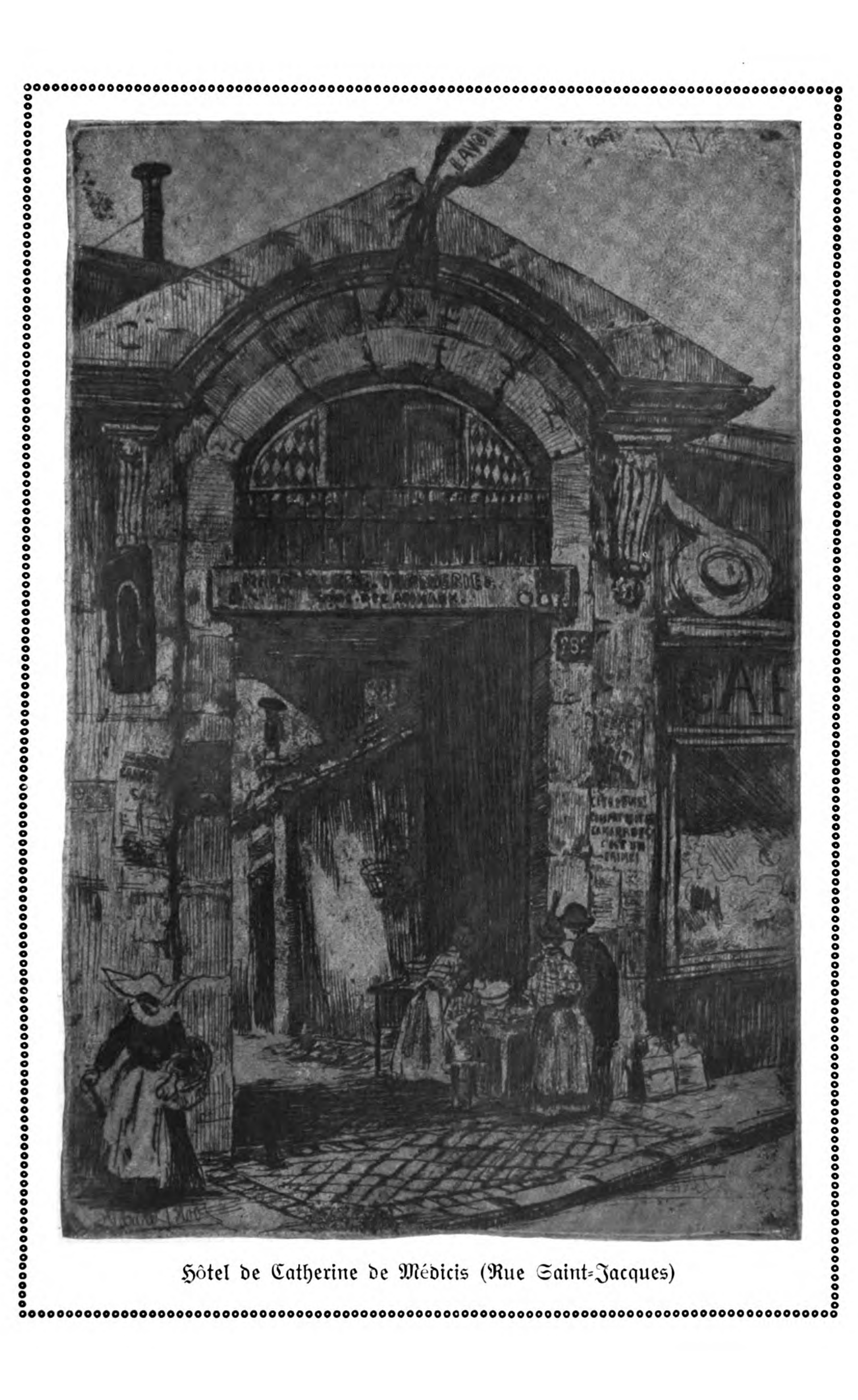
Das ganze Quartier St. Denis, das Quartier St. Martin, das Quartier du Marais und wie viele andre alte Bezirke Architektonisch interessante Gebäude kommen nicht in Frage; kaum daß Einzelheiten, hier ein Tor mit Wappenschmuck,

dort ein schöner, leichtgefügter Balkon aus Schmiedeeisen, das Auge des Kunstliebhabers anzieht. Das einzige, was man zugunsten der genannten Stadtlabyrinthe sagen kann, ist, daß sie „pittoresk“ sind. Nur im altaristokratischen Faubourg St. Germain, im wissenschaftlichen Viertel des Instituts de France, im parlamentarischen des Luxembourg und im ehemals beamtentümlichen, heute kleinkommerziellen des Palais Royal findet man in Höfen „Hotels“, die auch Stil haben, Treppenaufgänge, Steinornamentierung und hohe Bogenfenster: die Adligen, Patrizier und vermögenden Leute wollten nicht auf die engen Gassen hinaus leben, denen sie ihre Stallungen und Portierhäuschen vergönnten; sie zogen den Blick auf einen Vorhof vor und hatten noch große, hohe Zimmer mit weißen und vergoldeten Holzschnitzereien, mit feinem Stuck verzierte Plafonds und galante Malereien als Panneaux. An diese „Hotels“, deren Vorhandensein viele Besucher von Paris nicht ahnen und die wahre „Bijoux“ der Renaissance sind, darf natürlich nicht gerührt werden.



Cour de Rouen

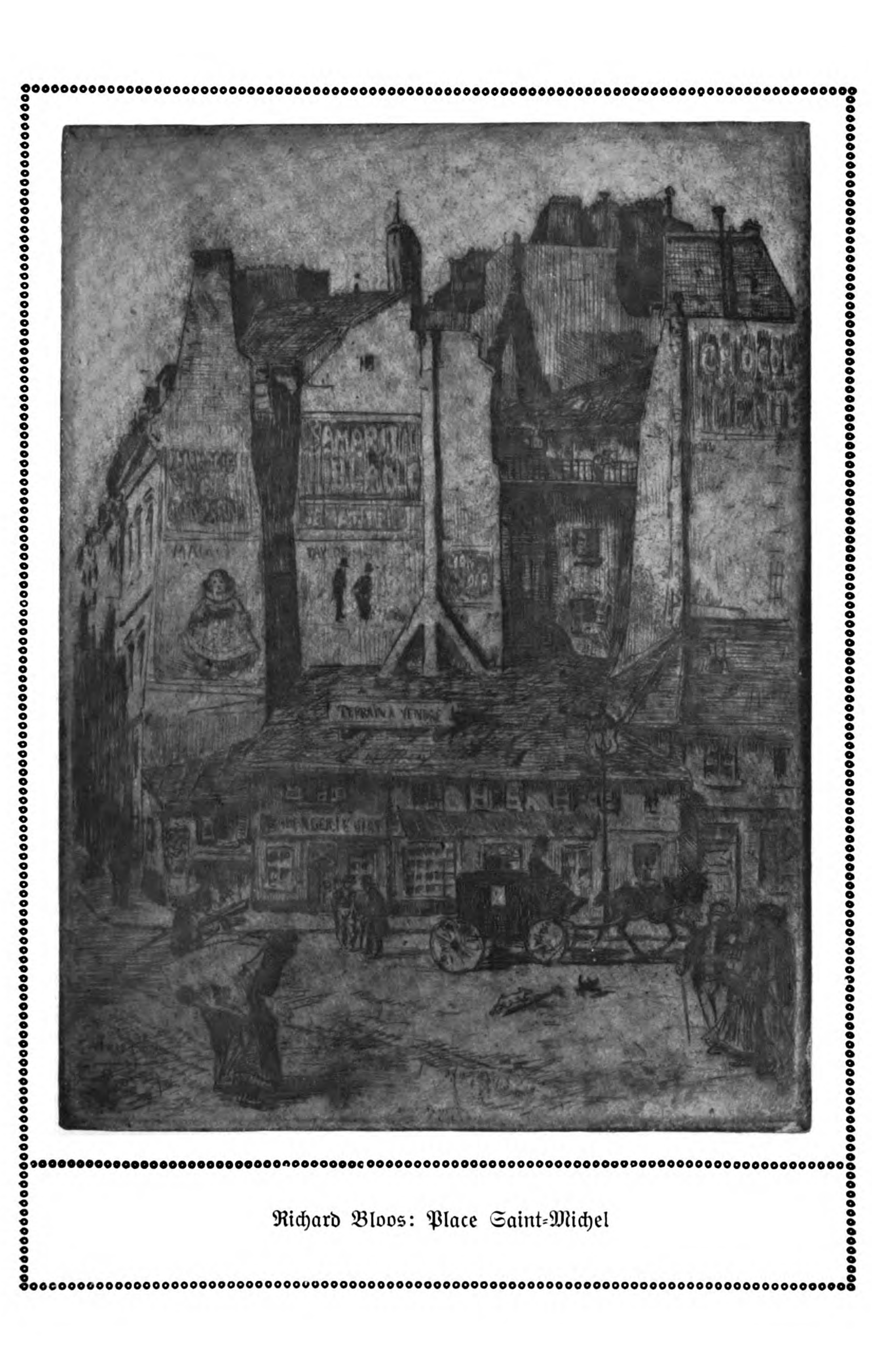
Aber das „Malerische“ wackliger, schmutziger Hauszwerge wird eine Hauptstadt auf die Dauer nicht in ihrer natürlichen, zeitgemäßen Entwicklung hindern können. Zwar sagte Victorien Sardou in einer Plauderei über „Vieux-



Hôtel de Catherine de Médicis (Rue Saint-Jacques)

Paris", man scheine Notre-Dame nur freigelegt zu haben, um den Photographen ihre Aufnahmen zu erleichtern; doch die Frage, ob die Erbauer der Wunderkathedralen sich die Flanken ihrer gotischen oder romanischen Kirchen von vornherein mit Kauf- und Wohnhäusern umlagert dachten, weil sie es schon zu Lebzeiten geschehen ließen, wird immer von Ästheten diskutiert werden. Auch die Brücken à la Ponte Vecchio mit eingebauten Händlernestchen, die in dem großen Museum Florenz erhalten bleiben konnten, möchten die Schwärmer für Altertümer noch gern über der Seine sehen, wo sie den Autobussen die Fahrt vom linken zum rechten Ufer kaum erleichtern würden. Die Hochburg des Bettlertums, die von Victor Hugo unsterblich gemachte Cour des Miracles, die alte Cité mit ihren unheimlichen Löchern hätte nicht angetastet werden dürfen. Nein, wenn Paris nicht im Kultus seiner Vergangenheit ersticken will, wird es in noch schnellerem Tempo als bisher seine Verjüngung vornehmen müssen. Gewiß ist es interessant für Geschichtskenner und insbesondere für Kenner geschichtlicher Anekdoten, die unveränderten Schauplätze der Saint-Barthélemy-Tragödie, der Revolution oder Kommune zu durchstöbern, in der Rue des Cordeliers am unbedeutenden Hause, wo Marat wohnte, denselben eisernen Glockenzug zu ziehen, den Charlotte Corday mit kleiner, entschlossener Hand gefaßt, ehe sie zu der fürchterlichen Badewanne gelangte, oder in der Rue de l'Odéon (ehemals Rue du Théâtre Français) das Zimmer wiederzufinden, aus dem Camille Desmoulins wie ein Verbrecher, mit Fesseln belastet, weggeschleift wurde, um bald unter dem Beifall der Menge, die ihm so oft zugejubelt, hingerichtet zu werden.

Doch vergebens würde man in diesen von Moderduft erfüllten Hausruinen schöne architektonische Motive suchen; das Auge des Baumeisters wird allein als „Kuriositäten" den verschiedenen Umgestaltungen nachspüren, die mit den brüchigen Fassaden, meist um sie zu stützen, im Laufe der Jahrhunderte vorgenommen wurden. Besonders aber die Radierkünstler werden sich in die Gäßchen verlieren, wo sie so viele dankbare Motive, schiefe Mauern, Turmreste, alte Torbogen, vorspringende Kamine, Dachgesimse und Balkone finden, die ihnen die dankbarsten Aufgaben für Schatten- und Lichtverteilung stellen. Die Farbenmalerei kann nicht so leicht in die engen Winkel eindringen, wo es nichts Buntes gibt; die Schwarzweißkunst aber vermittelt der Nachwelt getreu die Eindrücke, die man jetzt noch in den verurteilten „Ruelles" haben kann. An der Hand der Saint-Aubin, Chevalier de Lespinasse, Martial, Maignan, Benoist, Masson, Engelmann, Meryon, Toussaint, Lepère und vieler andrer Zeichner und Graveure durchwandelt man alle schon verschwundenen „Mysterien" von Paris. Ein deutscher Maler vom Rhein, Richard Bloos, hat es unternommen, das, was gegenwärtig in Alt-Paris von Hacke und Schippe am meisten bedroht ist, mit talentvollem Stift in die Kupferplatten zu ritzen. Er hat schon eine Serie von über dreißig Blättern gezogen, die in der Münchner Kupferstichsammlung und in der Berliner Sezession verdiente Beachtung fanden und auch im Museum der Pariser Geschichtsforschung, Carnavalet, ihren Ehrenplatz erhalten sollen. Bloos hatte Verständnis für die weiche, dunstige Atmosphäre, die das zerbrechliche Vieux-Paris oft wie in Watte einhüllt. Von seiner Rue des Fossés Saint-Jacques sagte ein bekannter Architekt: „Tout cela fiche le camp, mais c'est tout à fait cela!" („All das hält nicht zusammen, aber es ist ganz so!") Die zwei- und fünfstöckigen Häuser beim Pantheon ziehen wie betrunkene Absinthbrüder im Bogen den Berg hinunter; balkonartige Fenstervorsprünge, nachträglich aufgesetzte Dachmansarden, Laternen und Schilder scheinen, von der allgemeinen Heiterkeit ergriffen, mitzutorkeln und zu tanzen — eine Grimasse, die schon den Katzenjammer ahnen läßt. Auch die Menschen, die Hunde, der zweirädrige Karren passen sich der Gassenphysiognomie an: vergnügte Misere, Untergang im Freudenrausch. Beinahe noch besser getroffen auf der Platte ist die Rue Mouffetard, ebenfalls nahe dem




Richard Bloos: Place Saint-Michel

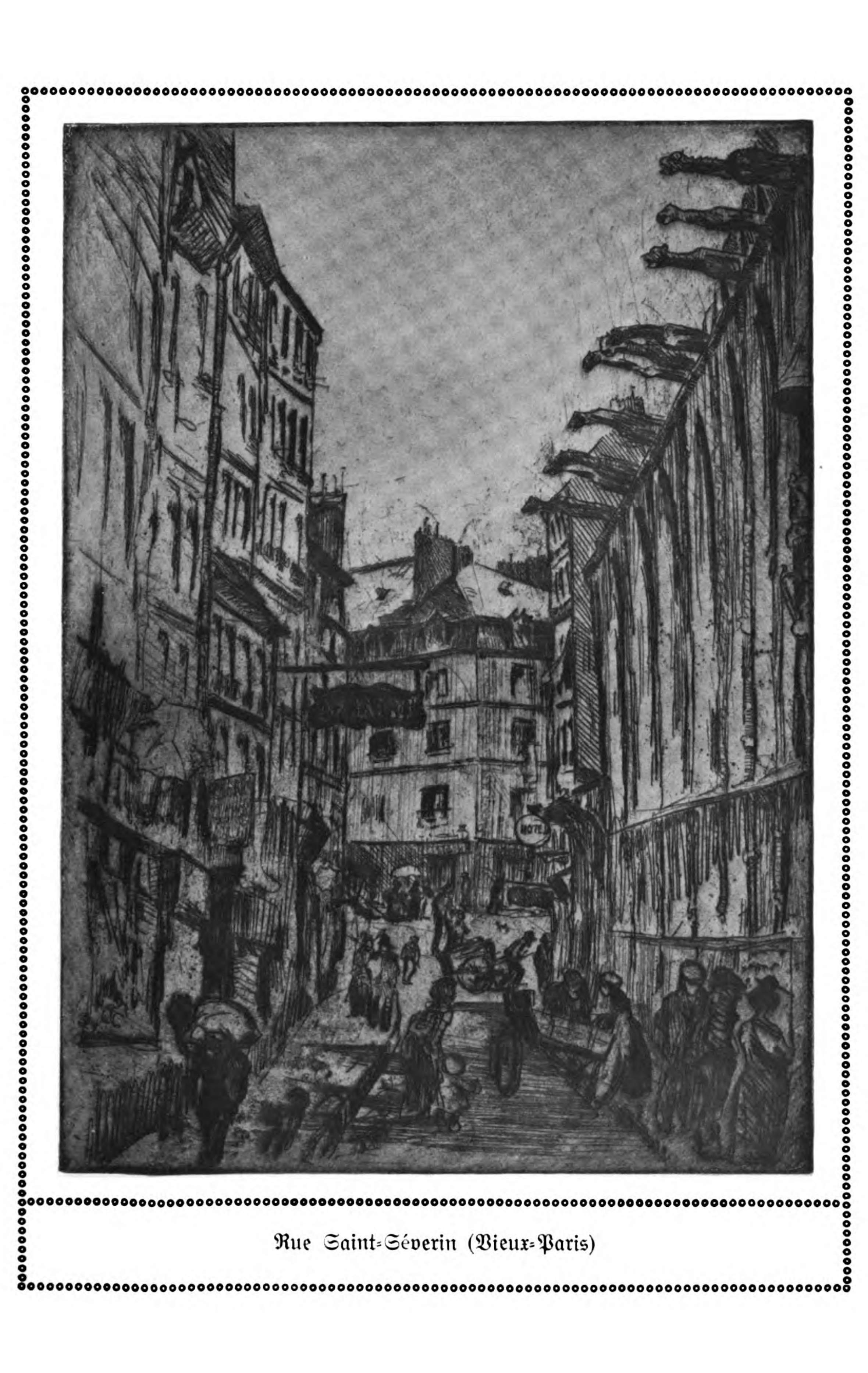
Pantheon, im sogenannten Quartier des Gobelins. Da liest man auf einer mit Plakaten überkleisterten Wand die Namen der Elixiere („Vins", „Liqueurs"), die dem elenden Volk hier Lebensgeister verleihen.

Tausend Gewerbe werden in dieser Rue Mouffetard ausgeübt; so werden auf offener Straße die berühmten „pommes frites" in Fett gebraten und zu zwei Sous in einem Stück gelben Packpapier verkauft. Unter Torfahrten, die im achtzehnten Jahrhundert bessere Tage gekannt, hocken alte Weiber, die nach wüsten Trinkstuben stieren, wo verkommene Kerle Literflaschen billigen Rotweins leeren. Millionären ist die Gasse in den Abendstunden nicht zu empfehlen, ebenso nicht die abzweigende Passage des Patriarches, berühmt, weil hier die Kalvinisten von den Katholiken Saint-Médards niedergemetzelt wurden. Richard Bloos hat auch den nahen „Turm Calvin" gezeichnet, der wenig bekannt ist und aus dessen in dritter Stockwerkshöhe gelegenem Fenster der Reformator an einem Strick herabgeklettert und der Gefangenschaft entgangen sein soll. Der „Turm" gehört zu dem früheren Collège Fortet, das 1391 begründet wurde, wo die „Sainte Ligue" entstand und die mit der Überwachung von Paris betrauten, als „Rat der Sechzehn" berühmt gewordenen Männer gewählt wurden. Ferner zeichnete er das Torüberbleibsel vom Hôtel de Catherine de Médicis, das später die Dubarry bewohnte, gelegen in der alten Rue Saint-Jacques, wo heute eine Milchhändlerin ihre Töpfe aufgestellt hat und Nonnen mit großen Flügelhauben den Armen ihre Hilfe bringen.



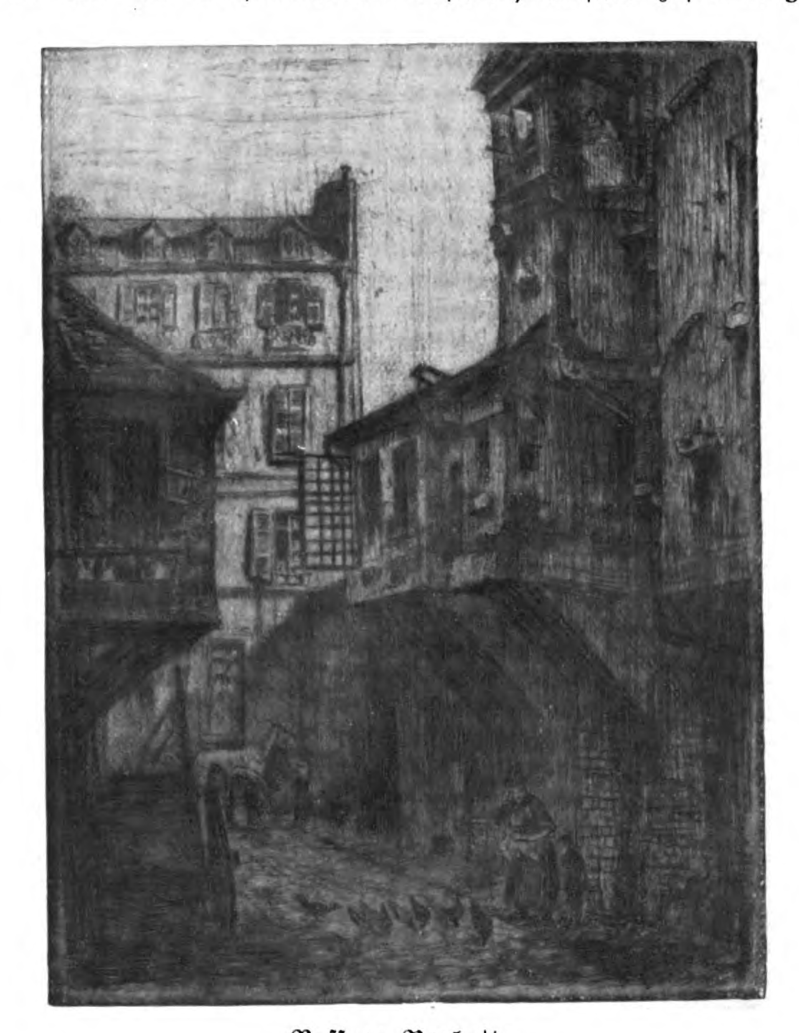
Rue Grenier-sur-l'Eau

Näher dem Quartier Saint-Germain entdeckte unser deutscher Illustrator, der mit seinen trefflichen Radierungen den Anlaß zu dieser kurzen Studie bot, die Cour de Rouen (irrtümlich auch Cour de Rohan genannt), im fünfzehnten Jahrhundert eine Residenz des Kardinals von Rouen, erbaut von Heinrich II. für Diane de Poitiers. Die zwischen Gartenüberresten noch etwas von ihrer früheren Eleganz verratenden Gebäude hatten den Dr. Guillotin gesehen, wie er an einem Hammel seine aus humanen Gründen erfundene Fallbeilmaschine ausprobierte — die Guillotine, dank deren ausgezeichnetem Funktionieren bald die Verteidiger der Menschenrechte Tausende verdächtiger Köpfe niedermähen konnten ... Den

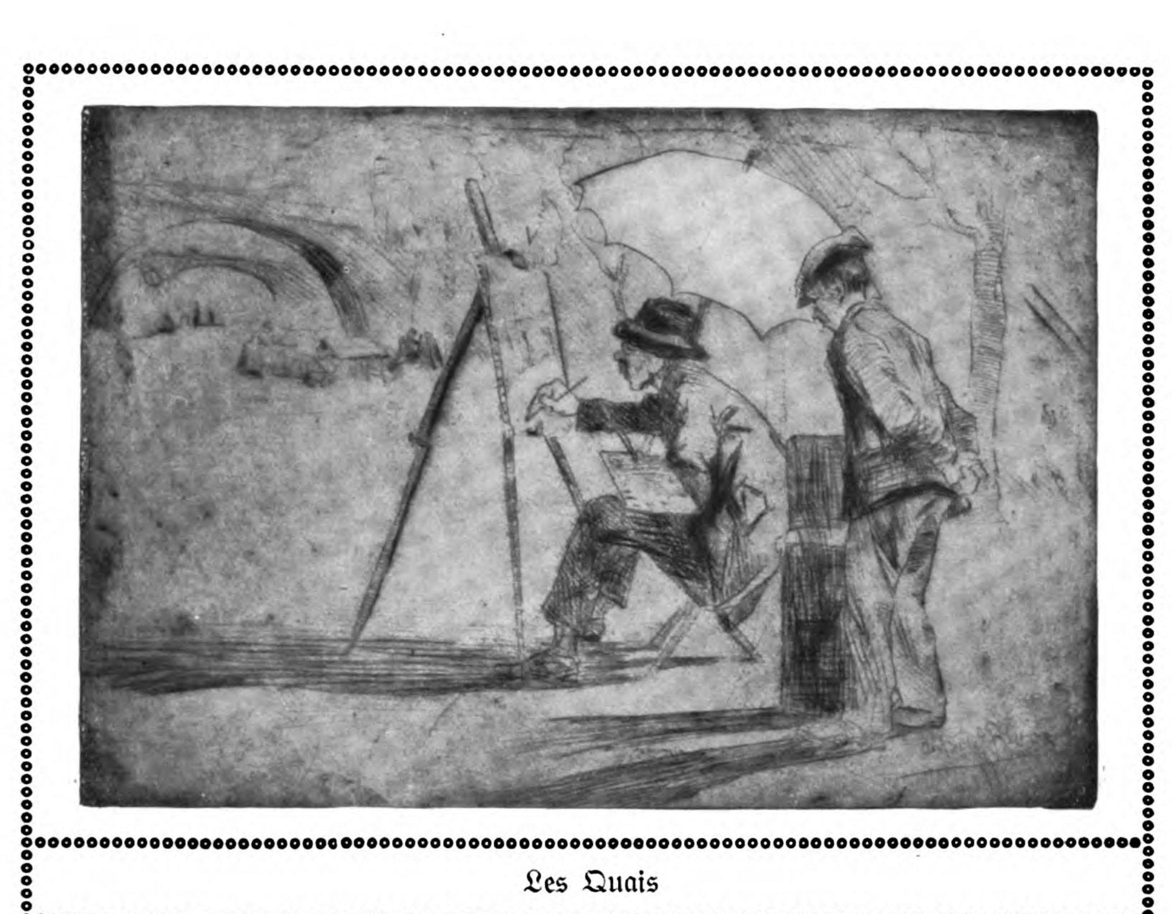


Rue Saint-Séverin (Vieux-Paris)

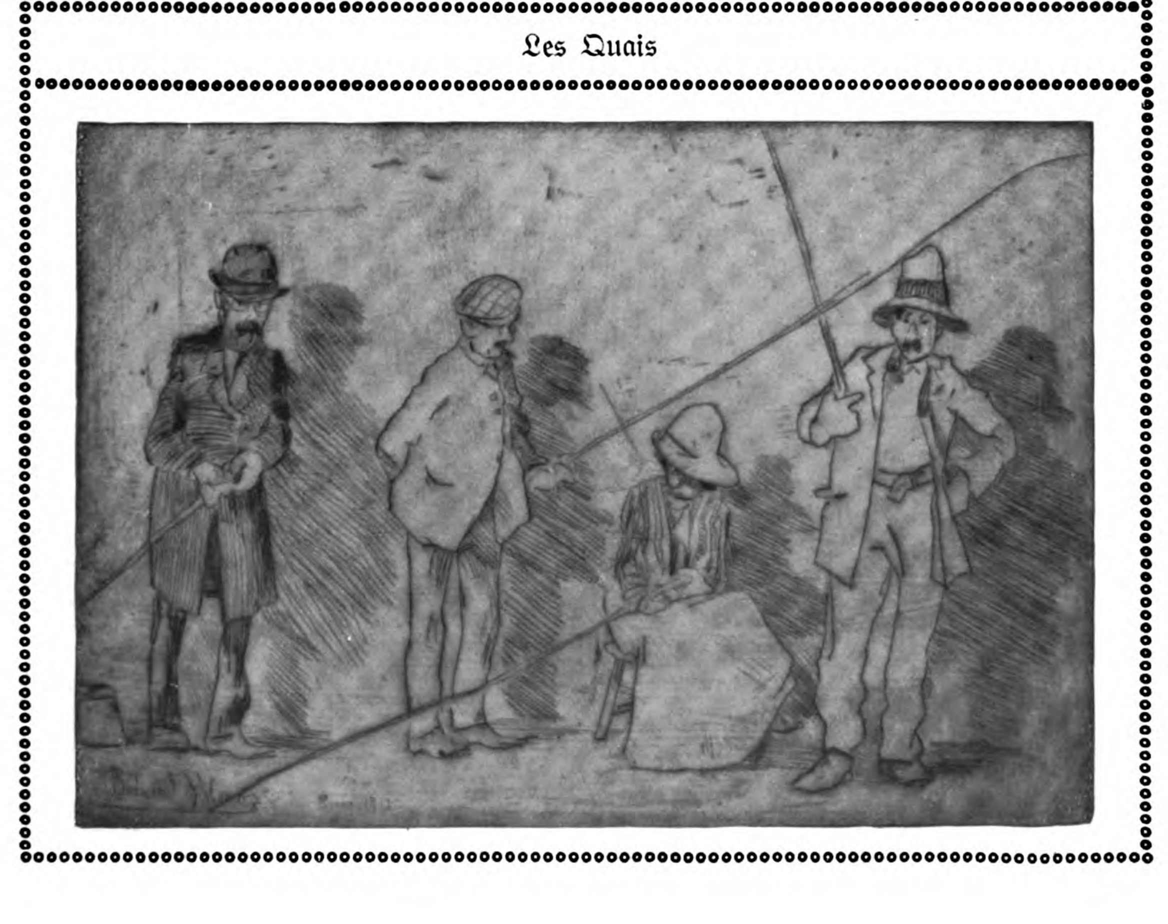
breiten Platz Saint-Michel, wo die Kirche Saint-André des Arts stand und wo der Verkehr jetzt sehr mächtig entwickelt ist, gab der Künstler nochmals von der pittoresken Seite: einstöckige Bäckereien und Wirtshäuser, deren Kamine schwindelerregend an den mit Riesenreklamen bedeckten Rückwänden hoher Mietskasernen von Anno 1850 emporklettern — alles dem Untergang geweiht! Prächtig erfaßte er den verwirrenden Eindruck, den in der Nähe die alte Rue Saint-Séverin hervorruft. Dachausgußröhren in Tiergestalt (gargouilles) neigen sich hoch von der Kirche über die Straße hin, in der man zu jeder Tageszeit ein tolles Menschengewimmel beobachten kann. Die wunderbar feine Kunst der Steinpilaster und Fenstermalereien, die Saint-Séverin zu einem der schönsten Gottestempel von Paris macht, findet einen unliebsamen Gegensatz in den düsteren, kunstlos zusammengemauerten Spelunken, die mit sechs und sieben Stockwerken den Ausblick auf den Himmel rauben, und in der Verkommenheit der Passanten.


Passage Barbette

Auf dem rechten Seineufer führt uns der radierende Cicerone in die schon von Maignan gezeichnete Rue Grenier-sur-l'Eau, nahe dem Stadthaus, so eng, daß sie kein Falstaff durchschreiten möchte,



Les Quais



überragt vom hohen viereckigen Turm der Kirche Saint-Gervais-Saint-Protais.

Hierhin und in die ebenso schmutzige Rue de Barres schleiften beim Geläute der Sturmglocken, unter dem wütenden Geschrei der Menge in der Nacht des 9. Thermidor die Männer des „Comité de Salut public" die Leiche von Lebas und auf einem Stuhl den stöhnenden Augustin Robespierre, der sich beim Sprung aus dem Rathausfenster die Beine gebrochen und gemeinsam mit seinem Bruder unter die Guillotine kam. — Noch weiter zurück liegt das geschichtliche Ereignis, das die wegen ihrer vorspringenden Holzerker und Türme interessante Passage Barbette berühmt machte: dort wurde der Bruder Karls VI., der Herzog Louis d'Orléans, nachts von den Leuten seines nahen Verwandten Jean-sans-Peur erschlagen (23. November 1407).

Der Eingang zu dieser üblen Passage ist in der Rue des Francs-Bourgeois zu suchen.

Richard Bloos, der als Freilichtmaler und Porträtist von hübscher karikaturistischer Begabung sich mitunter aus den finsteren Orten voll blutiger Reminiszenzen herausſehnt, traf auf den Kais amüsante Sujets für seinen fleißigen Griffel. Als Probe diene nur das „Triptychon": ein Maler, eifrig mit der täglichen Wiederholung des Pont Neuf beschäftigt, wofür er eine feste Händlerkundschaft hat; die Amateurfischer, die in ihrer glücklichen Beschäftigungslosigkeit auf das einzige Weißfischchen warten, das der Lohn ihrer Engelsgeduld werden kann; die Hundewäsche, diese Reinlichkeitstortur, der gut bürgerliche Köter von Berufshundefriseuren unterzogen werden — einen Franken der Shampooing nebst Anschwefelung ... Die Pariser, die hier flanieren und beim Durchwühlen der bekannten Bücherkasten zahlreicher „bouquinistes" antike Funde tun, atmen die frischere Seineluft, die in die engen Gassen nicht einzudringen vermag. Nach einer längeren Promenade durch das alte historische Paris flüchtet man sich gern hinaus in die reichen Villenstraßen des Trocadéro oder die Avenue du Bois de Boulogne, wo die oberen Zehntausend von der Bedrängnis und dem Freiheitsmangel der übrigen drei Millionen Pariser nichts wissen.



Les Quais



# In bösen Händen

Skizze von

Hans Hauptmann

Mac Intosh hätte es nicht nötig gehabt, in dem bescheidenen Boardinghouse im Osten Londons zu leben, wenn er nicht so willenlos dem Spielteufel gefrönt hätte. Als der erfolgreichste und berühmteste Flieger der vereinigten Königreiche hatte er das Einkommen eines Ministers, vielleicht sogar das eines Küchenchefs im Waldorf-Astoria. Aber die Sovereigns glitten alle von ihm ab wie die Wassertropfen von einem mit Regen überschütteten Gummimantel.

Wenn Mac Intosh auf dem Trockenen saß, wie auch jetzt wieder, dann hockte er sich grollend in seine unbehagliche Stube hin, spann sich und seinen Ruhm in die grauen Dampfwolken seiner Stummelpfeife ein, trank Whisky-Soda und zergrübelte sich das Hirn über ein unfehlbares System am grünen Tisch.

Es klopfte. Natürlich! Immer, wenn er das Problem nahezu gelöst hatte, störte man ihn. Sein „Herein!“ klang wirklich nicht sehr einladend. Als aber die Türe geöffnet wurde und Lord Callways elegante Gestalt auf der Schwelle erschien, gehorchten die Gesichtszüge und Glieder des Piloten ganz plötzlich nur noch den Gesetzen dienstbeflissenster Höflichkeit.

„Abend, Fred,“ sagte der Lord. „Bleiben Sie sitzen, rauchen Sie ruhig weiter, ich setze mich einen Augenblick zu Ihnen.“

Er tat es, lehnte sich zurück, blickte zur Decke, dann hinunter auf seine Fingernägel und fragte endlich unvermittelt:

„Wollen Sie fünfhundert Pfund verdienen, Fred, oder — tausend Pfund?“

Mac Intosh lachte.

„Wenn ich die Wahl habe, Mylord, dann lieber tausend.“

„Schön,“ sagte der andre, nahm sein Scheckbuch aus der Tasche, seinen Füllfederhalter und spielte lässig mit diesen verheißungsvollen Gegenständen.

Den Flieger machten diese Vorbereitungen nervös. Er legte seine Pfeife aus der Hand und forschte mit einigermaßen erregter Stimme:

„Und was, Mylord, wenn ich fragen darf —?“

Callways Körper streckte sich, als schauderte ihm ein kalter Strahl über den Rücken.

„Miß Arabella Blackney, die Tochter des Viscount Crakewood, wird morgen mit Ihnen aufsteigen, nicht wahr?“ fragte er, äußerste Spannung in den strengen Zügen.

„So ist es, Mylord,“ nickte Mac Intosh eifrig.

„Gut,“ der junge Aristokrat schlug das Scheckbuch auf und setzte die Feder an; „ich gebe Ihnen tausend Pfund, Fred, wenn Sie die Führung Ihrer Maschine morgen mir überlassen.“

Der Flieger atmete einmal schwer auf, als nähme er Abschied von einer seligen Hoffnung.

„Das ist unmöglich, Mylord."

„Warum?"

„Fräulein Blackney wird sich Ihrer Führung nicht anvertrauen — Verzeihung, Mylord, ich weiß wohl, daß Sie eine Maschine zu steuern wissen, wie der beste Professional, aber —"

„Stehen Sie einmal auf, Fred," befahl Callway, indem er sich selbst erhob. Die beiden Männer maßen sich Schulter an Schulter.

„Wir haben die gleiche Figur, wie Sie sehen," entschied der Lord; „ich werde Ihren Dreß anziehen, die Kappe tief in die Stirne rücken, das Kinn mit einem Schal verhüllen — man wird mich unfehlbar für Mac Intosh halten. Also: tausend Pfund?"

Der Flieger versuchte noch eine Zeitlang Einwendungen zu machen, obgleich er seine Gier nach dem so mühelos zu gewinnenden Geld kaum noch meistern konnte. Irgendein fahles Flimmern in den harten Augen des Lords machte ihn bedenklich. Eine Beklemmung, mehr als das: Furcht beschlich ihn vor etwas Schrecklichem, Ungeheuerlichem, das er nahen fühlte, ohne es fassen oder auch nur erkennen zu können. Aber Callway setzte jeder Weigerung ein immer höheres Gebot entgegen, mit der Zähigkeit eines gewiegten Sammlers, der um den Besitz eines seltenen Kunstwerkes kämpft. Und Mac Intosh kapitulierte endlich vor einem Scheck über fünftausend Pfund. —

Ein prachtvoller Maimorgen. Trotz der frühen Stunde umrahmt eine dichte Menge von Schaulustigen den weiten Flugplatz. Zwei Maschinen kreisen schon hoch im Blau. Aus einem der Schuppen wird ein Eindecker, dessen Form einen gewaltigen Vogel nachahmt, von drei Männern ins Freie gerollt: der berühmte Albatros des Königs der Flieger Fred Mac Intosh.

Draußen auf der Landstraße warnen die dumpfen Töne einer Hupe. In Staubwolken saust ein Kraftwagen unter den junggrünen Kronen der Alleebäume heran und schwenkt vor dem Portal des Flugplatzes ein. Der junge Lord Hardengate springt zuerst aus dem Wagen und hilft der Viscounteß Crakewood, dann der reizenden Arabella Blackney, seiner Braut, beim Aussteigen. Er sieht sehr bekümmert aus. Als das frische, froh lächelnde Mädchen ihm seine Hand überläßt und den kleinen Fuß auf das Trittbrett setzt, flüstert er flehend in das rosige Ohr Arabellas: „Du wirst es nicht tun, nicht wahr? — Ich beschwöre dich, Liebste —"

Ein helles, übermütiges Lachen antwortet ihm. Schon huscht die zierliche Gestalt durch das Tor und eilt auf den Albatros zu.

„Herr Mac Intosh!" ruft Arabella. „Wo ist Herr Mac Intosh?"

Lord Hardengate spricht eifrig auf die Viscounteß ein und bietet nochmals alle Gründe auf, um ein Verbot des abenteuerlichen Wagnisses zu erwirken. Aber die stolze Frau mit der energischen Nase und den lebhaften Augen ist selbst noch immer eine so leidenschaftliche Anhängerin jeglichen Sports, daß sie für die Ängstlichkeit ihres Schwiegersohnes nur eine spöttische Abwehr hat.

Inzwischen ist Arabella schon auf den Sitz geklettert und lehnt sich behaglich darauf zurück, als säße sie auf dem bequemsten Klubsessel. Ihre Blicke leuchten, ihre Zähne blinken zwischen den feuchtroten Lippen.

„Herr Mac Intosh," ruft sie, „wo bleiben Sie denn?!"

Hardengate tritt dicht an den Apparat heran. Er preßt seinen Mund auf Arabellas Hand, die auf dem Rande der Gondel liegt. In diesem stummen Kuß blutet sich die ganze Not seines Herzens aus. Er würde nicht ganz so traurig sein, der gute Hardengate, wenn er den unendlich zärtlichen Blick sähe, mit dem das Mädchen auf seinen Verlobten herabsieht.

Lord Callway sieht diesen Blick. Im Fliegerdreß des Professionals Mac

Intosh kam er soeben vom Schuppen her über den Platz. Sein Gesicht ist so vermummt, daß niemand ihn erkennen kann. Mit einer Verbeugung grüßt er und deutet, die Achseln zuckend, auf seinen Mund, als wünsche er für sein Stummsein und für die Umhüllung seines Halses einen bösen Katarrh verantwortlich zu machen. Dann zittert einige Sekunden lang der schlanke Albatrosleib unter dem Gewicht seines Körpers, als er sich behend auf den Sitz vor Arabella Blackney hinaufschwingt.

Ein Griff und der ratternde Motor erschüttert die Maschine. Hardengate und die Bedienungsleute können kaum noch zur Seite springen. Das Flugzeug rollt auf seinen Rädern eine kurze Strecke über den Boden, schwebt dann auf und enteilt, schräg aufwärtssteigend, in die blaue Ferne.

Lord Hardengate starrte, seine Augen mit der Hand beschattend, dem entschwebenden Flugzeug nach. Da zupfte ihn jemand verstohlen am Ärmel. Ein schlau grinsender kleiner Kerl stand neben ihm und hielt mit bezeichnender Geste die Hand auf.

„Ich weiß etwas, Mylord," wisperte er, „von Mac Intosh —"

Arabellas Verlobtem schoß das Blut in den Kopf. Jetzt also würde er erfahren, warum diese bangen Ahnungen ihn marterten!

Hastig drückte er dem Gnom ein Goldstück in die Finger und befahl mit heiserer Stimme: „Sprich!"

Und der Kleine hob sich auf den Zehen:

„Mac Intosh ist gar nicht auf dem Albatros."

„Wer sonst?!"

„Lord Callway!"

Mit Verwunderung sah die Viscounteß ihren korrekten Schwiegersohn in rasender Eile dem Ausgang des Flugplatzes zulaufen. Er sprang in sein Automobil, schrie seinem Chauffeur einen Befehl zu, deutete aufgeregt in die Richtung, die der Albatros genommen hatte, und das Gefährt raste davon.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„O wie schön das ist! Wie herrlich! Wie traumhaft schön! — Noch höher, Herr Mac Intosh, noch viel, viel höher!"

Arabella Blackney fühlte sich so sicher in dem majestätisch gleitenden Luftfahrzeug. Der Lärm des Motors beunruhigte sie nicht. Ihre ganze Seele war von dem stolzen Gefühl erfüllt, an diesem Triumph des Menschengeistes über die Elemente nun auch Anteil zu haben.

Plötzlich riß der Mann vor ihr die braune Lederkappe vom Kopf und wendete mit einer raschen Bewegung sein Gesicht der hinter ihm sitzenden Arabella zu.

„Callway!" schrie sie auf.

Seine stahlgrauen Augen waren voll Grausamkeit.

„Ihre Hochzeitsreise mit Hardengate wäre nicht halb so königlich verlaufen, Miß Blackney," sagte er, „gestehen Sie es nur."

Da wußte sie, daß ihr Leben verwirkt war. Dieser Augenblick gab ihr die volle Bestätigung für alles, was man ihr von dem brutalen Charakter dieses Mannes erzählt hatte, als sie nahe daran war, seinen Werbungen Gehör zu geben. Ihr Stolz gönnte es ihm nicht, sie zittern zu sehen.

„Was beabsichtigen Sie?" fragte sie verächtlich, mit aller Kraft die wahnsinnige Angst ihres Herzens vor ihm verbergend.

„Mit Ihnen zu sterben," sagte er, „da Sie nicht mit mir leben wollten. Wir sind sechshundert Meter hoch. Sobald wir dort über dem freien Feld sein werden, werde ich den Motor abstellen, und der Albatros wird mit uns beiden kopfüber in die Tiefe sausen. Ich habe geschworen, daß Sie niemals einem andern gehören werden, Arabella."

Er wartete auf einen Aufschrei, auf ein Wort des Entsetzens, des Jammerns, auf ein flehendes Gestammel der Verzweiflung — oder wenigstens auf einen Blick rasenden Hasses. — Nichts von alledem. Arabella lehnte mit geschlossenen Augen in der Gondel, sehr blaß, aber entschlossen, kein Zeichen von Schwäche zu geben.

Callway wendete sich seiner Maschine wieder zu, die ins Schwanken geraten war. Und der Albatros stieg höher und höher.

Noch einmal durchflogen die Gedanken Callways die Geschichte seiner martervollen Leidenschaft und peinigten dann sein Herz mit Träumen, die nie in Erfüllung gehen konnten. — Wie schön sie ist! und wie trotzig! — Nie, niemals habe ich Arabella mehr geliebt als jetzt, da ich sie töten will!

Und wieder wendete er den Kopf nach ihr.

„Arabella!"

Er sah die Geliebte bleich und leblos, halb vom Sitz geglitten, in dem engen Raum der Gondel liegen. — —

Unten auf der Landstraße sauste das Automobil dahin. Lord Hardengate verfolgte atemlos den Todesflug des Albatros, der ihm noch so furchtbar weit voraus war.

Jetzt schrie er auf. Das Flugzeug hatte sich plötzlich gesenkt — aber es war kein Sturz! — In langen Linien abwärts gleitend näherte es sich der Erde und verschwand hinter einem bewaldeten Hügel. In einer Entfernung, die sich nicht schätzen ließ. Zwei Meilen oder zehn Meilen weiter!

Der Chauffeur holte alles aus seinem Motor heraus. Er sah kaum noch das graue Straßenband, das sich vor ihm durch das grüne Kleid der Landschaft schlang.

Und wieder schrie Hardengate auf. Über dem dunkeln Waldstreifen vor ihm erschien abermals die Vogelgestalt des Albatros und schwebte von neuem schwindelnder Höhe zu.

Jetzt erschien sie nur noch als Punkt an dem sonnigen Maihimmel. Und dann — dann sah man sie abwärts wirbeln! Jäh — senkrecht — schneller und schneller — gespenstisch sich vergrößernd — niederstürzend wie ein gigantischer Felsblock! — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Tief in das Erdreich gebohrt fand Hardengate die Trümmer des Albatros und unter ihnen zerschmettert die Leiche Callways.

Bis zur Erschöpfung mühten sich die beiden Männer, das schwere Eisengerüst wegzuwälzen, um nach dem unglücklichen Opfer des Mörders zu suchen.

„Arabella! Arabella!" klagte Hardengates zitternde Stimme. Und dann plötzlich ein Jubelschrei: „Arabella!"

Sie erwachte davon und richtete sich in der Erdmulde auf, wohin Callways Hände die Ohnmächtige gebettet hatten, als er zum erstenmal mit seinem Flugzeug niedergegangen war.

Ihren verklärten Augen sah man es an, daß sie noch Märchen spiegelten.

„Du —?" fragte das Mädchen, und die kleine Hand tastete unsicher nach dem Haupt des Verlobten, der sich vor ihr auf die Knie geworfen hatte; „mir war's," — und Arabella sah um sich, als wollte sie mit ihren Blicken die Seele aus irgendeiner blauen Ferne zurückrufen — „mir war's —"

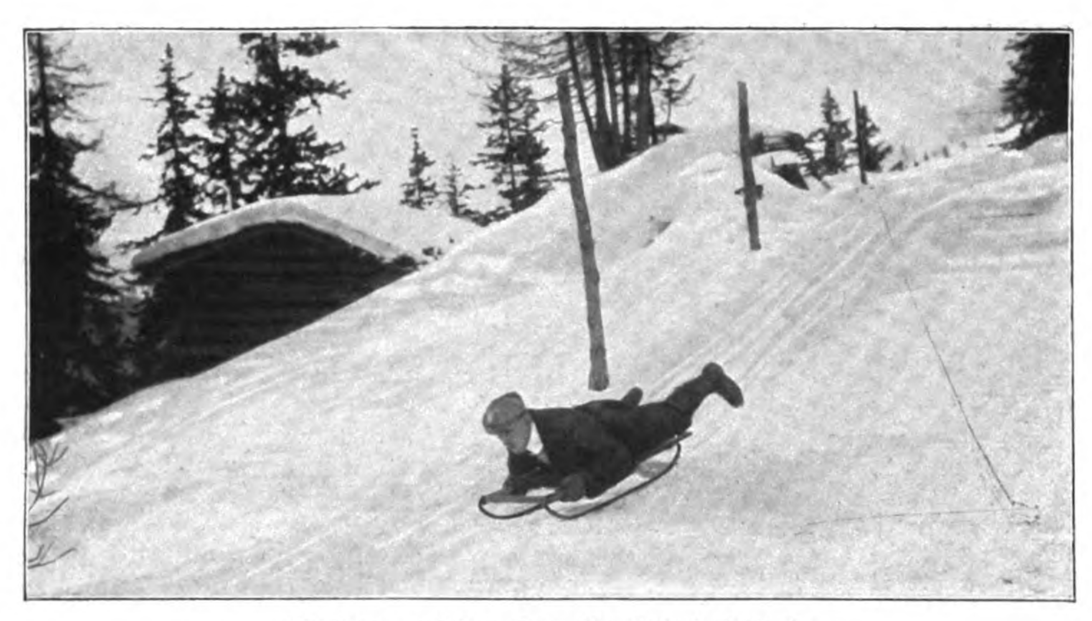
Da sprang die Erinnerung mit allen Schrecken in ihr Bewußtsein, und wild aufschluchzend warf sie sich in die Arme des Geliebten.







**Träumereien.** Nach einem Gemälde von L. Fahrenkrog



Skeleton auf der Davoser Schatzalpstraße

# Wintersportliche Geschwindigkeiten

Von

## Walter Hammer

Unsrer Technik ist es gelungen, Lokomotiven zu bauen, hinter denen der geschäftige Kulturmensch mit einer Stundengeschwindigkeit von 95 und mehr Kilometern durchs Land eilen kann. Nicht weniger imponierend dürfte die noch wenig bekannte Tatsache wirken, daß beim Wintersport Stundengeschwindigkeiten von weit mehr als 100 Kilometern erzielt worden sind. Kaum ein Schnellzug, wenigstens in Europa nicht, fährt mit solch riesiger Geschwindigkeit.

Die beim Wintersport hervorgebrachten Leistungen gewinnen bei dieser Gegenüberstellung noch an Wert, wenn man zwei wesentliche Umstände in Betracht zieht. Sie dürfen nicht unberücksichtigt bleiben, wenn es gilt, die wintersportlichen Geschwindigkeiten ins rechte Licht zu setzen und diese Leistungen nach Gebühr zu würdigen. Erstens nämlich sausen die Wintersportler nicht auf hindernisfreier Bahn, noch windgeschützt dahin; Ski- und Schlittschuhläufer üben stehend, die Skeletonfahrer liegend und die übrigen Schlittensportler sitzend und ohne nennenswerten Windschutz ihren schnellen Sport aus. Oft müssen sie sich, scharf ausspähend, ihren Weg erst bahnen. Zu diesem, den erzieherischen Wert des Wintersports deutlich erkennen lassenden Gesichtspunkt tritt noch ein zweiter, der nicht weniger Beachtung verdient. Wesentlich nämlich ist, daß die geradezu fabelhaften wintersportlichen Geschwindigkeiten ohne mechanischen Antrieb erreicht werden, teils aus eigner Kraft des Sporttreibenden, teils durch Wirkung der Schwerkraft, die etwa den Schlitten, von der Hand des Fahrers gemeistert, zu Tal treibt. Beim Skilaufen und Rennwolffahren walten beide Kräfte, während der Mensch beim Eislaufen ganz auf seine eigne Kraft angewiesen ist. Schließlich tritt beim

Schlittschuh- und Eisjachtsegeln noch der Wind als Triebkraft hinzu.

Der am meisten geübte winterliche Schnelligkeitssport ist das Schlittenfahren, das Schlitteln, in Süddeutschland Rodeln genannt. Die dabei erzielte Geschwindigkeit richtet sich nach dem Gefälle, dem Zustand der Bahn, dem Sportgerät und der Technik des Fahrers. Die Umstände wurden in ungefährer Reihenfolge der Wichtigkeit aufgezählt, jedoch ist hier naturgemäß eins vom andern abhängig und kann für sich nichts nutzen. Je größer das Gefälle, je glätter die Schlittenbahn, je geeigneter das den gegebenen natürlichen Verhältnissen angepaßte Sportgerät und je besser die Technik des Fahrers ist, um so größer wird die Geschwindigkeit sein.



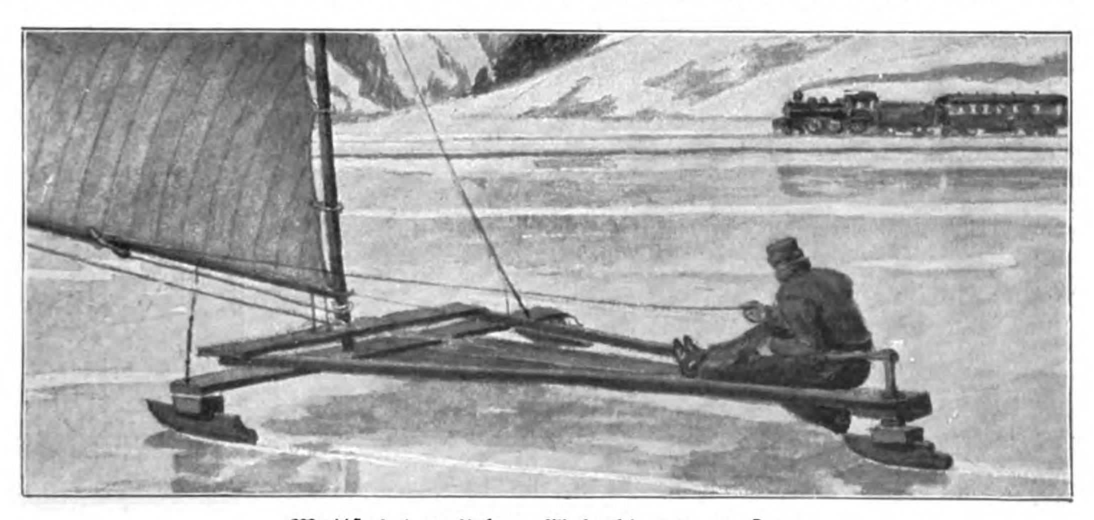
Schlittschuhsegler in voller Fahrt

Auf den schneeigen, aber stark geneigten Schlittenbahnen in Südbayern und Tirol, auf denen man mit den für diese Verhältnisse gut geeigneten Rodeln zu Tale gleitet, fährt man mit durchschnittlich 30 Kilometern Geschwindigkeit. Ungefähr mit der gleichen Schnelligkeit fährt ein Güterzug. Die Resultate der Wettrennen aber, bei denen die geübtesten Schlittler um den Sieg kämpfen, stellen sich wesentlich günstiger. Mit Eilzugsgeschwindigkeit rast man im regelrechten Renntempo dahin. Gute Fahrer legen auf allen Anforderungen entsprechenden Bahnen 50 und selbst 60 Stundenkilometer zurück. Dasselbe gilt auch von den Davoser- und Riesengebirgssportschlitten, die man am besten auf harten Bahnen benutzt. Als Beispiel einige Rekorde: Semmeringbahn 43,2 Kilometer, Davoser Schatzalpbahn 44,5 Kilometer, Friedrichsroda 50,9, Winterberg 56,28, Eichwald (Böhmen) 57,69 und Kitzbühel (Schattbergbahn) 63 Kilometer. Das sind enorme Schnelligkeiten. Wenn von noch größerer Geschwindigkeit die Rede ist, dann hat man alle Ursache, argwöhnisch zu sein. Und wenn man sich die Mühe macht, nachzuforschen, wird man finden, daß es sich beinahe immer um irrtümliche Angaben handelt. So behauptet nun ein Schlittenfabrikant in Anzeigen und Prospekten, auf seinem lenkbaren Schlitten sei in Friedrichsroda eine Stundengeschwindigkeit von 95,97 Kilometern erreicht worden. Tatsächlich aber betrug sie nur 54,85 Kilometer. Die Bahn war nämlich 1600 Meter lang, und die Fahrzeit soll 1¾ Minuten betragen haben. Im Februar 1907 ging eine Notiz durch die Presse, der zufolge in Kufstein eine 7 Kilometer lange Bahn in 3 Minuten 48 Sekunden durchfahren worden sein sollte. Stundengeschwindigkeit also nicht weniger als 110 Kilometer! Auch diese Nachricht klärte sich, wie vorausgesehen werden durfte, als irrtümlich auf. Meine Anfrage wurde von der Wintersportvereinigung in Kufstein dahin gehend beantwortet, daß der obere Teil der Bahn verschneit gewesen wäre, der Start deshalb hätte verlegt werden müssen. Die gefahrene Strecke wäre statt 7 nur 5 Kilometer lang gewesen.

Nachrichten, die von mehr als 75 Kilometern Geschwindigkeit zu berichten wissen, gehören, gelinde gesagt, ins Reich der Fabel. Möglich ist es allerdings, daß, wenn der Schlitten stark im Schuß ist, bei starkem Gefälle und vereister Bahn vorübergehend Schnellzugsgeschwindigkeit erreicht werden kann.

Beträchtlich größere Geschwindigkeit als auf gewöhnlichen Schlitten erreicht man auch durchschnittlich auf Bobsleighs nicht. Zwar nimmt sich so ein wuchtig dahinsausender Mannschaftsschlitten recht imposant aus, aber das vor den großen Kurven meist nötig werdende Bremsen wiegt den etwa vor Davoserschlitten erzielten Vorsprung wieder auf. Ich habe diese Erfahrung selbst gemacht. Aber auch durch folgende Daten wird es bewiesen. Augenblicklich gelten folgende Bobrekorde: Kitzbühel 55, Krummhübel 58,727, Davos-Klosters 60, St. Moritz 61,86, Schreiberhau 62,855, Davos 63,42, Winterberg 63,6, Segewold bei Riga 67,5 und Andermatt 67,924 Kilometer. Auf Teilstrecken ist aber sicher schon ein 100-Kilometer-Tempo erreicht worden. Eine vorübergehende Geschwindigkeit von 87 Kilometern hat man schon festgestellt. Je kürzer die Rennstrecke ist, um so schneller läßt sie sich durchfahren, da für gewöhnlich um so mehr Kurven zu nehmen sind, je länger die Fahrt dauert. Überhaupt werden dann höhere Anforderungen an die Fahrer gestellt. Eine Mannschaft, die 4 Kilometer in 5 Minuten durchfährt, hat sportlich besseres geleistet als eine andre, die in einer Minute einen Kilometer hinter sich bringt. Mit Rücksicht darauf sind auch die auf der Davoser Schatzalpbahn, einer 3,4 Kilometer langen künstlichen Bobbahn, erzielten Zeiten die relativ besten. Denn größere oder ähnlich große Geschwindigkeit wurde nur auf wesentlich kürzeren Rennstrecken erzielt.

Die größte Schlittengeschwindigkeit ermöglichen die Skeletons. Auf diesen niedrigen und schweren, meist stählernen Schlitten fährt man bäuchlings durch künstlich erstellte, muldenförmig ausgebaute und täglich neu vereiste Bahnen. An den Kurven solcher Rennstrecken werden gleichfalls vereiste Schneebänke gebaut, an denen die Fahrzeuge in ihrem pfeilschnellen Lauf hoch hinaufschießen. Diese Eiswände erfüllen den gleichen Zweck wie die Kurvenerhöhungen in den Radrennbahnen. Während auf unsern schneeigen Skeletonbahnen keine außergewöhnlichen Leistungen zu verzeichnen sind (letztes Jahr betrug die Höchstgeschwindigkeit in Schierke 47,5 Kilometer), haben es rekorddurstige Sportleute in Davos und St. Moritz fertiggebracht, auf blank vereisten Bahnen die verblüffende Schnelligkeit von 100 Stundenkilometern und mehr zu erreichen. Auf dem Cresta-Run, der berühmten Skeletonbahn in St. Moritz, hat man gegen das Bahnende hin schon 130 Kilometer in der Stunde erzielt. Der Rekord für die ganze 1207 Meter lange Strecke betrug vor zwei Jahren 59 7/10 Sekunden, was einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 73 Kilometern entspricht. Inzwischen wird diese Zeit abermals, wenn auch



Wettfahrt zwischen Eisjacht und D-Zug

nicht wesentlich, unterboten worden sein. Zusammengefaßt kann man als die größten Schlittengeschwindigkeiten angeben: Davoserschlitten und Rodel 75, Bobsleigh 100 und Skeleton 130 Kilometer. Um einen Vergleich zu ermöglichen, sei erwähnt, daß ein Rennpferd bis zu 90 Kilometern leistet, der Radrennrekord stark 101 Kilometer beträgt und selbst die Brieftaube kaum über 110 Kilometer hinauskommt.

Beim Skisport lassen sich zwar auch große Geschwindigkeiten erzielen, doch wird man mit ein- und zweistelligen Zahlen gut auskommen können. In der Ebene legt ein guter Skiläufer leicht 10 Kilometer in der Stunde zurück. Es ist sogar schon eine Leistung von 20 Kilometern zu verzeichnen gewesen. In bergigem Gelände hängt die erreichbare Geschwindigkeit nicht nur von der Schneebeschaffenheit, sondern auch von der zu bewältigenden Steigung ab. Eine großartige Leistung hat der Norweger Leif Berg bei einem Skikurs in Engelberg vollbracht, indem er die Strecke vom Titlisgipfel (3239 Meter) bis zum Hotel Trübsee (1790 Meter) in 29 Minuten durchlief. Er überwand also eine Höhendifferenz von nicht weniger als 1449 Meter in dieser kurzen Zeit. Die beim Sprunglauf erreichte Geschwindigkeit ist bisher wohl noch nicht zuverlässig und zahlenmäßig festgestellt worden. Daß sie sehr groß ist und gewiß nicht weit unter 100 Kilometern in der Stunde zurückbleibt, dürfte jeder unterschreiben, der schon gestandene Sprünge hat ausführen sehen. Werden doch Skisprünge (der Rekord wurde voriges Jahr auf 47 Meter gestellt) mit der Schnelligkeit des Vogelfluges ausgeführt.


Ein Doppelsprung

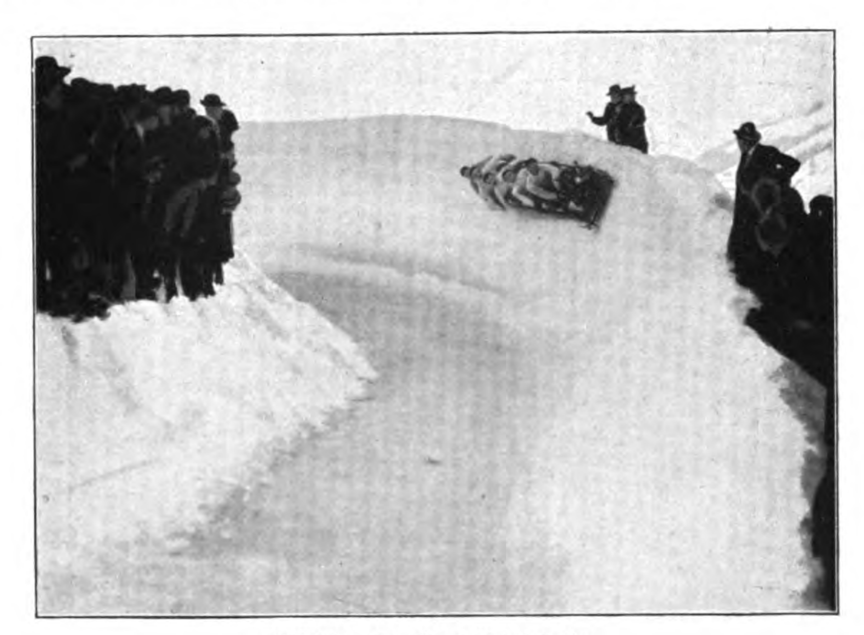
Beim Skifahren (Skijöring), dem Skilaufen hinter Pferden, können große Geschwindigkeiten erreicht werden, da das Pferd ganz frei galoppieren kann und nur wenig zu ziehen hat. 20 und 30 Kilometer lassen sich so von geübten Läufern mit Leichtigkeit zurücklegen.

Beim Eisschnelllaufen wurde im Jahre 1906 vom Holländer de Kooning mit 32,370 Kilometern ein neuer Stundenrekord aufgestellt. Diese Geschwindigkeit, die der eines Güterzuges entspricht, ließ sich nur auf sorgfältig geschärften norwegischen Rennschlittschuhen erreichen. Über kurze Strecken wird bis zu 40 Kilometer Geschwindigkeit erzielt.

Beim Eissegelsport schließlich kommen wieder beträchtlich größere Geschwindigkeiten vor. Bei günstigem Winde vermag ein Schlittschuhsegler eine Geschwindigkeit von 20 bis 30 Metern in der Sekunde oder von 72 bis 100 Kilometern, auf die Stunde berechnet, zu erreichen. Doch ist das Schlittschuhsegeln ein sehr gefährlicher Sport, der deshalb nur von sehr gewandten und segelkundigen Eisläufern betrieben werden sollte. Noch schneller jagt man mit Segelschlitten übers Eis. Ein kanadischer Sportsmann rühmt sich, ob mit Recht, mag dahingestellt bleiben, auf einem Eisschlitten anläßlich einer Re-

gatta eine Strecke von 32,5 Kilometern in fünfzehn Minuten zurückgelegt zu haben.

Die hier erreichte Stundengeschwindigkeit würde also der beim Skeletonrennen erzielten Höchstgeschwindigkeit von 130 Kilometern entsprechen. Doch damit noch nicht genug, wird behauptet, daß mit der Eisjacht schon eine Geschwindigkeit bis zu 50 Metern in der Sekunde erreicht worden sei. So müßte man denn den König der Vögel als besiegt erklären, denn der Adler vermag nur 120 Kilometer in der Stunde zu überwinden, die Eisjacht aber, wie behauptet wird, 180. Das wäre also noch mehr als der am 13. Juli 1912 von Vedrines aufgestellte Weltrekord im Einzelflug (170,777 Kilometer). Verdoppelt man 180, dann erhält man die Geschwindigkeit, mit der der Mond um die Erde kreist. Vielleicht wird auch sie schon in wenigen Jahren beim Wintersport erreicht werden. Vielleicht vom Motorschlitten?



Kitzbüheler Bobsleighbahn

## Stichworte

Nichts fällt so schwer ins Gewicht wie das Unwägbare.

*

Jede Heirat, auch die aus Neigung, ist ein Rechenexempel — eine Rechnung mit Unbekannten.

*

Der meiste Optimismus ist Glauben wider besseres Wissen.

Dann beginnt jeder zu bereuen, wenn sich die Reue mehr lohnt als die Schuld.

*

Die Menschen schrecken selbst vor der Wahrheit nicht zurück, wenn sie ihrem Nächsten damit genügend Schlimmes nachsagen können.

Moritz Goldschmidt



Stubenmädchen

Nach einem Gemälde von Josef Hein

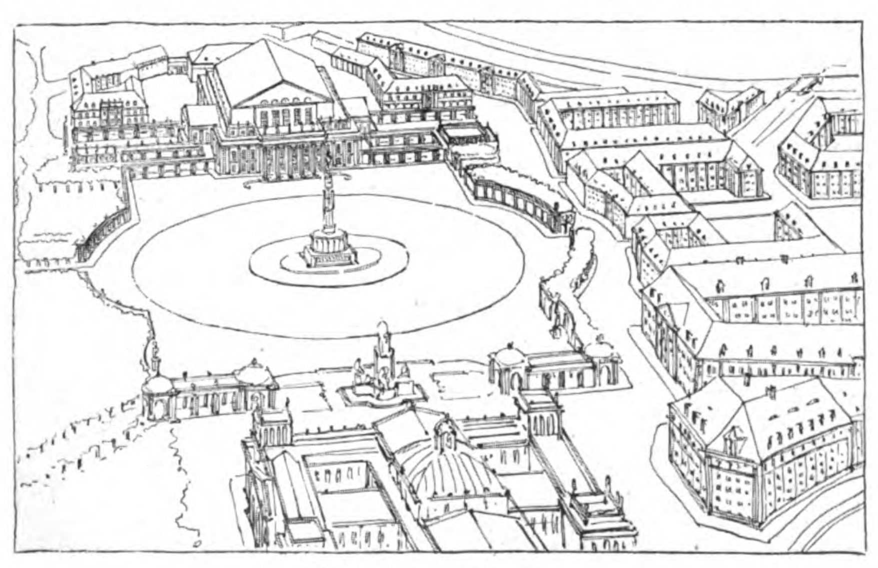


Gesamtansicht des Opernhausentwurfs von W. Brurein, der im Innern ein Zwischengeschoß für die Hofloge vorsieht und den besonderen Beifall des Kaisers gefunden hat

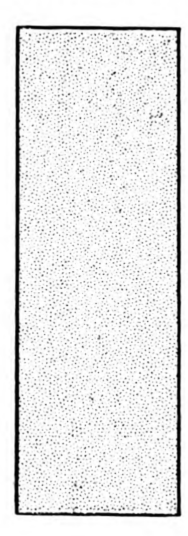
# Die Entwürfe zum neuen Königlichen Opernhaus in Berlin

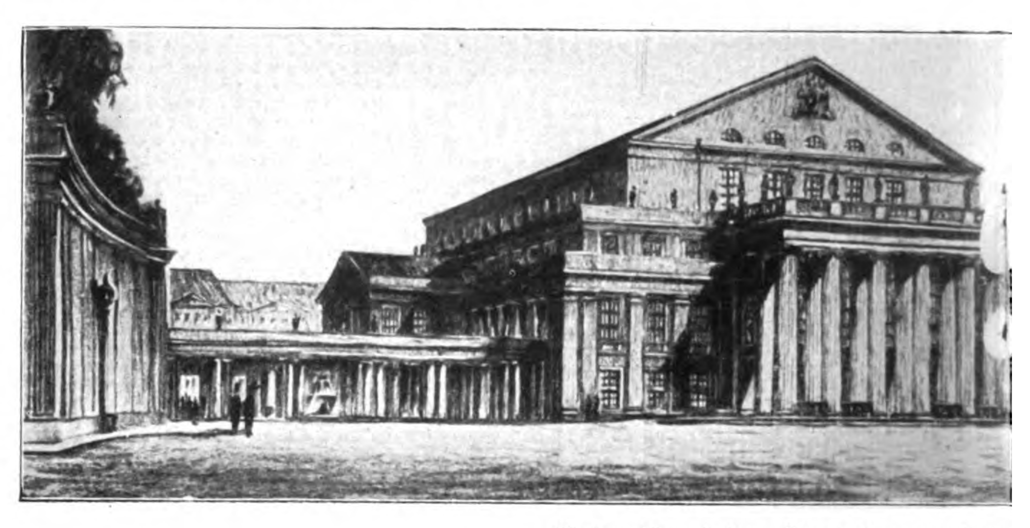
Von Geheimrat Dr.-Ing. Hermann Muthesius

Über das äußere Ergebnis des neuen Opernhauswettbewerbes ist schon in Heft 6 Mitteilung gemacht worden. Nunmehr sind die Entwürfe in den Sälen des Anhalter Bahnhofes öffentlich ausgestellt worden. Die Ausstellung erfreute sich großen Zuspruchs. Wer aber sagen wollte, daß sie befriedigte, der würde sich als ein großer Optimist erweisen. Bedenkt man, daß es sich hier um die größte architektonische Aufgabe handelt, die seit Jahrzehnten in Deutschland vorgelegen hat, so ist das Ergebnis ein außerordentlich bescheidenes zu nennen. Von einem Wett-



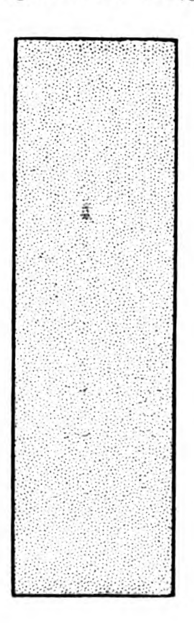
Die Königsplatzanlage nach dem Entwurf von Jürgensen und Bachmann

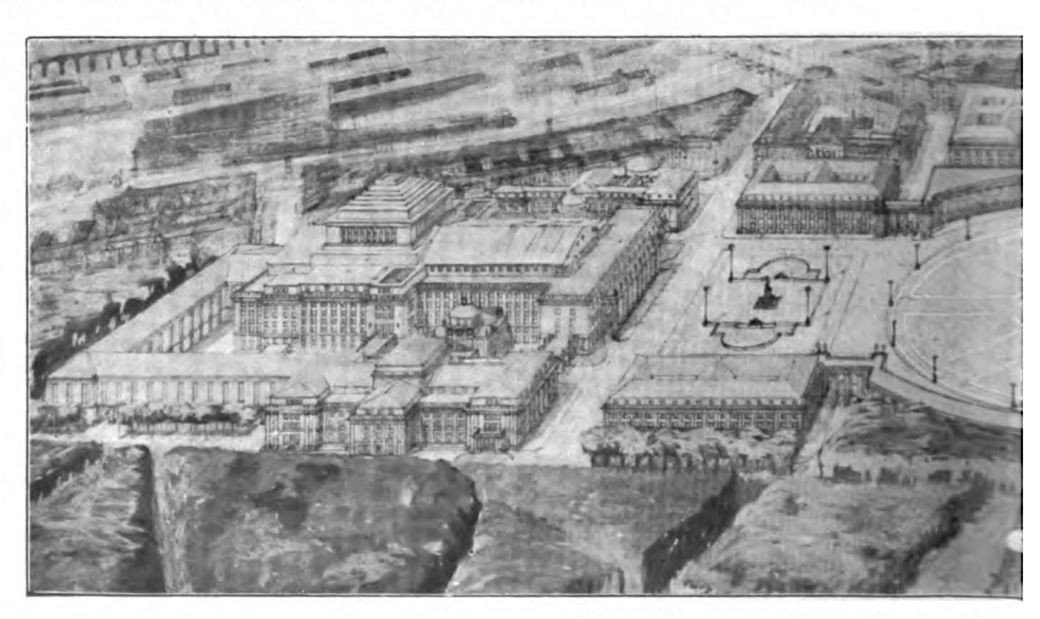




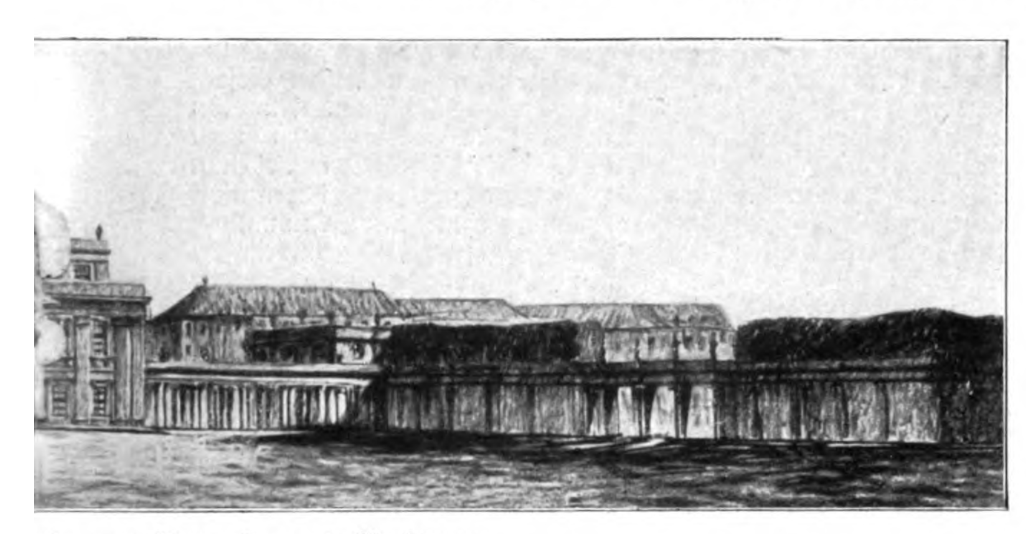
Gesamtfront des Opernhausentwu

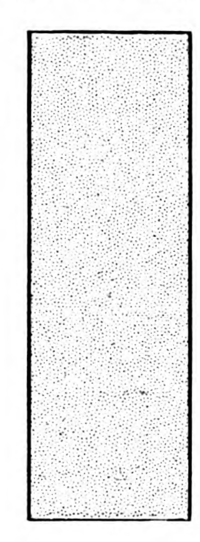
bewerb dieser Art hätte man an und für sich erwarten dürfen, daß er das beste Können der deutschen Architektenschaft gezeigt, die zahlreichste Beteiligung gefunden und Gelegenheit geboten hätte, zu beurteilen, auf welchem Stande die heutige deutsche Baukunst stehe. Von nichts Ähnlichem kann die Rede sein. Aber es muß auch von vornherein gesagt werden, daß dieser Wettbewerb kein Wettbewerb im Sinne einer allgemeinen Messung der Kräfte war, weil die Art und Weise, wie er zustande kam, eher abweisend als auffordernd wirken mußte. Für eine Aufgabe, wie sie hier vorlag, im ganzen vier Monate Zeit, und noch dazu die Zeit in den Hundstagsferien, zu geben, ist an sich schon fast ein Widersinn. Und dann war der Wettbewerb auch insofern ohne jeden Vorgang für die deutschen Architekten, als eine Beteiligung zunächst überhaupt nur durch Vermittlung einiger Korporationen möglich war, sodann aber auch keinerlei Aussicht auf Preise winkte (nur den sechs aufgeforderten Künstlern war die Erstattung der baren Auslagen im Betrage von 3000 Mark angeboten). Es ist aus diesen Umständen klar ersichtlich, daß aus den Ergebnissen dieses Wettbewerbes





Entwurf einer Neugestaltung de

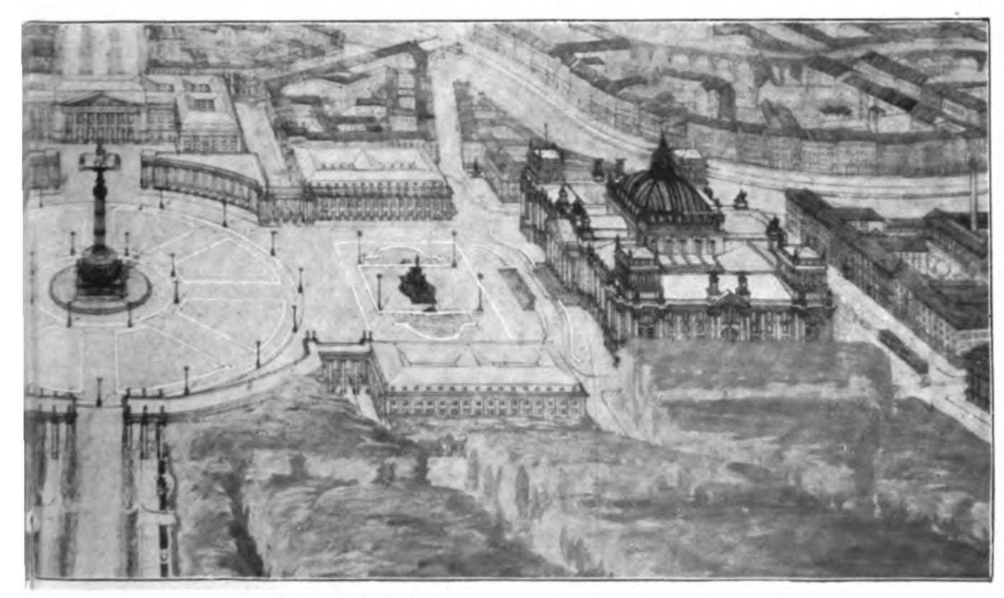


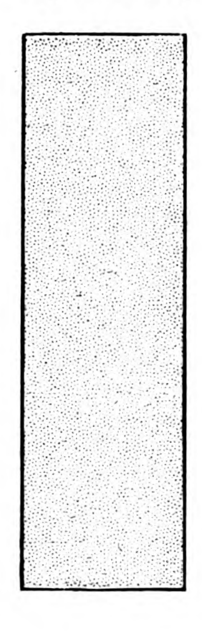


rfs von Jürgensen und Bachmann

weder ein Rückschluß auf den guten Willen der deutschen Architekten noch auf den Stand der deutschen Baukunst gezogen werden kann. Immerhin gibt auch schon das jetzt Ausgestellte zu einigen Beobachtungen allgemeiner Art Veranlassung.

Es fällt auf, daß heute gegenüber den repräsentativen Ausdrucksformen, wie sie eine Aufgabe dieser Art nun einmal erfordert, eine gewisse Verlegenheit herrscht. Viele Bewerber haben sich gescheut, die konventionelle Säulenarchitektur anzuwenden, sie sind aber dafür in unnatürliche, zum Teil pomphaft-monumentale Formen verfallen, die einen unausgereiften Eindruck machen, für den Zweck viel zu schwer wirken und das Wesen der Aufgabe nicht treffen. Andern scheint es darauf angekommen zu sein, möglichst malerische Architekturgruppen zu schaffen, wobei sie in die zersplitterten Gestaltungen der eben überwundenen Jahrzehnte verfallen sind. Nur ganz wenige Entwürfe formen die Baumassen zu einem großen organischen Ganzen und ringen sich zu harmonisch abgestimmten Verhältnissen durch. Ob sich die Verfasser hierbei der Säulenarchitektur oder nicht bedienen, kann gleichgültig bleiben. Man kann vielleicht die Behauptung aufstellen,





Königsplatzes von W. Brurein

daß es kaum andre Mittel als die alte höfisch-repräsentative Architektur gibt, um diese spezielle Aufgabe zu lösen. Freilich ist das Anwendungsgebiet dieser Mittel heute ein so beschränktes, daß sie dem Architekten nicht mehr recht geläufig sind. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert bildeten sie dessen tägliche Betätigung, es wurde, soweit es sich um große Architektur handelte, überhaupt kein andres Register von ihm



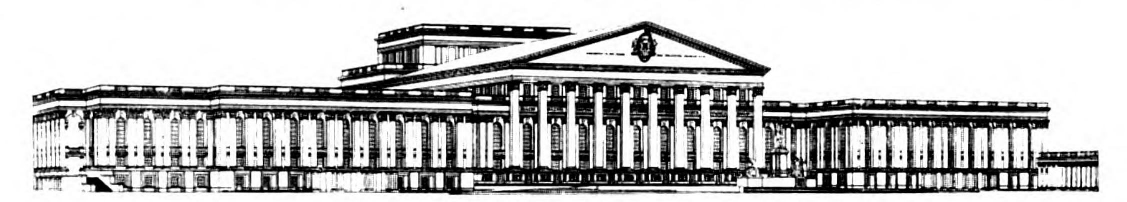
Phot. Fr. Kellrich

Gesamtentwurf von Professor Bernhard Schaede, einem Schüler Paul Wallots

gezogen. Auf diese Weise war eine Sicherheit in der Handhabung dieser Formen erreicht, die uns heute geradezu in Verwunderung versetzt und von der wir Heutigen notgedrungen meilenweit entfernt bleiben. Auch die Säulenarchitektur sonst routinierter Architekten hat heute etwas Befangenes; man hat das Gefühl, daß der Verfasser froh gewesen ist, die Sache zusammenbekommen zu haben. Welch ein Abstand zum Beispiel gegen die Bravourleistungen der Barockkünstler!

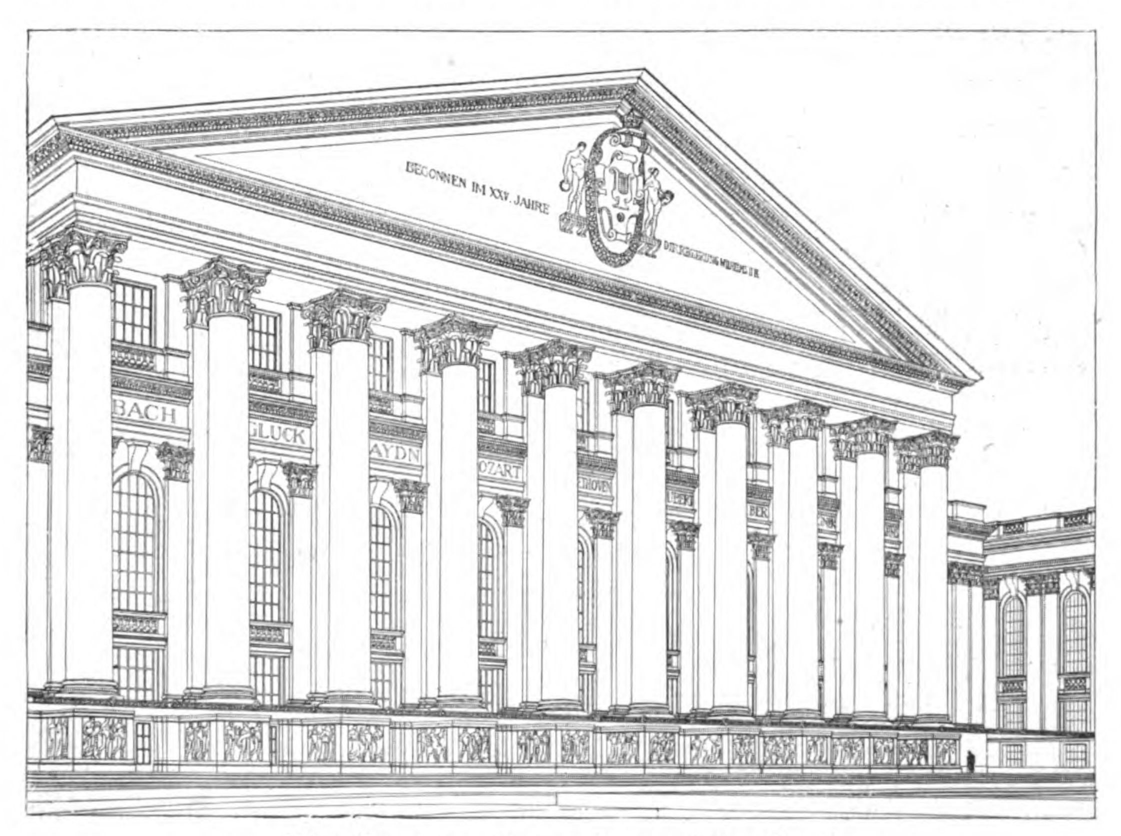
Auf die Frage der äußeren Gestaltung und Formengebung kam es bei diesem Wettbewerb hauptsächlich an. Für den Grundriß war den Bewerbern vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten eine zeichnerische Vorlage übermittelt worden, allerdings mit der Bestimmung, daß Freiheit gelassen sei, grundrißliche Verbesserungen vorzuschlagen. Solche grundrißlichen Verbesserungen sind übrigens erfolgt, wie zum Beispiel in dem Entwurfe von Richard Seel, der die Rangtreppen von der Schalterhalle statt vom Vestibül aus anlegt und reichliche Garderoben in einem Vorparterregeschoß vorsieht.

Das Gutachten der Akademie des Bauwesens über den Wettbewerb ist im „Zentralblatt der Bauverwaltung“ vom 28. Dezember 1912 veröffentlicht worden. Es zeichnet sich dadurch aus, daß ein endgültiges Urteil über den besten Entwurf vermieden ist, vielmehr fünf Entwürfe herausgegriffen und unter der

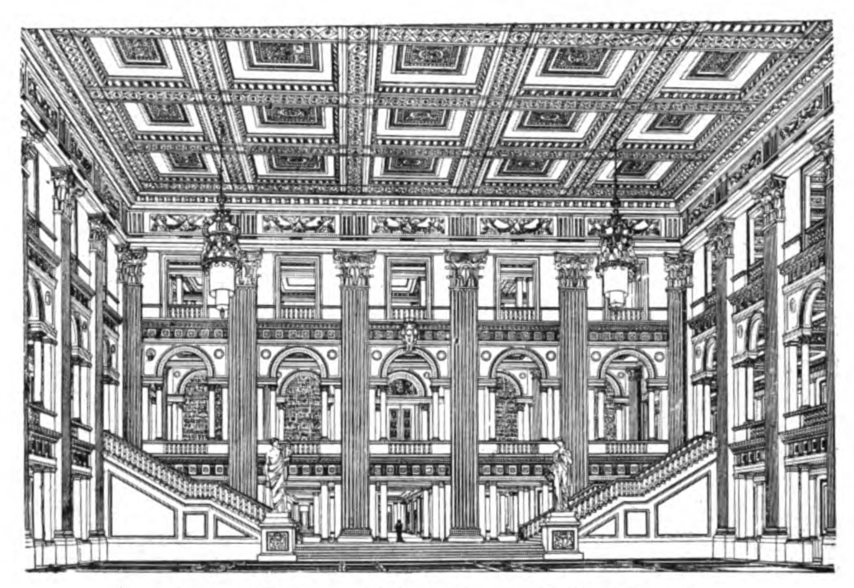


Vorderansicht der Gesamtfront des Entwurfs von Otto March

Begründung näher beurteilt sind, „daß sie in erster Linie Anerkennung verdienen und als beachtenswerte Beiträge zur weiteren Förderung des Bauvorhabens anzusehen“ seien. Eine Abstufung nach dem Werte ist nicht erfolgt. Läßt somit das Preisgericht insofern im Stich, als es Richtlinien für die weitere Behandlung der Angelegenheit nicht gibt, so belehrt doch die Ausstellung darüber, daß die Auswahl und die Beurteilung durchaus zutreffend sind. Mit den ausgewählten fünf Entwürfen ist zugleich im großen und ganzen der wertvolle Bestand der eingelieferten Arbeiten erschöpft. Herausgehoben als wertvolle Bearbeitungen sind im Gutachten der Akademie des Bauwesens die Entwürfe von Otto March in Charlottenburg, Richard Seel in Berlin, Jürgensen und Bachmann in Charlottenburg, Martin Dülfer in Dresden und Carl Moritz in Köln. Prüft man die übrigen Entwürfe durch, so finden sich noch eine Reihe guter Teillösungen, wie zum Beispiel die hier mitgeteilte äußere Fassung des Hauses von Brurein, ferner die Entwürfe von Pölzig, Rottmann und Braunschweig und Bruno Schmitz. Ausdrücklich sei bemerkt, daß die in den früheren Wettbewerben gewonnenen Entwürfe, die der Ausstellung als Annex angefügt sind, ihren Mann stehen. Neu ist an den jetzigen Bearbeitungen, daß viele Bewerber die Gestaltung des



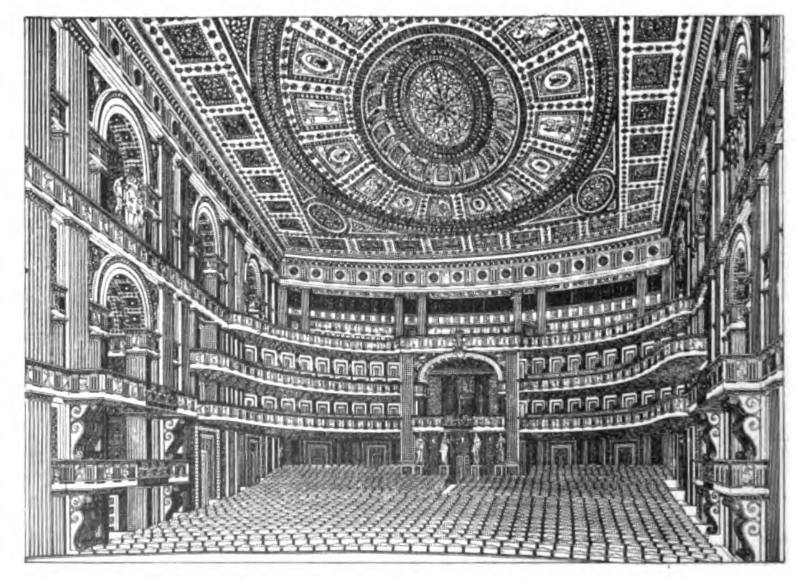

Mittelfront des Entwurfs von Otto March

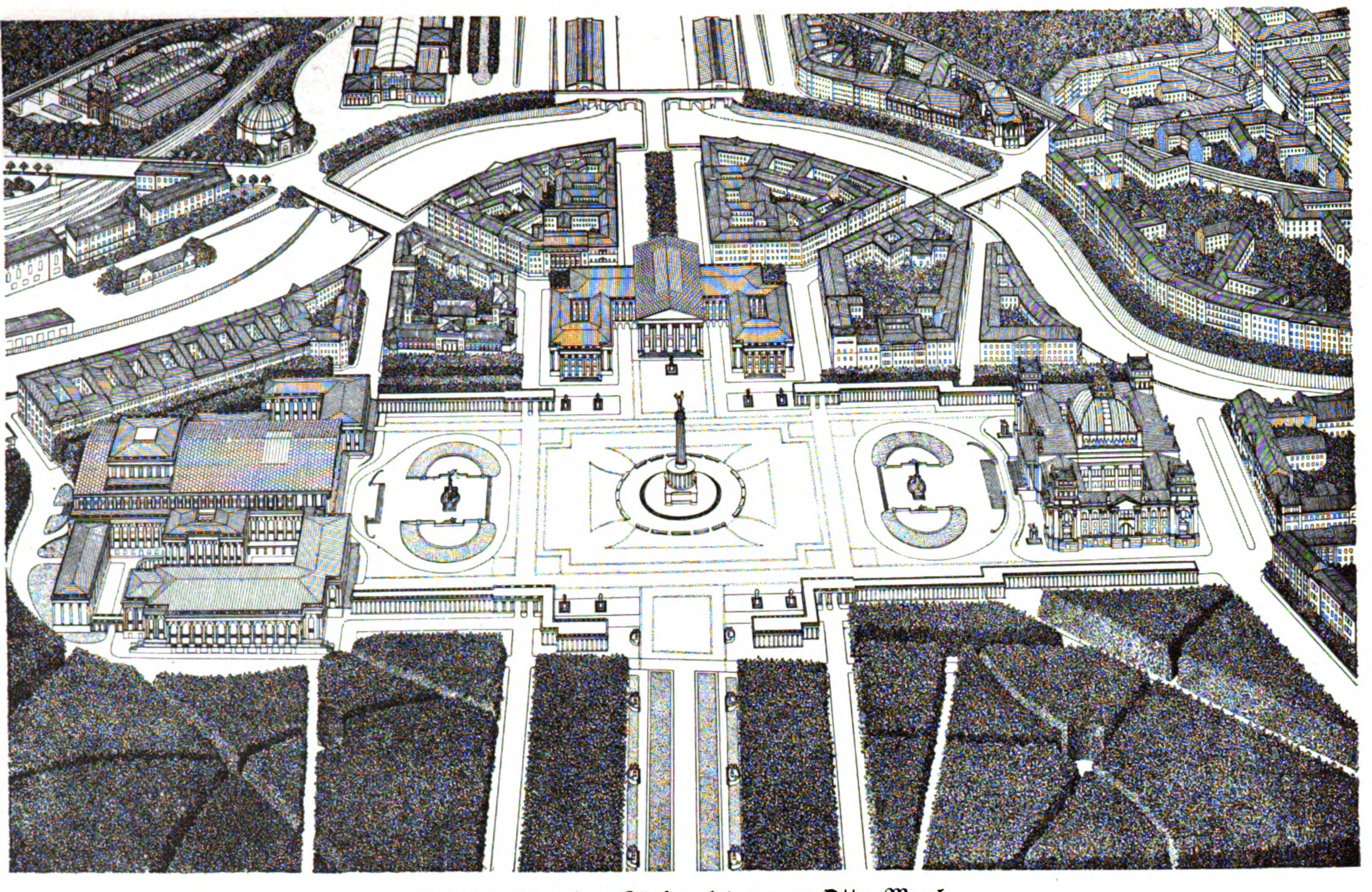

Treppenhaus. Entwurf von Otto March

das Fazit aus der bisherigen Arbeit gezogen zu werden. In der äußeren Gestaltung sind zwar nicht alle in Deutschland vorhandenen Kräfte zu Worte gekommen, im großen und ganzen aber kann man auch hier sagen, daß die wirklich für die Aufgabe berufenen Künstler gehört worden sind. Hat sich doch auch bei dem letzten Wettbewerb wieder die alte Erfahrung bewahrheitet, daß die guten Lösungen in der Regel die schon als gut bekannten Architekten zu Verfassern haben, und daß die Hoffnung, unter den Unbekannten neue Genies zu entdecken (von der aus so mancher Wettbewerb unternommen wird), sich als trügerisch erwiesen hat. Nachdem seit Jahren von den verschiedensten Seiten an dem Projekt herumgearbeitet worden ist, nachdem durch die eigenartige Entwicklung viel Unlust erzeugt und der Reiz einer großen Aufgabe

Königsplatzes einbezogen haben, eine Aufgabe, die ihre Schwierigkeiten hat. Einzelne Entwürfe, wie der von Schaede, passen sich geschickt der Architektur des Reichstagsgebäudes an.

Die Frage ist aber: was wird nun? Die Besprechungen in der Tagespresse kommen meistens dahin, nunmehr einen wirklichen allgemeinen Wettbewerb mit großen Preisen und einem ausgewählten Preisgerichte zu verlangen, auch die Wünsche der Architektenschaft bewegen sich nach dieser Richtung. So nahe dieser Gedanke vom Standpunkte der nicht ganz zu ihrem Recht gekommenen Künstlerschaft aus liegen mag, so zweifelhaft erscheint er, wenn man das zu erhoffende Resultat abschätzt. An die Grundrißgestaltung ist nunmehr von den berufensten Kräften jahrelang so viel Arbeit gesetzt worden, daß im allgemeinen angenommen werden kann, daß hier die Möglichkeiten erschöpft sind. Es braucht also bezüglich der Anlage nur


Zuschauerraum. Entwurf von Otto March



Gesamtanlage des Königsplatzes von Otto March

vorweggenommen ist, erscheint es am besten, jetzt zu einer entschlossenen Tat zu schreiten und einen der bisherigen Bearbeiter mit der Ausführung zu betrauen. Es könnten ihm in der Grundrißlösung bindende Anweisungen gegeben werden, die sich aus der bisher geleisteten Arbeit sowie aus den sehr wertvollen Gesichtspunkten im Gutachten der Akademie des Bauwesens gewinnen ließen. Hierbei dürften auch die Ratschläge, die die Akademie bezüglich der künftigen Beschränkung des Bauprogramms ihrem Gutachten angefügt hat, Beachtung finden. In der künstlerischen Gestaltung müßte ihm unbedingt völlig freie Hand gelassen werden. Als Architekt, in dessen Hände ein solcher Auftrag gelegt werden könnte, ist von vielen Seiten schon Otto March genannt worden. Diesem Gedanken würde allgemein nur freudigst zugestimmt werden können. March ist ein Mann von vielseitigster architektonischer Erfahrung (auch im Theaterbau) und von ungewöhnlich feiner Bildung. Er hat seinen offenen Sinn und seine Fähigkeit, den ihm gestellten Aufgaben in unvoreingenommener Weise gerecht zu werden, bei vielen Gelegenheiten bewiesen. Sein Entwurf zeichnet sich durch gute, bei aller Zurückhaltung imposante Fassung aus und bietet auch grundrißlich Vorteile, hervorragend ist auch die Art, wie er die gesamte Umgebung des Königsplatzes städtebaulich gestaltet. (Die von der Akademie des Bauwesens gerügte zu große Höhe der Säulen erledigt sich, wenn man bedenkt, daß die Säulen der Madeleine-Kirche in Paris genau die gleiche Höhe aufweisen, ohne daß sie bisher jemand zu groß gefunden hätte.) Würde das wechselnde Schicksal des Opernhausentwurfes in der Beauftragung Marchs enden, so könnte man der Lösung dieser hochbedeutsamen Aufgabe, die für das Ansehen der deutschen Baukunst ausschlaggebend sein wird, mit Ruhe entgegensehen.

# Französische Volkslieder

Deutsch (in Reim und Verstakt treu nachgebildet) von

Sigmar Mehring

II

Zwischen Paris und Saint-Denis,
Da zog ein Kind vom Lande
Mit Schafen auf den Weideplatz
Ganz nah am Waldesrande.

Ein Wolf brach aus dem Wald hervor
Mit aufgerißnem Rachen,
Ergriff ein Schaf und schleppt es fort.
Da war nicht viel zu machen!

Die Schöne schrie: Jungfrau Marie!
Laß deine Magd nicht kränken!
Wer mir das Schäflein wiederbringt —
Mein Herz will ich ihm schenken!

Da kam der junge Königssohn,
Der zog sogleich den Degen,
Strich dreimal durch den Eichwald und
Trug ihr das Schaf entgegen.

„Hier, schönes Kind, hast du dein Schaf!“
„Schön Dank dem edlen Knaben!
Und wenn das Schaf geschoren ist,
Sollt Ihr die Wolle haben.“

„Mein Kind, ich bin kein Handelsmann
Und brauche nichts, im Grunde!
Doch eines wär' mir süßer Lohn:
Ein Kuß von deinem Munde!“

„Oh, nicht so laut, mein edler Herr!
Seht doch, wie nah wir wohnen!
Die Mutter horcht! Der Vater gar,
Der würde Euch nicht schonen!
— — — — —
Und wenn ein Schäfer hilfreich war,
So muß man ihn belohnen!“

III

„Was war denn heut am Brunnen los?
Sapperment, Marie.
Was war denn heut am Brunnen los?“
„Ich holte mir das Wasser bloß!
Ach Gott, mein Schatz,
Ich holte mir das Wasser bloß!“

„Wen hast du denn gesprochen dort?
Sapperment, Marie!
Wen hast du denn gesprochen dort?“
„Die Base aus dem Nachbarort,
Ach Gott, mein Schatz,
Die Base aus dem Nachbarort.“

„Gibt's Weiber, die in Hosen stecken?
Sapperment, Marie!
Gibt's Weiber, die in Hosen stecken?“
„Sie ging mit hochgebundnen Röcken!
Ach Gott, mein Schatz,
Sie ging mit hochgebundnen Röcken.“

„Gibt's Weiber, die ein'n Degen tragen?
Sapperment, Marie!
Gibt's Weiber, die ein'n Degen tragen?“
„Der Spinnrocken hing ihr am Bund!
Ach Gott, mein Schatz!
Der Spinnrocken hing ihr am Bund!“

„Gibt's Weiber, die ein'n Schnurrbart haben?
Sapperment, Marie!
Gibt's Weiber, die ein'n Schnurrbart haben?“
„Von Brombeern war nur schwarz ihr Mund!
Ach Gott, mein Schatz,
Von Brombeern war nur schwarz ihr Mund.“

„Wo wird im Mai denn reif die Brombeer'?
Sapperment, Marie!
Wo wird im Mai denn reif die Brombeer'?"
„Sie war'n vom vorigen November!
Ach Gott, mein Schatz,
Sie war'n vom vorigen November!"

„Hol mir doch auch ein paar zum Essen!
Sapperment, Marie!
Hol mir doch auch ein paar zum Essen!"
„Die Vögel hab'n sie aufgefressen!
Ach Gott, mein Schatz,
Die Vögel hab'n sie aufgefressen."

„Ich reiße dir den Kopf vom Leibe!
Sapperment, Marie!
Ich reiße dir den Kopf vom Leibe!"
„Was tust dann mit dein'm toten Weibe?
Ach Gott, mein Schatz,
Was tust dann mit dein'm toten Weibe?"

„Ich schmeiß' dich mitten auf die Straße!
Sapperment, Marie!
Ich schmeiß dich mitten auf die Straße,
Dem schwarzen Rabenvieh zum Fraße!"

IV

Der Teufel kam nach Poitiers einmal,
Allwo er sich zu einem Müller stahl.
Müller schob den Teufel in den Sack,
Trug ihn zu dem Mühlstein huckepack
Und band dort fest den Teufel mit Bedacht,
Daß er im Kreis sich drehn mußt' Tag und Nacht.

Der Teufel kam zu einem Schuster dann
Und sah voll Neugier sich die Riemen an.
Meister und Gesellen kamen gleich,
Prügelten den Teufel windelweich
Und schrien: Fort mit dir, du Bösewicht!
Brauchst in der Hölle keine Schuhe nicht!

Der Teufel kam zu einem Schneider dann
Und sah voll Neugier sich die Kleider an.
Hundert Nadeln greift das Schneiderlein,
Bohrt sie in des Teufels — Rücken ein.
Der Teufel, dem das Blut vom — Rücken fließt,
Reibt sich die Stelle und schreit wie gespießt!

Der Teufel, kurz darauf, besuchte mich
Und rief: „Hanswurst, dich hab' ich auf dem Strich!"
Und mein armes Herz schlug: bu bu bu!
Mit der Fiedel ging ich auf ihn zu,
Gab auf die Nase eins dem schlimmen Gast
Und nahm Reißaus — sonst hätt' er mich gefaßt!





„Der Nußbaum", das älteste Haus Alt-Berlins

Nach einer farbigen Radierung von Bruno Bielefeld

# Das starke Geschlecht

Von

**Hans von Kahlenberg**

## Der Stammtisch

Ein Stammtisch unterscheidet sich von einem Damenkaffee dadurch, daß an ihm nicht geklatscht wird. Männer klatschen nie — man bespricht die innere und äußere Politik, ob Bethmann oder Bassermann, irgendein neues Heilmittel, ein Element oder ein Schiffsmodell ist auch entdeckt worden, natürlich kann man es sach- und fachgemäß abschätzen; dann gibt es noch die Witterungsverhältnisse zu erörtern, auch weitere Steuern stehen bevor und sind lästig, der Bürgermeister begeht eine Dummheit über die andre, und natürlich sind die Stadtverordneten Esel.

Damen nehmen an der Stammtischrunde nicht teil. Was sollten sie da? Man weiß, die Damen interessieren solche ernsthaften und gewichtigen Gegenstände nicht. Damen sind frivol, leichtfertig und klatschhaft.

Eh' ein Mann ein so unvorsichtiges Wort sagte! Eh' dem ein loser Gedanke, eine Frage käme! Frauen haben ihre Phantasie ja immer um den einen Punkt beschäftigt! Phantasielose und ernsthafte Frauen, die zum Kaffeeklatsch nicht gehen, brauchten demnach gar nichts zu erfahren.

Am Stammtisch weiß man, daß Müllers sich scheiden werden. Man spricht darüber natürlich nicht, aber man weiß es; man weiß auch, daß es sich um den Assessor Krause handelt. Frau Müller hat an den Assessor einen Brief geschrieben, der Müller in die Hände fiel, und in dem Brief stand —

„Ja, um Gottes willen, woher wißt ihr denn das so wörtlich?"

Nun, der Fall ist eben schon anhängig. Müller hat einen Rechtsanwalt, und Frau Müller nahm ebenfalls einen. Kurios, der Satz in dem Briefe, nicht? — Nett für Müller zu lesen? Armer Müller!

Um das Vermögen von Federmann steht's sehr wacklig. Der Stammtisch kennt die Zahlen, bei der N.-Z.-Transaktion verlor er zweihunderttausend. Dem künftigen Schwiegersohn dürfte das auch kein Geheimnis bleiben; aus der Heirat wird wohl nichts werden.

Arme Emmi Federmann!

Der Stammtisch weiß mehr. Der Leutnant, der hübsche, freche, der da in der Lehninstraße wohnt, er wohnt leider Parterre, und die Straße ist nicht breit — Emmi Federmann ist ein verteufelter kleiner Racker, ein schicker Balg, eine tolle Nummer!

Das Visavis des Leutnants sah einige Schattenspiele. Lala! so was erzählt man nicht. Das sieht und genießt man eben; der Stammtisch genießt die Anekdote schweigend.

Nein, solche Details wissen Damen nie! Seine Frau ist buchstäblich entsetzt. Der Stammtisch ist von einer Deutlichkeit und Drastik!

Vom Stammtisch kommen die Anekdoten nach Haus, die zirkulieren. Seine Frau teilt sie der Frau Doktor mit, die Frau Doktor hat sogar noch unverheiratete Freundinnen.

Der Stammtisch ist äußerst verheiratet, trotz der vielen Junggesellen, die Junggesellen wissen die verheiratetsten Anekdoten; sie sind gewissermaßen unparteiisch, über den Dingen stehend. Wofür interessiert sich denn so ein armer, verlassener Einspänner wie für seinen Beruf, seine Patienten oder Klienten, für das Bürgerliche Gesetzbuch oder die neue Bauordnung, für die Absichten der Vereinigten Staaten auf Mexiko? Er gibt dem Stammtisch bekannte Sachen, die in Regionen spielen, wo ein weibliches Auge der höheren Sphäre nie hindrang. Er stellt die angenehme Gleichheit her zwischen Frau Beck, der hübschen Schustersfrau, zwischen der roten Julie in der Laterne oder dem kleinen Mädel im Zigarrengeschäft bei Bote und Fräulein von Gansauge, der Exzellenz Honigtau, etwa. In dieser Weise wirkt er demokratisierend und fermentierend.

Er ist eine Art Allerheiligstes, es wäre Profanierung, Ungläubige oder Uneingeweihte dort einzuführen. Er klatscht nie und weiß alles, niemand berichtet dorthin, doch findet jedes Neueste seine Adresse, alle sind ehrenwerte Staatsbürger, die sich nicht für frivole Angelegenheiten interessieren; merkwürdigerweise wirft die angeregte und gehaltvolle Unterhaltung ein frivoles Echo zurück.

Das Wohl des Staates wird dort beredet, man kommt mit großen Gedanken und neuem Tatendrang nach Haus —

Eine weise Frau, wenn sie etwas sicher wissen will, fragt ihren Mann, eine naive fragt vielleicht ihre Nachbarin, eine tatsächlich unschuldige ihre Freundin.

„Na, ihr mit eurem Kaffeeklatsch!“ sagt er dann gönnerhaft. Die weise Frau lächelt und steckt sich sorgfältig ihren Spinnenschleier um. Sie weiß ja, seit lange trinkt man keinen Kaffee mehr, sondern Tee, man ißt keine Kuchen, nur Toast wird geknuspert. Man erzählt die Wochenstuben- und die Küchengeschichten nicht mehr — Stammtischweisheit wird verzapft!

Aber Männer sind so diskret — unter Männern fordet der eine den andern sofort, der ein galantes oder indiskretes Wort sagt —

Am Stammtisch trinkt man Bier statt Blut. Man trinkt viel Bier und stundenlang.

Frauen klatschen und Männer verleumden. Sie bilden sich ein, daß bei ihnen der Dolus fehlt, sie klatschen ja nicht boshaft, eher lobend, rein literarisch, als Zuschauer. Die Entrüstung sollen die Gattinnen hinter den Teetäßchen besorgen.

Die sind schon längst auch nicht mehr entrüstet, Zigarettenduft durchzieht das Boudoir und Zigarrenqualm füllt das Stammlokal, der Tee animiert und das Bier macht kräftiger. Der Unterhaltungsgegenstand ist der gleiche, Torheit und Eitelkeit der lieben andern.

Prost auf die Toren und auf die Eitlen, Brüder und Schwestern!

## Die Frauenbewegung

Sie bewegt sich — seine Frau versichert es ihm alle Tage, sie ist ein neuer Galilei und nicht mal im Kerker eingeschlossen, die spricht und viel spricht. Die Regierung berät über die Anstellung verheirateter Lehrerinnen und Beamtinnen — siehst du! — Frauen finden in der Armenpflege, in der Waisenaufsicht, in Kommunalverwaltungen Verwendung. Sie werden Fabrikinspektorinnen, Luftschifferinnen, Lotsenbootführerinnen, Apothekerinnen, Rennreiterinnen, Stierfechterinnen, Boxerinnen, Predigerinnen an freien Gemeinden, Bürgermeisterinnen, Radiumentdeckerinnen, Astronominnen. Sie bewegt sich! Die Frau! Und die Welt natürlich mit der Frau. Es geht vorwärts!

Das Bewußtsein befriedigt seine Frau, irgendwie fallen die Verdienste der Schwestern, der Vorkämpferinnen und Bahnbrecherinnen, auf sie mit; sie, seine Frau, hat Aussicht, eines Tages Reichstagsabgeordnetin zu werden, sie kann an der Börse spekulieren oder im Generalstabsgebäude Schlachtpläne aufstellen! Warum nicht? Hält er sie etwa für zu dumm dazu?

Er antwortet fast nie, die Bewegung läßt ihn erstaunlich kühl. Aber da beklagen sich die kaufmännischen Angestellten, das Bureaupersonal der Rechtsanwälte über weibliche Konkurrenz! Er, er billigt Zigaretten- und Handschuhverkäuferinnen, kleine nette Tippfräuleins und Telephonistinnen.

Seine Frau beunruhigt, daß das Theater, das Varieté wenigstens, immer noch ein Harem ist, sie hat weittragende und umfassende Verbesserungspläne für die Straße und die Straßenunmoral. „Miloschka" hat über den Gegenstand sogar einen dickbändigen Roman geschrieben.

Er liest den Roman auf vielfältige Aufforderung und findet einiges amüsant, und Miloschka selbst muß „ulkig" sein.

„Bitte, Miloschka ist vierzig, ist Volksschullehrerin und trägt eine Brille!"

Das findet er noch ulkiger. Seine Frau spricht gern und mit Betonung von ausgezeichneten und charakterfesten Mädchen, die hundertundvierzig Mark im Monat verdienen, die in derben Lederstiefeln ausgehen und Delegierte sind. Delegierte tragen immer derbe Lederstiefel und sind ganze Kerle. Irgendwie möchte seine Frau ihn über das Kapitel herausfordern, denn würde er späte Mädchen überflüssig, Doppelsohlen volltönig und Charakter unsympathisch finden — ah, wie rückständig, wie verbohrt, wie unzeitgemäß und eingeschlossen wäre er dann! Hat er jemals Johanna Pix gehört, diese neue Jeanne d'Arc, die rote Johanna? Und Johanna hat in allem recht — in allem! Diese Johanna hatte nämlich einen Vater, der seine Frau betrog und das Familienvermögen durchbrachte, ihre Brüder machten Schulden und ließen Mädchen sitzen. — „Zog Johanna die Kinder auf?" fragt er zwischen zwei Atemzügen ihrerseits. Johanna wurde in Paris in Versuchung geführt und fand die deutschen Männer Bestien, in England ging es ihr am leidlichsten. Johanna wurde dort Suffragette, sie reitet, ficht, trinkt Kognak — Oh, Hannchen würde ihn deckeln, der sollte er nur seine Gegengründe vorbringen!

„Aber ich habe ja gar nichts gesagt!" wirft er vorsichtig ein.

„Weil du nichts zu sagen weißt," antwortet seine Frau schnell. „Was ließe sich dagegen sagen? Die Frau ist nackt geboren wie du, aus Kot geformt —"

Oh, oh! Es tut ihm wirklich weh, etwas so Weiches, Reinliches und Liebliches so rauh bezeichnen zu hören! — Die neue Frau ist nicht mehr sentimental, Sentimentalität ist männliche Perfidie, ist eine Lüge, ihr des Feindes Mittel, um die Frau abhängig, weichlich und untertänig zu halten. „Denkst du, Johanna wäre für eure Küsse oder Schmeicheleien zu haben?"

Nie hat er sich so weit verstiegen, das zu denken, denn unwillkürlich nahm er an, Johanna müßte ein Schnurrbärtchen und Borstenhaare haben. An solche Äußerlichkeiten denkt er natürlich sofort, er hätte auch bei Jeanne d'Arc zuerst auf den Rüstungsverschluß gesehen. Als ob es der befreiten, der männlichen Seele, auf dergleichen ankäme! Übrigens ritten damals alle Damen wie Männer. Für den Herrensitz der Damen ist er sehr, er wird ganz beredt auf dem Punkt, wirklich, er ist aufgeklärt! — „Da war mal eine Lolita in unsrer Jugend —"

Sie möchte Näheres über Lolita wissen, aber sie will nicht abschweifen. „Siehst du auf der Welt irgendeinen irdischen Grund, warum die Frau, vom Weibe geboren, intelligent, energisch, sittlich gefestigt, nicht die gleichen Rechte wie ein Mann haben sollte, ein Idiot, ein Dummkopf, ein Säufer und Kranker — — die große Menge der Männer sind Säufer und Blödsinnige, von Krankheit zerfressen — — die Frau, die dem Staat Kinder gebiert, die arbeitet, Reden hält, die organisierte Frau — die in der Bewegung!"

Er sieht keinen ersichtlichen Grund.

„Es geht vorwärts!" erklärt seine Frau. Vorläufig hemmt es ihn nicht allzusehr. Er bezahlt ihr das Wirtschaftsgeld, er schließt die Mietskontrakte ab, kauft sich in die Lebensversicherung ein, seine Kinder tragen seinen Namen, und ihre Erziehung

kostet sein Geld. Wenn seine Frau ihn betrügt, ist seine Ehre gekränkt, ihr Liebhaber schießt ihn, den Verhaßten, eventuell tot, seine Kinder haben dann unter dieser Möglichkeit keinen Vater; sehr gut hingegen darf ihr Kind seinen Namen tragen, wenn er nicht mathematisch genau nachweisen kann, daß es nicht seins ist — sie ist hübsch, gepflegt, kriegerisch und aufrührerisch ...

Sie hat die Offensive. — Er verteidigt sich schlecht.

## Ibsen

Ich fürchte, ihn in weiten Kreisen dauernd zu entwerten, aber ich muß es eingestehn: er hat kein Verhältnis zu Ibsen. Selbst Eckermann schrieb zuweilen an den Rand irgendeiner Bemerkung seines Olympiers: „Hier irrte Goethe.“ Also sicher irrt er, unser Freund! Man hat das Verhältnis oder hat es nicht. Er hat's nicht.

Natürlich hat es seine Frau. Sie liebt Ibsen. Ibsen allein verstand die Frauen, das Tiefe und Göttliche in ihnen, Ibsen hat Nora geschaffen, Ella Rentheim, Rebekka West, er hat so liebe, prächtige alte Jungfern! Ibsen verstand sogar die Seele der „Tante“, seine Frau rechnet dem Dichter dies Verständnis besonders hoch an, wahrscheinlich weil er ihr darin im höchsten Grad über ist. Die Tanten sind so ein Kapitel, respektabel im Äußern, aber unamüsant; Ibsen entklaubte selbst ihnen Goldkörner, Aussprüche und Taten — Ohrfeigen! Lona Hessel hatte Konsul Bernick geohrfeigt.

Er findet Lona, offenherzig, unausstehlich: „Ich hätte sie auch nicht geheiratet, selbst in ihrer besten Zeit nicht.“ Tückisch und unsittlich nimmt er Partei für den Konsul: „Lieber wäre ich nächtlich bei der Tänzerin zum Fenster 'rausgesprungen!“

Sein Nichtverhältnis sitzt tiefer, es wirft einen Schatten auf seinen sonst lichten Charakter und verstimmt seine Frau dauernd. Er findet nicht, daß Nora weggehn mußte, er findet es absolut nicht! Helmer wäre im umgekehrten Falle unbedingt geblieben, er hätte weiter Geld verdient und die Puppenfamilie ernährt. Na, und wenn sie bei ihrem Mann nicht bleiben wollte, so hatte doch das Frauenzimmer Kinder! — Sie gehörte zu den Kindern, sie hätte unausstehlich sein können, aber sie mußte im Hause bleiben. Basta!

Er begreift, daß der Kammerherr Alving neben Frau Alving trank. Er, er hätte sich täglich besoffen, schwört er, und den Pastor nebenbei zum Lokal hinausgepfeffert! Daß die zwei da immer zusammensitzen und über seine Sündhaftigkeit seufzen und stöhnen, hätte ihn gerade in jede Teufelei hineingetrieben! Er will überhaupt kein Pflichtgefühl und keine Gouvernanten- und Tantenhaftigkeit, keine höheren Ansprüche!

„Ein ‚Weibchen‘ willst du!“ sagt die Seine tiefempört. „Und deswegen der Mangel an Verhältnis! Ja, sag mal, wer gefällt dir literarisch, Madame Sans-Gêne und die Dame von Maxim, ja! Und Goethe seine Frauen, Lotte und Philine und Adelheid! Und die ‚verständige‘ Therese, Lydia, das ‚gute‘ Mädchen —“

„Du solltest dich schämen!“ — Ihm aber gefallen sie, sogar Ottilie gefällt ihm! „Weißt du, die sind so — na, weißt du — zum Liebhaben, so menschlich! Nora ist zuerst auch sehr nett, aber als sie all den großen Zauberkrimskrams in sich entdeckt ...“

„Ihre Seele,“ betont sie.

„Eine wirklich gute Seele hätte geschwiegen und geweint und wäre ein bißchen geduckt und still geworden und noch liebevoller, gütiger.“

„Sollte sie auch noch zärtlich sein? Oh, ich durchschaue dich, ich durchschaue dich! Weibchen eben, ganz reinlich! Und wo bleibt die Persönlichkeit der Frau, ihr Eigenleben?“

„Liebchen, es war doch wahrhaftig recht bequem, als sie noch keins hatte! Sieh mal, man kam nach Haus, erzählte ihr von seinen Sorgen und Tribulationen — wenn man einen recht dicken Kopf hatte, dann hatte sie dafür einen so lieben, leeren. Man konnte sich da ganz kindisch gebärden und konnte schimpfen und klein sein — bei ihr

schadete das eben nicht! Die steckte zu einem durch dick und dünn, durch die schmutzigste Sauce durch, wie man als Kind zur Mutter hielt — wir haben ja jetzt aber auch denkende Mütter! Und weil man das so sicher wußte, die hält fest und schwätzt nicht und urteilt nicht — da hatte man ein dichtes Nervenpolster, ein Kraftreservoir, etwas Unberührbares eben — was stillstand wie der Grund des Meeres oder der blaue Himmel. Glaub mir doch, daß das viel wert war! Es war so ungeheuer nervenberuhigend."

„Weibchen! — Sehr bequem für euch!"

„Kind, bequem war's doch für euch auch! Man brauchte nicht denken. Hier ist mein Mann, sie haben ihn verurteilt, zu Gefängnis, Zuchthaus, Deportation, was weiß ich! Ich hab' ihn lieb, und ich gehöre ihm, damit genug! — Man fand das auch früher schön bei Frauen, zugleich ästhetisch wirksam."

„Man findet es nicht mehr wirksam. Ich will dir sagen, was es ist: Ihr müßt euch jetzt mehr zusammennehmen für eure denkenden und kritischen Frauen. Das paßt euch nicht."

„Es ließe sich schon noch durchführen, da die denkende und kritische Frau trotz Frau Alving noch immer längst keine Heroine ist; sie hat ihre Menschlichkeit, die wir denkend und kritisch aufmutzen und ausnutzen könnten. — Schön finde ich das nicht und auch nicht gerade friedsam."

„Dein Friede im Haus ist ein fauler Friede, ist die Lebenslüge, nach Ibsen."

„Ich weiß, die Lebenslüge! Es log sich so nett. Im Sumpf war's mollig. Siehst du, ich bin auch in den Stücken ganz gern, bis dann die Bombe platzt, bei Rosmers oder bei den Wildentenleuten; der arme Oswald hatte ja auch in Paris ein paar fidele Tag verlebt. Hinterher wird's aber unausstehlich, einer schießt sich tot oder springt vom Turm oder geht in eine drittklassige Pension, die Zurückbleibenden sitzen um die Wahrheit 'rum und frieren. Eine zu wahrheitsliebende Frau bleibt doch schließlich das Skelett, und die Überpolsterung gerade hatten wir gern, Grübchen Rundungen, Rosenfarbe — die Lebenslüge!"

Er versucht eine Annäherung, wahrhaftig!

Seine Frau sagt streng: „Ich schäme mich deiner! Ein Mann, der kein Verhältnis zu Ibsen hat, der ist eben kein moderner Mann."

„Ich habe es nie beansprucht," sagt er.

„Ich unglückliches Weib, ich bin an einen Barbaren verheiratet!"

„Das Unglück dauert nicht mehr sehr lange," tröstet er zweideutig. „Wir bilden uns, wir bilden uns rasch. Oder vielmehr ihr bildet uns ja — und denke dir, wie es dann schön ist, wenn der ganz ehrenhafte, sittliche und geläuterte Gatte neben der untadeligen, gerechten und tatkräftigen Gattin einherwandelt!"

„Du mokierst dich!" ruft sie und versucht sich ihrerseits zu nähern, um zu proben, wieweit er die Wahrheit spricht.

„Nie im Leben! Ich habe kein Urteil, weil mir das Verhältnis zu Ibsen fehlt. Ich bleibe im Schlamm der alten Sündhaftigkeit, seelenlos und allein —"

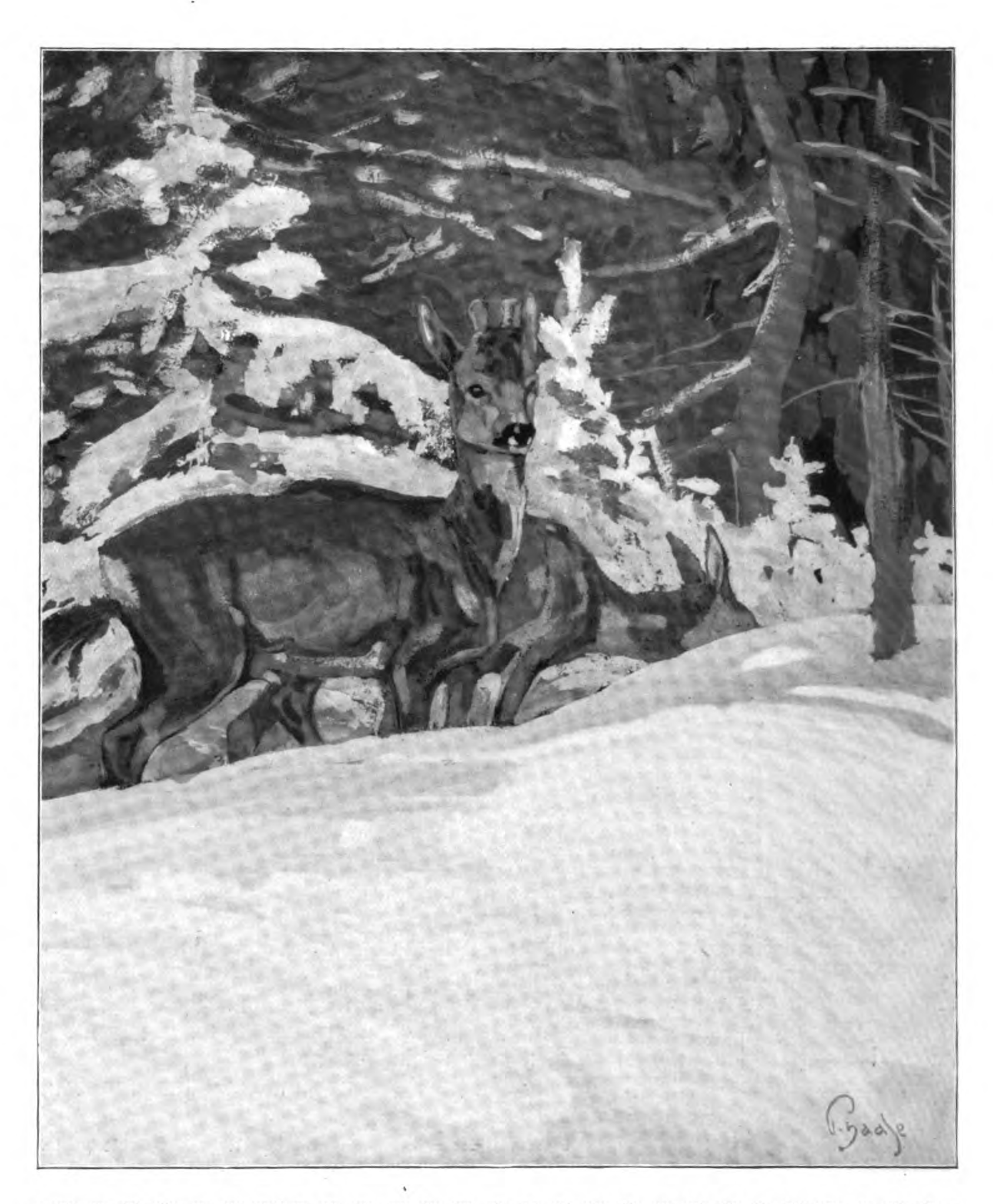
„Ich habe nie gesagt, daß du keine Seele hast, aber sie ist noch schwach und keimhaft, der Unterstützung bedürftig."

Sie ist jetzt ganz nah, weil sie wirklich in ihm eine Spur von hoffnungsvoller Traurigkeit zu entdecken glaubt.

Aber er ist perfid: „Der Champagner stand auf dem Tische, und du trankst ihn nicht," zitiert er.

Was ist Champagner: Schaum, Kohlensäure, Betrug, der Übelkeit hinterläßt ... Alles das! — Man trinkt ihn aber doch.

Und sie trinkt.



**Rehe im winterlichen Wald**

Nach einem Gemälde von Paul Haase-Biesenthal



Aussichtswagen der Kanada Pazifik-Bahn

# Eine Winterfahrt durch die Rocky-Mountains zur Küste des Stillen Ozeans

Von

## Wilhelm Pieper, Düsseldorf

Immer westwärts, so lautet die tägliche Losung nun schon bereits vierzehn Wochen. Wir reisen mit der Sonne, die uns in den Prärien fast ununterbrochen lächelte. Brennt sie uns auch nicht besonders warm auf den Pelz, ihr freundliches Gesicht berührt schon so wohltuend in diesem frostigen Lande, wo die liebe deutsche, herzerfrischende Gemütlichkeit zurückstehen muß vor der Jagd nach Gewinn, nach schnellem Reichtum. Es ist halt eben Neuland, das große nördliche Amerika, eine Riesentruhe, mit Kostbarkeiten aller Art angefüllt, die noch ungehoben in allen Winkeln schlummern. Das wissen die geldhungrigen, die abenteuerlichen Menschenkinder, die aus allen Weltgegenden hier zusammenströmen, und darum suchen sie fieberhaft, mit zitternden Händen, darum tasten und wühlen sie und kehren das Unterste zu oberst. Und der unbeteiligte Zuschauer sieht dem tollen Treiben zu; es macht ihn nervös, und schließlich reißt ihn der Strudel fort. Und sträubt er sich auch mit Händen und Füßen, ehe er sich dessen bewußt ist, tut er, was alle andern tun, er sucht mit. — Eine gefährliche Hexe, dieses Kanada, und es wird Zeit, daß ich seinen Staub von meinen Füßen schüttle.

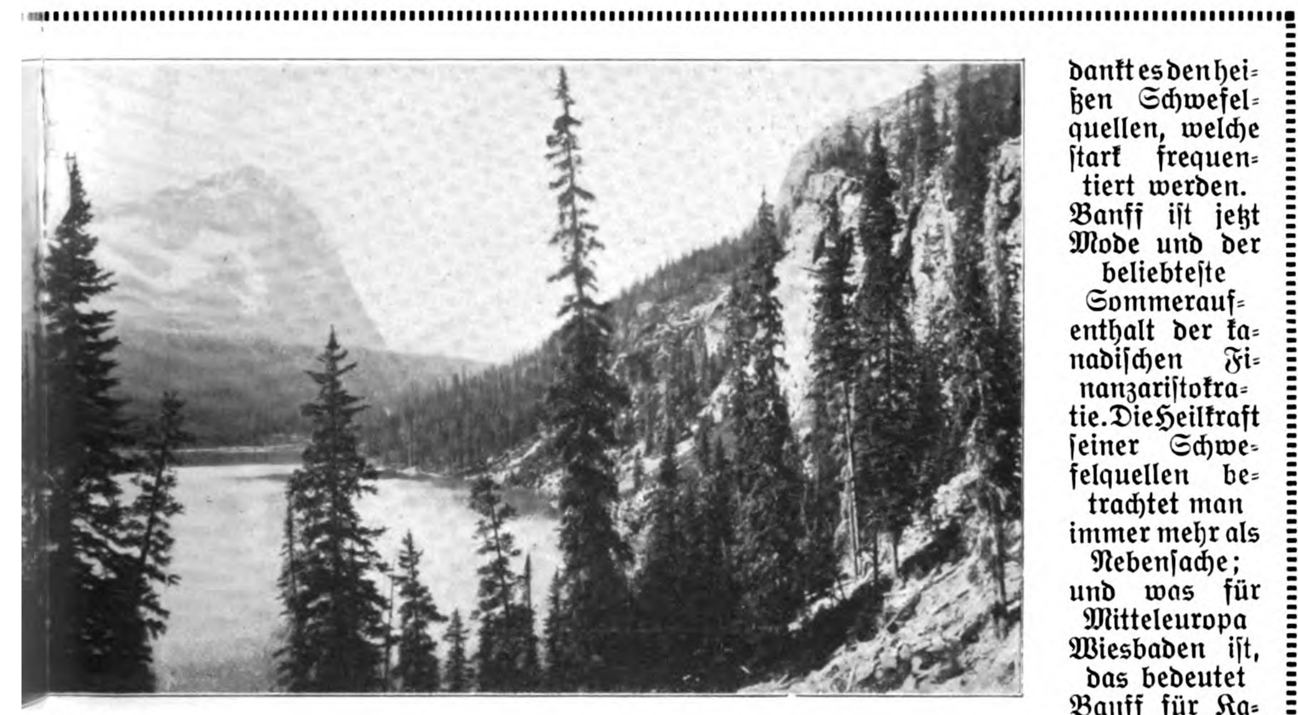
Vorläufig bin ich jedoch weiter denn je von diesem löblichen Entschluß entfernt. Wenn ich aufschaue, wogt vor mir die rastlose, nimmermüde See. Hinter

mir baut ein Tannen- und Zederndickicht eine lauschige Grotte, und zu seiten, tief in den Wolken sich badend und mit weißen Eishauben angetan, rahmen Berge die Meeresbucht ein. An dieser Bucht, die der Atlas als „English Bay“ bezeichnet, sitze ich im warmen Sonnenschein und schreibe „Memoiren“. Vor wenigen Tagen noch blies mir ein rauhbeiniger Nord Eissplitter ins Angesicht, und jetzt umfächeln mich laue Lüftchen, gleichsam Frühlingsodem. Die Bergmauern ringsum lösen das klimatische Rätsel. Nördlichen sowie östlichen Winden verwehren sie den Zutritt, und ihrem Schutze ist es nicht zum wenigsten zuzuschreiben, daß die junge Stadt zu ihren Füßen nach ungewöhnlich kurzer Babyzeit, das Knaben- und Jünglingsalter überfliegend, innerhalb weniger Jahre zu einer kraftstrotzenden Großstadt heranreifte. Vancouver am Stillen Ozean ist dieses große Wunderkind. Es zählt erst fünfundzwanzig Jahre, beherbergt aber bereits 155 000 Einwohner in seinen Mauern und eilt im Geschwindschritt dem zweiten Hunderttausend entgegen. — Zunächst nun meine Reise zur Pazifischen Küste.

Zweifellos war es ein ganz respektabler Sprung aus den Prärien Albertas über die gewaltigen Mauern der Rocky-Mountains und des Kaskadengebirges in den Schoß Vancouvers. Schier unübersteigbar will einem die schwindelnd hohe Felswand vorkommen, die die Ebenen des Westens von der Küste des Stillen Ozeans abschließt, so finster schauen die Berghünen drein.

In schwärzester Finsternis hatten wir das mächtig sich dehnende Calgary, Albertas hübsche Hauptstadt (was man im allgemeinen von amerikanischen Städten nicht behaupten kann), verlassen, und als der Tag graute, war die Prärie in welliges Hügelland übergegangen. Keinerlei Vegetation, soweit das Auge schweift, weder an den Ufern der kleinen vereisten Bächlein, noch in den geschützten Bodensenkungen. Kristallklar rauscht dann der Bow-River vorüber, zwischen steilen Uferwänden; und mit Wohlgefallen erblickt man wieder die ersten Birken, Pappeln und Nadelhölzer, die zwerghaft, aber mit knorrigem, weit ausladendem Astwerk ihre Silhouette in den Wassern widerspiegeln. In der Ferne, am westlichen Horizont, wird eine ganz eigenartige, weiß und schwärzlich marmorierte Wolkenbildung sichtbar. Ausdauernd die eisgeblümten Fensterscheiben anhauchend und reibend, hält man sich ein kreisrundes Guckloch frei, um sich nur ja keine Phase der eventuellen Entwicklung des rätselhaften Gebildes entgehen zu lassen. Das Weiße tritt allmählich einige Schattierungen heller hervor, die dunkeln

Obera



ıybai

dankt es den heißen Schwefelquellen, welche stark frequentiert werden. Banff ist jetzt Mode und der beliebteste Sommeraufenthalt der kanadischen Finanzaristokratie. Die Heilkraft seiner Schwefelquellen betrachtet man immer mehr als Nebensache; und was für Mitteleuropa Wiesbaden ist, das bedeutet Banff für Kanada. Ruf genießt es außerdem noch als Schlüssel zu dem kanadischen Nationalpark, der innerhalb seiner 14 000 Quadratkilometer Bodenfläche einen separaten Büffelpark umschließt.

Linien vertiefen sich, und man haucht und reibt und schaut recht angestrengt durch das eisumrahmte Guckloch, ohne jedoch klug werden zu können aus der unnatürlichen Wolkenformation. Da blinzelt ein Sonnenstrahl tief aus dem Osten herüber, noch nicht sichtbar für das Auge, aber voll trifft sein Licht das westliche Nebelbild, und nun glüht das Weiße rötlich auf zu Gletschereis und Schnee, die dunkeln Linien weiten sich zu schroffen Felsspalten und zackigen Konturen — die Berge sind es, die Rocky-Mountains.

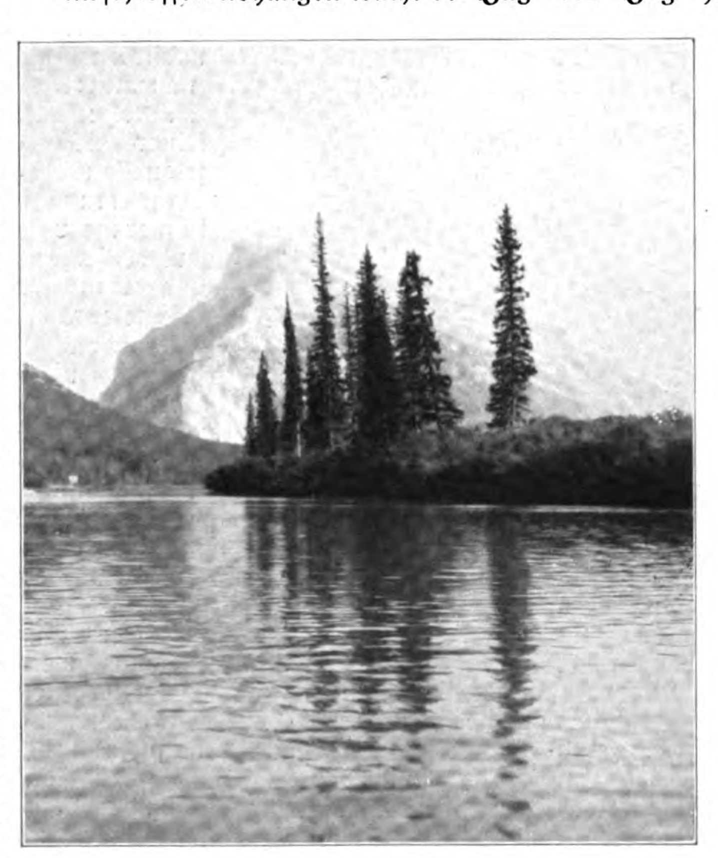
Der Zug fliegt ihnen entgegen. Aus den Tälern steigen Nebelschleier auf, bläulich graue Wolkenkappen lösen sich von zackigen Häuptern und ziehen westwärts, und dann erkennt man die bereifte Nadelholzvegetation, die aus den Talmulden die steilen Hänge hinanklimmt. — Eine weitere Stunde noch, und der Zug donnert in den Bowflußpaß hinein. — Wir kommen durch den Minendistrikt von Canmore nach dem 1300 Meter über dem Meeresspiegel gelegenen Banff. Luxuriös ausgestattete Hotels verraten seine Existenz. Banff ist ein Kurort, und das wiederum ver-

Interessant ist es schließlich, zu hören, daß der 35 Kilometer südlich von Banff gelegene Mount Assiniboine nach mehreren Besteigungsversuchen zum ersten Male im Jahre 1901 unter Zuhilfenahme Schweizer Bergsteiger erklommen wurde. In Erwägung dessen sah sich die Canadian-Pacific veranlaßt, zur Hebung des Bergsports eigne Schweizer Bergführer nach Kanada zu berufen. Sämtliche daraus erwachsenden Unkosten gehen zu Lasten der Eisenbahngesellschaft, und allemal mit Eintritt des Winters reisen die Leute zurück in ihre Heimat, um bei Saisonbeginn wieder zur Stelle zu sein.

Steiler werden die Berge, die Szenerien wilder, und Laggan kommt in Sicht. Gleißendes Sonnenlicht blinkt auf gewaltigen Gletscherfeldern im Hintergrund. Aus ewigem Eis sprudeln nördlich drei kontinentale Ströme ins Leben, die sich jedoch alsbald trennen und drei verschiedenen Richtungen zueilen. Östlich der Saskatchewan, der in den Atlantischen Ozean einmündet, nörd-

lich der Athabaska respektive Mackenzie, der seine Fluten den arktischen Gestaden zuwälzt, und westlich der Kolumbiastrom, im Stillen Ozean endend. Laggans umliegende Gebirgstäler gelten für außergewöhnlich wildreich. Zumal an Bären ist mehr vorhanden, als für die Sicherheit der Touristen erwünscht wäre.

An schroffen Abhängen keucht der Zug



Kaskadengebirge

langsam hin. Zwischen hochgetürmten Felsblöcken schlank aufstrebend, dann wieder in kompakter Masse wie eine undurchdringliche grüne Wand die Täler und Berghänge bis fast zur Spitze überwuchernd, recken prächtige Tannen und Zedern ihre fein verästeten Glieder.

Hin und wieder, an rauschenden Gebirgswassern, tief in den Tälern stehen zerfallene Blockhäuser, einzeln und in Gruppen. Vielleicht fand man hier einst wertvolle Mineralien, vielleicht auch, daß man von einer City träumte, die im einsamen Gebirge erstehen sollte. Die Mineralschätze versiegten, und in ihren Hoffnungen sahen sich die Gründer betrogen. — Immer schwieriger wird die Passage, immer enger werden die Schluchten, schroffer die Felshöhen und jäher die Abgründe. Vorsichtig tastet sich die Lokomotive auf den Schienen weiter, den Zug hat man halbiert, um die Last zu verringern. In den ersten Nachmittagsstunden ist Field, ein kleines Gebirgsnest, erreicht. Ein Aufenthalt von zwanzig Minuten ist vorgesehen, aber vierzig Minuten vergehen, und niemand fällt es ein, Anstalten zur Weiterfahrt zu treffen. Man kauft sich den Zugführer und erfährt zur nicht gerade angenehmen Überraschung, daß zwölf Meilen westlich ein Tunnel teilweise eingebrochen ist und daß der gestern fällige Zug vierundzwanzig Stunden festliegt. In spätestens einer halben Stunde wird jedoch alles „all right“ sein, meint er beschwichtigend, und mit diesem Trost gewappnet, verfügt man sich auf seinen Sitz. Die halbe Stunde geht um, aber nichts rührt sich. Wieder stellt man seinen Zugführer, der aber durchaus nicht einsehen will, daß eine halbe Stunde nur dreißig Minuten benötigt, um ihre kleine Spanne Zeit zu durchlaufen.

So entschwinden die Nachmittagsstunden. Ein Reiter sprengt durchs Tal. Brennend rot leuchtet der Überwurf, der seine phantastische Lederkleidung lose deckt. Die nächste Schluchtkrümmung nimmt ihn auf, und dann bricht die Dunkelheit herein. — Auf Berg und Tal ruht Abendstille. Kaum dringt aus der Ferne das Brausen der 350 Meter hohen Takakkawfälle herüber. Was wäre ratsamer, als sich aufs Ohr



Helenasee. An der Strecke der Grand Trunk Pacific Railway

zu legen? Also zieht man die Jalousien nieder und kriecht in seine Koje. — Um Mitternacht hebt der Zug plötzlich zu rollen an. Im halbwachen Zustande nehmen die letzten Ereignisse grause Formen an. Von Felsstürzen träumt man, die den Zug zermalmen werden, und unwillkürlich dreht man sich zur Seite, um hereinbrechenden Gesteinsmassen ein möglichst geringes Angriffsfeld zu bieten. Bald stoppt jedoch die Lokomotive wieder; aber noch einen Anlauf nimmt sie, bremst abermals, und da entringt sich ein Geheul ihrer breiten Brust, kein Pfiff, wie ihn unsre Lokomotivchen auszustoßen pflegen, nein, ein gellender Wutschrei, langgezogen, und vielstimmig und donnernd werfen die Berge das Echo zurück. Völlig munter geworden, fährt man auf. Draußen hat ein starker Schneesturm eingesetzt. Lustig wirbeln kleine und große Flocken vorüber, und wer weiß, vielleicht schneien wir über Nacht noch ein.


Zedernurwald bei Alberni

Mit zwei Fuß Höhe präsentiert sich frühmorgens das Resultat des nächtlichen Schneegestöbers. Überzuckert ist das Geäst der Laubbäume und Sträucher, und gar die Tannen schauen aus wie große Zuckerhüte. Man hat sich gänzlich ausgesöhnt mit des Geschickes Mächten und ist darum höchlichst erstaunt, daß sich der Zug um Mittagszeit zur Weiterfahrt bequemt. Glatt, wenn auch im langsamen Tempo, wird der ominöse Tunnel passiert. — War die Romantik der Schluchten und Höhenszenerien bisher schon schauerlich genug, jetzt wird sie direkt gefährlich. Spindeldürre Stahlgerippe überspannen Abgründe, so schwindelerregend tief, daß man unwillkürlich zurückschreckt. Widerstrebend nur vertraut man ihrer Tragfähigkeit. Ihre leichtsinnig luftige Bauart läßt Zweifel aufkommen an ihrer Solidität, trotzdem sie selbstverständlich äußerst haltbar und tragfähig sind. Aber die wilde Riesenhaftigkeit der umgebenden Gebirgslandschaft hebt zeitweilig die normalen Begriffe von Größe und Stärke aus den Fugen; und wie kann das wundernehmen, wenn selbst die Lokomotive dem Frieden nicht recht traut. Zwar nimmt sie alle Hindernisse, aber zögernd und peinlich vorsichtig. Unter überhängenden Gesteinskolossen kriecht sie hindurch, windet sich langsam weiter an Tausende Meter hohen Felswänden und rollt zaghaft über untermauerte und abgestützte Felsvorsprünge.

Streckenweise zwängt sie sich durch Dutzende von Holzstollen, die sich, zum Schutze gegen die fortwährende Lawinengefahr das Gleise einbauend, an die Berghalden anlehnen und in Anbetracht der ungeheuren Wucht, mit welcher Schneemassen und Felstrümmer zu Tal sausen, aus schweren Holzbohlen zusammengefügt sind. Ihr forsches Selbstbewußtsein gewinnt sie allemal erst wieder zurück, wenn gelegentlich eine Talsohle schnelle und sichere Fahrt gestattet. Dann und wann sieht man von Bergeshöhen herab Schienenstränge die Talmulde entlang laufen. Nach einer geraumen Weile dasselbe Bild, nur mit

dem Unterschied, daß jetzt die Stahlbänder die Berge hoch oben umschließen. Schließlich fällt es auf, daß die liebe Sonne abwechselnd rechts und links durch die Scheiben lacht, und dann merkt man, daß man die obere Schienenetage eben durchlaufen hat und im Talkessel lustig Karussell fährt. Solche Serpentinen wiederholen sich verschiedentlich und geben einen Begriff von den Schwierigkeiten, mit welchen die Bahn in den Bergen zu kämpfen hat. Weiter geht die Reise durch den dämonisch wilden Kicking-Horse-Paß und durch die Selkirk-Range, deren weißgepuderte, zackige Kronen, hoch hinaufragend in

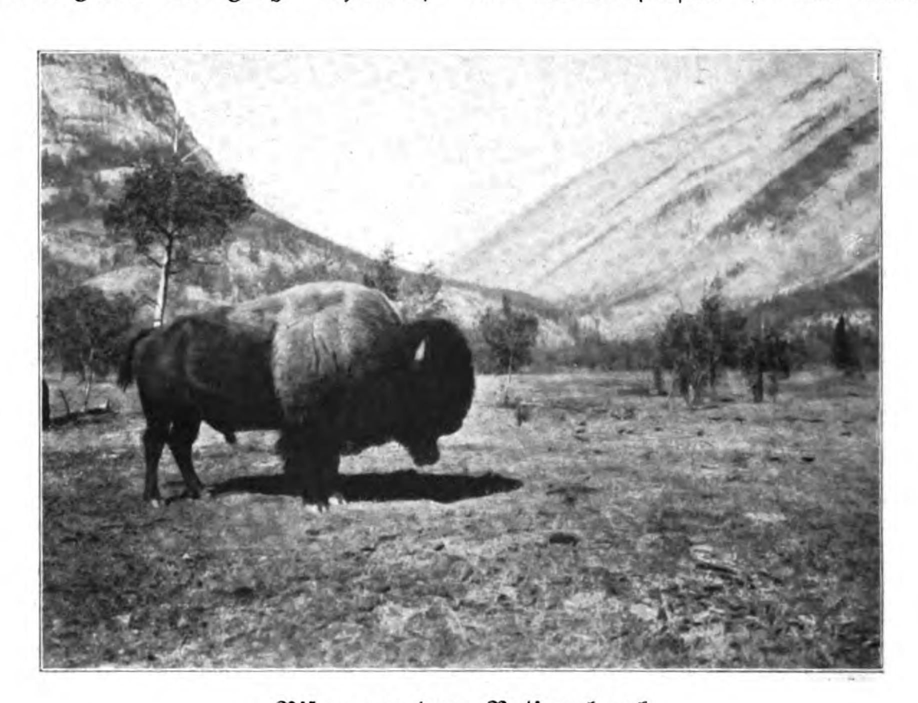


Vancouver. Endstation der Kanada-Pazifik-Bahn

Schwefelbad Banff in Bowflußtal

den Äther, sich unbeschreiblich schön abheben gegen das tiefleuchtende Blau des Nachmittagshimmels. Gegen Abend laufen wir das Minenstädtchen Revelstoke an, am grünen Kolumbiastrom gelegen, der hier bereits eine recht ansehnliche Breite besitzt. Nochmals zwingt ein Schienenbruch zu einem kurzen Aufenthalt, schwarze Cannons mit noch schwärzeren Seen werden passiert, eine herrliche Fernsicht tut sich nördlich auf, im Vordergrund der große Shuswap-Lake, und dann ist es abermals an der Zeit, seine Bettlade aufzusuchen.

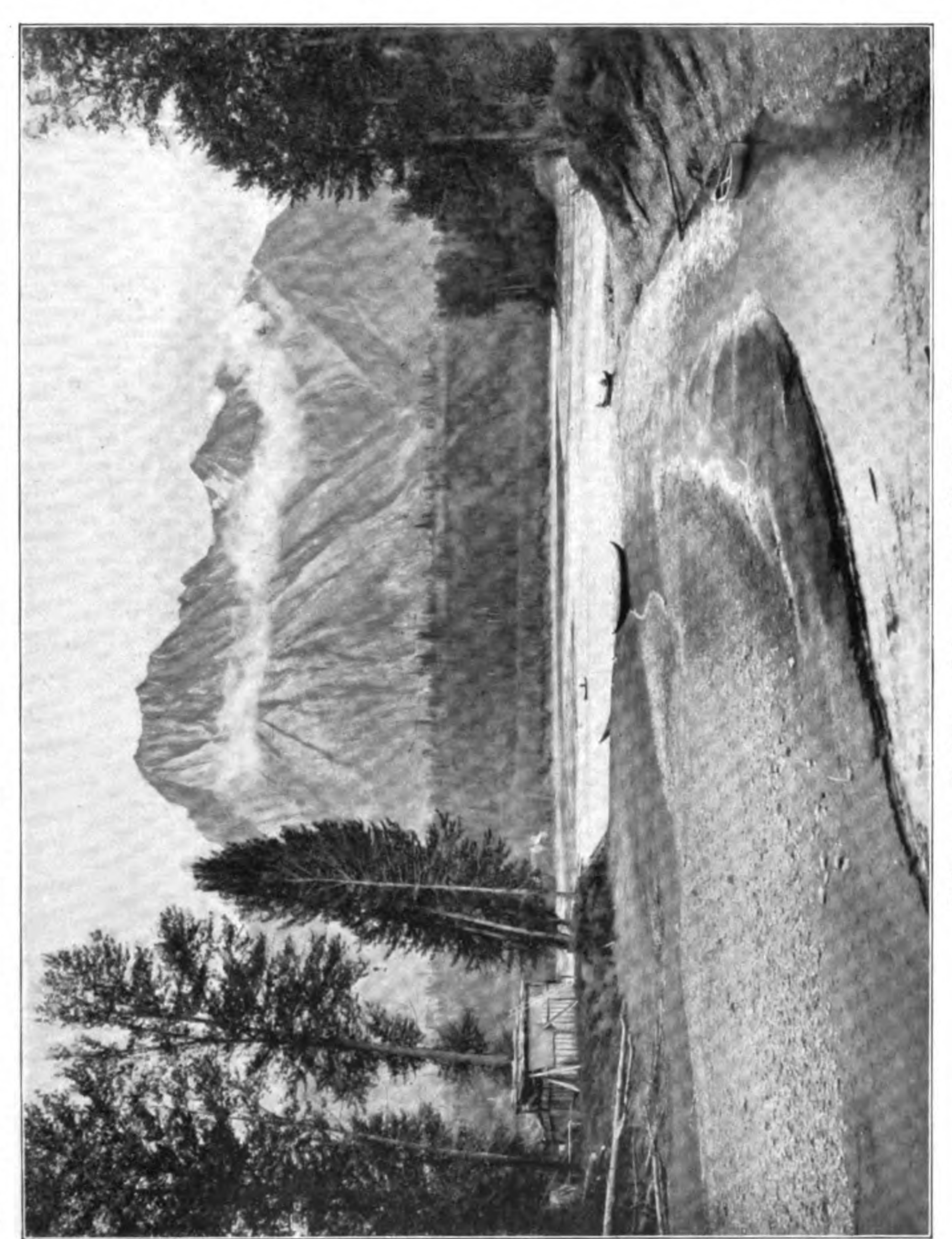
Durch die Ritzen der Jalousien bohren neugierig spitze, blinkende Silberpfeile. Sie haben es auf die müden Augenlider abgesehen; und es ist erstaunlich, mit welcher Treffsicherheit diese Mondtrabanten ihren Weg finden. Sie bohren und locken ohne Unterlaß: „Komm, komm! Schau die Herrlichkeiten draußen!" Und man reibt die müden Augenlider und wird schließlich wach. Noch breitet die Nacht ihre Fittiche über die schlummernde Gebirgswelt, und doch herrscht draußen fast Tageshelle. Man konstatiert das, indem man die kleinen Jalousien hinaufschiebt, und — Traum oder Wirklichkeit! — man glaubt ein Märchenland zu schauen, das sich da aufrollt vor schlaftrunkenen Blicken. Weißgrünlich ruht helles Mondlicht auf wild zerklüftetem Felsgestein. Tief unten, ungebärdig grollend und zischend, schießen die Wasser eines Stromes zu Tal. Und in den smaragdfarbenen, dunstsprühenden Fluten recken sich, wie von Titanenfäusten in das Strombett geschleudert, trutzig sagenhaft geformte, gewaltige Felsblöcke. Mit breiter Stirne prallen schaumgekrönte Wellenköpfe gegen harte Felsleiber, und dampfender Gischt leckt schneeweiß zerstäubend an schwarz im Schatten lagernden Steinkolossen empor. Am gegenüberliegenden Ufer bauen sich, beinahe senkrecht hoch, Felswände von unendlicher Höhe. Auf ihren Schultern und Kämmen hüten sie ewigen Schnee, der sich aus den Tälern und von den mittleren Lagen dorthin zurückgezogen hat.



Bison aus dem Nationalpark

Wir befinden uns am Abhang des Kaskadengebirges. Und was sich da,

seine gurgelnden Wasser zusehends vermehrend, durch die romantische Talschlucht wälzt, das ist der Fraserfluß. Wie der Fluß, so hat auch die Schienenstrecke starke Gefälle.



Zusammenfluß des Skeena- und Buckleyflusses

Gegen Morgen wird das Tal breiter, die Berge treten zurück, und das Klima wird herbstlich milde. Zusehends wird aber auch die Atmosphäre dunstiger und trüber, und dann setzt ein leichter Regen ein. Die Küstennähe macht sich bemerkbar. Jenseits der Berge starrende Kälte

und singender Schnee, hier spätherbstlich verbleichende Farbenbuntheit und heimatliche Oktobertemperatur. Immergrüne Koniferenwälder, mit Laubhölzern untermischt, fliegen vorüber; sprudelnde Wässerchen und respektable Bäche schießen aus dichtem Unterholz hervor und verschwinden wieder. Auf gerodeten Lichtungen stehen primitive Holzschlägerkolonien und sehr jugendliche Städtegründungen, deren jede einst eine gewichtige Rolle spielen soll in Kanadas Geschichte. Bald gesellt sich der bedächtig und ernst gewordene Fraserfluß wieder zu uns; mehr und mehr weiten sich seine Ufer zu einem seeartigen Becken, und in der zehnten Vormittagsstunde laufen wir in Vancouver ein.



# Freund Hein

(Auf einem Pariser Boulevard)

Von

**Martin Lang**

**Es singt ein Nachtgedicht
Vorbei an hellen Scheiben,
Doch in dem lauten Treiben
Hört man die Worte nicht.**

**Es ist ein Reiselied,
Das einer singt beim Wandern,
Er singt es für die andern,
Den niemand gehen sieht.**

**Die Stimme schwebt heran:
Hört sie denn keiner singen?
Da fängt mein Herz zu klingen
Und mitzusingen an.**

**Es singt und spielt in mir
Die traurig-fremde Weise,
Als wär' ich auf der Reise
Allein — und weit von hier.**



**Porzellan**

Nach einem Gemälde von R. P. Junghanns

# Telephonie auf unbeschränkte Entfernungen

Von C. Neumann

Trotz der Fortschritte, die auf dem Gebiete des Fernsprechwesens im Laufe der Zeit gemacht worden sind, ist doch die telephonische Sprechweite eine verhältnismäßig beschränkte geblieben. Man spricht zwar, unter Benutzung sehr starken Drahtes, bequem von Berlin nach Paris — rund 1200 Kilometer Linienlänge —, man kann auch noch einige hundert Kilometer über Paris hinaus telephonieren, etwa nach Lyon oder Brest, allerdings schwieriger, da die Lautstärke schon bedeutend abnimmt. Aber zwischen Königsberg und Lyon ist eine Verständigung schon nicht mehr möglich; die Telephonströme werden auf der langen Strecke teils durch Widerstand des Leitungsdrahtes, teils durch Ableitungen nach der Erde, teils durch „Ladungserscheinungen" — das heißt Kondensatorwirkungen des Drahtes — aufgezehrt. Früher war die Sprechweite noch bedeutend geringer, man hat sie allmählich zu steigern vermocht durch Maßnahmen, die den erwähnten schädlichen Einflüssen entgegenwirken. So wurden die anfänglich benutzten Eisendrähte, deren Leitungswiderstand verhältnismäßig hoch war, durch Kupferbronzedrähte ersetzt, ein kostspieliges Verfahren, da Kupfer etwa sieben- bis achtmal so teuer ist als Eisen. Billiger und dabei doch sehr erfolgreich war die Einführung kräftig wirkender Mikrophone. Neuerdings hat die Erfindung Professor Pupins, der in die Leitungen in bestimmten Abständen Drahtspulen mit hoher „Selbstinduktion" einschaltet und dadurch der „Ladung" entgegenwirkt, der Telephonie einen mächtigen Ansporn gegeben. Ist es doch mit Hilfe der Pupinspulen gelungen, beispielsweise zwischen Neuyork und Denver, das heißt auf über 3000 Kilometer Entfernung, einen tadellosen Sprechverkehr einzurichten. Vielleicht läßt sich die Entfernung noch steigern; aber eine Grenze, über die hinaus das Fernsprechen auch unter Anwendung aller bekannten Verbesserungen nicht mehr möglich ist, bleibt doch bestehen, und solange das der Fall ist, müssen wir auf die Benutzung des modernsten und bequemsten Verkehrsmittels in manchen wünschenswerten Beziehungen verzichten.

Anders verhält es sich bekanntlich mit der Telegraphie. Ihr ist keine Schranke in bezug auf die Entfernung gezogen, man könnte von Berlin um den Erdball herum nach Berlin zurück direkt telegraphieren, und wenn auch zu einer solchen Kreistelegraphie kein praktischer Anlaß vorliegt, so gibt es doch Leitungen von riesenhafter Ausdehnung, in denen mit Leichtigkeit die Morsezeichen übermittelt werden. Man denke nur an die „Indolinie", die London mit Ostindien verbindet. Sie verläuft von der englischen Hauptstadt aus über Berlin, Warschau, Odessa, Teheran und so weiter bis Kalkutta und hat eine Länge von rund 10 000 Kilometern. Die Telegramme werden nicht etwa bei den Zwischenanstalten von Telegraphisten aufgenommen und nach der nächsten Zwischenstation weitergegeben, sondern London arbeitet in der Leitung direkt mit Kalkutta. Allerdings, der von London in die Leitung geschickte elektrische Strom gelangt nicht bis zur Endanstalt, er würde, wollte man ihm freien Lauf lassen, ebenso wie es bei Telephonströmen der Fall ist, unterwegs aufgezehrt werden. Um trotzdem ein direktes Arbeiten zu ermöglichen, hilft man sich in einfacher Weise. In Berlin, wo der Londoner Strom noch genügende Kraft hat, läßt man ihn durch die Drahtspule eines Elektromagneten laufen und dann zur Erde gehen. Über den Polen des Elektromagneten befindet sich ein Hebel — in der Telegraphentechnik „Anker" genannt —, der, für gewöhnlich durch eine Spiralfeder von den Polen entfernt gehalten, beim Durchgang eines Stromes durch die Drahtspule aber von

dem Magneten angezogen wird. Die Vorrichtung heißt „Relais". Bei der Anziehung schlägt der Anker auf zwei Kontaktstifte, von denen der eine mit einer elektrischen Batterie, der andre mit der Leitung nach Warschau verbunden ist. Der Zwischenraum zwischen den beiden Kontaktstiften wird durch den Anker jedesmal bei dessen Anziehung, also jedesmal bei der Ankunft des Londoner Stromes, überbrückt, was zur Folge hat, daß aus der Berliner Batterie ein frischer Strom in die Leitung (nach Warschau) fließt. In Warschau befindet sich abermals ein Relais, so daß auch hier neuer Strom in die Leitung (nach Odessa) gesandt wird, und so fort, bis Kalkutta erreicht ist. Bei der Schnelligkeit, mit der die Elektrizität fortschreitet, vollzieht sich die Anziehung der Relaisanker bei allen Zwischenstationen gleichzeitig, so daß in demselben Augenblick, in dem von dem Londoner Beamten die Taste gedrückt wird, in Kalkutta das Zeichen eintrifft.

Es liegt nahe, den dem Telegraphenrelais zugrunde liegenden Gedanken auch im Fernsprechbetrieb anzuwenden, um auf weiteste Entfernungen telephonieren zu können. Aber die Schwierigkeiten sind hier doch ungleich größer. Im Telegraphenbetriebe kann die Vorrichtung verhältnismäßig einfach sein, da Ströme von stets gleicher Richtung und Stärke zu übertragen und nur ganz einfache, aus Strichen und Punkten zusammengesetzte Zeichen darzustellen sind. Die Sprechströme dagegen durchfließen den Draht wellenförmig, jeder Laut erzeugt eine andre Wellenform, und es handelt sich nicht einmal um regelmäßig verlaufende Wellen, sondern um solche, die mit zahlreichen winzigen Abweichungen behaftet sind. Diese Abweichungen entsprechen den Obertönen, die den Grundton eines Lautes begleiten und seine Klangfarbe ausmachen; wenn sie verändert oder vernichtet werden, geht die Klangfarbe verloren. Ein „Fernsprechrelais" müßte also derart gebaut sein, daß es nicht nur frischen Strom in die Leitung sendet, sondern ihn auch genau dem ursprünglichen Strom entsprechend — also in Wellenform und mit allen Klangfarbeabweichungen — gestaltet.

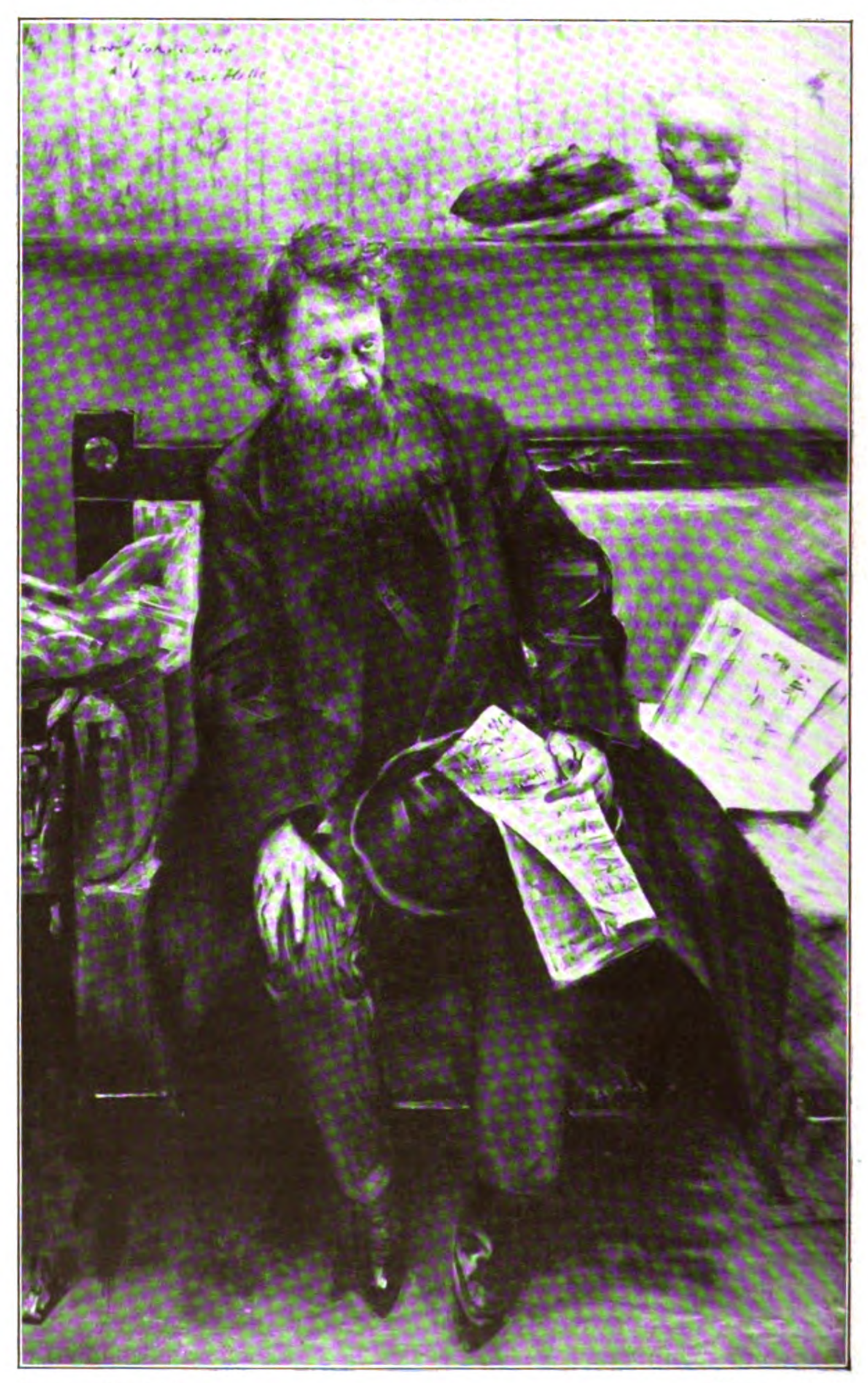
Zahlreich sind die Vorrichtungen, mit denen man dies zu erreichen versucht hat. Die meisten beruhen darauf, daß man bei der Zwischenstation einen Fernhörer einschaltet und auf dessen Schallplatte Kohlenstücke befestigt, die als Mikrophonkontakte in einem mit elektrischer Batterie versehenen besonderen Stromkreise wirken. Schwingt unter dem Einfluß ankommender Sprechströme die Fernhörermembran, so ändert sich der Übergangswiderstand der Kohlenkontakte wie bei einem gewöhnlichen Mikrophon, in das man hineinspricht. Die Folge ist, daß der Batteriestrom der Zwischenstation an Stärke zu- und abnimmt, je nach den Widerstandsänderungen der Kohlenkontakte; er erhält also die Wellenform des ankommenden Sprechstromes, und diese neuen Stromwellen werden durch einen Transformator in die Leitung weitergesandt. Die Praxis zeigt aber, daß das Ziel nicht vollkommen erreicht wird. Das liegt daran, daß die Fernhörermembran durch die Belastung mit Kohlekontakten in ihrer eignen Schwingung beeinträchtigt wird und ein Teil der Bewegungsenergie sich in Wärme umsetzt, also für den angestrebten Zweck verloren geht. Andre Formen von Sprechrelais haben — im Laboratorium — bessere Erfolge gezeitigt, ohne doch praktisch brauchbar zu sein, weil sie entweder eine zu empfindliche, im Betrieb nicht dauernd zu erreichende Regulierung erforderten oder schädliche „Rückströme" hervorriefen. Fast alle Erfinder aber haben den Grundfehler begangen, daß sie den ankommenden Sprechstrom zur Bewegung materieller Teile benutzten, also Energie vergeudeten. So vermochten selbst hohe Prämien, die in Amerika auf die Herstellung eines einwandfreien Sprechrelais ausgesetzt wurden, das Ziel nicht näher zu bringen.

Neuerdings hat Professor Nernst, der bekannte Physiker der Berliner Universität, sich mit der Frage beschäftigt, und es ist ihm im Einvernehmen mit R. von Lieben gelungen, sie in überraschender Weise und zugleich so vollkommen zu lösen, wie man es nach den bisherigen Mißerfolgen kaum mehr erwarten zu dürfen geglaubt hatte. Der wesentliche Teil seiner Vorrichtung ist eine Kathodenstrahlröhre, das heißt eine luftleer gemachte Röhre mit eingeschmolzenen, in das Innere reichenden Metallkörpern (Elektroden). Bringt man die eine der

Elektroden zum Glühen, so sendet sie Kathodenstrahlen aus, die geradlinig nach einer entsprechend angeordneten zweiten Elektrode verlaufen. Die Strahlen bestehen bekanntlich aus negativen Elektronen, das heißt aus kleinsten Teilchen negativer Elektrizität, und ihr Vorhandensein hat zur Folge, daß die Strecke zwischen den beiden Elektroden, die sonst dem elektrischen Strom einen hohen Widerstand entgegensetzt, mehr oder weniger gut leitend (ionisiert) wird, je nach der Menge der ausgestrahlten Elektronen. Eine siebartig durchlöcherte Metallscheibe, die sich in der Röhre befindet, dämpft nun die Kathodenstrahlen erheblich, so daß nur eine geringe Leitfähigkeit eintritt. Entgegengesetzt wirkt eine in die Röhre eingeschmolzene dritte Elektrode. Sobald sie nämlich elektrisch gemacht wird, fördert sie den Durchgang von Kathodenstrahlen zwischen den beiden andern Elektroden, und zwar um so kräftiger, je höher die Spannung der Elektrizität in ihr (der dritten Elektrode) ist. Die Leitfähigkeit der Röhre kann dadurch in weiten Grenzen verändert werden. Man setzt nun die dritte Elektrode dem Einfluß der ankommenden Sprechströme aus, während die Röhre selbst nebst einer Batterie in einen besonderen Stromkreis eingeschaltet wird, der seinerseits durch einen Transformator mit der weitergehenden Leitung in Verbindung steht. Der Batteriestrom ist für gewöhnlich gleichmäßig und wegen des hohen Widerstandes der Röhre schwach. Sobald aber Sprechströme ankommen und die dritte Elektrode unter Spannung setzen, erhöht sich der Übergang von Kathodenstrahlen und damit die Leitfähigkeit der Röhre, so daß der Batteriestrom verstärkt wird. Das Maß der Verstärkung entspricht genau den ankommenden Sprechströmen. Die elektrische Energie der Batterie wird also in derselben Wellenform, die dem ursprünglichen Strom eigen ist, nach dem nächsten Amt weitergesandt und — was den Vorzug des Relais ausmacht — bei der Übertragung geht keinerlei Kraft durch Bewegung materieller Teile oder Umsetzung in Wärme verloren.

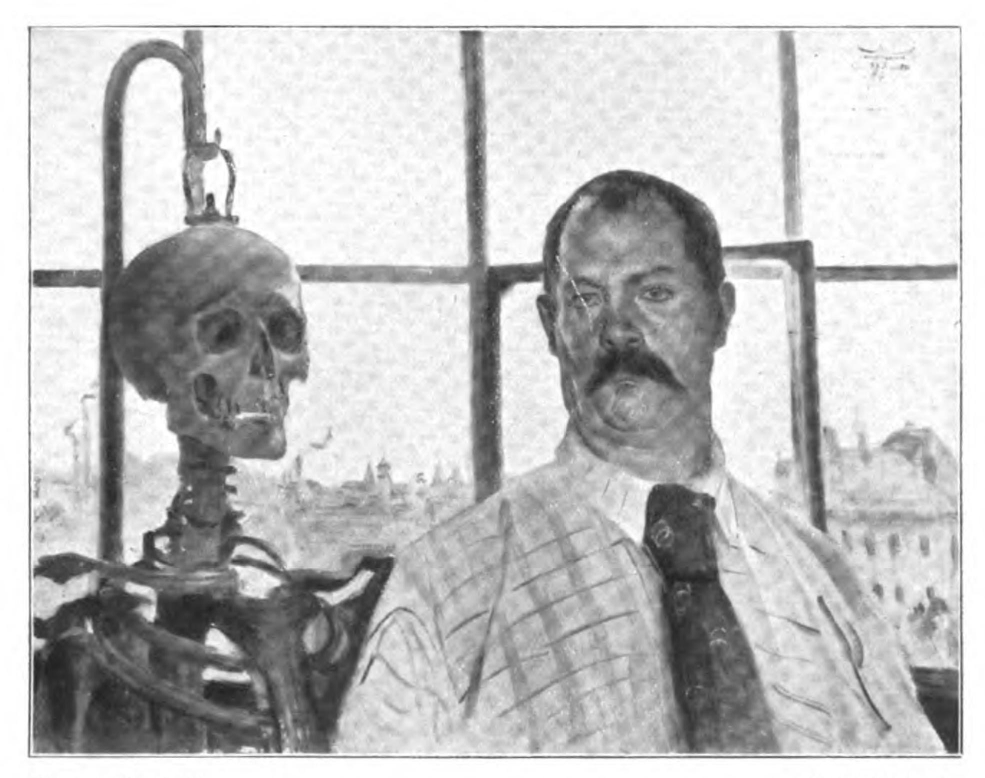
Die Versuche mit dem Nernst-Liebenschen Relais sind denn auch vorzüglich ausgefallen, und es hat sich eine Vereinigung von deutschen Großfirmen der Elektrotechnik gebildet, um die Erfindung zu verwerten. Als Benutzer kommen natürlich nur die großen staatlichen Fernsprechverwaltungen in Betracht, und es liegt auf der Hand, daß sich in erster Linie die deutsche Reichspostverwaltung das Verwendungsrecht sichern wird. Eine Erprobung des Verfahrens vor dem Staatssekretär Krätke hat bereits mit bestem Erfolge stattgefunden. Im übrigen sind von der Erfindung auch für die Allgemeinheit so erhebliche Vorteile zu erwarten, daß sie kaum überschätzt werden können. Zunächst fällt die bisherige Grenze der Sprechweite fort; man wird künftig, wenn nur die erforderlichen Leitungen vorhanden sind, von Berlin nach Schanghai ebensogut telephonieren können wie zurzeit nach Magdeburg oder Hamburg. Auch ein Fernsprechverkehr durch lange Ozeankabel, etwa zwischen Europa und Amerika, erscheint im Bereiche der Möglichkeit, sofern sich geeignete Zwischenstationen einrichten lassen. Dabei wird man trotz der weiten Entfernungen mit einer ganz geringen Drahtstärke — vielleicht 2 Millimeter — auskommen können, während bisher bei Leitungen von Berlin beispielsweise nach Hamburg der Draht schon 3 Millimeter, nach Köln 4 Millimeter, nach Paris 5 Millimeter stark sein mußte. Natürlich lassen sich die Vorteile des Relais auch für den bestehenden Fernsprechverkehr nutzbar machen, indem man statt des starken Drahtes solchen von geringerem Querschnitt verwendet und dafür an geeigneten Punkten der Leitung Sprechrelais einschaltet. Eine 3 Millimeter starke Doppelleitung Berlin—Hamburg erfordert beispielsweise 39 000 Kilogramm Kupferdraht, während man bei 2-Millimeter-Draht mit 18 000 Kilogramm auskommt; das macht eine Ersparnis von 32 000 Mark oder bei zwölf vorhandenen Berlin—Hamburger Leitungen 384 000 Mark aus. Für eine 4 Millimeter starke Leitung Berlin—Köln würde der Unterschied 86 000 Kilogramm Kupfer im Werte von 130 000 Mark betragen, während die 5 Millimeter starke Leitung Berlin—Paris um mehr als ½ Million Mark teurer ist als eine 2-Millimeter-Leitung zwischen diesen Orten. Im ganzen würde die Anwendung der Nernstschen Erfindung also — lediglich finanziell betrachtet — für Deutschland eine Er-

sparung von ungezählten Millionen bedeuten, die der Volkswirtschaft zugute kommen; für die ganze Welt ist der Wert überhaupt nicht abzuschätzen. Als willkommene Folge der Ermäßigung der Anlagekosten wäre schließlich auch eine Verbilligung der Gesprächsgebühren, besonders im Verkehr auf weite Entfernungen und mit dem Auslande, zu erwarten.



Lovis Corinth — Peter Hille

(Zu nebenstehendem Artikel)



Lovis Corinth Selbstbildnis

# Lovis Corinth. Von Theodor Clemens

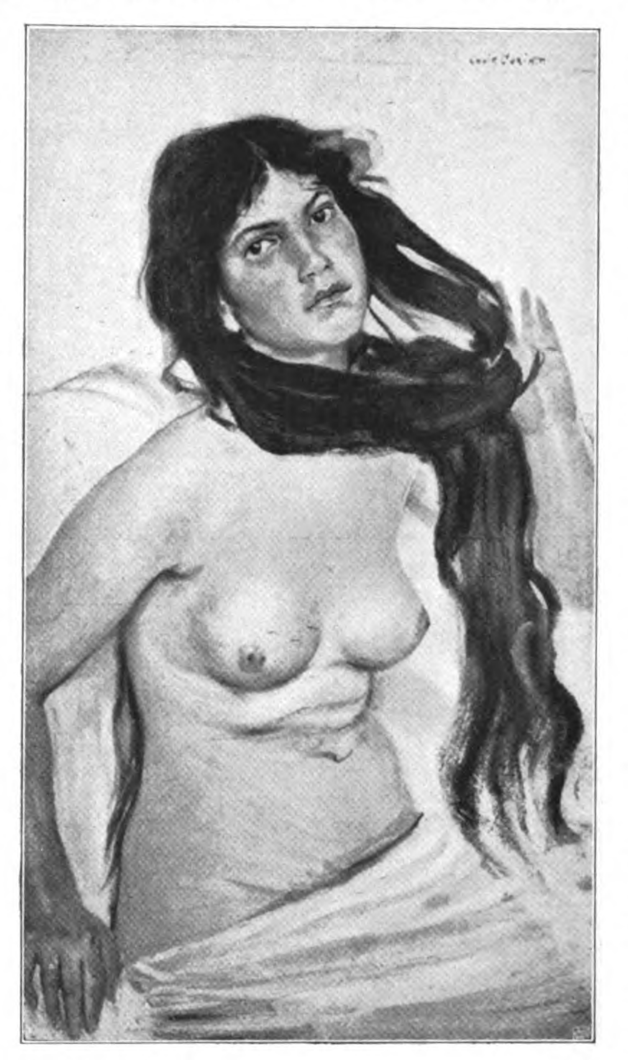
Ganz wie Trübner und Slevogt kommt auch Lovis Corinth aus der Münchener Schule Loeffz-Diez. Aber besser als Trübner wußte sich Corinth von allem Anfang dem Einfluß dieser sehr besuchten Malerklasse zu entziehen, das ganz Persönliche seines Talentes in einen oft harten, aber auch stärkenden Kampf gegen die hier geübte Konvention zu stellen und siegreich zu retten. Alle die vielen andern, die aus dieser selben Lehrstube kommen, sind ziemlich ohne irgendwelche eigne Physiognomie in der Kunstgeschichte der letzten Jahrzehnte vertreten, denn Loeffz und Diez haben jene gemachte Artistik gepredigt, die sich sehr nach dem Zeitgeschmack der großen Publikumsmasse richtete, einem Geschmack, der als etwas Aktuelles sich täglich ändert und mit seinem Verschwinden auch jene Künstler nach sich zieht, die er seinerzeit, als er selbst in Blüte stand, hochwärts getrieben hatte.

Corinth hat diesen Wellengang nicht mitgemacht. Er stand mitten im Strom der sehr Gepriesenen unverrückbar fest, gänzlich unbeachtet, aber auf diese Art hat er sein subjektives Talent entfalten und in einer Evolution voll von Kampf und hartnäckigem Widerstand zu jener selbständigen Größe bringen können, die wir heute in seinem Werk, zumindest im größten Teil seines Werkes, bewundern.

Denn eine kleine Reserve in der Wertschätzung dieses Werkes müssen wir beobachten. Corinth ist trotz seinen fünfzig Jahren noch jung, ganz voll Jugend, die Ungleichwertiges schafft. So rühren von seiner Hand neben Herrlichkeiten einer Koloristik nicht einmal so wenig Bilder

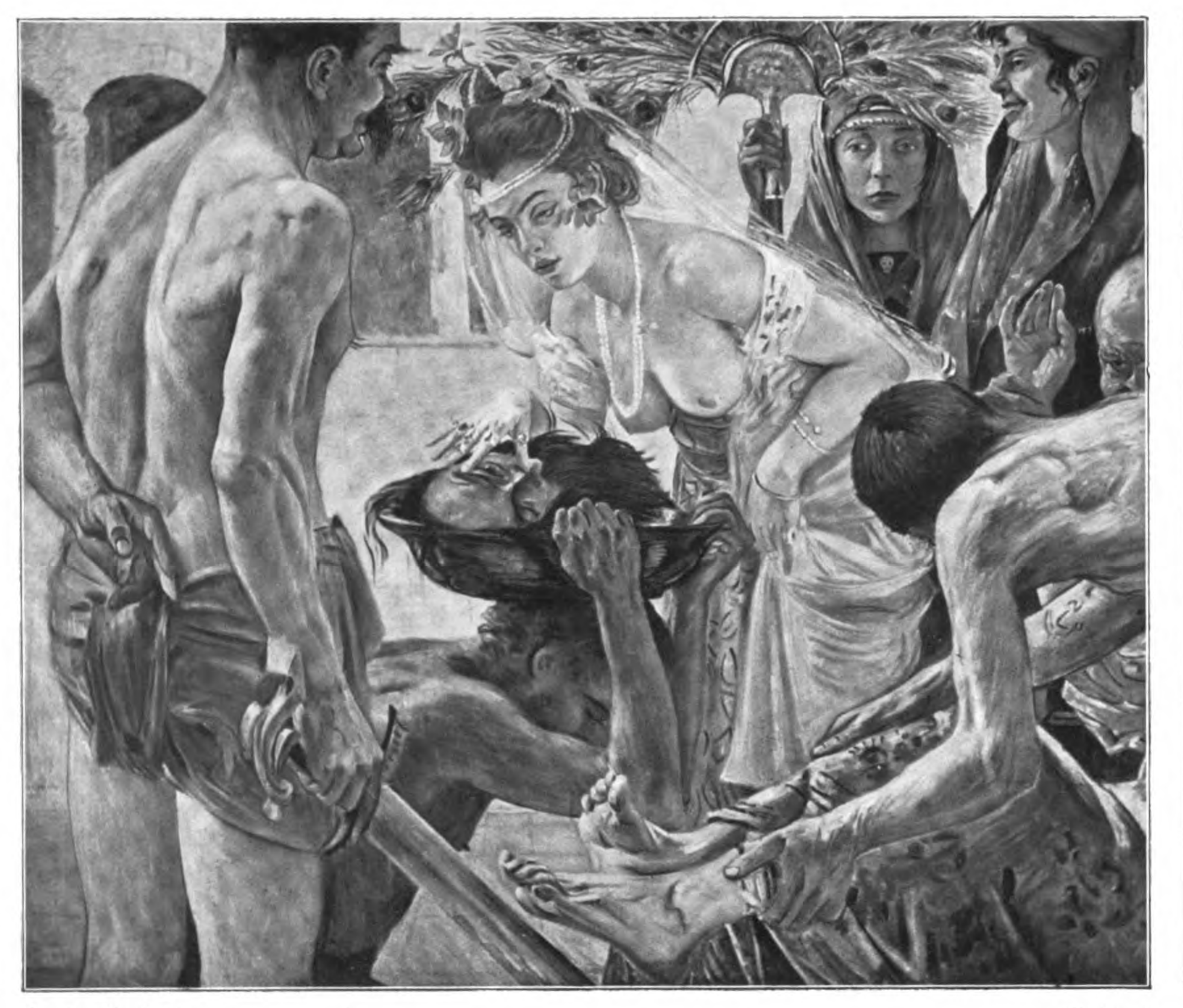
weit geringerer Qualität her, die uns in der Umgebung von so ungemein Hervorragendem ziemlich überraschen. Wir würden nie glauben, daß das „Trifolium“ — um nur eines von den so ganz uncorinthischen Bildern zu nennen — derselbe Künstler geschaffen hat, der uns die Kostbarkeit einiger Bacchantenbilder geschenkt und ein paar so wundervolle Porträte in ihrer unvergleichlichen Ausführung, die über das Konkrete hinaus auch das Abstrakte des Menschen, seinen Blick und seine Seele Form werden läßt. (Wir bringen hier einige davon abgebildet, die der Beckmannschen Monographiensammlung, Verlag Otto Beckmann, entnommen sind.)

Nachdem er sich bei Loeffz das Geringe angeeignet hatte, was ein junger Bilderstürmer bei einem so wenig persönlichen, lediglich formgeschickten Lehrer Erlernenswertes finden kann, ging Corinth nach Paris. Und hier, in dieser großartigen Akademie der Kunst, bei Bouguereau, bei Fleury, erlernte der schwere, derbe Ostpreuße die ganz französische Feinheit des Tones, die er später im Laufe seines Werdens immer inniger mit seinem persönlichen Talent, das zum wilden, zügellosen Komponieren neigte, verschmelzen konnte. Die Stadt selbst bot ihm, wie jedem Künstler, Anregungen tausendfältigster Art. Er lernte in Paris erst eigentlich das Essentielle der Begriffe: Stadt, Straße, Menschenverkehr und auch das Leben kennen, die Millionen flimmernder Farben und kleinen Gesten des Lebens und schließlich: die Frauen. Es mag bei seinem so ganz anders gearteten Wesen befremdlich wirken: aber in der Kunst Corinths steckt etwas auffallend Feminines, in allen seinen Werken kann man das beobachten, überall wird es irgendwie Ausdruck, trotz der Breite und Behäbigkeit, der etwas gesuchten Brutalität seines Stils.

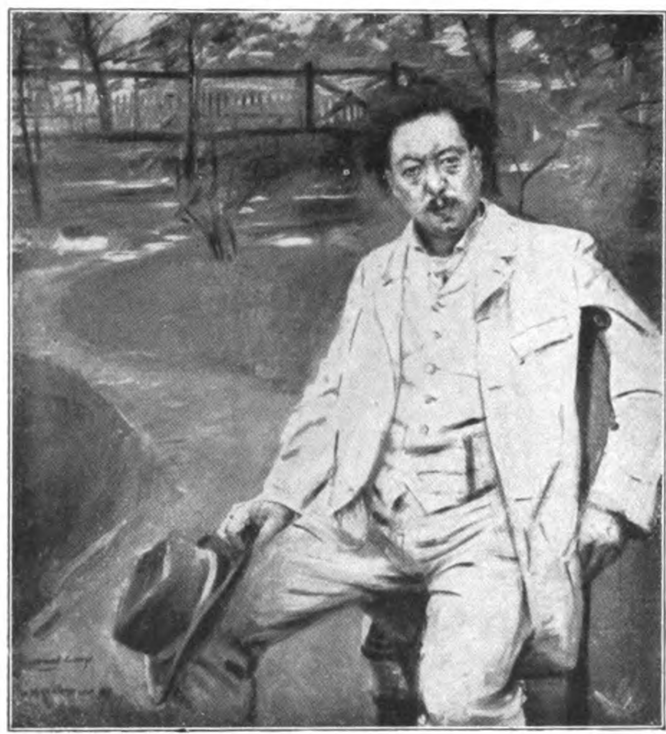


Lovis Corinth Akt

Im Grunde genommen ist Corinth nur in der Pose, die er seinen Sujets gibt, von jener Brutalität, die man als krampfhaftes Suchen nach einer neuen monumentalen Form bezeichnet hat. Sehen wir genauer hin, so werden wir an allen Werken bemerken, daß nicht einmal die Sujets selbst brutal sind. Lediglich ihre äußere Aufmachung könnte hier und da abstoßen. Und schon gar nicht roh und willkürlich, so ganz von einer oft kindlich-freundlichen Art ist die technische Ausführung seiner Gedanken. Die Farben besonders haben bei ihm etwas überaus Warmes und Weiches, gar nichts von Härte, die man bei den Posen der Objekte wohl eigentlich erwarten müßte. Doch wirkt er manch-



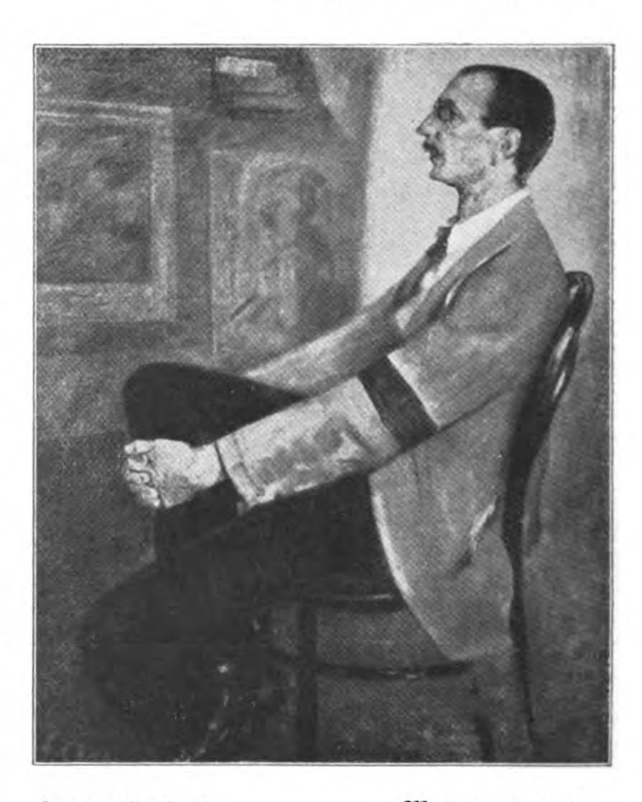
Lovis Corinth — Salome



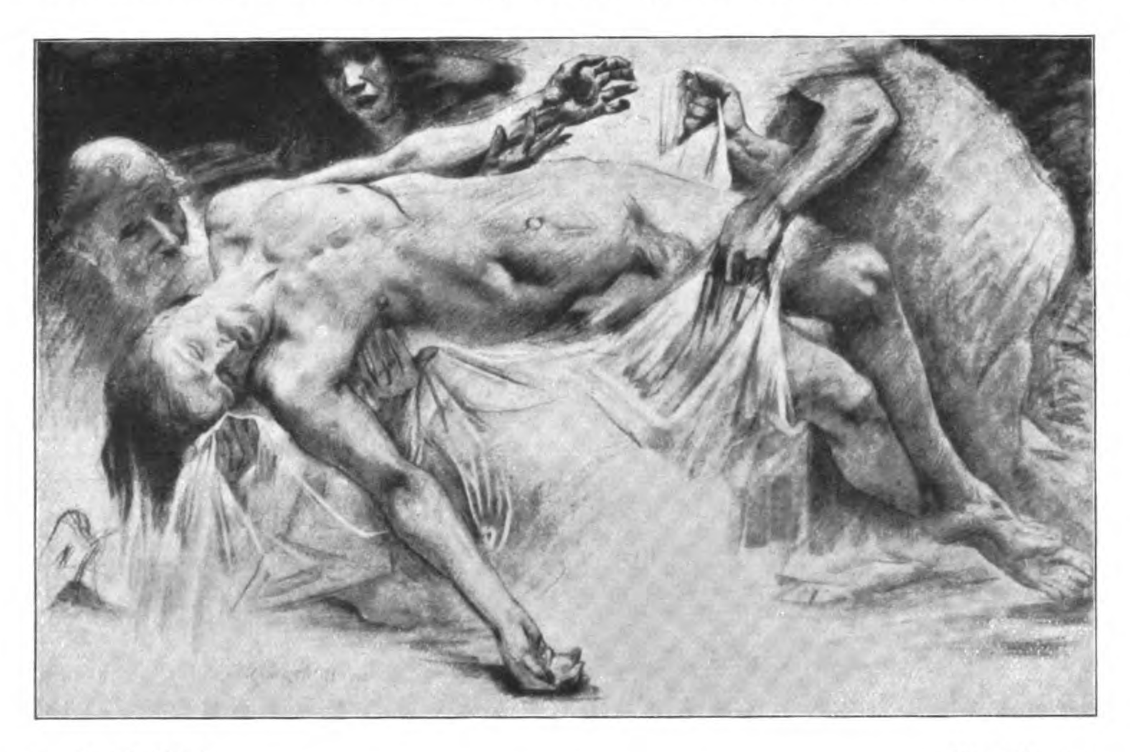
Lovis Corinth Porträt: Konrad Ansorge

unsern Augen steht. Und an ein zweites Porträt ebenso bedeutender Art erinnert man sich: an das Bildnis des Vaters. Es entstand in Königsberg, wo Corinth nach seinem Pariser Aufenthalt drei Jahre verbracht hatte, wenig bekannt, eher gefürchtet. In Königsberg entstand auch die „Pietà", vielleicht neben dem Bildnis des Vaters die reifste Arbeit jener Epoche. In geringer Verkürzung gezeichnet, liegt der Erlöser ganz wagrecht und mit ausgebreiteten Armen auf dem Erdboden, während kniend und ganz zusammengebrochen Maria den einen Arm des Heilands hält. Wundervoll ist diese Partie des Bildes und von einem seltenen Schmelz die aufgelöste Gestalt der knienden Frau. In dieser Pietà kommt der französische Einfluß auf Comal zu lasziv, taucht zu sehr in eine wollüstige Üppigkeit. Aber so ganz fleischlich geartet ist nicht einmal der größere Teil seiner Werke. Wenn man bei Nennung des Namens Corinth gerade diese kleine Reihe von Bildern vor Augen hat, so geschieht das, weil sie selbstverständlich weit mehr aufgefallen ist als die der ruhigen und ernsten Bilder. Die Sensation seiner üppigen Formen und grellen Beleuchtung hat die starke Wirklichkeitskunst seiner bedeutenden Bilder überblendet.

Der echte Corinth entwickelte sich während seines Münchener Aufenthaltes, der bis an das Ende des vergangenen Jahrhunderts reichte, mehr im Verborgenen und Innern. Äußere Spuren lassen sich wohl erkennen, aber nicht bis zu seiner reifsten Form. Herrlich allerdings ist das hier in München entstandene Leistikowbildnis, eine selten feine Arbeit, die ganz rein nichts als Porträt ist, Bildnis eines Menschen, der lebendig vor



Lovis Corinth Walter Leistikow



Lovis Corinth Grablegung

rinths Evolution weniger zum Ausdruck, dafür aber um so deutlicher in dem schon erwähnten Bildnis des Vaters. Da sind die prallen Farben noch ganz frisch aus der Erinnerung an die Pariser Salons von 1885 und gar 1886 gemalt. Besonders dieses blendende Blau der Tapeten, die sich mit solcher Koloristik sehr in den Vordergrund schieben, fällt wie eine unfreundliche Reminiszenz auf. In der rechten Hand hält der Vater einen Brief, dessen Kopf und Abschluß deutlich geschrieben sind, und nicht ohne Humor, allerdings einen mehr Münchener Humor, „Lieber Papa!" und „Lovis Corinth" lauten...

Dieses allerdings etwas steife Bild hat den ersten Berliner Sturm gegen Corinth entfacht. Inzwischen aber hat man sich wieder beruhigt.

Als Corinth von Königsberg nach München zog, stand er noch unter dem Einfluß der Franzosen. Aber während seines Münchener Aufenthaltes kam er immer mehr zu sich selbst, und als Corinth von München nach Berlin zog, hatte er seine ganze Persönlichkeit aus sich herauszuheben bereits gelernt. Und dieses befreite, ganz selbständige Talent zeitigte nun diejenigen Bilder, die von Corinth immer bleiben werden.

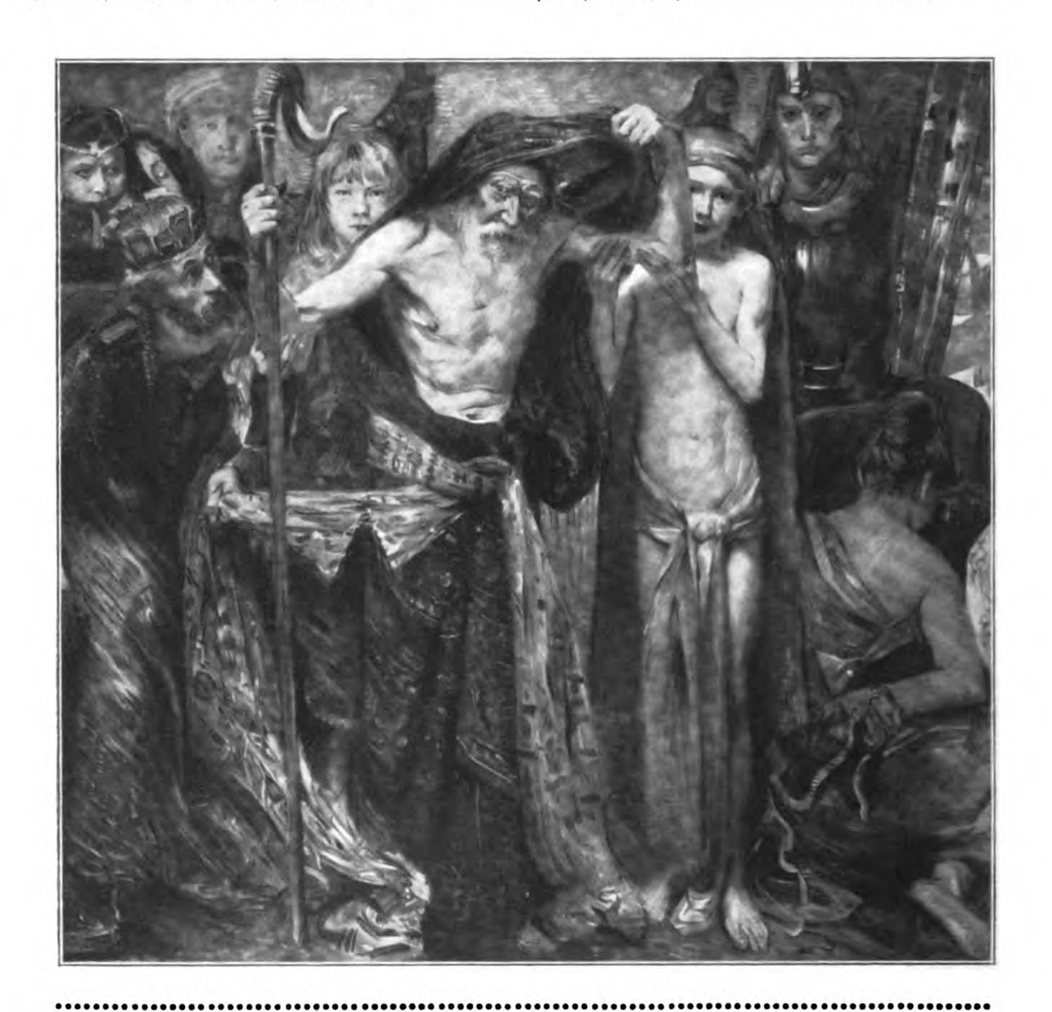
Zu diesen unsagbar schönen Arbeiten gehört nach dem Leistikow das Selbstporträt von 1896, das als Hintergrund das Fenster des Ateliers hat. In diesem Bilde ist der Kopf ganz wundervoll gemacht, trotzig, beinahe hart und doch wieder auch — in der gesamten Komposition, nicht nur in einzelnen Partien — von einer sehr ausdrucksvollen Weichheit und Wärme. Es ist viel Leben in diesem Bilde, es ist viel Seele in diesen Augen, eine tiefe Güte, die mit meisterlicher Hand auf die Leinwand gebracht und Form werden konnte.

Hier zeigt sich uns der wertvollste Corinth. Später trat ab und zu der Artist wieder in den Vordergrund, so besonders in jener süßen, unmöglich süßen Salome, die 1899 in Berlin zu sehen war. Aber das Sanfte, Schmelzend-Süße ist nicht Corinths eigentlicher Ausdruck — wie bei Renoir etwa — und so finden wir ihn später wieder zu der Art seines Selbstbildnisses von 1896 zurückkehren und erkennen ihren Höhepunkt in den zwei Bildnissen des Universitätsprofessors E. M., welche die

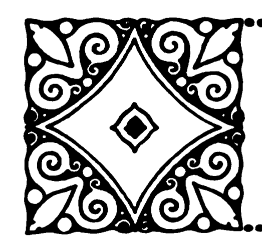
Berliner Sezession von 1911 gezeigt hat. Von diesen zwei Werken ist besonders eines hervorzuheben, das den Professor in seinem Arbeitszimmer darstellt. Das Zimmer selbst ist nur angedeutet durch ein Bücherregal im Hintergrunde.

Aber die Meisterschaft dieses Bildes besteht darin, daß das Ganze geschlossen wirkt, so daß diese Andeutung im Hintergrunde nichtsdestoweniger den Eindruck eines vollständigen Interieurs ergibt.

Hier ist eben das Problem des Raumes gelöst, bei Corinth vielleicht zum erstenmal ganz klar mit diesem Bilde, und hier ist alles höchster Ausdruck und Vollkommenheit, alles das, was Corinths Persönlichkeit schon bei Loeffz ahnen ließ: seine herrliche Koloristik, seine hervorragende Zeichnung und dieses ganze Lebendigwerden des gesamten Dargestellten, das, bei den Porträten am deutlichsten, einen lebensvollen Eindruck hinterläßt, nicht anders, als wenn die Dinge, die um den Menschen herum sind, auch seinen Atem atmeten.

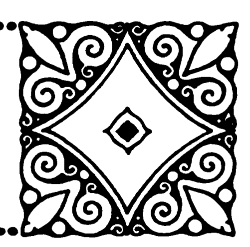


Lovis Corinth: Samuel vor König Saul



# Auge um Auge

Skizze von Otto Krack



„Die Dame möchte einen Augenblick Platz nehmen, gnädiges Fräulein werden sogleich kommen."

Die junge Frau nickte dem kleinen freundlichen Mädchen zu, trat über die Schwelle und setzte sich auf einen der roten Plüschsessel, die um den runden Sofatisch standen. Die Hälfte des Raumes, dessen prunkende und geschmacklose Einrichtung das „feinmöblierte Zimmer" verriet, nahm ein mächtiger schwarzer Flügel ein, der aufgeschlagen quer vor dem Fenster stand.

Also hier wohnte die Sängerin, die ihr jene rätselhaften Zeilen geschrieben hatte, die sie bis jetzt nicht verstand. Und als ob sie sich noch einmal vergewissern wollte, daß sie sich nicht geirrt hatte, öffnete sie ihre kleine rote Saffianhandtasche und entfaltete den kurzen Brief:

„Gnädige Frau!

Da ich Ihnen wichtige Aufschlüsse zu geben habe, möchte ich Sie ersuchen, sich morgen nachmittag um sechs Uhr in meine Wohnung zu bemühen. Ich muß Sie jedoch bitten, die Angelegenheit geheimzuhalten und Ihrem Herrn Gemahl von diesem Schreiben keine Mitteilung zu machen.

Maja Pauloff."

Weiter nichts. Das war alles. Was sollte das bedeuten? Was wollte man von ihr? Zuerst hatte sie das Gefühl gehabt, daß sie ihrem Mann den Brief zeigen mußte, daß sie ohne sein Wissen der Aufforderung nicht Folge leisten durfte, aber da stand ja ausdrücklich, daß sie nichts verraten sollte. War es nicht das beste, wenn sie das Schreiben gar nicht beachtete, zerriß oder verbrannte? Sie hatte sich auch fest vorgenommen, keinen Schritt zu tun. Aber eine geheimnisvolle Macht hatte sie getrieben, und im letzten Augenblick war sie doch gegangen.

Was sollte ihr auch geschehen? Eine Frau stand der andern gegenüber, und sie fürchtete sich nicht vor Maja Pauloff. Seit vierzehn Tagen sprach man von nichts anderm als von der schönen Liedersängerin, die die ganze Stadt mit ihren russischen, französischen und deutschen Volksweisen bezaubert hatte. Ein ganzer Sagenkreis hatte sich bereits um die Fremde gewoben: sie sollte Russin sein, aus gutem Hause stammen und unglückselige Schicksale hinter sich haben, ehe sie auf die Bretter kam. Aber wer wollte den wahren Kern wissen, den diese Gerüchte bargen? Jedenfalls war nur eine Stimme über ihr feines, zurückhaltendes Wesen; niemand konnte sich ihrer Gunst rühmen; man nannte sie kalt und unnahbar...

Nebenan wurden Schritte hörbar, und die Seitentür öffnete sich. Die junge Frau erhob sich unwillkürlich, als die junge Frau eintrat. Ein herber, fast düsterer Ernst sprach aus dieser königlichen Gestalt in dem hochgeschlossenen schwarzen Seidenkleid, aus diesem schmalen, blassen Gesicht mit den brennenden dunkeln Augen.

Sie neigte ein wenig den Kopf und fragte: „Frau Doktor Eberhard?"

Fast schüchtern klang die Antwort: „Ja — ich bin Frau Doktor Eberhard."

Die Sängerin wies auf einen Stuhl, und als beide sich gegenübersaßen,

begann sie: „Wie ich sehe, haben Sie meinen Brief erhalten, und Sie sind meiner Bitte gefolgt; aber Sie haben sich gewiß sehr gewundert, nicht wahr?"

„Allerdings — ja — verzeihen Sie — wenn ich offen sein soll..."

„Das begreife ich vollkommen. Ich will Ihnen auch unumwunden erklären, daß es nicht allein die Teilnahme an Ihrem Geschick ist — gewiß nicht — denn ich kannte Sie bis zu diesem Augenblick ja nicht — nein — was mich bewogen hat, Sie um diese Zusammenkunft zu bitten, das sind noch ganz andre Gründe... Ich werde sie Ihnen gleich nennen — aber trotzdem glaube ich, daß Sie Ihren Schritt nicht bereuen werden. Es handelt sich nämlich um Ihren Gatten..."

„Um — meinen — Mann —?" Die kleine Frau fuhr erschreckt in die Höhe. „Ja kennen Sie ihn denn? — Seit wann denn? — Woher denn? — Aber — aber — das weiß ich — ja gar nicht —"

Ein bitteres Lächeln spielte um die Lippen der andern. „Das glaub' ich, daß Sie das nicht wissen — und manches andre wohl auch nicht..."

„So sagen Sie mir doch — ich bitte Sie — erzählen Sie mir doch — ich verstehe nicht — was — was ist das alles?" Sie war ganz fassungslos und sah hilflos umher.

Maja Pauloff lehnte sich zurück, und die Augen halb geschlossen, sprach sie mit eintöniger Stimme: „Das Stück ist kurz und alltäglich, verehrte Frau Doktor. Nur zwei Menschen treten auf: ein junger Arzt und eine junge Ausländerin, die zur Erziehung nach Deutschland geschickt war. Auf einem Balle, beim Tanz fängt es an und spinnt sich weiter und weiter. Und beide verlieben sich und schwören sich ewige Treue. Und das dumme, leichtherzige Ding vergißt Vater und Mutter in der Ferne und folgt, wie es geht und steht, dem Herzallerliebsten. Das sind Jahre des Glückes, aber nicht Jahre des Reichtums, denn der Mann muß für zwei Leben kämpfen... Und da eine goldene Hand sich bietet, nimmt sie der Mann, und die Verlassene sitzt da und zieht still ihres Weges..."

Schweigend hatte die junge Frau zugehört. „Ist das Ihre Geschichte?" fragte sie zögernd.

„Ja — so ungefähr — in wenigen Worten —"

„Und der andre — der Mann — ist — mein — Mann?"

„Allerdings. — Aber das ist noch nicht das schlimmste — wenn es weiter nichts wäre! Das ist ja auch verständlich und geschieht tausendmal auf der Welt. Man wird schließlich müde in dem ewigen Daseinskampf, mürbe und müde in den alltäglichen Nöten — man sehnt sich nach einer gewissen Sorglosigkeit, nach den lockenden Freuden dieses Lebens — und wenn es ein Menschenglück kostet — was hilft's! Das hätte ich auch verwunden — glauben Sie mir — wie es so viele verwinden müssen — nein — das ist es nicht. — Aber daß ein solcher Mann es wagt — daß er die Stirn hat — nach alledem — nach einem solchen Treubruch — sich wieder zu nähern!" — Die Sängerin war aufgesprungen und ging erregt im Zimmer umher.

Frau Doktor Eberhard war bleich bis in die Lippen. „Was — sagen — Sie?"

Maja stand vor ihr und rief mit ausgestreckter Hand: „Ja, auf Ihrem Platz — auf Ihrem Stuhl saß er gestern, dieser selbe Mann!"

„Nein, das ist nicht möglich — das glaub' ich nicht — das kann ich nicht glauben —"

Die Sängerin war wieder Herrin ihrer selbst, zog ihre Uhr und sagte langsam: „Wollen Sie sich davon überzeugen? Bitte, so warten Sie. Ich glaube, ich brauche Ihre Geduld auf keine allzu harte Probe zu stellen."

Die junge Frau konnte sich nicht fassen. Sie saß regungslos da, mit trockenem Halse, mit bebenden Lippen und konnte kein Wort hervorbringen. Sie war wie

gelähmt vor Schreck und hörte ihr Herz klopfen. Was war das? — Was hatte sie da gehört? — Das war ihr Mann? — Nein, so kannte sie ihn nicht — das hatte sie nicht geahnt — er war nie sehr zärtlich gewesen, nie sehr verliebt — aber immer freundlich, immer aufmerksam und artig — sie konnte sich nicht beklagen — und nun — nun mußte sie das erfahren!

Als es leise an die Tür klopfte, fuhr sie aus ihren wirren Gedanken auf. Das kleine Mädchen trat ein und übergab der Sängerin eine Karte. Maja warf einen Blick darauf und sagte: „Ich lasse bitten."

Als das Mädchen gegangen war, nahm sie die Karte und reichte sie schweigend der andern. Aber die junge Frau sah nichts mehr — sie schluchzte laut auf und schlug das Taschentuch vors Gesicht. Maja versuchte sie zu beruhigen, aber sie hörte nichts. Erst beim Geräusch der aufgehenden Tür hob sie die verweinten Augen, und als sie ihren Mann gewahrte, waren ihre Tränen plötzlich wie versiegt. Mit einem Blick voll Verachtung sah sie ihn von oben bis unten an, drückte der Sängerin schweigend die Hand und hastete aus dem Zimmer.

Wie festgewurzelt stand Doktor Eberhard an der Tür. Hochauf ragte die straffe, sehnige Gestalt in dem langen, tadellosen Gehrock; es zuckte in dem dunkeln Römerkopf, und die Lippen schlossen sich fest unter dem schwarzen, kurzgeschnittenen Schnurrbart. — Seine Frau? — Was wollte sie hier? Wie kam sie hierher? — Hatte sie etwas gehört oder erfahren? — Aber wie sollte sie —? Es wußte doch niemand ... Hatte sie ihn selbst beobachtet? — War sie seinen Spuren gefolgt? — Aus Eifersucht? — Aus Argwohn? Aber das war doch nicht denkbar, sie war so kindlich harmlos, so voll unverdorbener Einfalt, so voll blinden Vertrauens! ...

Aber wie war es denn möglich? — Wie war es zu erklären? Er sah auf Maja, und ein Blick gab ihm Gewißheit. Da stand sie ihm gegenüber, mit hocherhobenem Haupt, gerade und aufrecht wie eine Siegerin, und ein kaum merkliches Lächeln huschte über diese mattschimmernden Züge, spielte um diesen Mund, diesen herben und doch so weichen Mund, den er so oft geküßt hatte ...

Welch eine Falle — welch eine feine Falle sie ihm gestellt hatte! — Und er war hineingegangen — dumm und plump. — Das war die Rache, die Vergeltung. Aber hatte sie nicht recht? Hatte er das nicht alles verdient? O ja — wie hieß es doch? Auge um Auge und Zahn um Zahn! ...

Er hatte sich wieder in Gewalt, als er sie ansah und mit leisem Spott sagte: „Also deshalb diese Gnade, diese unerwartete Gnade! — Deshalb wurde ich erhört und empfangen! — Meine Hochachtung —" Und dabei verbeugte er sich leicht. „Das Spiel ist aus, und ich bekenne, ich hab' es verloren. — Ist man zufrieden?"

Die Sängerin nickte ihm zu und rief mit einem tiefen Atemzug: „Jawohl, Herr Doktor Eberhard, jetzt bin ich zufrieden!"

„Das glaub' ich," fuhr er mit schneidendem Hohn fort, „was will man auch noch? — Gestern ein geachteter Mann — heute nicht mehr. Gestern ein gutgestellter Staatsbürger — heute nicht mehr. Gestern ein friedlicher Ehegatte — heute nicht mehr —"

„Oh, meinen Sie? — Sie sehen wohl zu schwarz ..."

„Nein, nein, Sie können sicher sein. Mein Wort darauf. Wie ich meine Frau kenne — und ich denke, ich kenne sie — ist das Band zwischen uns zerschnitten — für immer und ewig. Reiche Rentnerstochter — ehrbar erzogen — gut bürgerlich gesinnt — wie soll sie all dies verstehen! Unmöglich. Wenn ich nach Hause komme, ist das Nest leer — ich werde sie nicht mehr treffen. Bitter enttäuscht, gebrochen wird sie heimkehren — zu den Eltern — und nicht wiederkommen. Aus ist's! Das weiß ich. So mag's sein — mag sie gehen —"

„Sie nehmen Ihr Schicksal gefaßt hin, das muß ich sagen —“

Doktor Eberhard zog die Schultern hoch. „Alles hat seine Gründe. Auch das. Ich will nicht ungerecht sein. Meine Frau war gut, brav, treu, sanft — alles, was man sich wünschen kann — ich hab' mich auch redlich bemüht — aber wenn das Herz nicht spricht — das läßt sich nicht zwingen — was wollen Sie? — Und darum füg' ich mich, ergeb' mich in mein Schicksal — ja — ich kann es nicht ändern, und ich — will — es — auch — nicht — ändern —“

„Wie,“ fragte Maja erstaunt, „Sie wollen auch nicht?“

„Nein, jetzt nicht mehr!“ sagte er fest und entschieden.

„Wie soll ich das verstehen? Darf ich fragen?“

„Ja,“ rief er, trat einen Schritt näher und sah ihr voll ins Gesicht, „weil ich Sie wiedergesehen habe — weil ich dich . . .“

„Ich bitte,“ unterbrach sie ihn fast herrisch und hob den Kopf, „nennen Sie mich nicht so, das — verbiete ich Ihnen —“

Er gewann sofort seine Ruhe wieder und sagte ergeben: „Gut, wie Sie befehlen. Ich will Ihnen nur erklären, wie alles gekommen ist, kommen mußte. Die letzten Jahre hab' ich ganz meinem Beruf gelebt und war glücklich — nein — aber zufrieden in meiner Arbeit. Ist mir ja auch gelungen — wenn ich so sagen darf —, mir eine kleine Stellung in meiner Welt zu erringen. Vielleicht wissen Sie das. Und was ich zu Hause suchte, fand ich: Ruhe und Erholung. Weiter nichts, wollte auch nichts weiter. Und das wäre vielleicht so geblieben, wie es war, bis — nun, bis an mein seliges Ende, wären Sie nicht wieder in mein Leben getreten. Dieser Abend war mein Schicksal — mein Glück oder Unglück — wie Sie wollen. Als ich den Namen „Maja Pauloff“ las, ahnte ich nicht, wen er verbarg. Ich ging in das Konzert wie alle andern, um die Liedersängerin zu hören, die in aller Munde war. Was soll ich Ihnen sagen? — Als Sie die Bühne betraten, verging mir der Atem — ich starrte Sie an wie eine Erscheinung, wie ein Traumbild — war es möglich? Ja, was ich sah, das war Wirklichkeit — Sie standen vor mir wie einst — stolz und schön wie einst — nein, viel stolzer und schöner . . .“

„Nichts davon, Herr Doktor Eberhard, lassen wir das!“ unterbrach ihn die Sängerin.

„Was folgte, wissen Sie. Ich schrieb Ihnen einmal und zweimal, aber ich bekam keine Antwort. Deutlich genug. Das sagte ich mir auch selbst, aber was nutzen alle Vernunft, alle Überlegung, alle Gründe — ich war machtlos, das war stärker als mein Wille. So wagte ich den letzten Schritt. Ich suchte Sie auf, und Sie — Sie wiesen mich nicht ab . . .“

„Nein — und jetzt wissen Sie wohl, warum ich das nicht tat.“

„Allerdings — ja,“ rief er und lachte bitter auf, „allmählich hab' ich begriffen. Sie wollten meiner Frau die Augen öffnen, ihr den sauberen Herrn Gemahl in rechtem Lichte zeigen, was? Sie sollte sich selbst überzeugen — ich begreife vollkommen — und Sie haben Ihren Zweck erreicht. Ich verarge es Ihnen auch nicht — nein — mach' Ihnen keine Vorwürfe — wie könnt' ich! — Sie haben keine Schuld — nein — ich — ich allein — ich war schlecht — schlecht — hab' an Ihnen gehandelt wie — wie ein Niederträchtiger — ja, ja, gesteh' ich alles ein — bekenn' ich frei und offen — vor aller Welt. — Nur eine Bitte hab' ich — eine einzige Bitte: verzeihen Sie mir!“ —

Er streckte ihr die Hand entgegen, aber sie beachtete es nicht. „Was hab' ich Ihnen zu verzeihen?“ entgegnete sie kurz. „Ich denke, wir sind quitt.“

„Nicht so,“ flehte er mit gedämpfter Stimme, „ich kann's nicht hören — von Ihnen nicht. — Denken Sie doch zurück — an die Vergangenheit — was wir uns gewesen sind — Jahre und Jahre — haben Sie alles vergessen? — Ich — ich kann's nicht — kann Sie nicht vergessen — hab' Sie nie vergessen können —“ Er

trat näher und näher, und immer wärmer klangen seine Worte: „Du gehörst zu mir — du lebst in meinem Herzen, in meinen Gedanken, in meinem Blut — ja, du sollst mich hören — sollst alles wissen — ich hab' mich nie von dir lossagen können — nie und nimmer — wenn ich auch wollte — ich hab' kein Weib geliebt als dich — und lieb' keine andre als dich — dich allein."

Er sah ihr in die Augen, als könnte er aus ihren Blicken sein Schicksal lesen. Aber ihre Züge blieben unbewegt, und fast gleichmütig klang ihre Stimme. „Was sagen Sie mir das alles! — Ich bitte Sie noch einmal: Sprechen Sie nicht so ... Was wollen Sie von mir?"

„Was ich will?" kam es leidenschaftlich von seinen Lippen. „Verstehst du mich denn nicht? — Alles wieder gutmachen will ich — laß uns ein neues Leben beginnen — zusammengehen, zusammenbleiben — unzertrennlich — ich biete dir mein Haus, meinen Namen, meine Zukunft — werde mein eigen — ganz mein eigen — willst du? — So sprich doch! — Willst du?"

Er wollte ihre Hand ergreifen, aber sie entzog sie ihm und schüttelte den Kopf. „Das ist unmöglich, Herr Doktor Eberhard!"

„Warum? — Warum?" fragte er in gespannter Erregung.

„Können Sie sich die Antwort nicht selbst sagen? Muß ich sie Ihnen geben? Gut, Sie sollen sie haben — ich kann Ihnen nie gehören, denn Sie sind mir wie der fremdeste Fremde — mein Gefühl für Sie ist tot — wenn man einen Menschen einmal verachten mußte, kann man ihn nicht wieder liebgewinnen."

Als sie sah, wie er zusammenzuckte, sagte sie: „Sie wollten meine Antwort wissen. Das ist sie."

Er preßte die Lippen aufeinander und seine Blicke irrten am Boden. So standen sich die beiden gegenüber, und ein dumpfes Schweigen lastete zwischen ihnen. Allmählich verdämmerte das Licht des Tages, und der Abend warf seine ersten Schatten über den Raum.

Maja stand an die Wand gelehnt, die Hände auf dem Rücken, und ihr Blick ging wie in die Ferne, verlor sich ins Leere.

„Wollen Sie auch wissen," begann sie wieder mit leiser Stimme, „wie das gekommen ist? Auch das will ich Ihnen sagen. Es wird mir schwer, an der Vergangenheit zu rühren. Aber es muß wohl sein. Sonst können Sie mich nicht verstehen. — Jetzt bin ich eine gefeierte Künstlerin — ach ja! — ich lebe in glänzenden Verhältnissen, und Tausende mögen mich beneiden. Aber glauben Sie nicht, daß es mir so leicht geworden ist — o nein — damals —" sie zögerte einen Augenblick und fuhr dann mit erhobener Stimme fort, „als man mir den Abschied gab, damals stand ich vor dem Nichts. Und das wußten Sie, das mußten Sie wissen. Sehen Sie, das ist es, was ich Ihnen nicht vergessen kann. Nicht, daß Sie mich verlassen haben, aber wie Sie mich verlassen haben! — Warum waren Sie nicht offen zu mir? Warum kamen Sie nicht ehrlich zu mir?"

„Ich wollt' es tausendmal," sagte er dumpf, „aber ich konnte nicht — fand nicht das Herz, nicht den Mut, nicht die Grausamkeit — ich konnte Ihnen nicht wehtun."

„Ja — ja — das macht man schriftlich, nicht wahr? Statt dessen kam eines schönen Morgens der bekannte Brief, und man war verschwunden. Meinen Sie, das tat nicht weh? Aber was dachten Sie? Hatten Sie Furcht? Fürchteten Sie etwa, daß ich Sie gehalten hätte? Daß ich Sie nicht freigegeben hätte?"

„O nein — das nicht — konnt' ich wohl nicht befürchten. Von Ihrem Stolz hatte ich ja genug Beweise — und was taten Sie, wenn ich fragen darf?"

„Als ich so plötzlich allein stand? — Das weiß ich heute nicht mehr. Ich mag auch nicht daran denken. Ich weiß nur, daß meine Laute schließlich meine Retterin wurde — meine Laute und mein bißchen Stimme. Sie hörten mich ja immer gern

— und Ihre Freunde auch. Daran dachte ich. Und ich begann zu arbeiten, zu üben, zu lernen — bei Wasser und Brot, kann ich wohl sagen — bis ich den ersten Schritt in die Welt wagen konnte. Und klein fing ich an, ganz klein — Gott, in welchen verräucherten Spelunken, vor welchen Menschen hab' ich meine ersten Lieder gesungen! Und was hab' ich alles hören und hinnehmen müssen — das Leben ist doch häßlich — aber vielleicht ist es nötig, vielleicht muß man durch die Tiefen waten, wenn man zur Höhe will. Jetzt bin ich oben — ja — jetzt stehe ich darüber" — Und mit einem tiefen Atemzug wiederholte sie: „Das kann ich wohl sagen: jetzt stehe ich darüber."

Er empfand ein schmerzhaftes, stechendes Gefühl, als er diese Worte aus ihrem Munde hörte. Ja, jetzt stand sie wohl über allem, und die niedrige Welt brandete zu ihren Füßen. Aber so viel sie gewonnen hatte, was hatte sie dafür hingeben müssen! Und durch seine Schuld!

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, und seine Stimme klang heiser, als er sagte: „So wären wir zu Ende, nicht wahr? Und ich kann mich empfehlen. — Sie haben Gericht gehalten — ja — das Verhängnis — das Schicksal der Alten — wahrhaftig — wäre man nicht so hartgesotten, man könnt' an eine ausgleichende Gerechtigkeit glauben!"

„Ich glaube auch daran — ich mag wollen oder nicht — das war schließlich mein Trost — das, was mich aufrecht gehalten hat. Ich bedaure nur, daß gerade ich diese unheilvolle Rolle in Ihrem Leben spielen mußte."

„Unheilvoll? — Wer weiß auch! . . . Sie erinnern sich vielleicht, daß ich immer ein wenig Türke war — das heißt, was die Weltanschauung betrifft — ich denke: alles muß gut sein, was und wie's kommt — und am Ende ist's auch gut. — Ich hab' viel verloren — ja — und das dank ich' Ihnen — aber ich hab' dafür doch etwas gewonnen — und das dank' ich auch Ihnen —"

„Und was wäre das?"

„Wie soll ich's nennen? Ein gutes Gewissen — sagen wir getrost: ein gutes Gewissen — ist auch was wert, dünkt mich — mir ist's, als hätt' ich eine Schuld gebüßt, eine Untat gesühnt — ich atme auf, fühle mich leicht und frei, so frei wie lange nicht — sehen Sie — und das — das danke ich Ihnen. Darf ich Ihnen jetzt die Hand geben?"

„Ja, sagte sie einfach und streckte ihm die Hand hin, „so spricht ein Mensch, der sich wiedergefunden hat. Das freut mich für Sie. Ich will Ihnen auch ehrlich sagen: ich glaube wieder an Sie!"

„Mein Wort, Sie sollen sich nicht täuschen!"

„Aber es ist spät geworden — Sie müssen verzeihen — die Pflicht ruft —"

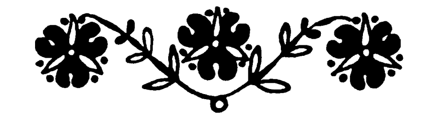
„Ich weiß — und bald verlassen Sie uns und ziehen Ihre Siegeslaufbahn weiter. Erlauben Sie, daß ich Ihnen Glück wünsche auf die Reise!"

„Ich danke Ihnen. Unsre Wege werden sich wohl nicht wieder kreuzen. Also leben Sie wohl. Auch ich wünsch' Ihnen alles Gute!"

Er beugte sich über ihre Hand und küßte sie.

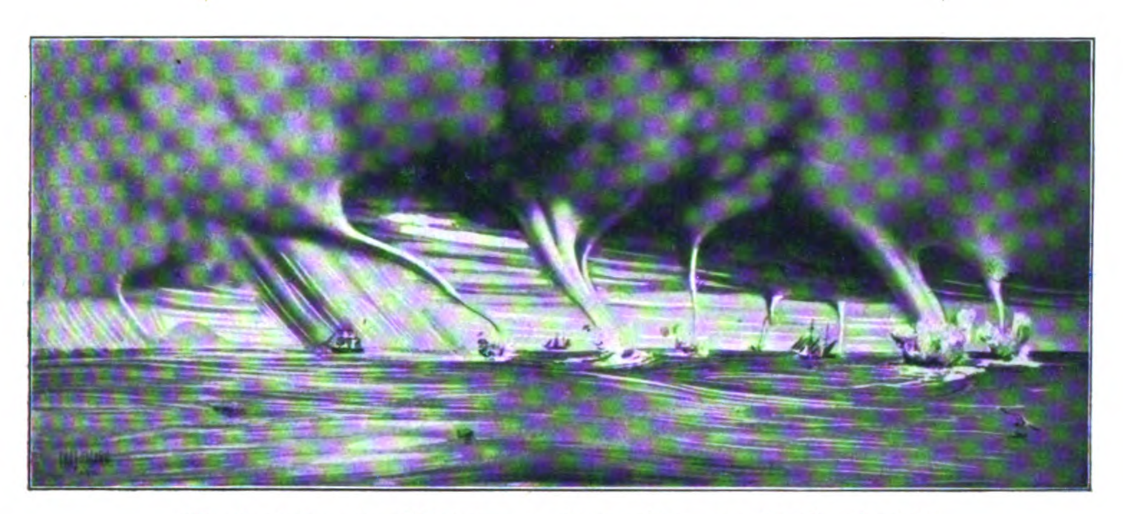
„Und wir scheiden versöhnt?!"

„Ja," sagte sie, „wir wollen in Frieden scheiden."





**Marstall.** Nach einem Gemälde von Robert Haug



Wasserhosen im Mittelmeer, beobachtet am 27. Juni 1827
Nach einer zeitgenössischen Lithographie

# Wirbel und Strudel

Von

## Wilhelm Bastiné

Windwirbel im kleinen kann man an jeder Straßenecke beobachten: da stoßen zwei Luftströmungen zusammen, und Straßenstaub, Kehricht, Blätter werden auf Spirallinien in die Höhe entführt. Seltener sind die großen Wirbelstürme, die als verheerende Naturgewalten dahinbrausen, am häufigsten in den Kalmengürteln nördlich und südlich vom Äquator, wo sie die Wasser der endlosen Meeresflächen aufrühren, daß sie als gewaltige Tromben emporsteigen, mit dem Wirbel in den Wolken sich vereinigend. Doch sind auch in unsern Breiten, in der Ostsee, auf den breitflächigen Alpenseen und selbst auf Flüssen derartige Wasserhosen nicht allzu selten bis in die neueste Zeit hinein. Vor wenigen Jahren wurden einige Dörfer des bergischen Landes von einem Wirbelsturm heimgesucht, der dicht an der gigantischen Kaiser-Wilhelm-Brücke vorbeistrich, die das Wuppertal in weitgeschwungenem Bogen überspannt.

Eine der berühmtesten Tromben wurde am 1. Mai 1835 bei Koblenz beobachtet. Nach der in Poggendorffs Annalen erhalten gebliebenen lebendigen Schilderung erhob sich ein anfangs sehr harmlos aussehender Windwirbel, mit Staub und Blättern spielend. Aber während er über das Land hinstreicht, seine schräge Säule, düstergrau vom mitgeführten Staub, immer höher reckend, wächst seine Kraft riesig. Von der heulend dahinbrausenden Trombe werden Menschen umgeworfen, vom Boden gehoben, Wäsche wird von den Leinen gerissen, Felle vom Dachboden einer Gerberei, daß sie gleich riesigen weißen und schwarzen Vögeln hoch durch die Lüfte segeln. Das Gebälk der Dächer aber wird abgedeckt, daß Ziegelsteine prasselnd in der Runde niederregnen, zerbrochene Fensterscheiben klirren und Läden und Fensterflügel, aus den Angeln gerissen, weit im Feld draußen niederfallen. — Sobald der haushohe graue Staubtrichter auf die Mosel traf, veränderte sich das Schauspiel: aus der Erdtrombe wird eine Wasserhose, die das Wasser mit so wildem Toben auf-

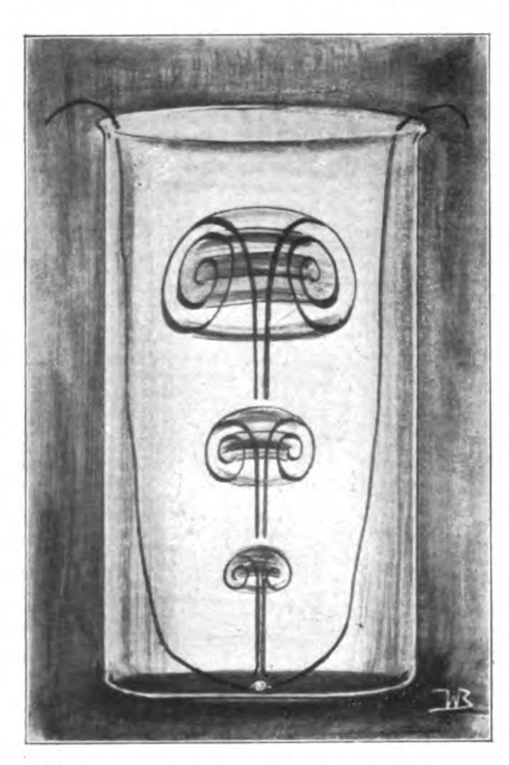
wühlt, daß es schäumend in bedeutende Höhe hinaufgezogen wird, über die halbe Breite des Flußbettes einnehmend. Am Deutschen Eck, da wo jetzt das Provinzialdenkmal auf die Vereinigung der beiden Ströme niederschaut, scheint der Wirbel einen Augenblick stillzustehen, setzt aber gleich seine Bahn quer über den Rhein hin fort, auf Ehrenbreitstein zu. Am Ufer angelangt, wirft er seinen flüssigen Leib mehrere Meter hoch aufs Land, knickt noch einige Bäume oder bricht wenigstens den standfesteren die Äste ab und verwickelt sich schließlich, wie zum Scherz, in einen zur Bleiche da ausgebreiteten zwanzig Meter langen Leinwandstreifen, daß der wie eine riesige Bandschleife in den Wolken flattert — um dann zu verebben. Einige Minuten später ging ein heftiger Platzregen mit starkem Hagel nieder.

Zweifellos werden diese merkwürdigen Gebilde durch irgendeinen „Streit" in den Lüften angefacht, hervorgerufen durch verschiedene Erwärmung der Luftschichten; aber wie nun diese Wärmekräfte in Rotationen sich umsetzen, darüber herrscht bei den Meteorologen noch — Streit! Wie ja auch der Hagel, der so gern im Gefolge von Wirbelwinden auftritt, des Rätselhaften noch genug an sich hat.

Man kann so einen Luftwirbel nur schwer nachmachen. Bläst man durch ein Papierröhrchen Tabakrauch auf den Boden eines gekühlten Becherglases (mit dünnem Boden), so lagert sich eine Schicht dicht auf. Erwärmt man nun eine Stelle des Bodens mit der brennenden Zigarre oder einfach mit der warmen Fingerspitze, so steigt die Luft nach oben und wird durch den mitgenommenen grauweißen Rauch sichtbar gemacht. Und zwar deutet sich zunächst eine Ausstülpung an, aus der bald ein pilzförmiges Gebilde sich erhebt. Verfährt man sehr vorsichtig, legt zum Schutz gegen Luftzug ein Blatt Papier über die Glasöffnung und erhitzt eine nur kleine Stelle, so kann man schon mit dieser allereinfachsten Apparatur die wunderschönen, durchaus regelmäßigen Gebilde erzielen, wie unsre Abbildungen mehrere zeigen. Dreht man, während man den



Wasserhosen an der Küste von Neusüdwales

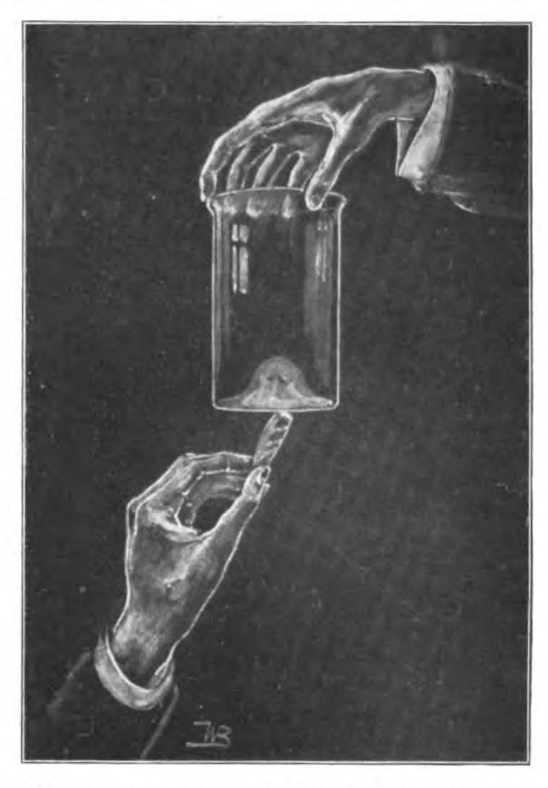


Erwärmung des Rauches mittels Heizspirale

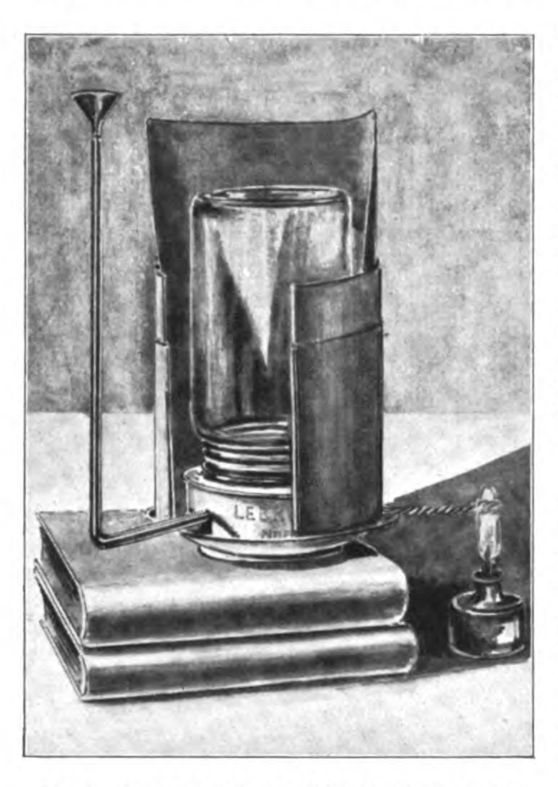
tretenden Gebilde rollen sich die zartblauen Schleier ein, um von der aufstrebenden Hitze losgerissen zu werden, immer und immer wieder spiralig sich windend. Der Rauch ist eine so flüchtige Materie, daß schon der leiseste Luftzug die Wirbelgebilde stört. Um ihre ganze Formenschönheit und überraschende Gesetzmäßigkeit in Ruhe und Bequemlichkeit studieren zu können, empfiehlt sich die Anfertigung des in unsrer Abbildung gezeichneten Apparates. Er sieht ein bißchen geheimnisvoll aus, setzt sich aber aus den einfachsten Dingen zusammen. In den Boden einer Holzschachtel (in den Figuren ist's eine runde Schachtel aus fester Pappe, die von Wasser nicht gleich aufweicht) werden drei Löcher gebohrt. In das erste wird mit Siegellack ein kurzes Röhrchen (Federkiel) gekittet, das oben einige Zentimeter herausragt; in das zweite eine zweimal umgebogene längere Glasröhre, die durch den Rand der Schachtel nach außen führt; in das dritte ein Stück Draht, ebenfalls mit einer Biegung nach außen führend. Dieser Draht muß einige Millimeter dick sein oder er wird aus mehreren

Rand betupft, das Glas ganz langsam um seine Mittelachse, so gerät auch die Rauchsäule in Bewegung, und da die vom Rand her ihr zuströmende Luft rascher ist als die von der Mitte kommende, so fängt der aufsteigende Luftstrom selbst an, sich zu drehen, zu „winden“: die Miniaturtrombe ist fertig! Die zur Bildung nötigen Bedingungen sind aber an der Erdoberfläche vielerorts zu finden; auf- oder niedersteigende Strömungen liefert die verschiedene Erwärmung durch die Sonne, und für die nötige Geschwindigkeitsdifferenz der zufließenden Luftmassen sorgt die in den verschiedenen Breiten sich ändernde Rotationsgeschwindigkeit der Erde.

Überall also, wo Erwärmung stattfindet, wird die darüberstehende Luft emporgetragen, und wenn es sich um eine begrenzte Stelle handelt, entstehen Wirbel mit ihren charakteristischen Formen. Freilich werden diese verborgenen Bewegungen nur selten sichtbar; über qualmenden Schornsteinen kann man sie ziemlich oft beobachten, besonders schön aber bei ruhiger Luft an einer brennenden Zigarre. Bei dem gewöhnlich auf-



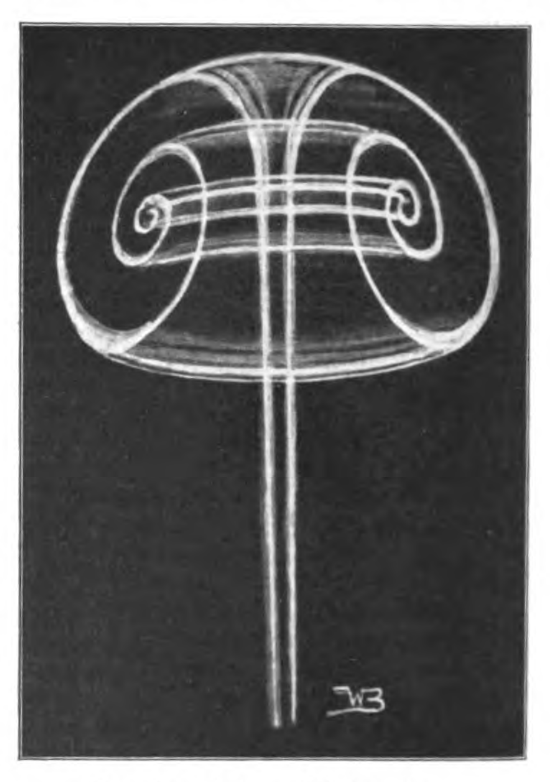
Erregung eines Luftwirbels in einem Wasserglas



Versuchsapparat zur Beobachtung der Wirbelbildungen

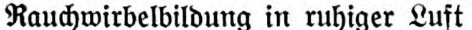
dünnen zusammengedreht. Stülpt man nun über diese Schachtel ein großes Einmachglas, so kann man durch das lange Rohr Zigarrenrauch unter die Glocke blasen, der sich am Boden schichtet. Und wenn man nun das Drahtende draußen mit einer Spiritusflamme (Tintenfläschchen!) erwärmt, so entsteht am Boden eine engbegrenzte heiße Stelle, die zum Wachsen der „Wirbelpilze" Veranlassung gibt. Zum Schutz gegen die strahlende Wärme stellt man zwischen Flamme und Glas einen Schirm auf und als Hintergrund für die bläulich-weißen Gestalten ein dunkles Papier. Man sieht die Schleier mit ihren stoffreichsten Partien, also den Rändern, auf den Hintergrund projiziert wie „im Durchschnitt". In dem Stiel des Pilzes wirbelt die Luft nach oben, wird dann infolge der Reibung gehemmt, fließt über den Kopf außen ab, nach unten, gerät dabei von neuem in den aufwärtsstrebenden Strom und rollt sich dadurch auf. Füllt man durch das lange Rohr Leuchtgas ein, so sammelt sich dieses im oberen Teil des Glases, und der Wirbelpilz, sobald er diese dünnere Atmosphäre berührt, beginnt zu zerfließen und in einzelnen Rauchsträhnen herabzurieseln.

Was für die Strömungen in Gasen gilt, gilt ebenso und noch mehr für Flüssigkeitswirbel. Unser Apparat ist schon hierauf eingerichtet, und selbst weniger geschickte Experimentatoren müssen mit diesem solideren Element erfreuliche Bildungen erzielen. Wir füllen also unsern Rezipienten mit frischem Leitungswasser (oder mit ausgekochtem kaltem Wasser) bis zum Rand, setzen den „Boden" auf und kehren um. Wenn der Glasrand eben und ein bißchen mit Fett beschmiert war, fließt kein Tropfen aus. Wegen der später aus der kurzen Röhre tretenden geringen Mengen setzen wir das Ganze auf einen Teller (siehe Abbildung). Mit Hilfe eines Trichters führt man nun in die lange Röhre Tinte ein: sie breitet sich, ohne sich im geringsten zu mischen, als dünne schwarze Schicht am Boden aus. Erwärmt man dann, so steigen dieselben Gebilde auf wie vorhin, bloß aus dunkler Tinte gespeist. Unsre Abbildungen deuten einige der auftretenden, nicht so regelmäßigen,




Rauchwirbel im Wasserglas




Rauchwirbelbildung in ruhiger Luft



Verschiedene Rauchwirbelformen

aber sehr graziösen Formen an. In den höheren Schichten beginnen die Pilze sich aufzulösen, wobei so zarte, duftige Köpfchen und Ringe entstehen, die an Schleiern oder mannigfaltig geschwungenen Fäden hängen, wie sie die Abbildung nur unvollkommen anzudeuten vermag. Hier muß das Auge schauen und sich an dem lautlosen Spiel, dem Gestalten und Lösen, Aufstreben und Sinken, Wirbeln, Rieseln und Gleiten ergötzen.

Mit leichter Mühe läßt sich auch eine Anordnung bauen, wie sie die Physiker benutzen. Der Heizkörper ist eine winzige Spirale aus dünnem Platindraht, die einfach auf dem Boden des Glases liegt. Zwei dicke Kupferdrähte führen ihr den Strom einiger Elemente zu, der sie erhitzt. Natürlich lassen sich auch hier Schichten verschiedener Dichte übereinander lagern, zum Beispiel reines Wasser über Salzwasser.

# Erfahrungssätze

Wie ein Psycholog versichert, haben viele menschliche Handlungen — „andre Gründe“.

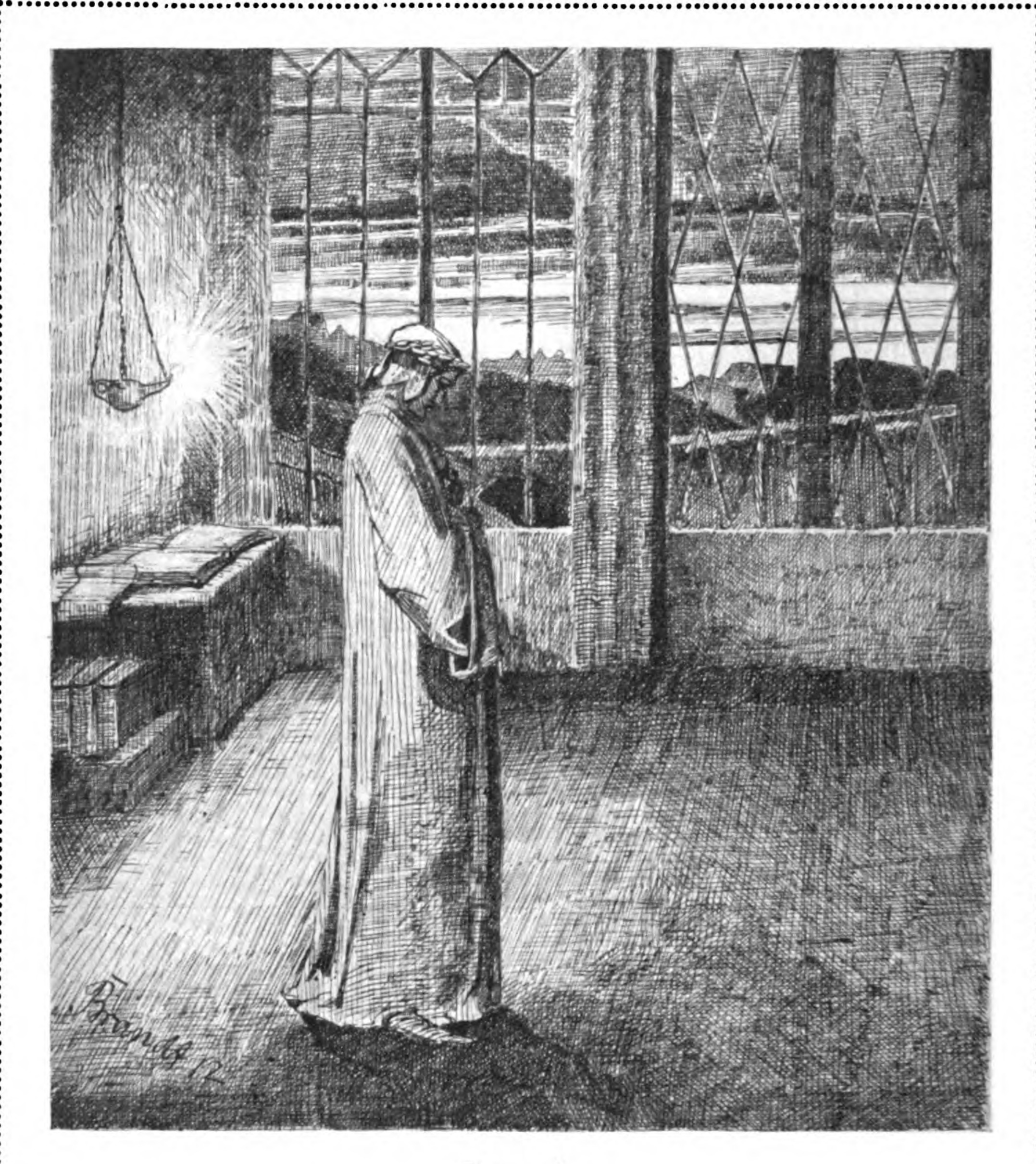
*

So ist's bei manchem Schriftsteller: der Leichtigkeit, mit der er schreibt, entspricht die Schwierigkeit, ihn zu lesen.

*

Der Wunsch, mit jemand nie mehr zusammenzutreffen, wird oft so geäußert: „Hoffentlich sehn wir uns bald wieder!“

Otto Weiß



# Dante

(Mit einer Zeichnung von Adolf Brandt)

Turmhoch die Mönchszelle,
Schwarz wob sich Tann in Tann
Saß Einer voll innerer Helle
Und sann und schrieb und sann.

Und riß in heißem Ringen
Schleier auf Schleier fort.
Zum letzten Ewigkeitswort
Sollte die Sprache dringen.

Blau stach die kleine Flamme
Aus seines Lämpchens Zinn
Und sandte wundersame
Zeichen dem Apennin.

Frida Schanz

# Der Koloradokäfer und die Vererbung menschlichen Kulturgewinns

## Naturwissenschaftliche Plauderei von Wilhelm Bölsche

Unsrer Kultur von heute ist eine Plage fremd geworden, die einst wie eine regelmäßige europäische Kulturkrankheit erschien: der plötzliche Einbruch barbarischer Völkerschaften, die auf flinken Pferden ungeheure Strecken durchritten, wie ein verheerender Wildbach sich über friedliche Kulturländer ergossen und nach Mord und Brand spurlos wieder verschwanden. Einen gewissen Nachhall geben uns höchstens noch gewisse tierische Invasionen, die aber unter Umständen doch auch geeignet sind, einen wahren „Kulturschrecken“ zu erzeugen. Irgendein winziges, aber durch Massenvermehrung furchtbares Geschöpf aus fremdem Erdteil überfällt uns und bedroht, Not und Verderben verbreitend, unsre köstlichsten und unentbehrlichsten Saaten. So die Reblaus, mit der unsre Weinkultur noch auf Tod und Leben kämpft. So vor einigen Jahrzehnten der ebenfalls ursprünglich amerikanische Koloradokartoffelkäfer. Einst war die Kartoffel von drüben zu uns gekommen als eine wahre Erlöserin vom Gespenst großer Hungersnöte. Jetzt schienen ihr diese unscheinbaren, aber mit einem riesenhaften Appetit gesegneten Käfer wie ein eigner unheimlicher Schatten zu folgen. Ihre geringe Widerstandsfähigkeit hat zum Glück diese letztere „Hunneninvasion“ bei uns nicht so gefährlich werden lassen, wie man anfangs fürchtete. Immerhin aber ist der Name „Koloradokäfer“ im ersten Schreck volkstümlich genug geworden. Er bezeichnet einen kleinen Blattkäfer, eng verwandt mit den dicken braunroten Gesellen, die (zum Zeugnis auch ihrer Gefräßigkeit) so häufig auf traurig skelettierten Pappel- oder Espenbüschen bei uns zu sehen sind; andre Genossen hängen besonders in unsern Gebirgen in Gestalt herrlich leuchtender Edelsteine oder regenbogenfarbiger Tautropfen am grünen Blattwerk und haben der ganzen Gruppe den Namen der „Chrysomeliden“, das ist: der Goldäpfelchen, eingebracht. Auch der Koloradokäfer trägt als böser Wolf ein recht unschuldig niedliches Kleid in Gelb und Rotgelb mit graziös geordneten schwarzen Punkten und Längsstrichen. Und ähnlich hübsche Livree weist auch seine höchst gefräßige Larve auf. Denn er teilt darin allgemeinen Käferbrauch, daß das Weibchen Eier legt, tausend und mehr auf einmal, und daß aus solchem Ei nach wenigen Tagen zunächst eine madenartige Larve kriecht, die rasch fett wird, sich zu kurzer Rast als Puppe in der Erde birgt, um aus dieser Puppe nun erst wieder den fertigen Käfer hervorgehen zu lassen, der als solcher überwintern kann.

Unberechenbar ist die Natur aber in ihren Gaben. Eben der böse kleine Verderber, der beinahe unserm ganzen Volkswohlstand zu greulichem Fluch geworden wäre, hat in stiller Gelehrtenstube kürzlich einen Fortschritt unsres Wissens ermöglicht, der in positivem Sinne bedeutsam für eine der allerwichtigsten Fragen unsers ansteigenden Kulturglücks werden könnte.

Unsre besonnenen Pädagogen, soweit sie naturwissenschaftliche Kenntnisse besitzen, sehen im Augenblick mit größter Spannung auf den Ausgang eines wissenschaftlichen Streits. Wenn ein Mensch sich durch Erziehung und Fleiß etwas erwirbt, wenn er es sich immer fester einprägt, durch fortgesetzte Übung immer glatter und parater beherrschen lernt: vererbt sich das, sei es auch nur als ganz feinstes Plus, als ganz feinste Erleichterung künftigen Lernens, auf seine Kinder? Und wenn lange, lange Generationen immer wieder auf solchen Besitz wirken: wird er dann den späten Enkeln immer leichter, immer müheloser schon auf Grund immer mehr entgegenkommender Anlagen zufallen? Oder gibt es keine dauernd steigernde, keine erbhaft anhäufende Frucht aller Päd-

agogik, alles Lernens? Müssen wir immer neu anfangen, höchstens unterstützt durch völlig regellose Zufallstreffer des Talents? Die Frage wird auch für den erfahrensten Pädagogen vorläufig nur vermutungsweise zu lösen sein. Auf der einen Seite ist gewiß, daß Sprechen, Lesen, Schreiben, Klavierspielen, lateinische unregelmäßige Verba und homerische Vokabeln immer wieder neu gelernt werden müssen (leider!), anstatt sich einfach bei uns zu vererben. Auf der andern wird zum Beispiel das Sprechen durchweg so fabelhaft rasch erlernt, daß man zweifelt, ob nicht doch da schon irgendeine vererbte Gehirndisposition entgegenkommt; und die so auffälligen „Talente" zahlloser unsrer Schüler (zum Beispiel das allbekannte für Mathematik), die genau in alte Schulfächer und Kulturforderungen hineinfallen, sehen durchaus nicht nach freien „Zufällen vom Himmel herab" aus, sondern ganz und gar nach ererbten Summierungen väterlicher oder ahnenhafter Geistesarbeit und Lernfrucht. Auf jeden Fall aber ist kein Zweifel, daß die Möglichkeit einer solchen Vererbung, sei sie auch beschränkt, für den Pädagogen, der an das fortschreitende Glück der Menschheit und die zielbewußte kulturelle Besserung des Menschenmaterials denkt, die weitaus angenehmere Vorstellung sein muß. Die theoretische Entscheidung darüber aber liegt im Moment bei einem Zwist der Naturforscher. Eine Partei dort leugnet, daß eine „erworbene Eigenschaft", also irgend etwas, das ein Einzelwesen, sei es Mensch, Tier oder Pflanze, in seinem Leben durch äußeren Einfluß, Lernen, Übung, Gewohnheit und so weiter für sich erworben habe, auf die Nachkommen überhaupt jemals vererbt werden könne; ein direktes Naturgesetz solle das verhindern. Eine zweite, zeitweise stark zurückgehende, gegenwärtig aber wieder um so energischer emporwachsende Partei dagegen behauptet die tatsächliche Möglichkeit, ja erwiesene Wirkung auch solcher Vererbung. Als geistiges Oberhaupt der letzteren Partei kann zurzeit der ausgezeichnete Münchner Zoologe Richard Semon gelten. Der Streit tobt schon eine ganze Weile, und er wäre wohl längst zugunsten einer der beiden Ansichten entschieden worden, wenn nicht beide Lager zugeben müßten, daß uns die Natur hier das Rätsel einer scheinbaren Inkonsequenz bietet. Auf der einen Seite hat ein Forscher mehr als zwanzig Generationen von Tieren immer die gleiche Verletzung zugefügt (zum Beispiel Mäusen die Schwänze abgeschnitten), und dieser Verlust hat sich niemals vererbt. Auf der andern Seite hat man lebende Schmetterlingspuppen in den Eiskeller gelegt, und die Kälte hat bewirkt, daß der auskriechende Schmetterling eine veränderte, gleichsam schmutzige Flügelfarbe erhielt; Schmetterlinge mit solchen Schmutzflügeln hat man gepaart, und die Sache vererbte sich diesmal glatt weiter; ich habe vor Jahren an dieser Stelle das Experiment einmal ausführlich beschrieben. Ähnlich ist es bei Salamandern gelungen, durch verschiedenfarbigen Untergrund und Feuchtigkeitswirkungen in langen Jahren Abänderungen der Hautfarbe (bald mehr auf Schwarz, bald mehr auf Gelb) zu erzielen, und auch das hat sich vererbt. Endlich ist es gar bei Kröten geglückt, einen anererbten Instinkt durch Zwang neuer Gewohnheit umzuformen, und auch dabei trat Vererbung auf die Nachkommen ein. Im einzelnen blieb ja bei diesen letzteren Erfolgen noch mancherlei engerer Zwist. So stritt man sich, ob zum Beispiel bei jenen Schmetterlingen der Verlauf so sei, daß die Kälte zunächst bei den Eltern die Flügel verändere und daß diese elterliche Änderung dann nachträglich auf die Kinder vererbt werde; oder ob die Kälte, den ganzen Körper der Eltern durchdringend, die Elternflügel ändere, gleichzeitig aber auch schon direkt die in den Keimstoffen des Elternkörpers irgendwie vorgedeuteten künftigen Kinderflügel treffe. Einzelne der Experimente scheinen dafür zu sprechen, daß der letztere Weg jedenfalls nicht immer möglich ist. Unter allen Umständen aber handelt es sich nur um eine engere Wegfrage hier: entscheidend bleibt, daß, ob so, ob so, erworbene Dinge der Eltern auch in den Kindern wiederkehren können. Und wenn schon bei einem Molch Änderung der Hautfarbe (bei der das Auge mitspielte; schwarzgelbe Molche wurden bei jahrelangem Leben auf rein gelbem Untergrund fast ganz gelb, doch vollzog sich das nur bei sehenden Tieren, geblendete

färbten sich nicht um!) oder gar bei den Kröten zwangsweise veränderte Lebensgewohnheiten sich glatt vererben, so ließe sich vor jener pädagogischen Frage eine gewisse Vererbungsmöglichkeit auch für menschliche Erziehungsresultate recht wohl vermuten. Woher aber nun der Widerspruch so klipp und klarer Ergebnisse auf beiden Seiten? Wie die Natur keine wahren Sprünge macht (denn das wären Wunder), so begeht sie auch keine wirklichen logischen Inkonsequenzen. Hier mußte also noch irgend etwas unbekanntes Drittes hineinspielen, das bald die Sache gelingen ließ, bald sie ebenso ersichtlich sperrte. Und zur Erkenntnis eines solchen mitspielenden Faktors hat nun der Koloradokäfer verholfen.

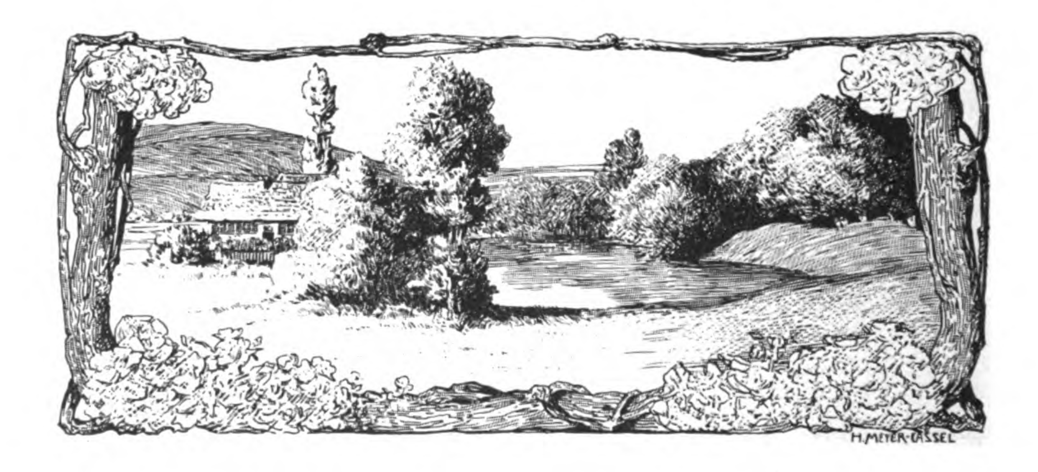
In Nordamerika, wo man ja der bösen Gesellen noch weit mehr zur Verfügung hat, als der Landwirt liebt, machte der Forscher William Lawrance Tower gelegentlich folgendes sinnreiche Experiment mit dem kleinen Satan, bei dem er nolens volens gezwungen wurde, wenigstens eine wissenschaftliche Frage zu beantworten als kleine Abbuße seiner sonstigen Sünden. Zunächst wurden Puppen des Käfers genau wie bei jenen erwähnten Schmetterlingen ungewöhnlichen Kälte- und Hitzegraden ausgesetzt. Der Erfolg war prompt. Bei gewissen nicht allzu starken Temperaturen krochen Käfer aus, die nach erfolgter Ausfärbung regelrechte Mohren waren. Hitze sowohl wie Kälte ergaben dabei das gleiche Resultat, und auch mit mehr oder weniger Luftfeuchtigkeit ließ sich die Sache machen. Bei noch milderen Temperaturen wurden die Mohren dann umgekehrt zu krankhaft weißen Albinos. Nun fragte sich, ob das auch hier erblich sein werde. Mohren aus Eiskellerpuppen wurden also gepaart. Der Effekt aber verblüffte: es trat zunächst keinerlei Vererbung auf, sondern die Kinder zeigten wieder das bunte Harlekinkleid der nicht Erkälteten. Wäre die Sache hier stehengeblieben, so wäre sie ein Beweismittel gegen die Vererbungsmöglichkeit gewesen. Aber Tower geriet mit ferneren Experimenten auf eine neue Tatsache. Wenn er die Puppen erkältete, wurden die Käfer zwar schwarz, aber deren Junge wieder bunt; wenn er dagegen die fertigen Käfer selbst auch noch erkältete, wurden auch die Jungen schwarz, es trat also Vererbung ein! Den bereits schwarzen Eltern machte dabei diese eigne Erkältung nichts mehr aus; fertig gehärtet, wie ihre Körperdecken jetzt waren, ließen sie sich selber nicht mehr weiter färben, wurden also nicht etwa noch negerhafter. Bloß die Vererbung mußte irgendeinen eignen Grund haben, jetzt plötzlich zu funktionieren, nachdem sie vorher gestreikt hatte. Ja, man konnte für diese Vererbung sogar Eltern benutzen, die selber gar nicht aus Eispuppen kamen, also überhaupt nicht schwarz waren. Die Kälte bekam ihre erhärteten Decken auch jetzt nicht mehr schwarz. Ihre Wirkung mußte, äußerlich unsichtbar, bloß in den tieferen Schichten des elterlichen Körpergewebes diesmal irgendwie revolutionieren. Und doch wurden auch so die Jungen schwarz.

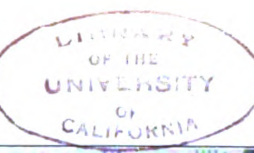
Die Ursache aber, warum die Vererbung jetzt so fast überschwenglich arbeitete, konnte nicht verborgen bleiben. Sie steckte nicht in den Eltern, sie steckte auch nicht in der Vererbung selbst. In den Jungen mußte sie stecken! Diese Jungen befanden sich im elterlichen Leibe in Gestalt von Keimstoffen, zum Beispiel im Weibchen als mehr oder minder gereifte Eier. Diese Keimstoffe waren nun zu verschiedenen Zeiten offenbar nicht immer gleich empfänglich für eine nachträgliche Vererbung noch von den Eltern aus. Bald hatten sie Tür und Tor hermetisch verschlossen gegen jeden Einfluß, den ein Erlebnis dieser Eltern noch ausüben wollte. Bald aber hatten sie gleichsam eine Luke für kurze Zeit aufgetan, durch die ein solcher Einfluß doch noch an sie herankonnte. Verschlossen waren speziell bei unsern Käfern die Eier ersichtlich im Puppenstand der Eltern; offen stand ihre Luke dagegen in den fertigen Eltern kurz vor dem äußeren Legen der Eier selbst. Daher dort gar keine Vererbung, hier dagegen die denkbar willigste. Um der Sache einen Namen zu geben, nannte man den Zeitpunkt, in dem die Luke offen war, die „sensible Periode“ der betreffenden Keimstoffe. Tower konnte im einzelnen genau nachweisen, daß bei diesen Kartoffelkäfern die sensible Periode stets mathematisch genau mit der letzten Reifung der Eier kurz vor der Ablage zusammenfiel; da die vorhandenen Eier nicht alle auf einmal, sondern schubweise zu dieser

Reifung kamen, war immer auch nur ein Teil der Eier (nämlich die gerade reifenden) für die Vererbung zugänglich, der andre aber gleichzeitig niemals.

Diese Entdeckung einer sensiblen Periode der Keimzellen im Elternleibe ist nun allgemein für das Vererbungsproblem offenbar von der allergrößten Wichtigkeit. Mehrfache Funde sprechen dafür, daß eine solche Periode bei allen sich fortpflanzenden Lebewesen vorhanden ist, wenn sie auch nicht immer gerade auf dem gleichen Termin zu liegen braucht wie bei den Eiern des Koloradokäfers; bereits scheint ihre Existenz sogar bei einem warmblütigen Säugetier, der Ratte, nachgewiesen zu sein. Das würde aber aufs einfachste erklären, warum die Vererbung elterlicher Erlebnisse bisher so inkonsequent erschien. Nur wenn solches Erlebnis stark und aktiv gerade in die „Zeit der offenen Luke“ bei den Keimzellen fiel, konnte es sich vererben; im andern Falle unmöglich, und wenn es selber zu seiner Zeit noch so intensiv gewesen war. Jenes ganze Experiment mit den zahllosen abgeschnittenen Mäuseschwänzen konnte völlig wertlos sein, da das Abschneiden der Schwänze stets viel zu weit von der sensibeln Epoche der elterlichen Keimstoffe in diesen Mäusen abgelegen hatte. Umgekehrt aber eröffnet sich für den, der bei den verschiedenen Tierarten allmählich ihre sensibeln Termine kennen lernt und nun bewußt in diese Zeit starke abändernde Wirkungen auf die Eltern legt, das verheißungsreichste Feld zum Erzielen der wunderbarsten und sich ersten Vererbungen.

Und nun das Wichtigste: wenn alle diese Dinge sich auch weiter so bestätigen, woran kaum noch ein starker Zweifel möglich ist, so müssen sie Anwendung finden auch auf den Menschen selbst. Auch bei ihm wird es eine solche „sensible Periode“ seiner reifenden Keimstoffe geben. Periodisch werden diese Stoffe in ihm völlig verschlossen sein für Erlebnisse und Erwerbungen des elterlichen Organismus, damit aber abwechseln werden Zeiten (vielleicht nur ganz kurze), da auch hier die Luke offen ist, also auch von diesen Erlebnissen und Erwerbungen sich etwas vererben kann. Die Nutzanwendung ist klar. Was wir tun und treiben, was wir mit Anteil betätigen oder unterlassen, was wir im Guten wie Bösen erfahren oder uns aneignen in solchem sensibeln Moment, das wird von ganz andrer Bedeutung sein als das gleiche in den nicht sensibeln Stunden unsers Lebens. Im letzteren Falle erleben und betätigen wir nur für uns — im andern müssen wir gewärtigen oder dürfen wir hoffen, daß unser Tun und Lassen irgendwie, sei es auch nur als feiner Nachhall, bis in unsre Kinder fortzittert. Zukunftsaufgabe der Forschung wäre es, uns über diese Termine beim Menschen genauesten Aufschluß zu schaffen. Dann aber könnte die Vererbungsfrage vor allem auf dem geistigen Gebiet für uns Kulturmenschen übertreten aus einer theoretisch interessanten Diskussion in den schwereren, aber auch unvergleichlich lohnenderen Stand einer großen praktischen Aufgabe für den beschleunigten Fortschritt unsrer Kultur. Gar nicht auszudenken wäre die Tragweite der Konsequenzen!








In den Passagierhallen vor der Einschiffung

# Bei den Auswanderern

Von

Arthur Silbergleit

Auswanderer! Wem entrollte sich nicht beim Aufklang dieses Wortes ein Gedanken- und Gefühlsteppich von einer flimmernden Farbenfülle, deren unterschiedliche Schimmer die jeweiligen Schicksalsschatten dämpfen! Man denkt an Kürnbergers Werk „Amerikamüde", Freiligraths wehmütige Verse hängen uns wieder im Ohr; diesen Klängen gesellt sich aus duftverschleierter Ferne das jauchzende Siegeslied jenes unbarmherzigen Gottes, der stolzgeschwellt auf sein Werk pocht, Tausende und aber Tausende der Heimat entrissen und sie über Berge und Meere in die Weite getrieben zu haben. Aber als wollte eine gütige Macht über ihren zähen Gegner triumphieren und den nun Heimatlosen für eine Weile den Traum einer neuen Heimat noch auf Europas Boden vorgaukeln, breitet sich plötzlich vor den Blicken aller von Nord und Süd, Ost und West zusammengewehten Knaben, jungen Männern, Greisen, Mädchen und Frauen ein kleines Reich aus Stein und Mauerwerk aus, dessen edle Gediegenheit solcher Gefühle noch fähige Seelen kurz vor ihrer Reise über das große Wasser als letzte und vielleicht einzige liebevoll dargebrachte Gabe ihrer Stiefmutter Europa empfinden können. Es sind die Auswandererhallen, welche die Hamburg-Amerika-Linie im Jahre 1891, fern dem Getriebe der Stadt, in der Nähe des Bahnhofs Veddel, auf dem jenseitigen Ufer der Elbe erbaute und die den von den Kontrollstationen an den Grenzen in

gewöhnlichen oder von 125 Personen ab in Sonderzügen heranströmenden Reisenden bis zu ihrer Überfahrt Herberge gewähren.

An einem leuchtenden Sommertag durfte ich in diese Heimat der Heimatlosen eindringen. Die Sonne, die Leute- und Länderversöhnerin, goß ihr Gold mit gleicher Liebe auf deutsche, russische, polnische und ungarische Arbeiter sowie jüdische Handwerker und Kleinhändler im Kaftan; sie tupfte krause Kringel auf die Antlitze der Hebräer, zugleich auf germanische und slawische Gesichtszüge, als wollte sie alle anähneln. Sie schüttete ihren Strahlenreichtum in die von beutegierigen Kinderhänden nicht selten geöffneten, kargen Bündel der im Hofe hingelagerten Fremden; sie zitterte um der Frauen bunte, fransenreiche Röcke, an deren Zipfel sich schutzheischend zuweilen drei- bis sechsjährige Sprößlinge beiderlei Geschlechts klammerten. Sie legte ihr echtes Geschmeide einer mit falschen, billigen Juwelen behängten Dirne ins Haar, sie warf den in lebhaften Worten und in einer starken Zeichensprache aufeinander einredenden Händlern mit wahrhaft königlichem Schwung ihre Myriaden Goldmünzen und Kupferstücke hin und spiegelte ihnen Schätze vor von einer so flimmernden Überfülle, daß sich die Augen der Kaftanträger, von solcher Pracht geblendet, sekundenlang schlossen, um, ab und zu zwinkernd, wieder in die heißersehnte Pracht hineinzuträumen. Sie wies die stämmigen braunen Landarbeiter und Ackerknechte auf jene Wolkenfelder hin, auf denen nur geweihte Hände zu ernten vermögen. Sie schenkte den Kindern einen großen, hellen Goldreif, durch dessen Rundung sie diese zu springen bat, und sie wob um die Häupter schicksalsgeprüfter, greiser Frauen in zärtlicher Heimlichkeit einen leisen Heiligenschein. Wie aus gewaltigen Lebensschauspielen erblickst du hier eine Reihe unterschiedlicher Gestalten. — An einen großen Sack gelehnt, schaut eine kinderlose Frau ins Weite, eine Niobe, in ihren stumpfen Augen liegt eine Welt ergreifender Wehmut; dieser alte Mann zeigt in seinen Zügen jene sanfte Ergebenheit und jene aus Schmerzen geborene Heiterkeit, wie sie uns oft aus den Bildern von Märtyrern so gewaltig anschauert. In die Gesichter vieler hatten Erbitterung und Trotz manche scharfe Furche gegraben, die meisten Auswanderer freilich bekundeten mit leuchtenden Augen den Mut zu einem neuen Leben, und sie freuten sich schon, aus dem Dornenland Europa in das Rosenreich ihrer Träume ziehen zu dürfen. Wie zahlreiche Gestalten ich auch sah, einige schienen mir zu fehlen. Aber ihr Geist umschwebte diesen ruhelosen Reigen doch unsichtbar. Ich dachte an den Ahasver und den Zigeuner Lenau, dessen stets aufgejagte Seele friedensfern gleich einer ewig wandernden, schicksalsumschatteten Nachtwolke von Land zu Land eilte, der wirklich einmal die Reise über das große Wasser antrat, aber bitter enttäuscht sein einst mit tausend Hoffnungsfahnen bewimpeltes Schiff wieder zu den Küsten Europas steuern ließ und der in seiner Heimat ebenso heimatlos wie früher blieb. Die ganze Odyssee menschlicher Gefühlsirrtümer ergriff mich, und auf einmal schien mir das Weltteile trennende große Meer mit seinen bald wilden, bald milden Flutenfüllen als das Sinnbild hoch und nieder gehender Lebenswellen, stolzer und demütiger Schicksalsströme. Und ich gedachte unter den Auswanderern der Seele besonders Heinrich Heines aus dem nahen Hamburg, jenes großen Dichters, dem Deutschland zu eng wurde und der sein Neuyork in Paris, der Hauptstadt freien Lebens und freier Geister, fand. Sang er nicht allen Reisebereiten ein Geleitlied, vielleicht einen Vers aus seinem Werk „Hebräische Melodien", den seine Glaubensgenossen, die zahlreichen Kaftanträger, liebevoll nachträllerten? So stand ich lange, versunken in träumerischem Sinnen, bis ich eine sanfte Hand auf der Schulter spürte und mich mein freundlicher Führer lächelnd zur Besichtigung der Räume einlud.

Bevor ich indessen in die Hallen trat, suchte ich noch einmal vom Gehöft aus die ganze, ungefähr 60 000 Quadratmeter große Fläche samt ihren Gebäuden, die etwa 5000 Auswanderern Unterkunft und Schlafgelegenheit bieten, mit einem einzigen Rundblick zu umspannen. Ich sah auf einem abgegrenzten Gelände eine Reihe von freundlichen Pavillons, gediegen ausgeführte Aufnahmebauten, je eine Kirche für evangelische und

katholische Gläubige, sodann das Gotteshaus für Israeliten und eine Fülle grüner, oft blumengeschmückter Anlagen. So bot sich mir schon von außen nach einer flüchtigen Betrachtung ein reizvolles Bild. Die Gliederung des Ganzen in einzelne Teile verriet das Bestreben des Erbauers, hier etwas ebenso Zweckentsprechendes wie Schönes zu schaffen. Nicht nur die stumme Musik edlen Linienebenmaßes schmeichelte meinen Sinnen, sondern auch die Wahrnehmung peinlichster Ordnung und Sauberkeit allenthalben empfand ich als wohltuend; hatte ich mir doch die Auswandererhallen als häßliche, schmutzstarrende Räume vorgestellt. Welcher trefflichen Fürsorge sich hier die Entwurzelten von ihrer Ankunft bis zur Überfahrt erfreuen, möge aus der Schilderung des ganzen Betriebes und seines Entwicklungsganges erhellen!

Sobald der Draht von den einzelnen Kontrollstationen an den Grenzen das Eintreffen der Europamüden kündet, entsenden die Leiter der Hallen zum nahen Bahnhof Veddel besondere Beamte, welche die Überführung der Leute in die Hallen leiten. Durch diese Obhut werden Unkundige vor allerlei zweifelhaftem Gesindel und gewissenlosen Ausbeutern, die sich sonst in Scharen an sie herandrängten, bewahrt; denn es ist klar, daß man den Abenteurernaturen der Auswanderer manches vorspiegeln kann und daß man diese gerade wegen ihrer vielen Enttäuschungen und Lebensbitternisse mühelos auf die leichtgezimmerten Brücken rasch vergänglicher Träume und Hoffnungen zu locken vermag. Zugleich wird durch eine so sachkundige Aufsicht dem Mädchenhandel wirksam begegnet und durch eine Ansammlung aller Reisescharen gerade auf dem Bahnhof Veddel und nicht auf den städtischen Bahnhöfen jeder Seuchenverschleppung in das nahe Hamburg, das die Auswanderer somit nicht berühren, vorgebeugt. Nach der Übersiedlung in die Hallen kommen alle in einen großen, gut gelüfteten Raum, wo sie Speise und Trank erhalten. Es ist ein höchst reizvolles Bild, hier die aus bunter Länderfülle zusammengeströmten Men-



Straße in den Auswandererhallen der Hamburg-Amerika-Linie mit Kirche im Hintergrund



Verkaufsraum für Frauenartikel in den Auswandererhallen

Musterkarten ihrer Trachten abzugeben, alle Sprachen des Festlandes schwirren durcheinander, daß man an den berüchtigten Lautwirrwarr beim Turmbau Babylons denkt, und durch dieses Raunen, Rufen, Flüstern, Wispern, Schreien und Tosen vernimmt man als Grundklang jedes Lebens die drei von dem Schicksal wild ausgestoßenen Worte: „Hunger, Liebe und Haß." Allmählich löst sich diese als Ganzes uns zuerst wirr anmutende Musik in einer Reihe klar hervortretender Töne auf, denn schon rufen die 28 Dolmetscher ihre jeweiligen Landsleute in die Aufnahmehallen hinein. In diesen erfolgt von einem der angestellten drei Ärzte eine sorgsame Untersuchung jedes Einzelnen, besonders auf Augen- und Kopfleiden. Während wirklich Kranke ins Hospital geschafft werden, beeilen sich die als gesund Befundenen, sich laut Vorschrift auf Zoll und Fuß messen sowie die Kontrollkarte ausstellen zu lassen. Um diese zu erhalten, müssen sie laut den Gesetzen Amerikas nicht weniger als 29 Manifestfragen beantworten. Da ist unter anderm eine Auskunft über die Farbe der Augen und der Haare zu erteilen, der Ort der Herkunft, wie die ganz genaue Angabe des Reiseziels wird verlangt. Auch darf nur der ins Dollarland hinüber, der nach dem Wortlaut des amerikanischen Gesetzes „nicht mittellos" ist. Hat man all diese Gefahren glücklich überwunden, so steuert man unter Umständen bereits einer neuen entgegen. Nicht gerade Sauberkeitsfreunde und -freundinnen müssen nämlich auf Anordnung des Arztes sich einem der

schenmassen nebeneinander zu sehen; es ist für einen Maler eine prachtvolle Gelegenheit, die Verschiedenheit der Gesichter, Gebärden und Gewänder auf der Palette festzuhalten. Der Weltbürger, Sozialist wie der Forscher von Volksseelen: jeder vermag hier höchst wirksam die treibenden Kräfte gegenseitiger Anziehung und Abstoßung kennen zu lernen. In besonderen Gruppen sitzen die Deutschen, Polen, Ungarn, Russen und Juden an langgestreckten, mit weißem Lack sauber überzogenen Holztafeln, hocken die Bauern mit den schwielenreichen Händen neben den Händlern mit den feingliedrigen Fingern; slawische Frauen, auf den Häuptern bunte Kopftücher, teilen mit ihren deutschen Geschlechtsgenossinnen denselben Raum. Da läßt ein Tscherkesse eine verwegene Locke tief in die Stirn baumeln, in jener Ecke dort summt ein Russe ganz leise ein Lied vom roten Sarafan, wie er es wohl tausendmal, gelagert um den dickbäuchigen Teekessel, zu Hause gesungen. Rechts und links an den Wänden erblickst du das Bild eines Ankunft- und Abfahrtdampfers und über der Eingangstür den Wahlspruch des Direktors Ballin: „Mein Feld ist die Welt." Alle Völker Europas scheinen hier die

24 Brausebäder auf der Männer- oder einem der 9 Wannenbäder und 14 Duschen auf der Frauenseite unterziehen. Habe und Kleidungsstücke werden mittels drehbarer Trommeln in die Desinfektionsräume hinaus- und sodann wieder in die gutgeheizten Aus- und Ankleideräume hineinbefördert. Man badet etwa 15 Minuten, inzwischen erfolgt auch die Tötung aller Keime, entweder durch die Dampfstärke der beiden riesengroßen Schimmelschen Apparate oder durch den Hochdruck der zwei von Boy & Rath gelieferten, ebenfalls höchst wirksamen Maschinen. Ein dritter, der gleichen Firma entstammender Apparat besorgt mittels Formalinwasserdampfes bis 80 Grad Celsius die Entkeimung von bettartigen Unterlagen, Leder, Stiefeln und Pelzwerk. Schaut man noch die Unterkunftshallen mit ihren je 16 Betten an, wo die dem gleichen Volksstamm und Geschlecht angehörigen Auswanderer immer vereint werden, um hier die erste Nacht Schlafgelegenheit zu finden, sieht man die Haken zum Anhängen der Kleider an den Wänden und unterhalb dieser die Rohre der Zentralheizung, fühlt man am Fußboden eine anheimelnde Wärme, erblickt man im Vorraum die reinlichen Waschräume mit ihren automatischen Wasserhahnen und weiß man noch gar in der Nähe der Schläfer Aufsichtsbeamte in besonderen Wärtergelassen, so scheidet man von der sogenannten unreinen Seite der Auswandererhallen in der Erkenntnis, daß hier für die Wohlfahrt der Fremden in mustergültiger Weise Sorge getragen wurde.

Eine feine Anpassung an die Bedürfnisse der Entwurzelten bekundet auch alles, was ich in den 27 Pavillons der sogenannten reinen Seite sah. Zu diesen haben nur die vom Arzt bereits als gesund Bezeichneten Zutritt. In welche Räume man auch immer treten mag, überall verspürt man das Bestreben der Gesellschaft, neben dem körperlichen auch das seelische Wohl ihrer Gäste zu berücksichtigen. Auf dem Hofe, unter dessen Bodenschicht in den Faulgrubenanlagen alle Abwässer vor ihrer Weiterleitung in die somit in gesundheitlicher Hinsicht ungefährliche Elbe mit 100 Prozent Chlor entkeimt werden, spielt eine Kapelle von 18 Mann, nach deren Weisen sich zuweilen junge Männer, Mädchen und Frauen im Tanze schaukeln. Biegsame Gestalten schweben mit leuchtenden Blicken an dir vorüber; die träumerische, ewig müde, slawische Schöne erwacht beim Jubel der Töne zu neuem Leben und biegt in heimatlichen Erinnerungen die edle Schlankheit ihres Körpers den zauberhaften, windumsungenen Linien heimatlicher Steppenblumen nach. Auch die zuerst etwas befangene Deutsche mit dem steten



Messung der Körpergröße der Auswanderer

überirdischen Vergißmeinnichtglanz in treuen Augen überläßt bald dem leichten Reigen die sorgenschwere Seele. Alle Mädchen, Frauen und Männer feiern Ton und Tanz für eine Weile als Erlöser. Stumm aber schauen die Greise dem Spiele zu, einige klatschen in die Hände, andre wiederholen die Weisen leise. Die Angehörigen der verschiedensten Völker, von denen jeder seinen eignen Lebens- und Schicksalsweg geht, scheinen sich tanzend zu verschwistern, und die Füße, die ihre Vergangenheit wie einen runden Ball von sich gestoßen haben, wirbeln ungestüm, als wollten sie hier, der für sie letzten Erdscholle Europas, eine neue Zukunft ertanzen. Bis man benommen vom wilden Taumel Trank und Nahrung ersehnt. Leicht ist das Kantinengebäude mit seinen Lebensmitteln unter einem Musikpavillon zu erreichen; in nächster Nähe befinden sich auch die Speisehallen, die an sauber gedeckten Tischen ungefähr 3000 Personen Herberge gewähren können. Und mühelos wird in die für Juden und Christen gesonderten Eßräume hineingeschafft, was in den zwei durch eine Wand voneinander geschiedenen, mit vortrefflichen Kaffee-, Aufschnitt- und Kartoffelmaschinen arbeitenden Küchen, von denen die israelitische unter Aufsicht eines vom Oberrabbiner entbotenen Beschauers steht, bereitet wurde. Wer im Besitz einer volleren Börse die Sehnsucht nach üppigerem Lebensgenuß verspürt, kann in den Hotels Nord und Süd gegen Zuzahlung von zwei bis drei Mark für den Tag zu dem üblichen Kostgeld von zwei Mark seiner Neigung frönen. Dieses nimmt lediglich Männer, jenes nur Mädchen und Frauen auf. Man sieht hier heitere Räume von freundlicher Helle; auf sorgsam gedeckten Einzeltischen prangen überall Blumen. Die Kinder des Frühlings heben sich tröstend aus ihren hohen Vasen, als wollten sie die Entwurzelten unter ihren Häuptern an einen neuen Frühling und ein neues gütigeres Erdreich gemahnen. An den Wänden aber hängen bunte Gemälde, welche die Hoffnungsfrohen mit den Farben ihrer Träume übermalen. Inbrünstiger indessen schwingen die Gefühle der Europamüden noch aus, wenn diese in die Andachtsstätten treten. Je ein Gotteshaus für Katholiken, Evangelische und Israeliten ladet zur Herzens einkehr. Nicht gar groß und nicht schmuckbeladen sind diese Räume, aber kein Tempel mit gewaltigen Säulenhallen und goldstrotzender Pracht vermag tiefere Weisen der Seelenerschütterung und zugleich einer neuen Zuversicht zu erlauschen als diese heiligen Wände. Wie weihevoll ist das Bewußtsein, an einer Wand des Gotteshauses für Katholiken eine Reliquie vom Vertreter des überirdischen Vaters gesegnet zu wissen; es ist, als vernähme man in der Stille der Räume noch seinen Gnadenspruch. Vom Altar leuchtet das braune Antlitz der polnischen Madonna, Beichtstühle flehen mit ausgestreckten Holzarmen in stummer Gebärde die Beter an, alle auf Europas Boden begangenen Sünden noch hier zu bekennen, während die Orgel im Hintergrund jeden Augenblick bereit ist, das Gewissen verstockter Herzen mit göttlicher Stimme aufzurufen. Nicht minder feierlich ist es in der evangelischen Kirche, die mit ihrer Schwester als schönes Sinnbild eines gemeinsamen Christentums dasselbe Dach teilt. Als ich nun in diese Hallen eintrat, zwitscherte gerade eine Schwalbe durch ein geöffnetes Fenster, als wollte sie den Heimatlosen zuflüstern: „Bin ich nicht auch unter demselben Himmel wie ihr, fahre ich nicht auch über das Meer, bin ich nicht auch wie ihr heimatlos?“ In dem Gotteshaus für Juden, der Synagoge, ergriff mich besonders der Gedanke an das ewige Pilgertum dieses Volkes. So verschieden voneinander sich auch die einzelnen Gotteshäuser ausnahmen, ich fand die Beter aller mit einer neuen, gemeinsamen Gläubigkeit erfüllt an eine bessere Zukunft. Bis der Abend sanft herniedersank, die Nacht bald alle Glaubens- und Völkerschranken vergessen lehrte und die Auswanderer in das wildbewegte, kämpfereiche Dollarland zu Einwanderern in das Reich der Träume verwandelte.



**Gruß aus der Ferne.** Nach einem Gemälde von Eug. von Blaas



# Kultur der Gegenwart





## Literatur

Von Gerhart Hauptmann veranstaltet sein Verleger Fischer in Berlin eine billige Volksausgabe der gesammelten Werke in sechs Bänden. Gleichviel, wie man zu Hauptmann stehen mag, ob man in den Festesjubel aus Anlaß seines fünfzigsten Geburtstages einstimmt oder nicht, ob man gar vorausahnt, daß nach abermals fünfzig Jahren das Urteil über diesen Dichter sich gründlich gewandelt haben wird, eine Tatsache wie die einer Gesamtausgabe seiner Werke darf in einer literarischen Rundschau über unsre Zeit nicht unerwähnt bleiben.

*

Vischer zählt in Deutschland eine von Jahr zu Jahr wachsende Gemeinde, doch glaube ich feststellen zu können, daß sie sich weit überwiegend nur um seinen berühmten Roman „Auch Einer“, allenfalls noch um seine „Lyrischen Gänge“ sammelt. Sein Riesenwerk zur Ästhetik ist nur wenigen Fachmännern bekannt, seine ausgezeichneten kritischen Aufsätze erleben nur in langen Zwischenräumen neue Auflagen, sein vielbewunderter und vielbefehdeter dritter Teil des Faust ist doch fast nur für Feinschmecker, und so manche reizvolle kleinere Dichtung ist höchstens den Literaturgeschichtschreibern bekannt. In einem handlichen Sammelbande „Allotria“, von dem doch schon eine zweite Auflage erschienen ist und auf den ich sehr nachdrücklich hinweisen möchte, sind vereinigt die in Vischers dichterischem Lebenswerk eine wichtige Rolle spielenden „Epigramme aus Baden-Baden“ von 1867, gerichtet gegen die deutschen Spielhöllen, mit dem nachweisbaren Erfolge, daß jener deutschen Schande alsbald ein Ende gemacht wurde; die einst hochberühmten Gesänge Schartenmayers, von denen die auf den deutschen Krieg von 1870 zu unsrer besten Humordichtung gehören, und so mancher wertvolle Span, der in des Meisters Werkstatt bei der vollkünstlerischen Arbeit zur Seite geflogen ist. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, aus dem köstlichen Schartenmayer die paar Verse gegen Lulus Abfeuerung einer Mitrailleuse bei Saarbrücken herzusetzen:

Ist nun das nicht eine Sünde,  
An so einem jungen Kinde,  
Das noch nicht ist konfirmiert,  
Daß man es zum Blutdurst führt?

Kann man das Erziehung nennen?  
Muß mein Abscheu nicht entbrennen?  
Spricht dagegen nicht zumal  
Christentum und auch Moral?

Wäre ich dabei gewesen,  
Hätt' ich ihm den Text gelesen:  
Dreh' nicht an der Kurbel, Lui!  
Laß es sogleich bleiben! Pfui!

Der prächtige Sammelband, den sich kein Verehrer Vischers entgehen lassen sollte, ist im Verlage von Bonz in Stuttgart erschienen.

*

Ich komme leider erst nach Weihnachten dazu, einige neue Bände in der großartigen Sammlung „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben“ (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) hier anzuzeigen: Correggio, Donatello, Schwind, Fra Angelico. Besonders die Bände, die das Gesamtwerk Schwinds und des frommen Mönches von San Marco in Florenz darbieten, sind der höchsten Bewunderung wert durch die glänzende Ausstattung, die Vollständigkeit sowie Feinheit der Wiedergabe der einzelnen Kunstwerke. Es gibt in Frankreich und in England natürlich ähnliche Veranstaltungen, doch ist mir keine einzige bekannt, die für so geringe Preise, meist kaum für die Hälfte der französischen und der englischen, solche Prachtbände und zugleich wissenschaftlich so auf der Höhe der Forschung stehende Einleitungen darböte.

*

Am 11. Februar dieses Jahres sind hundert Jahre nach der Geburt Otto Ludwigs, am 18. März hundert Jahre nach Friedrich Hebbels Geburt verflossen. Beide Gedenktage werden durch viel Gerede in allen Zeitungen und Zeitschriften gefeiert werden, und auch dagegen läßt sich nicht viel sagen; man feiere sie alle beide nach Gebühr, denn was



# Kultur der Gegenwart



dem Mann nur halb das Leben, soll ganz die Nachwelt geben. Die wahre Feier aber geht am besten ohne alles Gerede im stillen Kämmerlein vor sich: durch das Lesen der Werke. So sei denn bei diesem Anlaß die gute und billige Ausgabe von Otto Ludwigs Werken in dem wohlbekannten Klassikerverlag von Hesse & Becker in Leipzig empfohlen, denen genügende Einleitungen beigegeben sind. Mehr bieten auch die prunkvolleren Ausgaben nicht, und auf den gelehrten Wortschwall um Dichter und ihre Werke herum kommt es ja unsern Lesern nicht an. Für Hebbel sei noch besonders hingewiesen auf die im gleichen Verlage erschienenen Tagebücher.

*

Von Paul Barschs längst rühmlich bekanntem Lebensbuche — denn „Roman“ paßt nicht — „Von Einem, der auszog. Ein Seelen- und Wanderjahr auf der Landstraße“ (Schweidnitz, L. Heege) kommt eine fünfte Auflage als wohlfeile Volksausgabe heraus und gibt mir die sehr willkommene Gelegenheit, auf eines der merkwürdigsten Bücher hinzuweisen, die im letzten Jahrzehnt erschienen sind. Der Mann, der dieses Wanderbuch eines armen Tischlergesellen geschrieben hat, war selbst der „wegmüde, weltscheue, verprügelte und dennoch aufrechte Sucher, der sich in Gott, Welt und Menschenseele auf irgendeine beruhigende Weise zurechtfinden wollte“, war selbst der arme Wandergesell auf der Landstraße, der sein Buch erlebt hatte. Ich habe in meiner „Deutschen Stilkunst“ auf das wundersame Beispiel Ulrich Bräkers, des armen Ziegenhirten aus dem Toggenburg, hingewiesen als eines der meisterlichen Künstler des natürlichen und doch künstlerischen Stils; Paul Barsch gesellt sich zu ihm in der Reihe unsrer Prosameister, die zu ihrer Meisterschaft einfach dadurch gelangt sind, daß sie in der wichtigsten Spanne ihrer geistigen Entwicklung vor jeder Stilverbildung bewahrt blieben. Ich kenne wenige deutsche Bücher, die sich, ganz abgesehen vom Inhalt, mit so reinem Kunstvergnügen lesen lassen wie diese Lebensgeschichte des ehemaligen Tischlergesellen Paul Barsch, der heute mit vollem Recht zu unsern besten Erzählern gerechnet werden muß.



Paul Barsch

*

Ich hoffe demnächst Raum zu finden für eine zusammenfassende Betrachtung der hervorragendsten jungschweizerischen Dichter unsrer Zeit und begnüge mich deshalb für heute mit einigen Bemerkungen über zwei schweizerische Bücher, die sonst nicht recht unterzubringen wären. Im Verlage des in der Schweiz und darüber hinaus aufs beste bekannten Lesezirkels Hottingen in Zürich lassen Robert Faesi und Eduard Korrodi unter dem Sammeltitel: „Das poetische Zürich“ vier „Miniaturen aus dem achtzehnten Jahrhundert“ erscheinen, nicht etwa ausgegrabene alte Schriften, sondern vier selbständige liebenswürdige, halb kulturgeschichtliche, halb dichterische Erinnerungsbilder aus dem alten Zürich. Geist von Gottfried Keller ist in allen vier Geschichtchen, und das ganze Büch-

# Kultur der Gegenwart





Alberta von Puttkammer

lein, dessen köstliche Ausstattung nicht ungerühmt bleiben darf, gereicht dem verlegenden Lesezirkel zu hoher Ehre.

„Im Sonnenschein" nennt **Michael Schnyder**, einer der Schriftleiter des Luzerner „Vaterlands", seine ausgewählten Reisebilder aus der Schweiz (Räber in Luzern), die ich als eines der liebenswürdigsten Lesebücher für eine Reise in die Schweiz empfehlen möchte. Der treffliche Widmann ist leider von uns geschieden, er, dessen dichterische Wanderbücher vor, während und nach einer Reise in die Schweiz so überaus genußreich zu lesen waren; in Michael Schnyder ist ihm ein Nachfolger erstanden, der auch über die Grenzen seines Heimatlandes hinaus aufs freundlichste bekannt zu werden verdient.

*

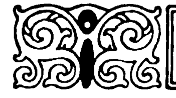
**Alberta von Puttkammer**, eine unsrer guten, ja besten lyrischen Dichterinnen der Gegenwart, ist keine der äußerlich fruchtbarsten: nur in langen Zwischenräumen bietet sie uns ihre Gaben dar, dann aber jedesmal in einer so strengen Auswahl, daß es immer nur einen mäßigen Band gibt. „Mit vollem Saitenspiel" nennt sie ihre neueste, bei Schuster und Löffler in Berlin erscheinende Sammlung, und dieser Titel trifft insofern vollkommen zu, als diesmal mehr als in früheren Gedichtsammlungen reine Lyrik, einfacher, klangvoller Liedeston zu vernehmen ist. Der gedankentiefen Dichterin sind sogar einige allerliebste Kinderlieder gelungen, und mit freudigem Erstaunen liest man bei ihr ein „Volkslied" überschriebenes Gedicht: „Kommt die Süße geschritten, wie ein Bachstelzlein geht", dessen Goldechtheit so überzeugend wirkt, daß ich wünschte, nicht die Dichterin selbst hätte es „Volkslied" überschrieben, sondern jeder Leser müßte es selbst so nennen.

*

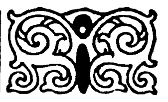
**Hanns von Gumppenberg**, der lyrische Dichter, leidet wie so mancher andre in deutschen Landen darunter, daß ihn die Kanzleibeamten, die bei uns vielfach in der Literaturgeschichtsschreibung sitzen, in ein Schubfach eingeschachtelt und darauf geschrieben haben: „Lustige Person." Man denkt zumeist noch an den geistvollsten Mitarbeiter der Münchener „Elf Scharfrichter" oder an den



Hanns von Gumppenberg



# Kultur der Gegenwart



größten lebenden Meister der lyrischen Parodie, als den ihn sein „Teutsches Dichterroß, in allen Gangarten vorgeritten" ausweist. Daß er auch einer unsrer sehr ernst zu nehmenden Lyriker ist, muß jedem seine Sammlung „Aus meinem lyrischen Tagebuch" ergeben. Sein neuer Gedichtband „Schauen und Sinnen" (München bei Georg Müller) bestätigt mir, daß wir in Gumppenberg einen Dichter zu achten haben, der zu den gehaltvollsten und zugleich formensichersten unsrer Zeit gehört. Mit zunehmenden Jahren glückt ihm jetzt mitunter ein abgeklärtes Stück Gedankenlyrik, das durch seine offenherzige Weisheit geradezu verblüfft, so zum Beispiel die Verse „Gut und klug". Und daß er noch immer seine helle Freude an der witzigen Nachäfferei hat, genießen wir an seinem glänzend gelungenen, wunderbar echten Gedicht:

stammtisch der vorgeschrittenen
(nach stefan george)

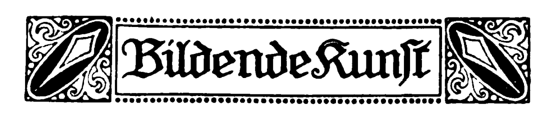
die hölzer schwedens harren auf dem tische
beflimmert von dem blendenglanz der birnen
und säfte warten, schwül verführerische
zu röten feuchte längst erblaßte stirnen

die fahlen bärte formen sich bewußter
die augen tränen in verborgnen träumen
und durch das fenster zischelt der ligufter
und heisern regens trübes gossenschäumen

wir schaun uns fragend in die leeren höhlen
und wissen nicht, was wir uns sagen sollen:
es netzt uns heilig mit gesparten ölen
ein weiheguß, den wir nicht hören wollen.

Das Entzückende hieran ist, daß keine Übertreibung die Parodie verrät; dieses sogenannte Gedicht ist vollendeter stefan george, allenfalls mit einem kleinen, aber nicht störenden Schuß von Verständlichkeit.

Eduard Engel



## Bildende Kunst

### Paul Meyerheim und Albert Hertel

Zu gleicher Zeit führen Ausstellungen das Schaffen zweier Maler vor Augen, die in Berlin, als es Reichshauptstadt werden wollte und wurde, eine große Stellung behaupteten, wie alle Zelebritäten der Zeit zum Kreise des Kronprinzenpaares gehörten und wie alle Künstler dieses Kreises von Kaiser Wilhelm, wenn man so sagen darf, in seine Maison artiste übernommen wurden. Es ist wenig bekannt, in wie hohem Maße alles, was der Kaiser in artibus denkt und tut, durch das Vorbild und die Lehre seiner Eltern und besonders natürlich seiner Mutter bestimmt worden ist, und daß diese Treue zu der Vergangenheit zuerst und zumeist seine starke Abneigung gegen die eigne Generation bedingte, die von vielen „seiner" Künstler mit allen Mitteln belebt wurde. Künstler und Kunstfreunde, die den Fortschritt wollten, sahen mit keinen sehr guten Augen auf diese Männer, die vieles hinderten, was als Forderung des Tages erschien, und man konnte und wollte wohl auch nicht sehr fein untersuchen, wieviel Schuld jeder einzelne und ob jeder einzelne Schuld daran trug, daß der Kaiser dem Streben rings um ihn und seinen Resultaten fremd blieb, infolgedessen alles dieses offiziell nicht vorhanden war. Es kam dazu, daß die neue Richtung gegen die Art dieser Künstler intolerant machte und daß man sie, da ihre Blüte um Jahrzehnte zurücklag, nur aus den Werken ihres Alters kannte. Eine Ausnahme bildeten nur etwa Menzel und Begas, wenn auch ihre Schätzung lange Zeit ohne Zweifel unter dem Vorurteil gelitten hat. Und so stark waren Abneigung und Geringschätzung gegen die ganze Periode von 1860 bis 1890, daß sie auch in der Jahrhundertausstellung, die so manche deutschen Künstler rehabilitierte, keine rechte Vertretung fand.

Dieses abfällige Urteil war ungerecht. Wer etwas mehr von den Werken der Zeit wußte und sich unbefangen gegen die Modeästhetik verhielt, war davon überzeugt. Und die Meyerheim-Ausstellung, mit der der Verein Berliner Künstler den Siebzigjährigen ehrt, und die Hertel-Ausstellung, die die Akademie der Künste dem Verstorbenen widmet, zeigen sehr deutlich, daß in dem Berlin Wilhelms I. viel besser gemalt worden ist, als man gemeinhin glaubt, und daß diese Künstler ihren Ruhm wohl überlebt, aber ihn seinerzeit nicht gestohlen haben.

Fragt man nach dem Ursprung ihrer





Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft

Paul Meyerheim: Geflügelhof



Albert Hertel: Ein Sommertag

(Im Besitz von Frau Oppenheimer, London)



# Kultur der Gegenwart



Kunst, so weist der bloße Augenschein schon nach Paris. Das ist nicht ohne Pikanterie, da sie ja beide, wenn auch Hertel wohl weniger aktiv und scharf, zu dem Kreise gehörten, der den Modernen vorwarf, daß sie französisch seien. Bei ihnen selbst ist der Pariser Einfluß so stark, daß, wenn früher Bilder von ihnen ohne Namensbezeichnung auftauchten, ein Expert sie wahrscheinlich, außerhalb Berlins sicher, als „französische Schule" bezeichnen würde. Es ist die Empfindung, die Farbe und die Technik der Meister von Fontainebleau, die bestimmend wirkten, wenn sich auch andre Elemente mit diesen verbanden und den Grund eine strenge akademische Erziehung bildete, die Meyerheim in Berlin, Hertel in Düsseldorf empfangen hatte.

Bei Meyerheim traten als bestimmende Faktoren hinzu: seine persönliche Neigung für die Tiere und ihr Leben, die auch die Ausdrucksmittel modifizierte, und eine Vorliebe für das Erzählen und witzige Pointieren einer Fabel, die ihm vom Vater her im Blute lag und durch das nahe, aber nicht tiefe Verhältnis zu dem gealterten Menzel verstärkt wurde. Der erste Faktor förderte, der zweite hemmte seine Entwicklung. Noch mehr als in den Landschaften sieht man in den Tierstücken seiner frühen Zeit das eigentlich Wertvolle seines Werkes. Seine frische Beobachtungsgabe hielt ihn bei der Natur, ließ ihn Form und Farbe fein fühlen, und sein sicheres Können und sein kultivierter Geschmack führten zu einem freien und echt malerischen Ausdruck.

Dann aber sehen wir ihm begegnen, was so vielen deutschen Malern der Epoche begegnet ist. Er vertraut den Reizen der guten Malerei nicht mehr, er sucht andre, literarische, hinzuzufügen: statt des Lebens der Tiere malt er die Fabeln, in denen sie auftreten, statt des Lebens der Menschen in der Natur romantische oder komische Ereignisse. Das Bild ist nicht mehr ein Erlebnis draußen, sondern eine Erfindung im Atelier. Und da gehen allmählich die Frische und die malerische Haltung verloren. Dann wird er Modemaler und produziert zu viel und zu schnell. Und schließlich gibt er den Ton auf, den er empfindet, wird mit den Freilichtmalern grau und verliert so den besten Reiz, den seine Malerei behalten hatte.

Es ist für die Geschichte der deutschen Malerei interessant, diese Entwicklung in ihrem Aufwärts und Abwärts zu sehen. Sie ist ziemlich typisch. Sie kehrt auch in dem Werke Hertels wieder. Nur daß dieser Künstler, feiner als Mensch, wohl schwächer wird, aber niemals eigentliche Kunstware produziert und auch nicht durch literarische Reize nachhilft.

Für Hertel blieben die Pariser Einflüsse nicht allein maßgebend. Er kam nach Rom in den Kreis der deutschen Maler der Campagna und lernte mit ihren Augen diese große Landschaft sehen. Am meisten hat ihn wohl Franz Dreber beeinflußt, an dessen heroische Landschaften manche seiner eigenen erinnert. Aber war er keine ursprüngliche Kraft, die mit einer neuen Kunst geboren wird, so war er doch auch keineswegs ein Nachahmer. Viele unter seinen frühen Bildern haben sogar ein ganz persönliches, unverwechselbares Gepräge und gehören trotz der Verschiedenheit der Motive, zusammen. Da sind dunkle Landschaften aus der Campagna in eigenen tiefen und klaren Tönen, voll von der klassischen Ruhe und geheimnisvollen Weihe dieser einzigen Natur.

Da ist ein Parkbild, auf dem hellbunt gekleidete, elegante moderne Menschen unter Gruppen hoher Bäume sich bewegen; ein Bild, mit dem sich ein Watteau des neunzehnten Jahrhunderts einzuführen scheint. Da sind Skizzen von der Berliner Promenade aus dem Jahre 1869, impressionistisch zu nennen. Und alle diese Stücke haben doch den gemeinsamen Klang, der ein Oeuvre zusammenhält. Berlin muß kein guter Boden gewesen sein, daß diesem schönen Anfang die rechte Fortsetzung nicht folgte. Gewiß hat Härtel noch lange geschmackvolle Bilder gemalt und in Aquarellen besonders die feine Empfindung bewahrt, die ihm vor aller Schule eigen war. Aber es ist eben doch alles allgemeiner und ohne die persönliche Note der Werke seiner ersten Periode.

Auf die Zeit, in der beide Maler ihre guten Bilder schufen, wird man durch diese Ausstellungen nun recht neugierig.

# Kultur der Gegenwart



Und es wäre an der Zeit, sie einmal umfassend vorzuführen, diese Ergänzung der Jahrhundertausstellung zu geben, die mancher schon damals forderte.

Fritz Stahl

## Kunstgewerbe

Für die Kunstakademien haben wir noch immer keinen rechten Ersatz bekommen. Noch immer regiert in diesen Anstalten jenes Spezifikum, das eben als akademisch tausend Ängste, das Verhängnis der Schablone und die Erstickung aller Individualitäten ahnen macht. Hier und da mag es wohl besser geworden sein; man malt Landschaften nicht mehr prinzipiell im Klassenzimmer und studiert auch nicht mehr den Akt vorwiegend an Gipsen. Indessen, es ist doch immer noch alltäglich, daß ganze Jahre vertrödelt werden mit Übungen, die keine andre Rechtfertigung haben, als die fauler Gewöhnung. Noch immer ist es zum Exempel möglich, daß die Bildhauer während all ihrer Lehrzeit nicht ein einziges Mal dazu kommen, wahrhaftig im Material zu arbeiten. Sie kneten Ton und immer wieder Ton nach klassischen Vorbildern. So etwas gibt es noch. Indessen: mit Selbstverständlichkeit naht die Stunde, da die Akademie wieder dem Leben zugehört und lebendige Menschen auf solches Leben vorbereitet. Diese Reform wird an der Kunstgewerbeschule ihren Lehrmeister finden. Die Kunstgewerbeschule, gedrängt von den Notwendigkeiten die das junge Ideal des neuen Stiles forderte, hat rasch genug und gründlich sich anzupassen gewußt. Die Kunstgewerbeschulen rings im Lande wurden nach dem Bedürfnis des praktischen Tages orientiert. Es ging nicht an, dauernd Historisches zu kopieren, während der Markt draußen, das Atelier und die Werkstatt laut nach einem Menschenmaterial verlangten, das fähig wäre, die Gegenwart zu verstehen, zu erfüllen und zu gestalten. So kam es, daß die deutschen Kunstgewerbeschulen verhältnismäßig brauchbar wurden. Durch das Prinzip der Lehrwerkstätte kamen die Novizen frühzeitig dazu, die papierene Gedankenlosigkeit und den bloßen schönen Schwenker zu meiden, um statt dessen wirklich konstruieren und richtig sehen zu lernen. Durch solches Arbeiten in realem Material wurde auch der Geschmack, das Gefühl für Linie, Farbe, Masse und Rhythmus gesund entwickelt. Es sind eben Holz und Stein, Seide

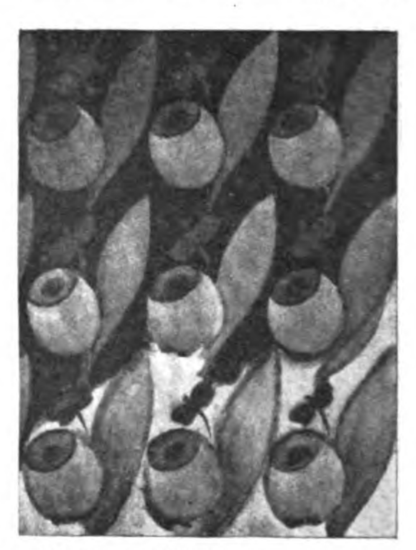


Phot. A. Matzdorff, Berlin

Vase, Spiegel und Fauteuil
(Klasse Professor Bruno Paul)

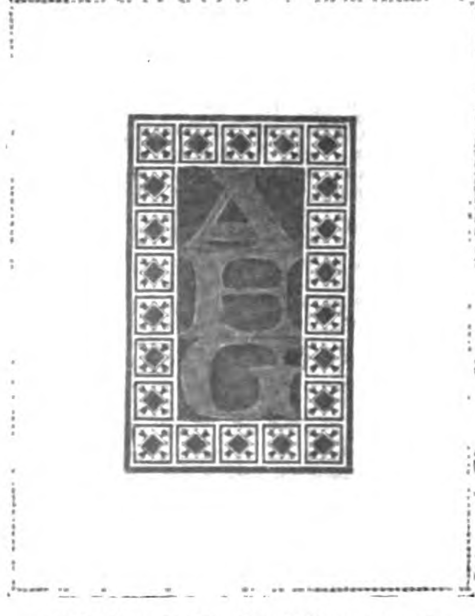






Stickereientwürfe (Klasse des Malers Struwe)

und Metall bessere und fruchtbarere Lehrmeister als die Stilgeschichte und das Vorlagenwerk, kurz das spezifisch Akademische. Von diesen Kunstgewerbeschulen ist die Berliner wohl eine der besten. Seitdem sie der Leitung Bruno Pauls untersteht, hat sie ihren Lehrgang von Grund auf neu organisiert und hat damit erreicht, daß die beiden Ausstellungen, die uns die Arbeiten der Schüler sehen ließen, mancherlei Hoffnung auf den Nachwuchs weckten. Die letzte dieser Ausstellungen, aus der wir hier einige Proben abbilden, zeigte, daß besonders die Vorschule einen glücklichen und ungewöhnlich eindringenden Lehrgang verfolgt. Das Bedürfnis nach solch einer Vorschule ist freilich zugleich ein fataler Beweis für die Unvollkommenheit des gegenwärtigen Zeichenunterrichtes der allgemeinen Schule. Dieser Satz, ein wenig unvermittelt ausgesprochen und einigermaßen nackt hingestellt, wird denen seltsam erscheinen, die den modernen Zeichenunterricht bisher stets loben hörten. Und in der Tat, dieser neue Zeichenunterricht (wie wir ihn an dieser Stelle des öfteren besprachen), von dessen großen und internationalen Erfolgen der Kongreß zu Dresden 1912 ein überraschendes Zeugnis gab, ist ohne Zweifel ein ungemein wichtiger Fortschritt gewesen gegenüber jenen traurigen Zeiten des Schattierens nach Gips und des Abpinselns gedruckter Blumenvorlagen. Sicherlich, der neue Zeichenunterricht hat der Jugend den Star gestochen; er hat sie optisch erweckt. Nur: es geschah des öfteren, daß diese Knaben und Mädchen, die so sehen gelernt hatten, den Maßstab für die Grenzen ihres Könnens verloren

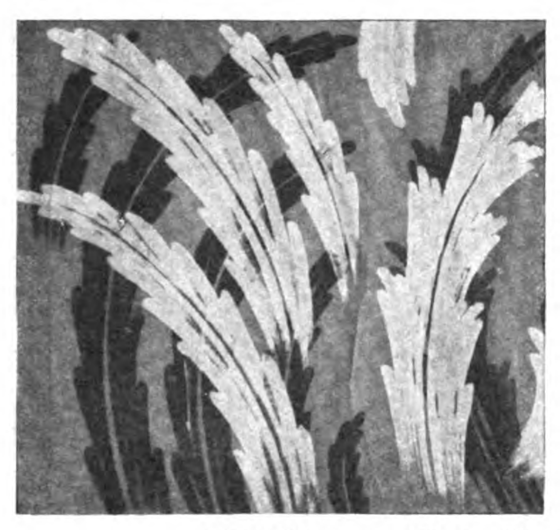


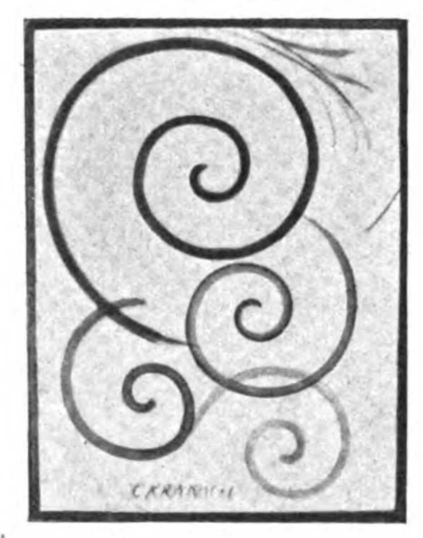
Schriftenklasse Professor Seeck



# Kultur der Gegenwart

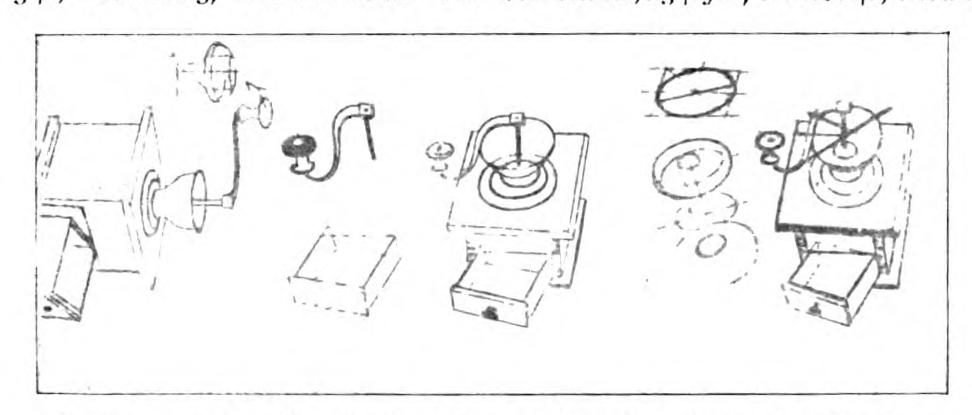




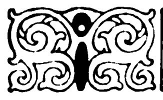



Pinselübungen (Klasse Professor Kutschmann)

und sich beinahe kleine Maler glaubten. Es gab so etwas wie einen Einfall des Impressionismus in das Schulsystem. Das war und das ist nicht just gefährlich; aber es dürfte doch schon besser sein, wenn den kleinen Liebermännern deutlich gemacht wird, daß es neben dem Vergnügen des Sehens noch ein optisches Arbeiten gibt, ein Sehen mit dem Bewußtsein. Diese Art des Sehens aber gerade ist es, die der Mann, der Möbel bauen, Häuser aufrichten oder auch nur irgendwelches Kleingerät schaffen will, an erster Stelle braucht. Der neue Zeichenunterricht verhilft ihm dazu nur wenig, jedenfalls nicht unbedingt. Darum ist es klug und pädagogisch notwendig, die Anwärter des Kunstgewerbes, so nett sie auch immer ihre Aquarelle bisher malten, in den Drill des Sehens zu nehmen. Das geschieht in der Vorschule der Berliner Anstalt. Es wird die Grammatik des Sehens mit all ihren einfachen und komplizierten Gesetzen durchgenommen und eingepaukt. Dabei mangelt es nicht an Überraschung: wie glaubt da so mancher, die Wirklichkeit spielend erobern zu können, und merkt gar bald, wie sein Zeichnen nichts ist als ein Tasten, das dauernd an tote Punkte gerät. Eine Kaffeemühle zum Beispiel, wie leicht läßt sich davon ein nettes und selbst ein geschmackvolles Bildchen machen; wenn es aber darauf ankommt, daß alle Kanten richtig sitzen, die Überschneidungen



Zeichnungen der Vorschulklasse Tippel, Schülerarbeiten der Berliner Kunstgewerbeschule



# Kultur der Gegenwart



genau sind und die runden Teile korrekt in die quadratischen eingestellt werden, dann fordert solch simples Objekt immerhin mancherlei Kenntnisse und gar kein so geringes Können. Nun mag es wohl wahr sein, daß der Künstler, der wirklich geborene und vom Geist besessene, gegen solche Dressur rücksichtslosen Widerstand leisten wird, vielleicht sogar leisten muß. Das Genie kann nicht Maßstab der Pädagogik sein. Wenngleich auch Goethe einmal die Regeln der Sprache gelernt haben dürfte. Immerhin, es läßt sich nichts darüber feststellen, ob Rembrandt jemals wirklich korrekt (im Sinne jener Kaffeemühle) zeichnen konnte. Es fragt sich, ob Liebermann jemals eine Perspektive richtig zu konstruieren vermochte, obgleich er der Meister der perspektivischen Leidenschaft ist. Es gibt eben einen Unterschied zwischen der Kunst des Gefühls, die herausströmt gleich der Glut aus dem Sonnenball, und jener andern Kunst, die zusammenbuchstabiert werden muß, ehe sie zu vollkommenen Sätzen sich aufzuschwingen vermag. Mitunter bedarf es des Buchstabierens in keiner Weise; das sind die Gesegneten, die Unsterblichen, die Einzigen und Seltenen. Die vielen aber bedürfen des Buchstabierens! Es kommt nur darauf an, daß es ihnen durch eine lebendige Methode beigebracht wird. Und eben lebendig ist die Art der Berliner Dresseure. Es ist eine gerechte und nicht etwa unlustige Massage, die den Sehzentren des Gehirns und zugleich den Motoren der Hände zuteil wird. Es heißt richtig wiegen und messen lernen. Es gilt, Werkzeichnungen zu erstreben, auf denen das letzte Detail deutlich lesbar geschrieben steht. Das ist nicht immer kurzweilig, aber auch nie uninteressant. Da muß man einmal ein Gerade nach bestimmten Verhältnissen teilen, ein andermal zwei Linien von bestimmter Dicke in den gebührenden Abstand bringen, und wiederum ein andermal eine Fläche durch Weiß und Schwarz sympathisch gliedern. Es handelt sich dabei um Nuancen, um Millimeter; daher ist es auch nur richtig, daß solche Übungen als Turngerät das zarteste aller Ornamente nutzen: den Buchstaben.

Auf die Vorschule folgt der Fachunterricht. Da heißt es, daß der Mann (oder das Fräulein), der ein Typograph werden möchte, das Lithographieren, das Buchdrucken, das Herrichten von Satzspiegeln, das Erfinden von Plakaten und was sonst noch dazu gehört, von Grund auf technisch, merkantil und ästhetisch kennen lerne. Oder daß der künftige Möbelbauer mit allen Möglichkeiten des praktischen Bedarfes vertraut werde. Dabei ist es nun sehr nützlich, daß die einzelnen Lehrer der Berliner Kunstgewerbeschule, die zumeist viel Aufträge zu erledigen haben, ihre Schüler an diesen Arbeiten teilnehmen lassen und ihnen auch sonst Gelegenheit zur praktischen Betätigung schaffen. So entstanden in der Klasse Bruno Pauls die Möbel für das neue Kammergericht, ein erfreuliches Beispiel für die Erziehung eines brauchbaren Geschlechtes von gehobenen Kunsthandwerkern.

Robert Breuer



## Musik

Aus dem tätigen Verlage von Schuster & Loeffler, in dem schon eine Reihe bedeutender musik-wissenschaftlicher Werke wie der Beethoven von Paul Bekker, der Otto Nikolai von Georg Kruse, der Liszt, der Wagner von Julius Kapp erschienen sind, liegen wieder mehrere die Musikwelt interessierende Bände vor: Franz Schubert von Walter Dahms, Chopin von Adolf Weißmann, Richard Wagner und die Frauen, eine erotische Biographie von Julius Kapp, Takt und Rhythmus im Choral von Carl Fuchs. Über das letztgenannte Werk unsern Lesern etwas vorzuplaudern, so daß in ihnen der Wunsch entstände, durch eigne Lektüre von seinem Inhalt Kenntnis zu nehmen, dazu ist es zu schwerwiegend, auch zu polemisch in seinem Grundton. Der Verfasser, seit Jahren als Organist an St. Petri und Pauli in Danzig im Amte, ein leidenschaftlicher Vorkämpfer für die Bestrebungen Hugo Riemanns, beweist, daß unser protestantischer Choral, wie er, im Gottesdienst von den Kantoren auf der Orgel begleitet, von der Gemeinde gesungen wird, durch die



# Kultur der Gegenwart

Macht vieljähriger Gewohnheit entstellt worden ist und fast durchweg rhythmisch falsch behandelt wird. Vor allem tritt er energisch für den Haltepunkt (Fermate) zum Schlusse des Melodiegliedes ein, wie er früher gebräuchlich war, über den aber jetzt meist hinweggeeilt wird. Nicht nur in der Kirche während des Gottesdienstes, sondern leider auch im Konzertsaal bei Aufführung der Bachschen Passionen und Kantaten, in denen der Choral den Kern bildet, um den herum sich alles aufbaut. Der Autor begnügt sich nicht damit, gegen den Schlendrian zu polemisieren, der den ganz falschen Rhythmus gezeitigt hat, er stellt zum Schluß seines Buches eine Melodiensammlung als ersten Entwurf zu einem Landeschoralbuch auf, und wie er mich überzeugt hat, so, denke ich, muß ein jeder, der unbefangen die Choralmelodie in der Fuchsschen Fassung mit der, wie sie augenblicklich im Gebrauch ist, vergleicht, dem Autor recht geben. Diesem wird es freilich schwerfallen, mit seinem Reformvorschlag durchzudringen, und er selbst ist sich auch der Schwierigkeit, Besserung zu erreichen, voll bewußt. Das geht schon aus den Lutherschen Worten des Geleitspruches hervor, die er seinem Buche vorangestellt hat: „Es ist schwer, dasjenige zu verlassen, das man lange Zeit gewohnt ist. Item, was man gewohnt ist, ist es, als wär's uns angeboren. Gewohnheit (nach Augustinus), so man der nicht widerstehet, wird endlich Not und Zwang.“ Fühlt Carl Fuchs wohl die Kraft Luthers in sich, den rhythmisch sinnlosen Zwang zu brechen, unter dem schon seit Jahrzehnten der protestantische Kirchengesang leidet?



Franz Schubert im sechzehnten Lebensjahr
Nach einer Kreidezeichnung von Leopold Kupelwieser

Leichter wird es mit seinem neuen Buche über Richard Wagner Julius Kapp werden, die Welt von der Verschleierung zu befreien, die seit Jahren mit kluger Berechnung von Bayreuth aus über alle vor des Meisters definitiver Verbindung mit Cosima liegenden persönlichen Beziehungen ausgesponnen wird. Wie in seinen früheren beiden Biographien über Liszt und Wagner, in denen nur der Wahrheit gedient, nichts beschönigt, mancher Irrtum aufgedeckt, manches Dunkel gelichtet worden ist, so sucht der Autor auch in dieser erotischen Biographie an der Hand von zum Teil bisher unveröffentlichten Briefen Wagners nachzuweisen, wie diesem merkwürdigen Manne, dem, äußerlich betrachtet, alle Reize eines Don Juan fehlten, dem nicht etwa wie einem Goethe, einem Liszt verzückte Frauen zufielen, doch die Liebe der Brennpunkt



# Kultur der Gegenwart



des Lebens, der Quell alles künstlerischen Schaffens wurde. Heiße Sinnenlust war es, die ihn zu seiner ersten Frau, Minna, hingedrängt hatte, die ihn für Mathilde Wesendonk entflammte, die ihn in Biebrich, während er an den Meistersingern zu arbeiten begann, zwang, Mathilde Mayer, einem liebenswürdigen, heiteren Kinde einer gut situierten Mainzer Bürgerfamilie, einen Heiratsantrag zu machen. Diese andre Mathilde war klug und selbstlos genug, den Antrag auszuschlagen in dem sicheren Gefühl, daß ihre Persönlichkeit doch nicht geeignet wäre, den Tondichter auf die Dauer zu fesseln. Gerade damals befand sich Wagner in einer seltsam verzwickten Lage, da er sich von der ersten Frau nach mehreren mißglückten Versuchen erneuten ehelichen Zusammenlebens endgültig getrennt hatte, die ersten intimeren Beziehungen zu Cosima sich anbahnten, eine Liebeständelei mit deren Schwester Blandine ihn beschäftigte, außerdem auch noch ein leidenschaftliches Verhältnis zu einer Frankfurter Schauspielerin ihn lebhaft beunruhigte. Rechnet man dazu die pekuniären Sorgen, die in dieser Zeit den Meister besonders arg quälten, so muß man staunen über die Zähigkeit, sich durch all diese Irrungen und Wirrungen durchwinden zu können. Seine Schaffenskraft erlahmte ja keinen Augenblick dabei, im Gegenteil, sie bereicherte sich. Julius Kapp hat es verstanden, uns klarzulegen, wie des Meisters künstlerische Persönlichkeit durch die vielseitigen erotischen Erlebnisse niemals gebrochen wurde, sondern innerlich erstarkte, an ihnen sich innerlich befruchtete. Ohne Mathilde Wesendonk wäre die Isolde oder die Sieglinde, ohne Mathilde Mayer das Evchen kaum so geworden, wie sie Wagner geschaffen hat. Er ließ die Frauen, wie er sie geliebt hatte, in der Musik verklärt auferstehen, sie atmen alle warmes, vollblütiges Liebesleben. Ganz besonders war es Mathilde Wesendonks Persönlichkeit, die bereichernd wirkte; Wagner selbst spricht es ihr ja aus: „Mir ist es ganz deutlich, daß ich nie etwas Neues mehr erfinden werde: jene höchste Blütezeit hat in mir eine solche Fülle von Keimen getrieben, daß ich jetzt nur immer in meinen Vorrat zurückzugreifen habe, um mir mit leichter Pflege die Blume zu erziehen." Die letzte in der langen Reihe der Frauen, zu denen er intime Beziehungen hatte, war Frau Cosima, welcher der Meister seine Autobiographie in die Hand diktierte. Ihr zuliebe, die ihm an seinem Lebensabend endlich ein sorgloses, an Kindersegen reiches Dasein einrichtete, glitt er über manche Episode seines Lebens leicht hinweg. Wir können uns aber darüber nicht täuschen, daß auf seine musikalische Phantasie diese letzte Frau keinen Einfluß mehr äußern konnte. Ihr Verdienst, und das ist wahrhaftig kein geringes, besteht durchaus darin, daß der Tondichter durch die Vereinigung mit ihr endlich aus allen erotischen Wirrnissen gelöst wurde, daß sie ihm Ruhe schaffte, um alles, was in ihm aus früherer Zeit keimte, zum Emporwachsen und Blühen zu bringen.

Adolf Weißmanns Chopin ist durchaus keine vielleicht mit einigen bisher unbekannten Daten oder Briefen bereicherte neue Biographie, wie wir sie ja längst in dem seinen Gegenstand recht ausführlich behandelnden Werke von Nieds besitzen.

Der Autor nennt sein Buch ein Bekenntnis, das mit ihm, dem Schriftsteller, aufs engste verknüpft, sich nur langsam von ihm losgelöst hat. Ich empfinde beim Lesen ganz intensiv, daß dieses Buch über Chopin sich doch nicht ganz von seinem Autor gelöst hat, daß noch ein festes Band zwischen Subjekt und Objekt geblieben ist. Die schwärmerische Begeisterung für Chopin und seine Tondichtungen spricht so stark überzeugend und mitfortreißend zu dem Leser, daß dieses Band sogar zu einem Freundschaftsband zwischen dem, der sich so innig zu Chopin bekennt und über ihn schreibt, und dem Leser wird. Der Autor steht als musikalischer Berichterstatter an verschiedenen Zeitungen mitten im öffentlichen Kunstleben, und etwas von der Nervosität, die Chopins Musik durchzittert, spürt man auch recht deutlich an seiner Ausdrucksweise. Das Buch liest sich schwer; hat man sich erst in die Eigenart hineingefunden, wird man es gern zu Ende lesen, sogar immer wieder

# Kultur der Gegenwart



und wieder zur Hand nehmen. Einen Glanzpunkt bildet der Abschnitt im Lebenslauf Chopins, der ihn uns in Paris der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zeigt, als Liszt und Berlioz, Meyerbeer, Heine, George Sand, Victor Hugo, Dumas der Ältere, Halévy, Auber und wer weiß wer noch dort in dem Brennpunkt aller literarischen und künstlerischen Kulturbestrebungen glänzten, Richard Wagner aber mit heißer Sehnsucht, sich daran zu beteiligen, in bitterer Not dort sein Dasein kümmerlich fristete, oft nicht wußte, womit er sich und seine mit ihm darbende Frau satt machen sollte. Gern geleiten wir den jugendlichen Chopin aus seiner polnischen Heimat an der Hand des Autors nach Berlin, Wien, München, Paris, wo sich ihm die Salons der Aristokratie öffnen, in denen über das Schicksal, den Erfolg des jungen Künstlers entschieden wird. Nervöse Scheu vor der Öffentlichkeit, vor der Berührung mit der Masse der Konzertbesucher lassen den Pianisten, der das Klavier so ganz anders behandelt als die großen Virtuosen, auch ganz anders komponiert als die andern Musiker, sich ganz zurückziehen; ein einziges ihm unsympathisches Gesicht im Publikum vermag den Spieler so zu stören, daß er es kaum über sich gewinnt, weiterzuspielen. Eine langjährige Liaison mit George Sand, der Bruch mit ihr zerrütten die Gesundheit des Künstlers mit einer von vornherein schwächlich angelegten Körperbeschaffenheit. Schließlich wagt er sich noch nach England, um Geld zu verdienen, und wird hier von einer Enthusiastin widerstandslos von Ort zu Ort geschleppt, bis er sich nach Paris zurückbringen läßt, wo er, erst vierzig Jahre alt, stirbt. Der wertvollste Teil des Weißmannschen Buches, auch wirklich neue Gesichtspunkte für die Erkenntnis der Eigenart bietend, erscheint mir der, wo die Psychologie des Musikers Chopin, wo dessen einzelne Werke, nach ihrer formellen Gestaltung geordnet, nach ihrem Inhalt, ihrem tonpoetischen Werte besprochen werden. Jeder Satz, jedes Wort zeugt hier von der Liebe, von dem geistigen Durchdringen des Stoffes. Allen, denen die Musik Chopins am Herzen liegt, muß dieses Buch aufs wärmste empfohlen sein. Wie das Buch von Julius Kapp ist auch dieser Chopin mit zahlreichen Bildern geschmückt.

Chopin

Nach einer Zeichnung von Franz Liszt (1875)

Wenn das Lebensschicksal Chopins den



# Kultur der Gegenwart



Leser schon traurig stimmt — wieviel mehr noch muß das der Fall sein bei dem Franz Schuberts, der, erst einunddreißig Jahre alt, bereits vom Tode dahingerafft wurde. Walter Dahms, dessen 450 Druckseiten und 230 Bilder umfassendes Werk über Franz Schubert jetzt vorliegt, hat dazu das reiche historische Quellenmaterial benutzt, das Professor Dr. Alois Fellner in Wien mit jahrelangem mühsamem Bienenfleiß zusammengetragen hat.

Da er selber nicht gesonnen war, seine Sammlung schriftstellerisch zu verwerten, überließ er sie gern einer jüngeren, frischen Kraft. Erfreuliches erfahren wir kaum aus dem Buch, aber viel, viel Niederdrückendes, tief Trauriges, denn das Leben des größten deutschen Liederkomponisten spielte sich in wahrhaft kläglicher Weise ab. Wenn ihn nicht im Sommer ein ungarischer Magnat als Klavierlehrer für seine Kinder mit auf sein heimatliches Schloß nahm, ein Freund ihn auf einige Wochen nach Graz einlud oder ein Sänger ihn auf eine Konzerttour als Begleiter mitnahm, blieb er in Wien.

Selten, daß der Sohn des armen Volksschullehrers einmal bei Kasse war, wenn ihm ein Verleger ein kärgliches Honorar für ein paar Lieder gezahlt hatte — und dann teilte er, was er hatte, getreulich mit den Freunden, die auch nichts besaßen, wie der Maler Moritz von Schwind. Wird doch von diesem erzählt, daß er kaum einen heilen Rock besessen hätte, als er sich verloben wollte.

Oft hatte Schubert nicht einmal ein festes eignes Quartier, dann kampierte er bei Freunden, die alles mit ihm teilten, auch die Garderobe, die Stiefel wurden gemeinsam benutzt und aufgetragen. Oft wurde das Mittagessen durch eine Tasse Kaffee im Gasthaus ersetzt. Mit erstaunlicher Leichtigkeit schuf der Musiker seine Lieder, aber auch Messen, Chorwerke jeder Art, Opern, Kammer- und Klaviermusik. Seine Mitwelt kannte ihn nur als Liederkomponisten, von seinen andern Werken nahm sie kaum Notiz, höchstens daß ein Organist einmal eine Messe in der Kirche oder ein Dirigent einen Männerchor aufführte. Von seinen Sinfonien, seinen Opern, seinen Kammermusikwerken, wie dem Streichquartett, dem Oktett hat der Schöpfer nie einen Ton gehört, denn die Dirigenten, denen sie eingereicht wurden, lehnten die Aufführung ab und ließen die Manuskripte achtlos liegen. Man verkannte den Wert dieser Musik. Schrieb doch selbst ein Joachim als reifer Künstler über das Streichquintett, das er später so herrlich spielte, als er es zuerst kennen lernte, daß das Ganze trotz mancher Schönheit im einzelnen, trotz der Eigenart des Klanges einen unerquicklichen Eindruck mache, denn es sei maßlos und ohne Gefühl für Schönheit in den Gegensätzen. Die Verleger hatten gar kein Fiduzit zu der Lebensfähigkeit dieser Musik; wenn sie wirklich etwas dem Autor abnahmen, so drückten sie auf das Honorar und stellten die demütigende Bedingung, er müsse ein Heft gangbarer Lieder draufgeben. Die ganze Poesie der Armut schwebte über dem Leben dieses so reich produzierenden Tondichters, dessen Neigung zur Fröhlichkeit scheinbar kaum dadurch beeinträchtigt wurde. Den vielen Entbehrungen, der Unregelmäßigkeit in der Lebensführung erlag doch der stämmige Körper früh, so unverwüstlich er schien. Der Ausgang der künstlerisch sich reich ausgebenden Kraftnatur ist geradezu trostlos. „Ich bin krank, habe schon elf Tage nichts gegessen und getrunken, behalte nichts bei mir, wandle matt und schwankend von Sessel zu Bett und zurück."

So schrieb der Ärmste am 12. November an einen seiner Freunde, am 19. starb er, auf dem Krankenbett noch mit der Korrektur seiner Winterreise beschäftigt. Das Leben Mozarts und noch mehr das Schuberts macht den sozialen Verhältnissen Wiens, der ganzen deutschen Verlegerschaft keine Ehre. Mit dem Vermächtnis Franz Schuberts ist die gesamte Kunstwelt noch nicht ins reine gekommen; viele der verlorenen, achtlos zerstreuten Manuskripte können noch wiedergefunden werden wie die sogenannte unvollendete in H-Moll, die erst in den sechziger Jahren des vorigen



# Kultur der Gegenwart



Jahrhunderts, dreißig Jahre nach dem Tode ihres Schöpfers, in Graz ans Licht gezogen und sofort Liebling der gesamten Musikwelt wurde.

E. E. Taubert



## Recht u. Gesellschaft

### Die Kindesannahme

Als über den Code Napoléon verhandelt wurde, hat sich der Erste Konsul ganz besonders für die Adoptionsfrage interessiert und sich mit außerordentlichem Scharfblick und großer Einsicht in die Lebensverhältnisse, zu gleicher Zeit aber mit der ihm eignen Phantastik über das Rechtsinstitut ausgesprochen. Er handelte dabei wohl nicht ganz ohne Hintergedanken, denn es mag ihm in seiner kinderlosen Ehe mit Josephine mehrfach der Gedanke gekommen sein, durch Adoption einen richtigen Nachfolger für sein Weltreich zu finden. Aber ganz abgesehen von diesen persönlichen Umständen waren es tiefe Gemütserregungen, die ihn zur eifrigen Empfehlung dieses Institutes führten; war er doch ein Korse, und der Familiensinn der Korsen ist groß, hat ihn ja sein Nepotismus das Leben lang verfolgt und mehr als alle andre zu seinem Untergang beigetragen. Er betrachtete die Adoption als ein heiliges Institut, das mit allen möglichen feierlichen Formen zu umgeben sei, denn es handle sich ja darum, einem Kinde eine andre Familie zu geben, und dieser Gedanke, einen Menschen in eine andre Familie überzupflanzen, mußte seine bewegliche Phantasie aufs lebhafteste erregen. Er blickte dabei mit intuitiver Genialität in die Tiefen der Rechtsgeschichte hinein, denn hier spielte die Adoption eine sehr große Rolle, und gerade die Adoption in dem Sinne, daß das Kind vollkommen den Boden verläßt, auf dem es aufgewachsen ist, und auf ein andres Gebiet, in eine andre Familie eingepflanzt wird, als wenn es ihr entstammt wäre! Natürlich hing diese Erscheinung mit den alten Familien- und Kulturvorstellungen zusammen, und vor allem hat auch hier die religiöse Empfindung gewaltet: denn der Gedanke, daß ein Kind in eine andre Familie eingehen könne, war nichts andres als der Gedanke der Wiedergeburt, der Gedanke, daß das Kind seine Seele verliert und eine andre Seele annimmt, eine Seele, die nunmehr mit der neuen Familie verbunden ist und gleichsam aus dem Seelengebiete der neuen Familie hervorgeht: dieser Gedanke war überwältigend. Daher pflegten viele Völker die Adoption in Verbindung zu setzen mit der Jünglingsweihe; denn es ist verbreitete Vorstellung, daß in den Jahren der Mannbarkeit der Jüngling eine neue Seele annimmt; dieses Institut wendete man nun so, daß, wer in eine neue Familie adoptiert werden soll, die Jünglingsweihe und damit seine neue Seele eben in dieser neuen Familie erhält.

Öfters finden wir auch die Adoption in Verbindung mit der Freilassung. Es war beispielsweise in Babylon ein häufiger Brauch, daß eine ältere Frau ihren Sklaven freiließ und ihn zu ihrem Pflegesohn machte, damit er sie, solange sie lebte, unterstütze und nach ihrem Tode in ihr Vermögen einrücke. Auch hier gewann der Sklave, als er frei wurde, eine neue Seele und wurde gleichsam von der adoptierenden Frau neu geboren.

Diese Gedanken kehren in den Bräuchen der Völker unzähligemal wieder; es ist nicht selten, daß der Adoptivsohn an die Brust der Adoptivmutter gelegt wird, als wolle er hier gleichsam eine neue Seele und eine neue Jugend erwerben. Bei germanischen Völkern war die Jünglingsweihe mit der Waffenanlegung verbunden, und der Adoptivvater war es, der den Jüngling gürtete. Die Adoption durch Waffenanlegung oder Waffenschenkung war auch sonst im Mittelalter häufig, wir finden sie namentlich im Orient, und es wurden unter Justinian längere Unterhandlungen zwischen dem byzantinischen Hof und Persien gepflogen, weil ein persischer Prinz auf solche Weise von Byzanz adoptiert werden sollte.

Eine ganz besondere Bedeutung gewann die Adoption durch den Totenkult, denn der Sohn war es, der seinen



# Kultur der Gegenwart



Vater nicht nur bestattete, sondern ihm auch den Unterhalt im Jenseits zu gewähren, das heißt die Totenspende darzubringen hatte. Der Gedanke, daß der Tote Entbehrung leide, wenn nicht regelmäßig die Opfer vollzogen wurden, ist in weiten Kreisen der Völker mächtig, namentlich bei den Indogermanen und bei den Ostasiaten. Auch hier war die Adoption natürlich von der allergrößten Bedeutung; wer keinen Sohn hatte, wäre sonst dem Fluch des Jenseits verfallen.

So kam es, daß man im Orient sogar eine Adoption nach dem Tode vornahm, wenn der Vater es unterlassen hatte, und in Japan drückte man dem Sterbenden die Adoptivurkunde in die erstarrende Hand. Auch die Babylonier und die Griechen haben darum auf die Adoption große Stücke gehalten; bei Hammurapi ist viel von Adoption die Rede, und die ältesten griechischen Quellen behandeln sie, so zum Beispiel das Gesetz von Gortyn.

Dieses Institut hat einen großen ethischen Wert; es erzeugt Sohnesverhältnisse, wo die Natur sie versagt hat, und die kindliche Pietät entfaltet sich hier ebenso wie auf der andern Seite die väterliche Liebe und Fürsorge. Eine Schattenseite ist es, daß das Kind der leiblichen Familie entrückt wird; allein es bestand von jeher der Brauch, daß kein Sohn in Adoption gegeben wird, wenn nicht andre Kinder in der leiblichen Familie zurückbleiben, und außerdem suchte man den Adoptivsohn gewöhnlich unter den näheren Familienmitgliedern aus, so daß er zwar die Kindschaft in seiner Familie verlor, ihr aber doch verwandtschaftlich nahe blieb.

Darum wird der eintretende Mangel weniger gefühlt, und er tritt zurück gegenüber dem ungeheuren Vorteil, den die Einrichtung im Leben gewinnt, indem sie eine Lücke ausfüllt, welche die Natur gelassen, und eine Sehnsucht befriedigt, deren Erfüllung die Natur versagt hat.

Das Institut in diesem Sinne existiert heutzutage nicht mehr, die Adoption ist eine unvollkommene geworden: das Adoptivkind tritt nicht aus seiner leiblichen Familie heraus, die leiblichen Verwandtschaftsverhältnisse bleiben fortbestehen, und das Erbrecht in dieser Familie wird nicht angetastet. Aber auch der Eintritt in die Adoptivfamilie ist ein unvollständiger; er wäre hier nur möglich gewesen, wenn das Kind zwei Familien zugleich vertreten hätte; allein eine Rechtsfigur in dem Sinne, daß das Kind gleichsam zwei Persönlichkeiten in sich vereinigte und mit der einen Persönlichkeit in der leiblichen, mit der andern in der Adoptivfamilie verweilte, welche Rechtsfigur mitunter geschichtlich vorkommt, hat heutzutage keinen Boden mehr. Das Kind soll in der Adoptivfamilie nur gewisse Rechte haben, ja man hat ihm selbst die Verwandtschaft im nächsten Familienkreise versagt. Die Adoption soll ein höchst persönliches Verhältnis zwischen dem Kind und dem Adoptivvater bewirken; weder mit der Frau des Adoptivvaters noch mit seinen leiblichen Kindern soll er in eine verwandtschaftliche oder schwägerliche Beziehung treten. Dem ersteren Mangel wird allerdings damit abgeholfen, daß gewöhnlich zwei Ehegatten zusammen adoptieren, so daß das Kind wenigstens einen Vater und eine Mutter in der Adoptivfamilie hat; die Großeltern und die Seitenverwandten gehen es aber nichts mehr an. Den Verwandten ist es schon lästig, daß das Adoptivkind ihnen die Erbschaft seines Pflegevaters entzieht, wie wollten sie dann auch noch das Kind in ihren eignen Erbkreis aufnehmen!

Aber auch das Verhältnis des Adoptivvaters wird nur einseitig aufgefaßt: das Kind erwirbt ein Erbrecht gegen den Adoptivvater, aber nicht umgekehrt, und auch jenes Erbrecht kann durch den Adoptionsvertrag verkümmert werden. Außerdem erwirbt natürlich der Adoptivvater die väterliche Gewalt und damit auch die Verwaltung und Nutzung des Kindsvermögens, aber auch in letzterer Beziehung ist eine Ausnahme möglich.

Daher ist das Institut eine Halbheit. Das Kind ist nur den Adoptiveltern gegenüber Kind, den andern gegenüber ein Fremdling. Vom ganzen Institut bleiben eigentlich nur zwei Momente



# Kultur der Gegenwart

übrig, eine Art von Pflegeverhältnis auf der einen und ein festes Erbrecht auf der andern Seite. Das Kind soll die Familienpflege und Familienerziehung erhalten, es soll aber auch nach dem Tode des Adoptivvaters nicht herausgestoßen werden können, sondern die Erbfolge soll ihm eine Versorgung für die Zukunft gewähren. Die großen Züge des früheren Rechtes, daß das Kind die Embleme der neuen Familie an sich nimmt und in ihr waltet wie ein leibliches, sind verloren gegangen, nur noch das eine besteht, daß das Kind den Namen des Adoptivvaters erhält, ohne jedoch den Namen der leiblichen Familie zu verlieren, den es dem Adoptivnamen beifügen kann. Jedoch ist es gestattet, im Adoptionsvertrag zu bedingen, daß der bisherige Name wegfällt: das ist oft eine Notwendigkeit. Man denke an den Fall, daß das Kind eines in seinem Leben moralisch gescheiterten Mannes zur Kindesannahme gelangt. Hier ist es natürlich ein starkes Interesse der Adoptivfamilie, daß die alten geschichtlichen Beziehungen auch nicht mehr im Namen hervortreten.

Auch sonst ist das Institut etwas dürftig behandelt; man darf nur adoptieren, wenn man keine ehelichen Kinder hat; im übrigen tritt das Kindschaftsverhältnis nur noch in der Vorstellung zutage, daß der Adoptivvater regelmäßig mindestens achtzehn Jahre älter sein muß, denn die Adoption soll keine bloße Farce werden, so daß etwa jemand Adoptivvater sein könnte, der nur fünf Jahre älter wäre als der Adoptivsohn oder die Adoptivtochter; doch auch hier gestattet man Ausnahmen. Das Bürgerliche Gesetzbuch verlangt vom Adoptivvater das fünfzigste Lebensjahr, die Schweiz läßt die Adoption schon beim vierzigsten Lebensjahr zu. Am meisten stößt die Bestimmung ab, daß die Ehe zwischen dem Adoptivvater und der Adoptivtochter nicht völlig ausgeschlossen ist; sie ist nämlich dann möglich, wenn die Adoption durch beiderseitigen Vertrag gelöst wird, und auch wenn eine solche Lösung nicht stattfindet, soll die Ehe schließlich die Lösung von selbst herbeiführen. Es ist aber eine vollständige Verneinung alles Vater- und Kindesverhältnisses, wenn man den Gedanken einer solchen Ehe überhaupt ins Auge fassen kann.

Auch die Formen der Adoption sind vollkommen verblaßt: ein Adoptionsvertrag durch den Notar und eine amtsgerichtliche Genehmigung ist alles, was erforderlich wird, und nichts erinnert mehr an die in die Tiefe des Familienlebens eingreifenden Formen früherer Tage. Sache des Rechtsbrauches wäre es, solche neue Normen zu schaffen, die in die Übungen des Lebens eine gewisse Feierlichkeit hineintrügen, doch ist einstweilen kaum daran zu denken; die Geister der Bureaukratie walten noch zu mächtig, und erst allmählich wird unser Volk wieder zu lebensfrischen und jugendfrohen Rechtsgebräuchen zurückkehren. Einstweilen trauern wir hier um die „Götter Griechenlands".

Josef Kohler

## Erziehung u. Schule

### Kinderlesehallen

Die Einrichtung der Volksbibliotheken und Volkslesehallen ist in Deutschland heute schon fast populär geworden, wenn sich der Kreis derer, die da heimisch sind, auch nur langsam erweitern will; das Wort „Volk" in dieser Verbindung mag manche, die doch auch dazu gehören, abschrecken, zumal sich die Reklame für die Volkslesehallen und -bibliotheken vielfach auf das Aushängeschild des Namens beschränkt. Neuerdings aber ist am Baum dieser sozialen Institution gleichsam ein neuer Keim aufgesproßt; man hat eingesehen, daß die „literarische Fürsorge" auch an dieser Stelle der Jugend besonders gedenken muß, und man hat zwei Wege gefunden, den Volksbibliotheksgedanken der Jugend dienstbar zu machen: man hat die Bestände der Volksbibliotheken auf ihre Brauchbarkeit für die Jugend hin geprüft oder gar spezielle Volksbibliotheken für Kinder gegründet (wie in Bremen im Anschluß an die gewerkschaftliche Arbeiterbibliothek). Eine solche Prüfung der Volksbibliotheken ist das



# Kultur der Gegenwart



nächstliegende Mittel, und dazu eines, wozu man nichts braucht als Zeit und — einen Sachverständigen, ein Mittel, das jeder Bibliothekar und jede Bibliotheksverwaltung als ihre Pflicht, sozusagen als ein Gebot der Reinlichkeit betrachten müßten. Wie sehr aber auf diesem Gebiete von den berufenen Stellen durch Nachlässigkeit gesündigt wird, beweist der Bericht eines Meißener Bibliothekars, der das Thema „Jugendliteratur in den Volksbibliotheken" zu seinem Spezialstudium gemacht hat: er hat 231 Kataloge von Volksbibliotheken mit besonderen Jugendliteraturabteilungen durchgearbeitet und kommt zu dem Ergebnis, daß 14 Bibliotheken (= 6 Prozent) nur gute Literatur führen, 36 (= 16 Prozent) haben Gutes und Schlechtes in gleichem Verhältnis gemischt und bei 181 (= 78 Prozent) fand sich überwiegend Minderwertiges.

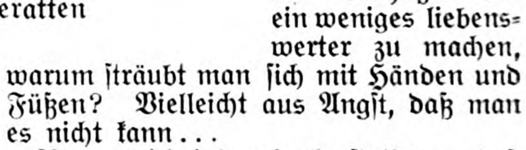


Die Leseratten

Das andre Mittel ist die Kinderlesehalle, eine Einrichtung, die, wie die Idee der Volksbibliothek selbst, aus Amerika zu uns gekommen ist und die dort auch ihre höchste Entwicklung erreicht hat. In Deutschland ist Hamburg, das Amerika gleichsam am nächsten liegt, wie in so vielem vorangegangen, und bald folgte Berlin nach, wo sich der „Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild" und sein verdienter Generalsekretär, Pastor Bohn, besonders für die Verbreitung und praktische Durchführung der Idee eingesetzt haben. Durch seine Initiative und aus seinen Mitteln entstand 1909 im Norden Berlins die erste Kinderlesehalle, der bis heute drei weitere gefolgt sind, alle in den nördlichen Stadtteilen, wo die kinderreichen und ärmlichen Familien zu Hause sind. Im ganzen haben kaum erst einige dreißig deutsche Städte Kinderlesehallen eingerichtet.

Aber schlimmer als diese beschämend kleine Zahl ist die Tatsache, daß man sich in Deutschland noch nicht einmal über den Sinn dieser Einrichtung klar geworden ist.

In Amerika bedeutet die Kinderlesehalle nichts andres als eine Vorstufe, als die Schule zur selbständigen Benutzung der Volkslesehallen; die Bücher sind in nicht zu hohen Regalen aufgestellt, und die Kinder werden angehalten, für Fragen, die sie an Erwachsene zu stellen pflegen, in Nachschlagewerken selbst Antwort zu holen. In Deutschland, dem Land der Schulmeisterei, fürchtet man — die Schule: die Kinderlesehallen dürfen in nichts an die gehaßte Schule erinnern — aber zum Teufel, wenn hier wieder einmal ein Mittel zu sein scheint, das geeignet wäre, die Verhaßte um ein weniges liebenswerter zu machen, warum sträubt man sich mit Händen und Füßen? Vielleicht aus Angst, daß man es nicht kann ...



Aber gleichviel: wir konstatieren, daß die Kinderlesehallen mit der Zeit ihrer natürlichen Berufung ganz von selbst entgegenreifen werden, eben weil es eine natürliche Berufung ist, und daß die Kinderlesehalle in jeder Form einen Segen bedeutet, auch in der, die sich heute bei uns zumeist findet, der Form der „zweiten Heimat" für arme Kinder, die kein Zuhause haben. Diese Tatsache hat manchen begeisterten Freund der Kinderlesehallenbewegung abspenstig gemacht;







Bücherausgabestelle in der Schönhauser Allee

sie sagen: wenn schon eure Kinderlesehallen nicht andres sein wollen als die Kinderhorte, dann macht diese Sache nicht halb, sondern errichtet immer mehr und immer vollkommenere Horte, und natürlich, vergeßt dabei neben den Spielstuben und -plätzen, neben den Arbeits- und Kinderzimmern auch das Lesezimmer nicht . . .

Aber selbst wenn man dem im Prinzip beipflichten müßte, in der Tat ist es ein Irrtum, auch wenn man in der Kinderlesehalle nichts sehen will als eine andre Form der Kinderbewahranstalt. Denn zum mindesten ist die Form der Lesehalle weit weniger kostspielig, und „Kinderhorte" dieser Art wären also — als ein vorläufiger Zustand, als ein Kompromiß



Die kleinste Kinderlesehalle in Berlin



# Kultur der Gegenwart



solchen anspruchsvollen Forderungen gegenüber — in angemessener Zahl etwa möglich.

Die Ausgaben für die Kinderlesehallen, die nur während der Wintermonate und auch da nur viermal wöchentlich zwei bis drei Stunden des Abends geöffnet sind, weil sie mit den Vergnügungen, die die wärmere Jahreszeit im Freien bietet, nicht konkurrieren können, belaufen sich in Berlin im ersten Jahr auf 800 bis 1000 Mark; dabei ist die erstmalige Bücheranschaffung mit 300 Mark in Anschlag gebracht und die Miete inklusive Heizung und Beleuchtung mit 300 Mark. Während die erste Summe eine einmalige Ausgabe bedeutet, für die sich unschwer wohltätige Stifter finden dürften, sind bei der zweiten die hohen Berliner Mietpreise zu bedenken; wo man aber in der Schule nicht den großen Feind fürchtet, wird auch wohl gern ein Schulraum zur Verfügung gestellt werden. In dieser Weise hat zum Beispiel Charlottenburg für schulfreie Nachmittage einige Kinderlesehallen eingerichtet.

Es bleiben also als ständige laufende Ausgaben: die Neuanschaffungen für die Bibliothek, Ausgaben für Heizung und Beleuchtung und für die Entlohnung einer festangestellten Aufsichtsdame (wofür in Berlin monatlich 25 Mark ausgegeben werden).

Dafür sitzen nun viermal wöchentlich je 100 bis 150 kleine Mädchen und Jungen über guten Büchern, mit strahlenden Gesichtern — und mit sauberen Händen; denn die werden revidiert wie die Bücher, und wer die „vier Gebote" der Kinderlesehalle nicht achtet, wird unerbittlich (aber liebevoll sind hier selbst die Unerbittlichkeiten!) zurecht- oder gar zurückgewiesen. Die vier Gebote hat mir ein Berliner Junge lachend erzählt: reine Schuhe, reine Hände, reines Herz, helle Augen!

Und auf die Frage: wem gehört denn die Lesehalle, antwortete die kleine Gesellschaft unisono: die gehört uns!

Es liegt ein schönes Stück praktischer Erziehung in dieser — Wohlfahrtseinrichtung!

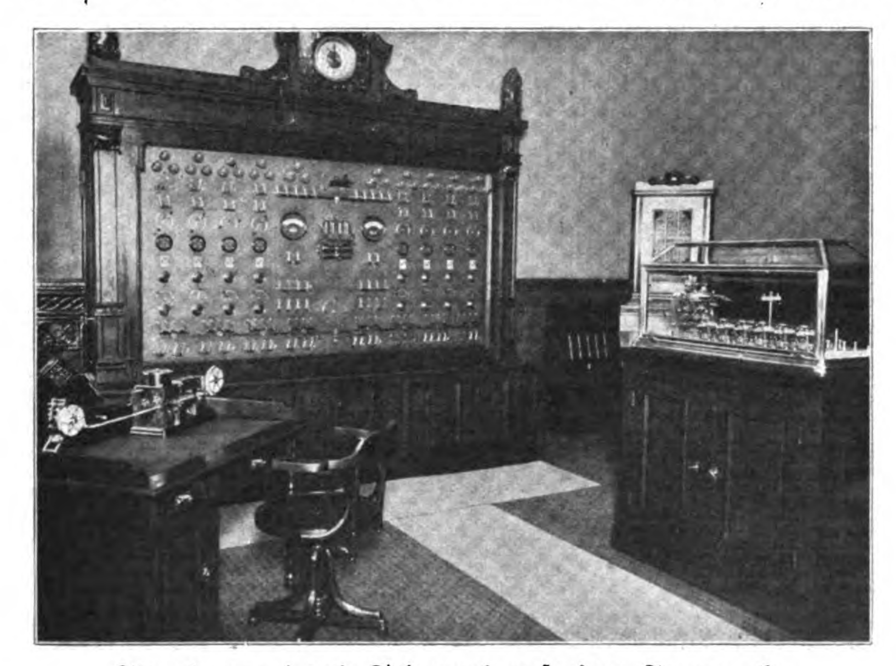
Dr. Ernst Guggenheim




Die Einrichtungen unsrer Feuerwehr haben in den letzten Jahren vielfach wertvolle Ergänzungen, teilweise auch grundlegende Änderungen erfahren. Zwei Zweige der allgemeinen Technik haben daran den Hauptanteil, nämlich die Entwicklung der Schwachstromtechnik, speziell der Telegraphie und der Telephonie, anderseits der Automobilismus. Für die Bekämpfung eines Brandes sind zwei Momente von ausschlaggebender Bedeutung. 1. Die rasche und zuverlässige Meldung und 2. die rasche Hülfe. Die Meldung geschieht heute in allen größeren Gemeinden ausschließlich mit Hilfe der Telephonie und der Telegraphie. Dabei ist man mehr und mehr dazu übergegangen, die Meldestellen, die früher vorzugsweise innerhalb der Häuser, zum Beispiel in Restaurationen, Apotheken und dergleichen, eingerichtet waren, auf die Straße zu verlegen, so daß die Melder ohne viel Zeitverlust bei Tag und Nacht in Tätigkeit gesetzt werden können. Anfangs hat man gegen diese öffentlichen Meldestellen viele Bedenken geltend gemacht, insbesondere befürchtete man häufigen falschen Alarm durch Unfugstifter. Die Erfahrung hat jedoch gezeigt, daß ein Mißbrauch der öffentlichen Meldeeinrichtungen zu den größten Seltenheiten gehört, und in den wenigen Fällen, wo sie vorgekommen sind, haben ganz exemplarische Strafen abschreckend gewirkt. Selbstverständlich hat die Technik auch dafür Sorge getragen, daß das Intätigkeitsetzen eines Melders sofort bemerkbar wird. Bei verschiedenen neueren Systemen beginnt nämlich unmittelbar nach Ingangsetzen des Melders eine Rasselglocke zu läuten, die sämtliche in der Nähe befindlichen Straßenpassanten darauf aufmerksam macht, daß eine Feuermeldung erfolgt ist.

Für die Telegraphentechnik lag die Aufgabe vor, den Meldedienst unbedingt zuverlässig zu gestalten. Es ist selbstverständlich nicht ausgeschlossen, daß gelegentlich eine Drahtleitung, die den Melder mit der Zentrale verbindet, defekt

wird. Es müssen Vorkehrungen getroffen werden, daß solche Störungen sofort bemerkt werden, und das geschieht dadurch, daß man für Feuermelderanlagen den sogenannten Ruhestrom verwendet, das heißt durch die Leitungen kreist ständig ein schwacher Strom. Die Meldung erfolgt dadurch, daß man den Strom unterbricht, also gerade das entgegengesetzte Verfahren, das bei unsern gewöhnlichen elektrischen Anlagen in Gebrauch ist. Bricht also irgendwo ein Draht, gibt es zum Beispiel ein System, bei dem die Meldezeichen in Form von Punkten auf einem gewöhnlichen Morseschreiber anlangen. Wird zum Beispiel der Melder Nr. 25 gezogen, so kommen erst zwei kurze Punkte an, dann eine kleine Pause, dann fünf Punkte, hierauf eine längere Pause, dann wieder zwei Punkte, kurze Pause, fünf Punkte. Der Telegraphist erkennt also sofort, daß 2—5, das heißt der Melder 25 gezogen worden ist. Da die Aufnahme schriftlich geschieht, ist ein



Signalapparat und Telegraph auf einer Feuerwache

so erfolgt auf der Feuerwache eine Meldung.

In neuester Zeit ist man nun auch dazu übergegangen, Vorkehrungen zu treffen, damit die Wache sofort einen Drahtbruch von einer Meldung unterscheiden kann. Infolgedessen sind in den einzelnen Meldern Kontakträdchen eingebaut, die den Strom in ganz bestimmter Weise unterbrechen. Ein Drahtbruch hat natürlich eine andauernde Stromunterbrechung zur Folge. Dieses System gestattet, gleichzeitig zu erfahren, welcher von einer größeren Anzahl von Meldern in Tätigkeit gesetzt wurde, denn in jedem Melder ist ein andres Rädchen eingebaut. So Irrtum ausgeschlossen. Bei ganz modernen Anlagen besitzt dann der Telegraphist, der im Apparatezimmer der Feuerwache sitzt, ein Knopftableau. Drückt er auf den Knopf 25, so erscheint in der Fahrzeughalle in großen, weithin leuchtenden Ziffern nach ähnlichen Methoden, wie sie bei der Reklamebeleuchtung angewandt werden, eine 25. Gleichzeitig ertönt die Alarmglocke. Jeder Mann des abrückenden Zuges sieht also sofort, welcher Melder gezogen worden ist. Da nun bei der Numerierung der Melder nach einem ganz bestimmten System vorgegangen wird, zum Beispiel die Zehner in einer ganz bestimmten Fahrtrichtung

liegen, alle Zwanziger wieder in einer andern und so fort, so ist es ungemein einfach, rasch an die gewünschte Stelle zu kommen.

Besondere Vorkehrungen hat dann die Schwachstromtechnik noch dafür getroffen, daß beim gleichzeitigen Betätigen zweier Melder beide Meldungen zu gleicher Zeit klar und unverstümmelt auf der Wache eintreffen. Das wird durch die Anwendung einer Schleifenleitung erreicht und durch die Aufstellung von zwei Morseapparaten mit zwei Batterien in der Zentrale. Die von der Zentrale ausgehende Leitung durchläuft zunächst eine bestimmte Anzahl Melder hintereinander und kehrt dann nach der Wache wieder zurück. Dadurch wird gleichzeitig eine große Sicherheit erreicht, indem das Defektwerden einer Leitung ohne Einfluß auf die Meldemöglichkeit bleibt, weil alle Melder, die vor der Bruchstelle liegen, noch durch die Hinleitung mit der Wache verbunden sind, und alle Melder, die dahinter liegen, durch die Rückleitung.

Die Doppelmeldung ist dadurch gewährleistet, daß bei der Betätigung des Melders automatisch der Meldeapparat auf der einen Seite „an Erde" gelegt wird. Hierunter versteht der Fachmann die Herstellung einer Drahtverbindung vom Apparat mit dem feuchten Erdreich, das bekanntlich für elektrische Ströme sehr gut leitend ist. Da nun in der Wache jeder der beiden Morseapparate ebenfalls mit der einen Seite an Erde liegt, so wird bei Betätigung des Melders die Drahtschleife gewissermaßen aufgelöst in zwei selbständige Einfachleitungen mit Erdrückleitung, und von diesen beiden Leitungen nimmt der gerade in Tätigkeit gesetzte Apparat die eine in Anspruch, während die andre übrigbleibt für die Betätigung eines andern Melders. Das Idealste wäre ja natürlich, daß man jeden Melder mit einer besonderen Hin- und Rückleitung an die Feuerwache anschließt, aber das kann wegen den außerordentlich hohen Kosten praktisch nicht in Frage kommen, und das jetzt ausgearbeitete System bietet auch in jeder Beziehung vollwertigen Ersatz.

Ergänzend sei angeführt, daß heute neben diesen Meldern, die eine menschliche Betätigung voraussetzen, in besonders feuergefährlichen Gebäuden, Warenhäusern, Theatern und dergleichen, besondere automatische Meldesysteme eingerichtet werden. Die Auslösung der Meldung wird hierbei in der Regel durch einen sogenannten Temperaturkontakt bewirkt, das heißt, wenn durch ein ausbrechendes Feuer in dem Raum, wo sich der kleine Apparat befindet, die Temperatur eine gewisse Grenze übersteigt, so tritt er in Tätigkeit und alarmiert automatisch die Wache. Da die Apparate sehr klein und billig sind, können sie in großer Anzahl an der Decke der in Frage kommenden Räumlichkeiten verteilt werden.

Ist auf diese Weise für die rasche Vermittlung der Feuermeldung außerordentlich viel geschehen, so kann das gleiche für die Schnelligkeit der Hilfeleistung behauptet werden. Die Einführung des Automobilbetriebes, die in manchen Städten schon durchgeführt, in andern im Werden ist, hat das vollbracht. Ursprünglich hatte man es ja mit Dampfautomobilen versucht, und der Gedanke lag nahe, weil die mit Dampf betriebene Feuerspritze schon seit langer Zeit zu den Requisiten jeder größeren Feuerwehr gehörte. Heute werden jedoch fast ausschließlich Benzinautomobile oder Elektromobile verwendet, die bei dem heutigen Stande der Technik beide als gleichmäßig betriebssicher bezeichnet werden müssen. Diese Automobilisierung bringt nebenbei den Vorteil, daß der sogenannte Deckungskreis der Feuerwache verdoppelt werden konnte. Während noch im Jahre 1877 bei Pferdebetrieb der Berliner Branddirektor Witte einer Wache einen Kreis von nicht mehr wie 2000 Meter im Durchmesser zugeteilt wissen wollte, kann man heute unbedenklich auf 4000 Meter übergehen. Das Verdienst der Einführung des Automobilbetriebes gebührt dem früheren hannoverschen, jetzt Berliner Branddirektor Reichel.

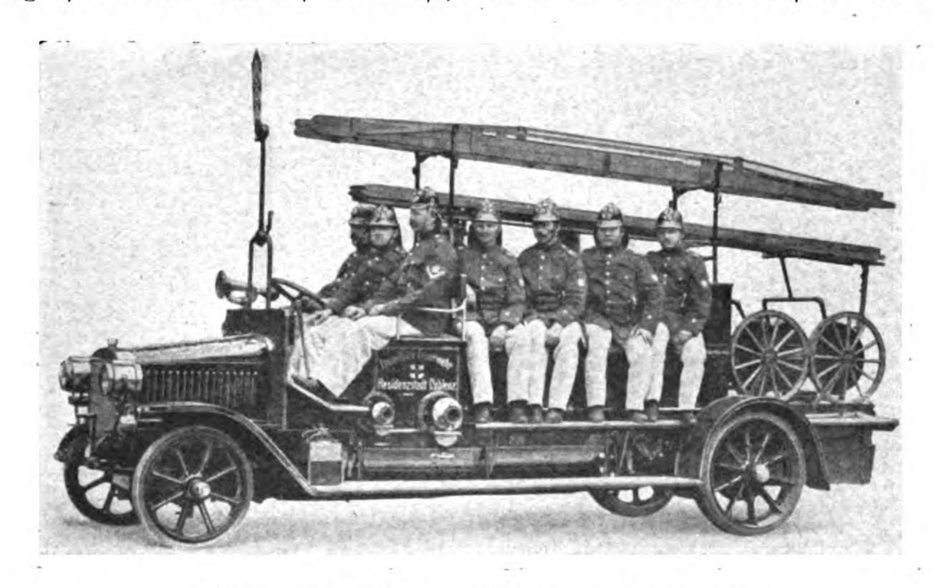
Mit der Einführung des Automobiles ergaben sich aber noch weitere Vorteile. Zunächst hat man mit großem Erfolg versucht, die Dampfspritzen durch Motorspritzen zu ersetzen, die mit Zentrifugal- oder Rundlaufpumpen arbeiten, die der auch der Fortbewegung dienende Motor



# Kultur der Gegenwart



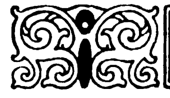
treibt. Das bedeutet einen weiteren Fortschritt, denn das Anheizen einer Dampfspritze erfordert mindestens zehn Minuten, so daß in der Regel nach dem Eintreffen der Feuerwehr immer noch einige Zeit gewartet werden muß, bis dieses an sich sehr wirksame Spritzgerät in Betrieb gesetzt werden kann. Selbstverständlich kann die motorische Kraft auch dazu benutzt werden, besonders große mechanische Leitern aufzurichten, und sie kann ferner dazu dienen, eine Dynamomaschine zu betätigen, die den Strom für elektrische Scheinwerfer liefert, mit denen die Brandstätten statt wie bisher mit Fackeln beleuchtet werden können.



Adlermotorspritze der Coblenzer Feuerwehr

Alle diese Fortschritte sind natürlich in erster Linie der durch die heutigen Fabrikationsmethoden sichergestellten außerordentlich hohen Betriebssicherheit des Automobilmotors zu verdanken. Noch vor zehn Jahren — ja, man kann sagen noch vor fünf Jahren — war ja das Versagen eines Automobilmotors keineswegs eine Seltenheit, und viele Zeitgenossen, die weniger Gelegenheit haben, die Fortschritte mit eignen Augen zu verfolgen, glauben heute noch, daß ein Benzinmotor seine „Mucken" habe und ab und zu, wenn es ihm so paßt, stehenbleibt. Davon kann aber gar keine Rede mehr sein. Wenn an Luftschiffmotoren ab und zu noch Versager vorkommen, so ist das in deren abnorm leichter Konstruktion begründet, die für diese Maschinen aus bekannten Gründen gewählt werden muß.

Die Automobilisierung der Feuerwehr eröffnet nun aber auch, wie ich früher schon einmal ausführte, neue Perspektiven für einen besseren Feuerschutz auf dem Lande. Schon im Jahre 1904 hat der genannte Branddirektor Reichel den Vorschlag gemacht, in allen Provinzen in etwa 50 Kilometer Abstand Automobilspritzenzüge aufzustellen. Die in der Zwischenzeit gemachten Erfahrungen und Verbesserungen der Fahrzeuge lassen es in hohem Maße wünschenswert erscheinen, daß dieser Plan sobald wie möglich durchgeführt wird. Hand in Hand damit müßte allerdings eine bessere Ausbildung des ländlichen Nachrichtensystems gehen, und da liefert wiederum die Automatisierung des Telephonbetriebes das gegebene Mittel. Während heute bekanntlich die ländlichen Telephone immer nur eine beschränkte Anzahl von Stunden zur Verfügung stehen, kann man nach Einrichtung des Automatensystems, ohne daß Vermittlungsbeamte notwendig wären, die in der Unterhaltung ja kostspielig sind, zu jeder Tages- und Nachtzeit den Fern-



# Kultur der Gegenwart



sprecher benutzen. Nachdem die Technik jetzt jahrelang an der Vervollkommnung der Meldemittel wie auch der Fahrzeuge gearbeitet hat, wird es Sache der Verwaltung sein, die gegebenen Hilfsmittel in großzügiger, planvoller Weise in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen.

Siegfried Hartmann

## Gesundheitspflege

Wir haben an dieser Stelle schon einmal die Tatsache gestreift, daß ein den Körper und unsre Sinnesorgane treffender Reiz etwas wie eine Sehnsucht nach Reizwiederholung und, da die Wiederholung eine Gewöhnung schafft, nach Reizerhöhung erzeugt. Es ist das Grundgesetz des Genießens, ja für temperamentvolle Gemüter seine Tragik, daß dieser erwachte Hunger nach dem anfangs passiven und leicht beherrschten Genußmittel aus dem Sklaven einen Tyrannen macht. Der Naive wird zum Kenner, der Liebhaber zum Hörigen. Der freie Wille zum Genuß wandelt sich zum Zwang, das Verlangen zur Zwangsvorstellung. Um Genüsse unschädlich bleiben zu lassen, bedarf es von dem einen Male zum nächsten eines Zwischenraumes, welcher den aufgepeitschten Wellen der Erregung Zeit zu ihrer völligen ebbenden Beruhigung, zum Abklingen, zur Gleichgewichtseinstellung läßt. Genüsse sind eine Musik, kann man sagen, bei der die Hauptsache die Pausen sind. Und zwar müssen diese Pausen lang genug sein, um die völlige Auflösung der Reizwellen in den physiologischen Gleichtakt zu ermöglichen. Das zu wissen ist für unsre beinahe kulturell gewordenen, erlaubten, weil allgemein gefälligen beiden Matadoren der Genußgifte, Alkohol und Nikotin, von großer Wichtigkeit, es findet aber auch reichlich praktische Betätigungsfelder bei schwereren, pathologischen Genußformen, wie Morphium, Kokain, Äther, und dem Heere der mißbrauchten Schlaf- und Beruhigungsmittel. Das Gefährlichste ist hier die Regelmäßigkeit des Genießens und eben der Fortfall von möglichst langen Pausen der Abstinenz. Wir wollen der eminent wichtigen Bedeutung dieser Fragen wegen einmal etwas näher auf den Alkohol- und Nikotingenuß eingehen und dann später auch einige Streiflichter auf die Süchte andrer Art werfen. Zunächst sei bemerkt, daß nach meiner Meinung ein allgemeines Verbot von Alkohol- und Nikotingenuß eine an Fanatismus grenzende Verkennung der Sachlage bedeuten würde. Denn es ist nicht wahr, daß für jeden Menschen, der mäßig raucht oder trinkt, in diesen Genüssen eine Dämonie schlummert. Denn durchaus nicht ist jeder Mensch in Gefahr, ein Säufer oder Kettenraucher zu werden, ebensowenig, wie jeder Mensch ohne Ausnahme Anlage zum Morphinismus oder zum Ätherrausch hat. Was diese Dinge unter Umständen so eminent lebens- und glücksgefährlich macht, ist eine freilich nicht allzuseltene naturgegebene, manchmal wohl auch erworbene Disposition für eine Sklavenschaft diesen Reizmitteln gegenüber. Ebensowenig, wie ein geschmackvoller Zecher edle Weine allein wegen des Alkoholgehaltes preist, ebensowenig giert ein graziöser Raucher nach dem Nikotin allein, das eine Cabañas enthält. Es ist ein undefinierbares Etwas, was edle Genüsse dieser Art begleitet; die Ruhe, die traumhafte Stille der Ausspannung und Erholung, das Schweben zwischen Dämmern und Wachsein, die Aufsuggerierung einer phantasievollen Innerlichkeit durch Duft- und Nebelwellen, der Zauber eines edlen Glases, gepaart mit dem Bewußtsein eines geheimen Kräftewaltens im altgelagerten Saft der ästhetisch wundervollen Traube, Assoziationen an alte Griechen- und Römerkulturen, an Ritter- und Sängersitten einerseits und die Romantik des Wolkenspieles und der steigenden Nebel über Hütte und Höhen anderseits — solche seelischen Ober- und Untertöne sind es, die eine unbestreitbare Poesie des einsamen Trinkers und Paffers ausmachen. Und in der Geselligkeit, in dem gemeinsamen Austausch solcher Stimmungen, in dem gleichzeitigen Ausruhen von dem Kampf des Tages, dem Auswechseln von Erlebnis und Erfahrung, wobei Geist, Witz, Behaglichkeit und Weltanschauung von höherer, friedlicher Warte eine vom

Lärm der Streitigkeiten geschützte Freistätte gewinnen, liegt eine durchaus geisthygienische Lockung, eine sinnvolle und vielleicht sogar weise, lebenfördernde Kultur.

Wer hätte den Mut, diese Poesie und diese Gunst schöner Stunden aus dem Leben eines Volkes zu streichen? Doch nur diejenigen, welche das ausnahmsweise Versinken weniger Schwächlinge, unglücklich organisierter Naturen bedeutsamer einschätzen als die frohen Augenblicke unzähliger widerstandsfähiger, des Adels der Freude würdiger Persönlichkeiten. Keineswegs soll den Vorkämpfern für absolute Abstinenz in bezug auf Alkohol, welche diese Angelegenheit zu einer Kulturfrage ersten Ranges erhoben haben, bestritten werden, daß ihre Bestrebungen unendlichen Segen verheißen erstens, wo es sich um die breite Volksmasse handelt, deren Lebensführung leider keine edlere Form des Genusses als Branntwein gestattet, zweitens, wo es sich um sogenannte naturgegebene oder erworbene Intoleranz einzelner handelt. Ich habe nicht das geringste gegen ein Gesetz, welches den Schnaps in jeder Form als Genußmittel des breiten Volkes verbieten und dafür Bier und Wein unendlich viel billiger liefern würde, und ich glaube, daß das Verbot des Alkoholgenusses bei erfahrungsgemäßen Rauschtrinkern mit gar nicht streng genug zu formulierenden Mitteln rigoros durchgesetzt werden müßte. Wer ist nun intolerant in dem Sinn, daß Ärzte, Behörden, Familien und Genossenschaften gemeinsam die Hebel ansetzen müßten, um ihn von jeder Form des Alkoholgenusses ein für allemal fernzuhalten? Intoleranz heißt in diesem Sinn Überempfänglichkeit und seelisch unhemmbare Maßlosigkeit, die teils chronisch, teils anfallsweise wie eine echte Geisteskrankheit aufzufassen ist. Intolerant ist jeder, in dem eine Zwangsvorstellung am Werke ist, als könne er seine Dosis nicht entbehren, eine Art Autosuggestion durch den Alkohol, die ihn sklavisch an Ort, Stunde, Art und Maß des Genusses fesselt. Der Intolerante trinkt nicht, um alle jene aufgezählten geistigen Romantismen gelegentlich zu genießen, wobei ein Ausfall der gehofften Freuden keine besondere Verstimmung bringt und leicht andre Motive und noch geistigere Genüsse freiwillig Verzicht leisten lassen, sondern der Intolerante trinkt, weil er den physisch-psychischen Wahnsinn hat, er könne nicht leben, ohne dabei zu sein und sein Quantum Alkohol in sich aufzunehmen. Alle jene Zauber der Begleitumstände des Genusses, die einzig seine Kulturberechtigung ausmachen, sind ihm höchstens eine vorgespiegelte Gelegenheit, recte via zum Kern seiner unbesiegbaren Lüste, zu soundso viel gleichsam nacktem Alkohol zu gelangen. Da gibt es keine Schranke, keine Hemmung, keine soziale Rücksicht, keine Stimme des Gewissens oder der Vernunft — der Intolerante gleicht ganz einem Verbrecher, er muß zum Diamanten, zum gleißenden Golde seiner Wahnvorstellungen, ob es ihm oder andern dabei an Kopf und Kragen geht. Geradeso, wie niemand durch ein paar Dosen Morphium morphiumsüchtig wird, der nicht schwere Gleichgewichtsstörungen seines Charakters schon vorher gehabt oder erworben hat, so wird auch niemand Säufer, der nicht von vornherein die Stigmata einer geistigen Erkrankung besitzt. Der Intolerante ist ein Geisteskranker. Umsonst alle Moral und Logik, alle Vorsätze und Einsichten — die Stunde kommt und es ist geschehen. Geisteskranke aber, die sich selbst und ihrer Umgebung eine Gefahr sind, sind zu isolieren. Zum Glück kann jeder Intolerante diese Isolierung vom Schauplatz seiner Taten selbst vornehmen und sich mit Hilfe der Belehrung und Aufklärung selbst eine Art Zwangsjacke umlegen: die absolute Enthaltsamkeit.

Da gibt es keinen Kompromiß, keine Entschuldigung, kein Maßempfehlen, keine Grenznormierung, bis zu welchem Grade solchen Intoleranten der Genuß gestattet sein soll — es gibt nur ein imperatorisches Nichts! Kein Tropfen Alkohol darf die Lippen eines solchen Unglücklichen, von den schönsten Freuden des Lebens Ausgeschlossenen berühren — selbst alkoholische Suppen, Speisen, Zahnwässer und Parfüme können gefährlich werden, weil jeder Tropfen zu einem Meer von Sehnsucht und Leidenschaften werden kann. Man lasse solche Kranke, denn das sind



# Kultur der Gegenwart



sie, jede Gelegenheit meiden, welche ihnen selbst nur Phantasieerregungen nach dieser Richtung erwecken, man halte sie fern von Gesellschaften, in denen getrunken wird, und man schließe ihnen die Kneipen. Erst, wenn sie durch jahrelange absolute Abstinenz selbst an sich den Segen ihrer oft wehmütigen Askese in sich walten gefühlt haben, sind sie als relativ geheilt zu betrachten, ganz gesund und vor Rückfällen gesichert ist kein Intoleranter.

Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich

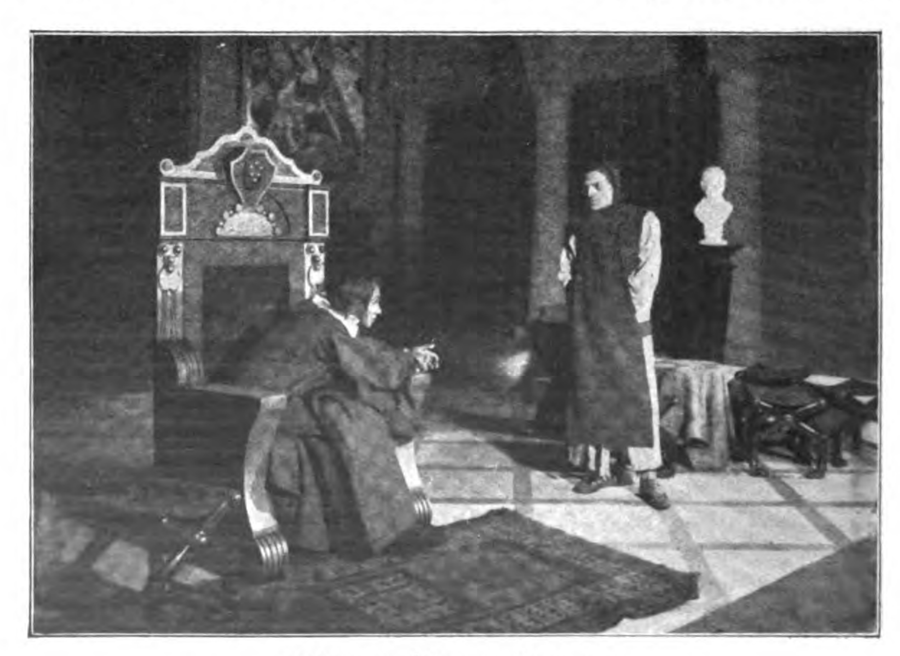


## Theater

Später als in andern Jahren kommen in dieser Saison die großen Premieren. Liegt's an den Autoren, die zurückhielten? Kaum, wenigstens nicht allein. Denn „Fiorenza" ist als Buchdrama sieben Jahre alt. Liegt's an einer Verschiebung des Schwerpunktes der Saison überhaupt? Kaum, denn wer vor Weihnachten an erster Stelle den rechten Erfolg in Berlin haben kann, nimmt die volle Saison gern noch mit für die Provinz. So muß es wohl an den Theatern liegen. Die einen hatten in der letzten Saison zu große Erfolge und schleppen die alte Serie noch fort. Die andern sind unsicher beim Wechsel der Direktoren, des Personals, der Richtung geworden. Und dann die Operette! Sie lauert tantiemengierig auf das Leerwerden immer neuer Kunstnester.

Aber diese vier letzten Wochen — vier Namen, vier Stücke, vier Vorstellungen des Aufmerkens wert. Thomas Mann, Hermann Sudermann, Hermann Bahr, Eduard Stucken. Ein Stück altes Florenz, ein Stück modernstes Berlin, ein Stück amüsantes Nirgendwo, ein Stück romantisches Alt-Island. Vier Erfolge in den Kammerspielen, im Lessingtheater, im Deutschen Schauspielhaus, im Deutschen Theater. Alle vier zunächst erstritten von einer gläubigen Gemeinde. Die Erfolge, schon an Tonstärke nicht gleich, an Wert und nachhaltiger Dauer so verschieden wie ihr Publikum.

Stucken hat seine Gemeinde; mehr als das: er verdient sie. Sein mystisches Sichversenken in die alten Mythen, sein schwer und gedankenvoll schleppender Vers, seine ernste, gegenwartfremde, in ihrer Romantik unzeitgemäße Dichterphysiogno-



Thomas Mann: Fiorenza

Lorenzo Medici (Paul Wegener), Savonarola (E. Koerner). Kammerspiele



# Kultur der Gegenwart



mie haben Siege von Gewicht erstritten. Nun hat er sich an eine alte Islandmär gewagt, hat im Vers Konzessionen an das klassische Drama gemacht und einen Erfolg gehabt, den ich nicht für so echt halten kann wie seine früheren. Denn sein Drama „Astrid",* das naiv sein will, wo es ganz modern-raffiniert wird, und das, wo es kompliziert scheinen möchte, naiv anmutet, ist nicht viel mehr als eine gewaltsam zum Drama verdorbene Ballade. Vielleicht eine Ballade von großer Schönheit. Eine Ballade, die von eines Weibes Liebe und Haß, Zartheit und grausamer Wollust handelte (so denk' ich mir; ich weiß nicht, ob ein Vorbild existiert) und die in harten, wie das Schicksal selbst hinrollenden Versen von Astrids Rache am Geliebten, von Bollis Bluttat am Freunde erzählen. Aber fremd, fern, ungefühlt, wie die wunderlichen Namen dieser isländischen Menschen, bleibt uns das Drama, das Stucken daraus zog. Tönende Worte, verwegene Bilder ziehen vorbei, um uns zu überzeugen: Astrid liebte Kjartan; auch noch, da er ihr als verschollen und untreu galt. Bolli liebt Kjartan und erringt sie zum Weib, nicht ohne List. Hrefna liebt Kjartan, da er wiederkehrt. Und Kjartan liebt Hrefna und Astrid. Und Kjartan und Bolli, wahrhaftig! lieben sich auch. Mehr Liebe geht nicht in ein Theaterstück; nein, es ist voll, wie ein Ei, davon... Aber in all dieser Liebe ist eine so unecht wirkende Mischung aus Romantischem und ganz Modernem. Der alte Olaf, Bollis, des Freundesmörders, Vater, spricht gegen Schluß das hübsche Wort: „Alt bin ich und mich wärmt nicht mehr das Feuer — drum suche ich bei Menschenherzen Wärme." Man braucht just nicht alt zu



Hermann Sudermann: Der gute Ruf

Dorrit (Elsa Galafrés) und Kommerzienrat Weißegger (A. Ulrici). Deutsches Schauspielhaus

* Buchausgabe Erich Reiß, Berlin.

sein wie Olaf, um im Theater bei Menschenherzen Wärme zu suchen. In Stuckens Stück gehen Tote um, ohne Wärme, ohne Pulsschlag, trotz allen Liebegeredes ohne pochendes Herz. Das ist's, was uns bei Einzelschönheiten der Sprache, des Schauens, des Gedankens nicht warm werden läßt.

Auch in Thomas Manns „Fiorenza"* haut ein großer Künstler am Drama vorbei. Manns Höhe und Bedeutung deutet der ausgezeichnete Roman von dem niedergehenden Geschlecht der Buddenbrooks. Das niedergehende Geschlecht der Florentiner Medici liegt seinem Talent nicht so gut wie die Patrizierfamilie der modernen Hansastadt. Es fehlt nicht an Bemühungen, des Grafen Gobineau berühmte Renaissancedialoge der Bühne zu gewinnen. Es wird verlorene Liebesmüh sein, wie auch die Einstudierung dieses den Dialogen nah verwandten, ja gewiß von ihnen nicht unbeeinflußten Fiorenzadramas wohl einen Erfolg für den Dichter der Buddenbrooks brachte, aber nicht für den Dichter des sterbenden Lorenzo, des eifernden Savonarola. Diese beiden wuchtigsten Renaissanceköpfe ins volle Licht ihrer Bedeutung zu stellen, scheint sich Thomas Mann als poetische Aufgabe gesetzt zu haben. Es ist ihm viel Echtes und Gutes als schmückendes Beiwerk eingefallen, und er hat die gute Idee gehabt, die scheinbar größten Gegner in Lebenswerk und Weltanschauung in einer großen, letzten, das Werk krönenden Szene aufzudeuten als Brüder im heimlichen Leid ihrer Ehrsucht, als Eroberer ihrer Gemeinden — hier der heiteren Weltkinder und sorglosen Künstler, dort der asketischen Weltflüchtlinge und seelisch Geängstigten. In der Geliebten des Lorenzo aber, die auch der töricht-stolze, pietätlose Sohn und Erbe begehrlich umwirbt, hat er Florenz selbst zu symbolisieren gedacht, die prachtund kunstliebende, üppige Arnostadt ... Aber der Epiker Mann hat dem Dramatiker Mann böse die Arbeit verdorben. Nichts ist dramatisch geschürzt, entwickelt, gesteigert, gelöst. Dialoge mit glänzenden Lichtern, Dialoge mit viel erlesener Renaissanceklugheit, Dialoge, die zuweilen — aber nur zuweilen — die Kraft der Gobineauschen Porträts erreichen — Dialoge, die schließlich ermüden müssen, weil auf Worte nichts andres folgt als wieder Worte. So bleibt diese vornehme, dem Leser manchen Genuß spendende Arbeit dem Theater, für das es bestimmt scheint, so gut wie alles schuldig. Selbst das Zusammenprallen des finsteren Bußpredigers und des in Schönheit sterbenden Herrn über Fiorenza, die Stadt, und Fiorenza, das Weib — selbst diese Szene wirkt wie ein angereihtes Bild für sich, nicht als Höhepunkt eines kunstvoll gesteigerten Dramas. So werden die dramatischen Fehler der „Fiorenza" dem Stück wohl bald die Bühnen wieder verschließen; seine Vorzüge aber werden es aufmerksamen und für die große Zeit interessierten Lesern empfehlen.

Sudermanns Erfolg war wohl der lauteste, wird sicherlich der auf dem Weg über die Provinzbühnen (und ins Ausland) am nachdrücklichsten bestätigte dieser Erfolge sein. Sudermann ist darin — nach Ausflügen nach Hela und Syrakus — wieder zu dem Milieu zurückgekehrt, dem er seinen ersten, stärksten Erfolg mit der „Ehre" dankte, dem er im „Blumenboot" neue Reize und Nuancen abgewonnen. Und der wechselnde Begriff der Ehre, deren Echo, Symbol und fürs praktische Leben entscheidender Inhalt nur eben der gute Ruf ist, hat den Dramatiker Sudermann immer wieder beschäftigt. In seinem neuesten Drama aus der Berliner Gesellschaft konstruiert er einen Fall durch Eifersucht gefährdete Frauenfreundschaft und pfropft so viel des im Sinne dieses Milieus Interessanten hinein, daß die Konstruktion deutlich erkennbar wird, wie in früheren Stücken dieses sichersten unsrer Techniker. Zwei Freundinnen, Karla und Dorrit; die eine hat einen schwerreichen Kommerzienrat geheiratet, der mit fanatischer Angst auf den guten Ruf seines Hauses hält; die andre, verarmt durch den Zusammenbruch ihres Vaters, eines jetzt Rache brütend, bei Weißegger angestellten ehemaligen Fabrikanten, ist einem windigen Baron vermählt, der so als eine Art maître de plaisir und zugleich Sekretär vom Kom-

* Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin.



merzienrat besoldet wird. Ein Jüngling, liebenswürdig, hübsch, unbedeutend, Bar-Bummler, platzt herein; er hat vor Jahren flüchtig, aber heiß die Gunst Karlas genossen, und die Neuentflammte macht die Riesendummheit, ausgerechnet bei ihrer Freundin, die jung ist und hübsch und unglücklich verheiratet mit einem skrupellosen Egoisten, kontrolliert von den hundert lauernden Augen eines Berliner Hauses, beargwöhnt von den Dienstboten, ihrem geliebten Freunde die heimlichen Zusammenkünfte zu gewähren. Diese Stümperin des Ehebruchs erlebt dann auch natürlich das Unerhoffte: ihr Liebster fängt Feuer bei der Baronin, die ihn wiederliebt. Karlas Argwohn gefährdet die Situation. Sie will büßen und bekennen — aus Eifersucht. Die Baronin kommt ihr, edelmütig sich opfernd für die Freundin, zuvor. Sie wendet das Schlimmste ab, nicht alles. Der im Duell verwundete Baron hat der Rache des einst vom Syndikat ruinierten Schwiegervaters das Geheimnis preisgegeben. Die Baronin will den einst geliebten Vater verleugnen, sich selber nie begangener Schuld bezichtigen und die eben als unecht erprobte Freundin zum zweitenmal retten. Da hat Karla, diesmal *hinter* der Szene, alles selbst bekannt. Weißegger verabschiedet seine Theorie, findet sich ab mit seiner „Ehre" und rettet den guten Ruf.

Dieses Schauspiel, das bei einer kleinen „Drehe" auch ein sehr übermütiges Lustspiel hätte werden können und dessen Edelmutszenen selbst der gutwilligen Parkettmoral ein bißchen viel zumuten, ist mit so sicherer Hand des routinierten Theatermanns gebaut, daß das Interesse nirgends erlahmt und der Zuschauer im Wirbel der Ereignisse gar nicht spürt, wie souverän hier mit dem Zufall geschaltet wird.

Von der Gnade Seiner Majestät des Zufalls lebt auch *Hermann Bahrs* Lustspiel vom „*Prinzip*" ganz und gar. Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, der ist gewiß nicht von den Besten, hat Goethe gesagt. Bahr kann sich zum besten haben, sich und uns. Er karikiert sich selbst ein bißchen in diesem Doktor Esch, der die Toleranz zum Lebensprinzip gemacht hat, der alles verstehen will, um alles verzeihen zu können, oder eigentlich, der alles verzeiht, um den Anschein zu erwecken, alles zu verstehen. Die eigne Familie bringt ihm harte, für ein Lustspiel fast zu harte Prüfungen: sein Töchterchen geht mit einem Gärtnerburschen durch, sein Sohn verliebt sich in seine Köchin. Und Vater Esch, jeder Entrüstung ferne, Triumphator seiner Theorie, ist bereit zu segnen. *Braucht's* Gott sei Dank nicht. Denn es kommt dann von selbst alles wieder ins Gleise. Die Köchin verzichtet auf den Primaner und heiratet ihren Oberkellner. Und der Gärtner war nicht so skrupellos wie der Bediente in Strindbergs bitterer Komödie vom Fräulein Julie ... Der Weg ins gute Bürgertum steht den jungen Leuten noch offen. Und Hermann Bahr lacht gutmütig über die kindische Liebe der Jugend, über die Prinzipienreiterei des Alters, über die Toleranz und über sich und über das Publikum. Er will nicht Sozialethik treiben, er will nicht Theorien ad absurdum führen — er will schmunzeln über Menschentorheit. Und da er das diesmal ganz ohne falsche Posen ehrlich bekennt, so ist's sein gutes Recht, und das Publikum lacht mit.

Rudolf Presber




## Mode

Nach dem Anlauf, der im vergangenen Frühling gemacht wurde, um Taft nach kurzer Ruhepause von neuem in den Vordergrund des Interesses zu stellen, wird in diesem Frühjahr ein neuer Versuch gemacht werden. Ob mit mehr Glück —? Wenn man in modischen Dingen überhaupt wagen kann, ein Prognostikon zu stellen, so möchte ich behaupten, daß es auch diesmal nicht über eine kurze Modelaune hinauskommen wird, und zwar deshalb, weil die Eigenschaften des Taftes nicht konform gehen mit den Wünschen, die wir sowie die Mode an die Kleidungsstücke stellen. Wir beide wollen, daß sich die Falten an den Körper anschmiegen, diese Falten, die nunmehr wieder eine Kleinigkeit reicher geworden sind, uns



# Kultur der Gegenwart



aber doch womöglich nicht voluminöser erscheinen lassen sollen.

Diesem Ansuchen kann voll und ganz nur ein Stoff gerecht werden, der nicht nur ohne jede Appretur ist, sondern ihm auch in Faden und Webart Rechnung trägt. Die modernen Taftqualitäten sind sehr weich gehalten, aber dennoch — Taft hat nun mal „keinen Fall". Er eignet sich am besten zu einer ganz besonderen Art von Toiletten, die, wenn man so sagen darf, etwas abseits von der Mode liegen, darum aber vielleicht doppelt reizvoll sind, vorausgesetzt, daß bei ihrer Ausführung feiner Geschmack bis in die kleinsten Details die Arbeit geleitet hat. Denn will man vom allgemeinen Typus abweichen, so muß das Gebotene — und das gilt nicht nur von Kleidungsstücken — doppelt gut sein, weil es, durch das Abstechen vom allgemein Gebräuchlichen, die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Zu diesem Zweck sind noch immer die verschiedenen „taffetas glacés" beliebt, die, ebenso wie die Kleider, die sie liefern, nicht als ausgesprochener Modeartikel bezeichnet werden können.

Einfarbige Tafte werden voraussichtlich keine große Rolle spielen, dagegen will man geblumte „lancieren", noch deutlicher bezeichnet „chinierte", das heißt also solche mit verschwommener Blumenmusterung. Sie sollen für Kleider wie Abendumhüllen verarbeitet werden, und zwar liegt es schon in der Beschaffenheit des Stoffes, daß er nicht ganz glatt verwendet werden wird. „Chinierter" Taft in glatten Bahnen aneinandergefügt, will uns heute nicht gefallen; bei der Stilart des Stoffes erinnern wir uns der Stilart, in welcher er früher arrangiert war und tragen dieser ein klein wenig Rechnung. Wer sich also nicht entschließen kann, sein Kleid ein wenig bauschen zu lassen, für den wird auch der Stoff nicht taugen.

Eine durchaus neue Art Taft zu verarbeiten, bringt die Illustration. Über den in flache, schmale Plisseefalten gebrannten Rock legt sich ein Überkleid, das links- sowie rechtsseitig einen langen Zipfel bildet. Handbreit vom Rande entfernt wird in diesem, nachdem es bereits in Falten gebrannt wurde, ein Hohlsaum ausgeführt. Das Leibchen ist ebenfalls ganz aus plissierter Seide hergestellt. Sehr gut zum Stile passend ist die sehr schlichte Garnitur auf demselben. Sie besteht aus einer schmalen Rüsche aus einem haarfein plissierten fleischfarbenen Atlasstreifen. Diese Garnitur ist sehr einfach und dabei sehr originell und auch an andrer Stelle gut verwendbar. Zur Herstellung derselben verfahre man folgendermaßen: Wenn der Atlasstreifen in die schmalsten der existierenden Plisseefalten eingebrannt ist, dann schlägt man die beiden Schnittkanten nach innen ein, so daß sie zusammenstoßen, und zieht nun in der Mitte zwei Reihfäden durch. Für Anhängerinnen der plissierten Kleider ist hier also ein sehr nettes, neues Modell geschaffen, das sich im übrigen auch sehr gut für ein Backfischkleid verwenden läßt, und ebensogut in ganz leichtem Wollstoff wie Baumwollstoff ausgeführt werden kann.

Abgesehen von Taft — der immer eine gewisse Härte aufweist — kennt die Mode nur weiche Stoffe. Als große Neuheit nenne ich broschierten Moiré, weiter ripsartige Seiden, zu denen man auch die weiche Faille rechnen könnte, die man an Stelle von Charmeuse, Libertyatlas oder ähnlichen Stoffen, für Kostüme zu verarbeiten gedenkt. Broschierter Moiré ist neuer als broschierter Crepe de Chine — bedeutet aber vielleicht eine allzu große Neuheit, als daß die Allgemeinheit sich für sie interessieren könnte. Broschierter Crepe de Chine beginnt sich erst jetzt bei uns so recht durchzusetzen, er wird fast stets in Verbindung mit glattem Material gesehen, denn auch im Frühjahr bleibt die „haute couture" bei der schon im Herbst bekundeten Vorliebe für die aus zweierlei Material bestehenden Kleider sowie Kostüme. So zu eleganten Zwecken ein Kleid aus glattem Moiré und dazu die Jacke aus broschiertem Moiré, oder ein Kleid aus Charmeuse und dazu eine Jacke aus breit gerippter Seide. Diese Jacken anbelangend will ich einflechten, daß viele der neuen Modelle eine Art Russenjacke sind, an deren durchaus blusig gehaltenen Oberteil, mit Kimonoärmeln — die den Charakter des Legeren sehr unterstützen — der ziemlich lange Schoß angefügt ist, im Taillenschluß



leicht eingereiht und durch einen Gürtel zusammengehalten, was eine eine ziemlich lange Zeit nicht gesehene Linie ergibt, von der all jene Frauen, die das knappe, prall Anliegende verehren — und sie sind recht zahlreich — nicht entzückt sein werden. Trotzdem rate ich zu versuchen, sich schon jetzt mit diesen nach unten etwas weiter ausladenden Jacken zu befreunden.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß das Kostüm aus Seidenstoff für elegante Zwecke gewahrt bleibt, immer noch mit Vorliebe schwarz und dunkelblau, ferner in diversen Bronzetönen sowie taupe. Für den täglichen Gebrauch besteht das Wollstoffkostüm fort, und zwar bringt Paris wieder die gemusterten Röcke mit den abstechenden Jacken, oder — was allerdings sehr kapriziös aussieht — glatte Röcke und gestreifte Jacken. Sämtliche Wollstoffe, auch die Mantelstoffe, zeichnen sich durch große Weichheit aus, denn das ganze Sinnen der Fabrikanten geht darauf hinaus, die Stoffe in geschmeidiger Qualität auf den Markt zu bringen.

Während die Pariser Modesalons bester Qualität schon im vergangenen Frühling als Neuheit die praktischen Kostüme in covert coat herausbrachten, werden wir in diesem Frühjahr folgen. Es ist eine geraume Zeit her, daß diese Kostüme beim feinen Damenpublikum sehr beliebt waren, und es ist zu hoffen, daß sie sich auch in diesem Jahr bei uns gut einführen werden, denn ihr unscheinbares Gesicht paßt sehr gut zum bunten Durcheinander des Großstadtbildes, überdies gefällt mir dieser so unscheinbare Stoff deshalb so gut, weil unter seiner Hülle die Frau zeigen kann, was sie selber ist.



Schwarzes Charmeusekleid mit weißem Tülleinsatz

Der große allgemeine Liebling wird aber voraussichtlich das schwarze Charmeusekleid bleiben, das uns an warmen Frühlingstagen gestattet, auch ohne Jacke auf die Straße zu gehen. Auch von dieser Kleiderart, von der schlanken Grazie unsrer modischen Drapierungen bringen wir ein Beispiel. Kann es einfacheres und dabei eleganteres geben? Der ganze Aufputz des Kleides besteht in einer Art Fichu, umgeben von anspruchslosem Volantchen aus feinem Seidentüll, das, auf dem Rücken eine tiefe Spitze bildend, vorn kreuzt und in den Gürtel tritt. Diese Form der Taillengarnitur, die auch die zweite Abbildung darstellt, bitte ich die Leserinnen besonders zu beachten: Wer hätte es heute vor zehn Jahren gewagt, am hellen Tage diesen „en cœur“-Ausschnitt zu tragen?

M. v. Suttner



Kleid aus plissiertem schwarzem Taft mit rosa Satin

# Kultur der Gegenwart






Die Männer des Rennsports pflegen gewöhnlich die Tugend der Geduld zu üben und nur zu lamentieren, wenn ihnen der Bogen gar zu straff gespannt wird. So lassen sie seit Jahren ruhig zu, daß ihre kostbaren Vollblüter, wenn sie im Eisenbahnwaggon von einem Rennplatz zum andern befördert werden, um dort zu laufen, wie ein gewöhnliches Stück Vieh miserabel behandelt werden. Sie haben es sich gefallen lassen, daß früher der Fiskus von jedem Hundertmarkschein, der am Totalisator gewettet wurde, 25 Prozent als Steuer abzog, und sind noch dankbar, daß heute die Steuerquote nur 16⅔ Prozent hoch ist. Sie haben lange nicht gejammert, als auf Kosten der Rennstallbesitzer kleine Klubs große Rennen als sogenannte Sweepstakes in die Welt setzten, das sind Rennen, deren Preissumme aus den Einsätzen für die gemeldeten Pferde gebildet wurde, also aus den Taschen der Pferdebesitzer kam. Aber in der letzten Generalversammlung des Vereins Deutscher Vollblutzüchter und Rennstallbesitzer haben sich endlich Stimmen gefunden, die Protest gegen die hohen Jockeigehälter einlegten und nach Mitteln riefen, der „Teuerung" abzuhelfen.

Das Kapitel über die bezahlten Kräfte im Sport ist sehr weitläufig. Der Sport an sich ist gewiß nur Passionssache, wird aber zu einer Finanzfrage ersten Ranges, sobald der großzügige und legitime Pferderennsport auf der Flachbahn in Rechnung gezogen wird. Ein Rennstallbesitzer, der in einer Herrenkonkurrenz seine eignen Pferde reitet oder seine Pferde nur von ehrenhalber in den Sattel steigenden Gentlemen in Steeplechases steuern läßt, kann natürlich die Reiterkosten sparen; da aber fast jedes Rennmanns Ehrgeiz höher hinaufgeht und die besten Preise doch auf der Flachbahn zu holen sind, so ist der Posten eines Jockeis mit an die Spitze jedes Kalküls zu stellen. Und ein Berufsreiter, der seine Kunst versteht, ist kostspielig wie ein Operntenor oder eine Primaballerina, ist mit den gleichen Launen behaftet und will wie ein rohes Ei behandelt werden. Da die guten Reiter nicht wie Pilze aus der Erde wachsen, die besten Professionals ihre Heimat England oder Frankreich auch nur schweren Herzens verlassen, so muß schon das Gold sie locken, den deutschen Boden aufzusuchen, wo das Turfleben noch nicht die Rolle spielt wie jenseits des Kanals und des Rheins. Daher die immer stärker wachsenden Ansprüche der berufsmäßigen Rennreiter und die Ablehnung sehr hoher Angebote.

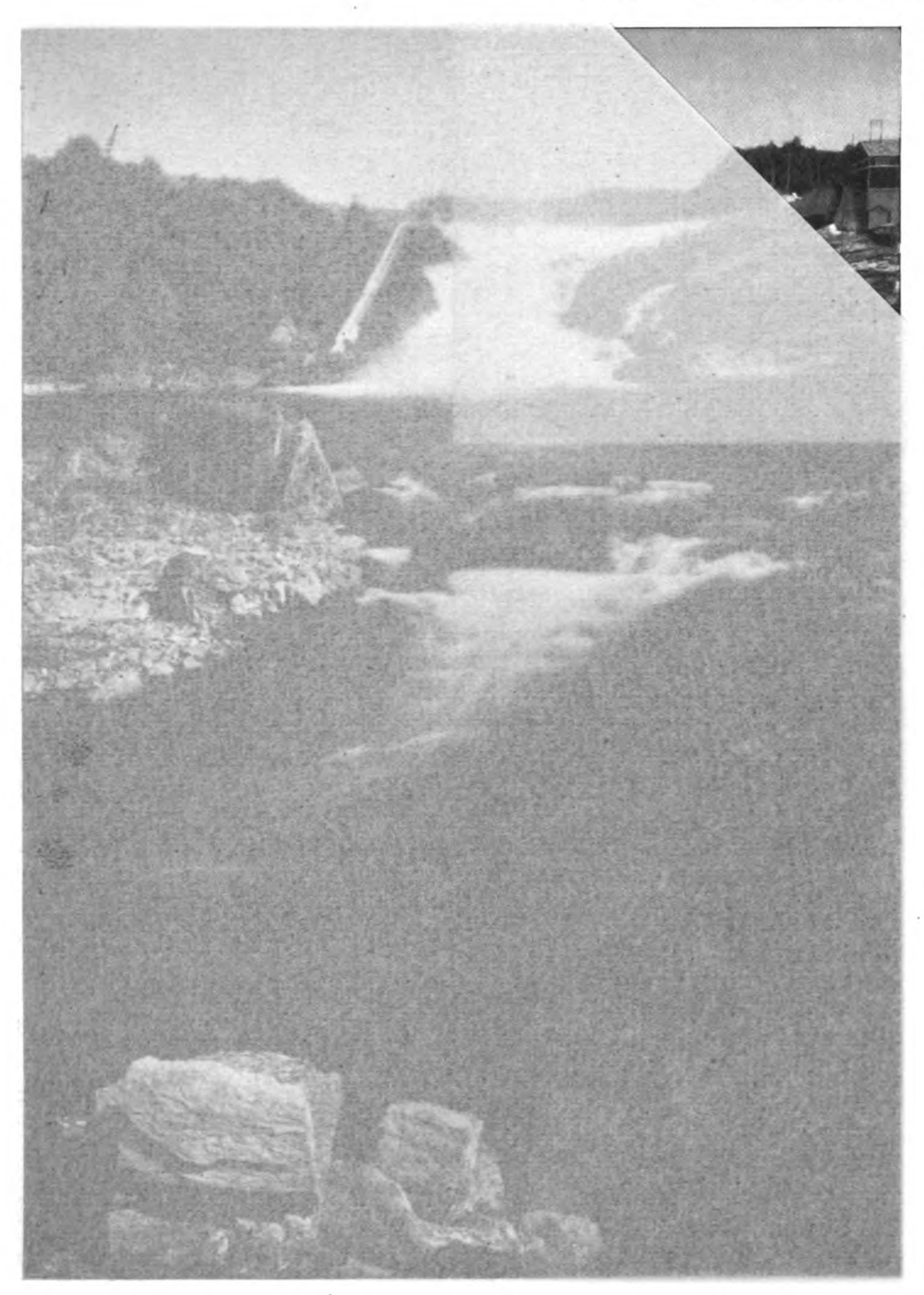
Als vor wenigen Wochen von einem großen deutschen Rennstalltrainer ein preußisches Ministergehalt einem der besten englischen Jockeis, Dan Maher, geboten wurde, war schallendes Gelächter die Antwort. Die kleinen Herren mit dem leichten Gewicht wollen es noch jung zu Millionären bringen und werfen sich nicht weg. Nur die Mittelware ist billiger käuflich.

Die in Deutschland tätigen Jockeis der großen Ställe bringen es auf etwa 50 000 bis 80 000 Mark Einkommen, Gehalt und Gewinnprozente inbegriffen. Nach dem behördlich abgestempelten Unionklubreglement hat übrigens, von höhergehenden Verabredungen natürlich abgesehen, ein Jockei für einen Ritt auf der Flachbahn 50 Mark und falls er sein Pferd zum Siege reitet, 100 Mark zu erhalten. Auf dem Hinderniskurs ist für einen Ritt 60 Mark und im Siegesfalle 100 Mark zu zahlen. Das sind Sätze, die sich hören lassen. Ist doch nicht nur die Kunst zu reiten anzurechnen, auch das Sich-in-Gefahr-Begeben muß honoriert werden, und alles Klagen wird die Marktpreise in der reiterlichen Welt kaum herunterdrücken.

Es gibt keinen andern Sport, in dem die „bezahlte Hand" so teuer sich stellt wie auf dem Turf.

Arno Arndt

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.  — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.



Oberer Lerfoß

Zu dem Artikel „Bilder [illegible]“ von B[illegible]






Die Mö
gewöhnl
üben
der

**Oberer Lerfoß**

(Zu dem Artikel: „Bilder aus Norwegen“ von B. W. Nörregaard)




# Die vier Könige

Roman

von

## Georg Engel

Erstes Buch

### Schwanendanz

I

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

In dem Rogaer Park zwitschern die Vögel. Weithin über die ruhige blaue Flur der See hinweg, bis hinüber an das Festland, kann man die uralten mächtigen Wipfel der riesenhaften geborstenen Lindenstämme sowie die ungeheuren Kronen der bejahrten Kastanienbäume dunkelgrün und bräunlich schimmern sehen. Leise wiegen sie sich im unmerklichen Winde, haben weiße und rote Kerzen aufgesteckt, und dazwischen hüpft der geschäftige Fink sowie der bunte Stieglitz.

Von überall her schwirren und flattern die kleinen Vögel zur Höhe. Von den Baumkronen jubeln sie dem blitzenden Wagen, der von vier Pferden gezogen wird, entgegen. In den Hecken stehen sie, tief in den Gräsern und verneigen sich vor dem jungen Glück, das da an ihnen vorüberrollt. In den Efeuranken schaukeln sie sich, die an dem alten Schwedenschloß in die Höhe steigen, und sie blinzeln in die weiten Gemächer mit den roten und gelben Damastmöbeln, zwischen denen nun bald eine Schloßfrau schreiten soll. Auf der weißen Gartentreppe steht die Dienerschar, Blumen werden über die Stufen gestreut, und durch den alten Park fährt ein Windstoß, so daß die trotzigen Häupter der Baumriesen sich neigen und einstimmen müssen in den brausenden Hall, der durch den Garten geht:

„Willkommen."

*

Über die mächtige blankpolierte Eichentreppe führte der Schloßherr Bernhard von Autrum sein junges Weib auf die langgestreckte Diele des alten

Schwedenschlosses. Merkwürdig verschnörkelte Steinköpfe waren in die Mauern des Treppengehäuses eingemeißelt. Die blickten verwundert auf die hohe, schlanke Gestalt, von deren Gliedern der schwere weiße Atlasstoff so stolz und doch gefällig niederrieselte, während der lange Brautschleier noch unter dem Myrtenkranz wie eine weiße Wolke ihr blondes Haupt umschwebte. Und wenn die Augen der Steinfratzen an den Mauern sich wirklich hätten beleben können, dann würden sie ohne Zweifel erkannt haben, wie unter dem Schleiergewölk jenes helle, blonde Haar, das die Schloßfrau in Flechten wie eine goldene Krone um das Haupt gewunden trug, ja die alten Bischofsmützen und Schalksnarren an den Mauern hätten zweifellos festgestellt, daß sich die seidigen Strähne an Helle und blankem Glanz mit den Sonnenstrahlen messen konnten, die auf dem weißgescheuerten Fußboden einen zitternden Lichtteppich verbreiteten. Mitten auf der geräumigen Diele blieb das Paar stehen, gerade unter einem gewaltigen, breitausladenden Kronleuchter aus Kupfer, der vor Jahrhunderten in einer schwedischen Kirche zu Upsala aus unzähligen Kerzen über eine gläubige Menge hingestrahlt hatte.

Heute blitzte er im Sonnenglanz auf zwei freudig verklärte Gesichter hinab, die dennoch mit der nordischen Naturen innewohnenden Verschämtheit ihre Unrast und Erregung zu meistern suchten.

Der Schloßherr streckte die Hand aus. Er wies auf die ungewöhnlich hohen, nachgedunkelten Ölgemälde ringsumher, die Herren und Damen aus der Zeit Gustav Adolfs darstellten.

Bewundernd blickte die Braut einen flüchtigen Moment nach den Zeugen einer glaubensstarken kriegerischen Zeit hinüber. Allein nur für eine entschwindende Minute. Dann stieg in den zarten Wangen ein rosiger Schimmer auf, und ohne Besinnen lehnte sie ihre beiden Hände, die noch von den langen weißen Glacéhandschuhen umspannt waren, auf die Schultern des sie überragenden Mannes und barg ihr Haupt aufatmend und doch ruhig an seiner Brust.

„Das sind meine Vorfahren," erklärte Bernhard von Autrum, und auch er mußte das Klopfen seines Herzens bezähmen. Gleich darauf jedoch setzte er in stillem männlichem Stolz hinzu: „Wir sind mit den Furkenbachs und den Tigerströms unter dem Kanzler Oxenstierna herübergezogen und gute Deutsche geworden. Und alle diese Männer und Frauen dort haben hier in Zucht und Ordnung gelebt."

Als er dies sprach, da fühlte er, wie sich das blonde Haupt des jungen Weibes langsam von seiner Brust löste. Ihre klaren grauen Augen, die so rein und unschuldsvoll strahlten, als ob sie noch nie einen Blick in des Lebens Untiefen und Abgründe geworfen hätten, richteten sich fester und dringender gegen die seinen.

„Bernhard," begann sie einfach, „dann will auch ich solch eine treue und zuverlässige Frau der Autrums werden. Meinen Namen habe ich heute abgelegt und mehr habe ich an Äußerem nichts dahinzugeben oder zu vergessen. Und soll ich dir noch etwas gestehen?" fügte sie verschämter hinzu, indem sie fast unmerklich an dem grünen Myrtenknöspchen in den Aufschlägen seines Fracks herumzupfte. „Mir kommt es vor, als ob unsre schöne Erde erst heute geschaffen wäre, so daß meine Welt mit dir beginnt und mit dir enden muß."

Wie einfach und schlicht klang das alles. Und der feste schlanke Mann, der so sicher und stolz auf seinem Grund und Boden stand, er konnte aus den wenigen Worten nichts als völlige Hingabe und eine süße, anschmiegsame Demut erkennen, die ihn berauschte, die ihn dankbar und andächtig stimmte.

„Liebe kleine Gabriele," gab er erschüttert von der Bedeutung dieses Augenblicks zurück. Und dann setzte er beinahe verloren hinzu: „Ich danke dir."

Darauf ein Händedruck, und schweigend stand das junge Paar der Autrums noch eine Weile beieinander. Auge in Auge, Seele in Seele und ganz allein auf der verlassenen Diele, und doch mitten in der heiteren regsamen Welt voll Vogelgezwitscher, Lindenrauschen und Blumenduft.

So standen sie.

Als sie sich endlich nach einem vollen Blick voneinander gelöst hatten, bot der Schloßherr seinem Weibe abermals den Arm, um die Neugefreite in jenen anstoßenden Saal zu geleiten, in dem die höheren Beamten der Gutsverwaltung bereits auf die junge Herrin warteten. Lautlos öffnete sich die hohe, weiße, doppelt 'geflügelte Tür, die, wie alle Pforten des Hauses, mit schweren Goldleisten beschlagen war. Gabriele hob das Haupt. In kaum verhehlter Spannung schaute sie in den vor ihr liegenden Raum, der jene Menschen barg, um deren Achtung und Wohlwollen sie sich von heute an bemühen mußte. Denn daß sie hier auf der weltabgeschiedenen Halbinsel, wo doch das Wort ihres Gatten gleich einem Gesetz galt, daß sie hier selbst zu befehlen und zu gebieten hätte, das kam der Bescheidenen nicht in den Sinn.

Wie seltsam doch, diese vielen Menschen. Ein so reicher Kreis würde fortan mit ihr leben und Güte und Förderung von ihr erwarten. Das war doch eigentlich herrlich und so ganz neu und eigenartig. Denn in dem stillen Heim ihres Vaters, des vereinsamten, abgedienten alten Generals, hatte fast immer Schweigsamkeit gewaltet. Und wenn ihre schwer zu unterdrückende Heiterkeit einmal in einem unbewachten Moment ein fröhliches, jugendstarkes Lachen gewagt, dann konnte sie sicher sein, von einem befremdeten Blick des alten Militärs getroffen zu werden. Allein ihre unverdorbene, fröhliche Natur hatte sich durch solchen Druck trotzdem nicht hemmen lassen. Bei den wenigen gleichalterigen Freundinnen, die ihr der eingezäunte Kreis ihrer Kaste gewährte, hatte sie in Harmlosigkeit und heller Lebensfreude all jene unschuldigen Spielereien kennen gelernt, die doch nur schimmernde Seifenblasen sind, aber von der weiblichen Jugend in ihrem glücklichsten Alter für Weltkugeln gehalten werden. Oh, wie die bunten Gebilde noch vor kurzer Zeit um sie herumwirbelten, bis sie in blauen Lüften verschwanden. Und bei dieser Gelegenheit da hatte die Generalstochter das wichtigste und zugleich auch gefährlichste jener Dämmerzeit gelernt — den Traum. Den einwiegenden, beseligenden Traum, das einzige Ding auf dieser Erde, das ihr allein eignete, das nicht wirklich war und doch wesenhaft, das in einer klirrenden Ritterrüstung an ihrer Seite durch den kleinen ärmlichen Obstgarten hinter dem Hause wandelte, und das zur Nachtzeit zu ihr ins Fenster stieg in einem Heiligengewand und umgeben von zahllosen Engeln, die hinter Wolken auf himmlischen Instrumenten eine süße, verheißungsvolle Musik ertönen ließen.

„Du bist eine Schwärmerin,“ hatte der alte General von Doßmar oft mißfällig geäußert, sobald er sie auf solch prangenden Schleichpfaden ertappte, ohne jedoch der Tochter genügend Aufmerksamkeit zu widmen, um sie von diesen ihm verhaßten Bahnen mit fester Hand zu entfernen. Sie blieb eine Schwärmerin, und das bildete bis jetzt den großen Schatz ihres Lebens. Die herrliche Aussteuer machte es aus, die sie dem ernsthaften Mann, der sie geworben, in sein Dasein trug, um auch dieses mit den unerhört bunten Blüten ihrer fernen Fabelländer zu schmücken.

„Liebe Gabriele,“ weckte sie Bernhard Autrum auch jetzt mit einem bewundernden Lächeln, da er die junge befangene Schönheit in ihre schimmernden Gedankengespinste versinken sah, „liebstes Kind.“ Und damit streichelte er sanft ihre Wange.

„Verzeih,“ fuhr sie verwirrt auf.

Dann schritt das junge Paar in den anstoßenden Saal.

*

Dort drinnen ging es, als die Tür noch geschlossen war, ziemlich lebhaft und laut her.

„Scht — scht,“ wehrte zwar der alte Rendant Johann Friedrich Born dieses vollständige Vergessen des Respekts ein wenig ungehalten ab, aber so eifrig auch der lange, vertrocknete Mann in dem schlottrigen Frack seine schlichte weiße Perücke hin und her schob, so verstohlen er auch in die Ecken spähte, als könnte hinter jedem der geschweiften roten Damastsessel aus der Zeit Karls X. das junge Gebieterpaar auftauchen, er vermochte nicht die angefangene Unterhaltung zu unterbrechen.

„Na, nu is er endlich so weit,“ sagte der Inspektor Pütter zu dem kleinen untersetzten Hegemeister Pfuhl, während dieser mit einem roten Taschentuch unaufhörlich und besorgt an den weißen Nickelknöpfen seiner Jagduniform herumputzte, „nu is er endlich so weit, mein lieber Pfuhl. Und das is auch recht gut so. Und wenn ich mich auch zu diesem Zweck in den verdammtigen Frack habe spannen müssen, der mir, weiß Gott, seit der Hochzeit mit meiner Alten doch erheblich unbequem geworden is — Dod und Deuwel, namentlich die Gegend am Rücken, die knackt und ruckert mir so komisch, daß ich mir ümmer umkucken möchte — so tut das doch nichts gegen das endliche glückliche Ziel.“

„Tja — ha,“ pustete zu dieser Bemerkung beifällig der kleine Forstmann. „Nu haben wir ihn ja endlich in dem schönen Hafen der Ehe. Hafen meine ich nämlich, mein lieber Herr Rendant,“ wiederholte er, indem er dem schlottrigen weißen Perückenträger mit dem Zeigefinger dozierend auf dem ängstlich behüteten Oberhemd herumstrich. Denn da Förster Pfuhl eine schwerhörige Frau besaß, so hatte er allmählich die Gewohnheit angenommen, hervorstechende Worte eindringlich zu wiederholen, wobei er mit dem Zeigefinger gewissermaßen in die Luft schrieb. „Verstehen Sie recht, Hafen, mein lieber Herr Rendant. Denn bis dahin, tja, wie es die jungen hochgeborenen Herren von Adel so treiben. Er hat ja auch nicht gerade als ein Duckmäuser seine Tage vertrauert, und dieses Schloß mußte ja manches mit ansehen.“

„Scht — scht,“ suchte Johann Friedrich Born aufgeregt zu besänftigen.

Und er spähte wiederum ängstlich in die dunklen Ecken. „Wie können Sie bloß so etwas erwähnen, Herr Förster. Ich bitte Sie, und noch dazu an solch heiligem Tage, wo die Herrschaften jeden Moment bei uns eintreten können. Und überdies —“

„Jawoll,“ half dem stockenden Rechnungsbeamten der gewaltige Inspektor aus, wobei er sich wieder mit dem Rücken der Hand über die Hüftgegend strich, als könne er durch diese Bewegung unbedingt dem knackenden Frack einige Festigkeit verleihen. „Haben ganz recht, lieber Herr Rendant. Geschah auch nich mehr, wie bei allen andern vornehmen jungen Herren. Und daß ich es man sagen muß, ümmer mit Lustigkeit. Wenn ich zum Beispiel an die vergnügte Zeit der lütten Anne-Liese zurückdenken tu —“

Jedoch bei dieser Stelle setzte sich sogar der vierschrötige Förster zur Wehr. Warnend hob er beide Hände in die Höhe und bewegte das langbärtige Haupt mehrfach nach der Richtung des Fensters zu, wo unter den langen roten Damastvorhängen, getrennt von den übrigen, ein vierter Gast auf das Schloßpaar harrte.

„Herrje, mein lieber Inspektor,“ tuschelte der grün uniformierte Mann eindringlich, obwohl es so laut klang, als ob der Auerhahn balze, „bedenken Sie doch da drüben den neuen Herrn Paster. Der Mann weiß doch nich, daß hier alles bloß in Harmlosigkeit geschah. Sogenannte jugendliche Dummheiten. Kucken Sie, Streiche meine ich nämlich,“ verbesserte er sich und malte mit dem Finger ausdrucksvoll in der Luft herum. „Was soll sich aber der Herr Paster von unserm eignen Anstand denken.“

„Und er is noch dazu ein so ernster, verschlossener Herr,“ fügte der Rendant kopfschüttelnd hinzu und wandte die blauen Augen verzweifelt zur Saaldecke. „Bitte, bitte, meine Herren, wollen die Unterhaltung doch lieber abbrechen, damit wir das junge Paar in gebührender Schweigsamkeit empfangen. Nicht wahr?“

Damit streckten sich die drei Männer zu strammerer Haltung auf und harrten.

Da öffnete sich fast unmerklich die weiße, goldbeschlagene Tür, und als Bernhard von Autrum Hand in Hand mit seinem jungen Weibe, das noch den weißen Brautschmuck trug, zu seinen Gutsbeamten hereintrat, da konnten die Männer trotz ihrer tiefen Verbeugungen einen leisen Ausruf des Erstaunens, der freudigen Billigung nicht unterdrücken.

Ja, das war doch etwas. So freundlich, so strahlend, so umflossen von anmutiger, gütiger Verlegenheit hätten sie sich die neue Frau von Autrum doch nicht vorgestellt. Nein, gar kein Zweifel, einen Mißkauf hatte ihr junger Herr nicht getan. Das sah man auf den ersten Blick. Und als die junge Frau nun herantrat, um jedem der langerprobten Diener die Hand zu reichen, und wie sie an jeden der Aufhorchenden ein paar herzliche Worte richtete, die darauf hinausliefen, daß ihr jeder der verdienten Männer Vertrauen entgegenbringen möchte, auch wenn sie sich in der ersten Zeit den neuen, ungewohnten Aufgaben nicht gewachsen zeigen sollte, da begannen sich die Gesichter der drei vergnügt zu erhellen, und selbst der schlotterige weiße Rendant vermochte sich seiner Schüchternheit zu entreißen, um etwas ganz Unerhörtes zu wagen.

„Ich wollte — ich möchte,“ stöhnte er beinahe, „das heißt, wenn es gestattet ist, so möchte ich mir erlauben zu rufen: Die junge Freifrau von Autrum, sie lebe hoch!“ stotterte er, von wesenloser Angst gejagt, wobei er merkwürdigerweise in einer tiefen Verbeugung zusammenknickte.

Die andern aber nahmen seinen Ruf herzhaft auf, und als der junge Herr sich der braven weißen Perücke genähert hatte, um ihr dankbar und lächelnd auf die Achseln zu klopfen, da merkte Johann Friedrich Born doch, daß auch dieses Mal seine Rechnung stimmte.

„Sie gefallen mir beim ersten Blick, meine Herren,“ sagte Gabriele noch einmal zu den drei Gewonnenen, ehe sie von ihrem Gatten unter jenes Fenster geführt wurde, unter dem der blonde, schwarzgekleidete Mann mit dem kurzgeschorenen und scharfgeschnittenen Haupt stand, den die Beamten als den „neuen Herrn Paster“ bezeichnet hatten. Der junge Geistliche richtete zuerst einen festen umspannend-prüfenden Blick auf die Frau im Brautschmuck. Er schien einer von denen zu sein, die sich zutrauen, im ersten Moment das innerste Wesen eines Menschen ergründen zu können. Dann verbeugte er sich respektvoll vor der jungen Schloßherrin, und indem er ihr seine Hand reichte, schmale, feine, vergeistigte Finger, begrüßte er das junge zurückhaltende Geschöpf mit den unauffälligen und ohne pastoralen Überschwang hervorgebrachten Worten:

„Ich bin gekommen, um Ihren Eintritt zu segnen, gnädige Frau.“

Er besaß eine leicht vibrierende, klangreiche Stimme, die eher einem Knaben als einem erwachsenen Manne eignen konnte und mit seinem energischen und vergrübelten Gesicht in einem merkbaren Widerspruch stand. War es der helle, zitternde Tonfall allein, der das junge Weib im ersten Augenblick befremdete? Ohne zu antworten, trat die Generalstochter nämlich einen Schritt zurück, und indem sie die feinen, goldglitzernden Augenbrauen etwas zusammenschnürte, da führte sie die Hand an die Stirn, als ob sie nachzusinnen wünsche. Durch das halb geöffnete Fenster schwang sich derweil scharfduftender Seewind herein und zitterte leicht in ihrem langen Schleier.

„Worüber grübelst du, liebstes Kind?“ forschte ihr Gatte verwundert, während auch er dem Geistlichen die Hand darbot.

„Dies ist unser verehrter Herr Pastor Elgett,“ fuhr Bernhard Autrum vorstellend fort, wobei man es ihm anmerkte, wieviel ihm daran gelegen war, sein junges Weib sofort in eine freundliche und ungezwungene Beziehung zu dem geistlichen Herrn zu versetzen. „Drüben von Schwanendanz her. Er hat die Güte, jeden dritten Sonntag zu uns herüberzusegeln, um in der kleinen Waldkapelle mir und meinen Leuten eine schöne Predigt zu halten. Eine wahre Wohltat, Gabriele. Ein ganz besonderer Genuß, den du bald kennen und schätzen lernen wirst,“ setzte er bestimmter hinzu, obwohl der junge Geistliche diese Lobeserhebungen mit einer raschen, energischen Handbewegung zurückzuweisen schien. „Und außerdem, Pastor Elgett ist auch mein Bundesgenosse. Nicht wahr, Pasterchen“, fuhr er fort, indem er dem unveränderlich ernst bleibenden jungen Mann vertraulich auf die Achsel klopfte, „wir beide werden uns vor diesen Bootsbauern in Schwanendanz drüben nicht beugen. Wir beide nicht, wie?“

Der Geistliche sah noch immer in das nachdenkliche Gesicht der jungen Frau hinüber, laut aber bestätigte er mit seiner knabenhaften Stimme, die sich so merkwürdig von seiner energischen Haltung abhob:

„Wenn Sie den Kirchenbau hier oberhalb des Rogaer Strandes meinen, Herr Baron, dann habe ich von meiner bereits ausgesprochenen Ansicht nichts hinwegzunehmen oder zu verändern. Ich hege einmal die feste Überzeugung, daß wir dem krassen Materialismus, der sich hier breitmacht, keinen besseren Damm entgegenzusetzen vermögen. Ihnen aber," fuhr er ruhig fort, „der Sie ein klarer, zielbewußter Mann sind, wünsche ich für Ihr Heim und für Ihre junge Ehe die Hilfe und den Segen des Herrn."

Einen Augenblick waltete Stille in dem großen Saal. Nur aus dem Park vernahm man das helle, jubelnde Vogelgezwitscher sowie ganz von fern das leise Summen der See. Dazu drang von den Äckern der kräftige Duft umgeworfenen und gedüngten Erdreichs herüber.

Inzwischen war es in dem Saal leer geworden. Fast unmerklich hatten sich die drei Beamten, nachdem ihnen klar wurde, wie sich hier eine intimere Unterhaltung zwischen den Herrschaften und dem Geistlichen entspann, aus dem großen, sonnendurchfluteten Raum entfernt. So befanden sich nun die Neuvermählten mit ihrem Seelsorger allein. Und noch immer hielt das junge Weib in nachdenklicher Gebärde ihre Hand gegen die Stirn gepreßt, als ob sie ihre schweifenden Gedanken nicht auf die rechte Bahn zu lenken vermöchte.

Da huschte zum erstenmal ein kurzes flüchtiges Lächeln um den ausdrucksvollen Mund des Geistlichen. Es war, wie wenn über die nächtige See rotzüngelnd eine Rakete fährt. Und ebenso blitzartig verlöschte es auch wieder.

„Sie denken darüber nach, Frau Baronin," half er ihr im Ton eines untrüglichen Menschenkenners ein, „wo Sie mich schon einmal gesehen haben könnten."

„Ja, ja, Sie haben recht, Herr Pastor, darüber denke ich nach. Aber es will mir so gar nicht gelingen —"

„Sogleich," schnitt er ab. „Rufen Sie sich unsre wunderherrliche, erhabene Marienkirche zu Stralsund in Ihr Gedächtnis zurück."

Das bräutlich geschmückte Weib ließ die Hand ruckartig herabgleiten und stieß einen unterdrückten Ruf aus: „Mein Gott, die Marienkirche!"

„Was geschah dort?" mischte sich jetzt auch der Schloßherr interessiert in das Gespräch.

„Dort, Herr von Autrum," sprach der Geistliche ohne Schwung weiter und ganz so, wie wenn er irgendeine beglaubigte Begebenheit aus einem Buche vorzutragen hätte, „dort hielt an einem gleichgültigen Sommernachmittag vor mehreren Jahren ein armer Kandidat der Theologie seine Probepredigt. In dem Gotteshaus war es leer."

„Ja," wiederholte Gabriele aus ihren Gedanken heraus, indem sie verloren das Haupt senkte, „ganz leer. Die Schritte hallten auf den Steinen der Fliesen."

„Sie hallten auf den roten Ziegelsteinen wider," bestätigte der Geistliche ungerührt, „sie dröhnten dumpf auf den Bronzeplatten der eingelassenen Gräber. In den unzähligen bunten Schnitzwerken des gewaltigen Baues

spielten die Sonnenstrahlen wie heute. Und nach der häßlichen und unwürdigen Gewohnheit bezahlter Erklärer führte der Küster eine kleine Schar von Fremden in den Gängen und Sakristeien herum. Die Neugierigen fragten und plauderten, und derweil predigte der junge Geistliche in Not und Angst weiter."

„Oh, vergeben Sie," murmelte Gabriele kaum hörbar. „Ich fühlte gleich, welch ein Unrecht wir begingen. Wie eine Versündigung erschien es mir."

Wiederum nickte Pastor Elgett. „Das muß es gewesen sein," gab er zu, „denn ganz allein von allen löste sich ein junges Mädchen aus der Schar. Die setzte sich verstohlen, fast beschämt, auf die erste Reihe, faltete die Hände und lauschte mir."

„Und Sie sprachen ein Wort," träumte das junge Weib weiter, das mich in all der Zeit nicht verlassen hat. Wie konnte ich Sie nicht gleich erkennen? Es war so ein ängstliches, bedrückendes Wort, das mir wie ein Stückchen Eis in der Seele fror. Sie sagten: Der Mensch steht in der Welt allein. So ausgesetzt und einsam, als ob der Erdball um ihn von einem gewaltigen Besen leer und rein gekehrt wäre. Und niemand stehe bei ihm als Gott. Aber auch dieser harre nur irgendwo in der Ferne und müsse ein ganzes Leben hindurch gesucht werden."

Der Schloßherr wiegte ein wenig bedenklich das Haupt. „Daran erkenne ich Sie, lieber Elgett," versicherte er. „Das kann kein andrer als Sie verkündet haben. Solch eiserne Lehren verbreiten Sie ja noch heute."

„Heute mehr als je, denn das Leben ist inzwischen auf mich zugeschritten," bekräftigte der Geistliche ruhig, indem er absichtlich das kurzgeschorene strenge Haupt ein wenig zu den blauen Gefilden der See hinauswandte, um nicht zu beobachten, wie sich das blonde Geschöpf in irgendeiner fernen Unruhe an ihren Gatten geschmiegt hatte, der das Wesen, das sich ihm so willig und gänzlich hingeben wollte, umschlang und ihr einen langen, fast ehrfurchtsvollen Kuß auf die Stirn drückte.

Nach einer Weile forderte der Schloßherr seinen Seelsorger auf, mit den Neuvermählten die erste Mahlzeit zu begehen.

„Ein Täßchen Kaffee, Herr Pastor Elgett, werden Sie nicht verschmähen," meinte er mit zwingender Freundlichkeit. „Wir nehmen ihn in dem kleinen Zimmer meiner Frau. Es steht noch ganz so, wie es die Königin Christine verlassen hat, die hier vor mehreren hundert Jahren ein paar frohe Wochen verlebt haben soll. Und fröhlich wird auch Frau Gabriele in dem Kabinett hausen, nicht wahr?"

Wie leuchteten bei dieser Versicherung die hellen Augen der jungen Frau hoffnungsvoll und strahlend auf! Ihre Brust hob sich, ihr ganzes Wesen schien dem Manne ihrer Wahl bedingungslos entgegenzudrängen. Dann abermals jenes starke Bezähmen von Wunsch und Natur, und nachdem die wieder Gleichmäßige beide Herren um einen kurzen Urlaub gebeten hatte, weil sie sich ihres bräutlichen Schmuckes zu entledigen gedachte, da stiegen die Männer über die breite blankpolierte Eichentreppe in das zweite Stockwerk hinauf.

Ein weiter, schnurgerader Gang, eine Art Galerie, an deren Wänden fortlaufende Reihen schwedischer Reiterkürasse aus dem Dreißigjährigen Krieg

mit den dazugehörigen Eisenhelmen und Beinpanzerungen angeschraubt standen, empfing die Ankömmlinge und leitete sie in ein ganz merkwürdiges, achteckiges Turmzimmerchen. Eine Bewegung des Staunens führte selbst der ernsthafte Geistliche aus, als er zum erstenmal einen Blick in dieses ihm bisher unbekannte Gemach werfen durfte. Mit einer Art feineren Kunstempfindens genoß er diesen seltsam vornehmen Raum mit dem herrlichen Kirschbaumholz von nachgedunkelter gelber Tönung; ja all diese Spiegel, Ziertischchen und breiten Sofagestelle mit ihren grünen, großgeblumten Seidenbezügen schossen ihm allmählich zu einem belebten historischen Bilde zusammen. Das Kostbarste aber in der achteckigen Kemenate bildete sicherlich eine hohe Standuhr. Gleich einem gotischen Turm war sie gestaltet, blitzte an allen Ecken und Simsen von getriebenem Gold, und hoch oben auf einer elfenbeinernen Galerie erschien zu jeder Tagesstunde, immer wechselnd, einer der zwölf Apostel, der das Knochengerüst des Todes mit Hippe und Stundenglas vor sich her trieb.

„Nehmen Sie Platz, Pastor Elgett," forderte der Schloßherr auf, indem er auf die hochlehnigen Kirschbaumstühle wies, die um den bereits gedeckten Kaffeetisch in der Mitte des Raumes herumstanden. Und ohne jede weitere Einleitung legte Bernhard von Autrum dem Sitzenden die Hand auf das Knie und forschte, indem er sich eilfertig noch einmal umsah: „Sagen Sie mir, wie gefällt Ihnen meine Frau, Pastor Elgett? Sie wissen, ich gebe auf Ihr Urteil mehr als auf das von andern Menschen. Denn Sie graben sich tief in die Charaktere der Ihnen Nahestehenden ein. Deshalb frage ich Sie: wie gefällt Ihnen Gabriele?"

Allein der Pastor bewegte nicht das Haupt. Ernsthaft blickte er auf die zierliche Porzellantasse herab, an deren Henkelgriff er spielte, ohne sofort eine Antwort zu erteilen.

„Nun," drängte der andre noch einmal, wobei seine Stimme unwillkürlich einen etwas schärferen Klang annahm, „wie steht es, Herr Pastor? Können oder wollen Sie mir nicht antworten?"

„Warum nicht?" Der Geistliche hob das Habichtsantlitz, und als er jetzt den gespannt Aufhorchenden mit einem einzigen Blick musterte, da konnte sich der Schloßherr, so sehr er sich auch dagegen sträubte, eines leisen fröstelnden Schauers nicht erwehren. Ihm war es mit einem Male, als hätte er leichtsinnig das Schicksal herausgefordert, und die Zukunft säße nun vor ihm in Gestalt des Unempfindlichen, Unbeweglichen, der menschliche Leidenschaften abgetötet hatte, und öffne jetzt den Mund, um Unabwendbares zu verkünden. Dazu rollte es plötzlich aus der goldenen Standuhr. Der Apostelfürst Petrus schritt auf der elfenbeinernen Galerie dahin und trieb den Tod mit drohend ausgestreckter Rechten vor sich her. In silbernem Verklingen tönten vier melodische Schläge durch das achteckige Zimmer der Königin Christine.

„Hören Sie," hob der junge Pfarrherr an, nachdem sich der letzte Laut verflüchtigt hatte, „hören Sie, Herr von Autrum," sprach er mit seiner knabenhaft zitternden Stimme, die dem Schloßherrn in diesem Moment jedoch den Klang einer schmetternden Trompete zu besitzen schien, „Ihre Gattin kommt zu Ihnen wie die ersten Menschen aus dem Paradiese. Ohne Kenntnis des

Bösen und Gemeinen, und sie wird dauernd ihren Lichtweg schreiten können, solange ihr der glücklichste Zufall des Daseins treu bleibt."

Bernhard von Autrum streckte die Füße von sich, verzog ein wenig die feingeschwungenen schwarzen Augenbrauen, bis er absichtlich die Kaffeetasse laut und klirrend über den Tisch schob.

„Pastor Elgett," entgegnete er mit einer gewissen Hast, und der Geistliche konnte deutlich den Ton der Gereiztheit aus den kurz abgehackten Worten heraushören, „jetzt müssen Sie mir schon erklären, was Sie unter dem allerglücklichsten Zufall verstanden wissen wollen. Denn Sie werden voraussetzen, daß ich meinem Weibe, das ich aus innerster Neigung und abgesehen von allen Nebenrücksichten heimgeführt habe, jene günstigen Vorbedingungen nach besten Kräften zu schaffen gesonnen bin."

Draußen auf dem breiten Gang regte sich etwas. Ein vertriebenes Blatt schien über den Eichenboden zu rascheln. Es konnte aber auch nur der Wind sein, der summend an den eisernen Rüstungen von Gustav Adolfs Panzerreitern vorüberstrich.

Die beiden Männer achteten nicht darauf.

„Sie haben mich gefragt," setzte der Geistliche seine Erklärung unerschütterlich fort, wobei sich seine Mienen weder erhellten noch verdüsterten, „und ich antworte Ihnen, soweit meine Erkenntnis reicht. Und wenn Sie mich nach jenem glücklichen Zufall und nach den besten Bedingungen fragen, so muß ich Ihnen zu bedenken geben, daß für solch weiche Lichtcharaktere, wie Ihre Gattin auf den ersten Blick einer zu sein scheint, die Umgebung und nur die Umgebung jenen alles bestimmenden Faktor stellt. Den Bergführer zur Höhe oder den Versucher aus der Nacht des Abgrunds. Sie selbst, Herr von Autrum, sind es, der von jetzt ab die Verantwortung übernimmt," hier schlug der Geistliche plötzlich gegen den vor ihm Sitzenden die Augen auf.

Merkwürdig, es war doch nur ein unmerkliches Heben der Lider, und doch hätte sich auch eine noch festere Natur, als sie dem Gastgeber eignete, diesen nun frei werdenden Augen nicht mehr entziehen können. Auf den dunklen Gründen jener tiefen eingefallenen Höhlen brannte ein unheimliches, glitzernd bläuliches Feuer, das sicherlich von einer unirdischen Macht entzündet war.

Getroffen rückte sich der Rittergutsbesitzer in seinem Stuhl zurecht: „Ich selbst?" stotterte er völlig befangen. „Wie meinen Sie das?"

Da hatten sich auch schon die Lider wieder gesenkt, die Feuer waren verloschen, und es blieb nur die zitternde Knabenstimme übrig, die in ihrer seltsam aufregenden Weise fortfuhr. Bernhard von Autrum hörte, wie Pastor Elgett etwas von dem Lebenswandel des Rittergutsbesitzers vorbrachte. Wie von einer eigenartigen Lähmung befangen, schien es ihm so, als ob sein früheres Tun und Treiben auf diesem Schloß ruhig, ohne Haß, indes auch ohne Beschönigung durchgegangen würde. Was war das? Himmeldonnerwetter, der Pfaffe da war wohl rein übergeschnappt? Fiel nicht auch ein Wort, ein Name, der dem jungen Baron gerade in dieser Stunde das Blut ins Gesicht trieb?

Anne-Liese Kujath?

„Still — verdammt nochmal — Herr Pastor, ich muß mir das auf das energischste verbitten."

Wieder ein leichtes Beben der zarten, unmännlichen Stimme. Und dann abermals das ruhige, habichtssichere Zugreifen:

„Erregen Sie sich nicht, Herr von Autrum. In alledem erfüllte ich meine Pflicht. Denn mein Stand hält den Spiegel der Menschheit. Und eine rückhaltlose Beichte vor großen Lebensabschnitten wird auch außerhalb der katholischen Kirche von fortwirkendem Segen gekrönt. Daran glaube ich fest. Gerade in dem Aufdecken des Verborgenen, von uns scheu und ängstlich Behüteten, liegt eine reinigende Kraft. Und was ich Ihnen erklären wollte, besteht nur in dem Grundsatz, daß der Mensch seine Umgebung, und die Umgebung den Menschen heiligt. Sie wissen nun, wie ich es meine."

„Ja, ich weiß," schloß der Grundherr kalt.

Aber gleich darauf fuhr er leicht zusammen.

Verwünscht, hatte er jenes leise Rascheln etwa auch überhört? Empfanden seine Sinne nicht mehr so fein wie früher? Dieser niederträchtige, schwerblütige und doch bannende Kerl, dieser Pastor, war er wirklich von dem Eiferer mit wenigen Worten so kreuz- und lendenlahm geschlagen worden, daß ihm dies feine seidene Geräusch hinter der grünen Samtportiere entgangen sein konnte?

Richtig, der faltenreiche Stoff wurde rasch zurückgeschlagen, und fast unhörbar glitt Gabriele mit einer geschmeidigen Bewegung, die man ihrer stolzen Gestalt kaum zugetraut hätte, in das achteckige Zimmerchen. Da erhob sich der Schloßherr eilends von seinem Sitz. Noch einmal fuhr es ihm blitzschnell durch den Sinn, warum sein junges Weib wohl dem Glanz und der altertümlichen Pracht des eigenartigen Raumes zuvörderst so gar keine Aufmerksamkeit schenkte. Täuschte er sich oder hatte die hohe Gestalt, die sich so scharf in ihrem weißen Kostüm von dem grünen Samt der Portiere abhob, hatte sie in der Tat einen so merkwürdig forschenden Blick auf ihn geheftet, als ob sie ihn im Moment schwer wiederzuerkennen vermöge? Dazu blitzte das Sonnenlicht funkelnd und glitzernd in den rotgoldenen Haaren.

Lächerlich, ein Irrtum hielt seine Überlegung gefangen. Das waren ja alles Hirngespinste. Und während er seinem jungen Weibe die Hand reichte, um sie zu dem hochlehnigen Kirschbaumsessel zu geleiten, den er dicht neben den seinen gerückt hatte, da brauste in ihm bereits wieder das starke Lustgefühl auf, das ihm diese königliche, unberührte Schönheit stets erregte.

Wahrlich, ein prangendes Weib. Würdig, die Nachfolgerin jener Christine zu werden, die einstmals hier ihren fürstlichen Leib zur Ruhe gestreckt hatte. Und welch eine Genugtuung für den Mann, der sie besaß, als er nun auch in den Zügen des Geistlichen eine tiefe, fast erschreckte Betroffenheit festzustellen glaubte. Allein Pastor Elgett bereitete dem Erregten auch hier eine Enttäuschung. Denn nachdem die junge Frau den beiden Herren anmutig den dampfenden Trank in die Tassen gefüllt hatte, äußerte der Geistliche nur ganz nebenbei und wie wenn es für ihn etwas völlig Nebensächliches bedeutete:

„Ein solch weißes Kleid, gnädige Frau, trugen Sie auch damals, als Sie meine erste Predigt hörten."

Da lächelte Gabriele: „Erinnern Sie sich noch, Herr Pastor?"

„Gewiß, ich habe es nicht vergessen," erwiderte der Angeredete achselzuckend, „und wäre es auch nur," setzte er ohne Bedenken hinzu, „Sie müssen es mir vergeben, gnädigste Frau — weil mich eigentlich helle Gewänder in der Kirche stören."

„Na also," platzte der Hausherr ganz befriedigt heraus, „da hast du ja nun auch deinen Segen, liebstes Weib."

In ruhiger Unterhaltung weilten die drei fortan beieinander. Gabriele erkundigte sich nach den benachbarten Familien, mit denen sie nun bald in Verkehr treten müsse. Der Pastor, zu dessen Gemeinde die umliegenden Gutsherrschaften gehörten, kannte alle genau und erteilte ihr jede gewünschte Auskunft. Dann fragte sie nach jenem Streit, der ihren Gatten, wie sie oftmals aus den kleinen Lokalblättern gelesen, mit den Bootsbauern drüben in Schwanendanz veruneinigt hätte. Und darüber geriet der Schloßherr sofort in Hitze. Während sich seine Stirn leise rötete, wobei er an seinem glänzend schwarzen Schnurrbärtchen zuweilen unmutig hin und her zupfte, berichtete er nicht ohne Hohn:

„Ja, siehst du, mein Kind, diese Kerls da drüben. Vor wenigen Jahren da war unser Schwanendanz jenseits des Wassers nichts andres als ein schlichtes und richtiges Fischerdorf, wie sie überall bei uns an der Küste zu finden sind. Die Leute nährten sich so gut es ging, und die Behörden sowohl als wir anstoßenden Grundbesitzer kamen mit ihnen aus. Plötzlich fuhr der Teufel in die Gesellschaft. Gelegentlich der Wahlen strichen nämlich diese verwünschten, verhungerten Agitatoren in unsrer Gegend herum, die doch von den hiesigen Zuständen keinen Schimmer besitzen, und brachten das Schlagwort von den zu „verbessernden Lebensverhältnissen" mit. Warum schütteln Sie den Kopf, Herr Pastor? Es verhält sich doch so? Hatten denn die Menschen nicht alles, was sie brauchten? Wozu mußte, zum Kuckuck, mit einem Male darauf hingearbeitet werden, daß ausgerechnet aus diesem Schwanendanz, nur weil es ein paar tausend Seelen mehr zählte als die übrigen Niederlassungen hier herum, warum mußte aus diesem ruhigen und zufriedenen Dorf plötzlich ein Marktflecken mit einem sogenannten Bürgermeister an der Spitze geformt werden? — Bürgermeister!" lachte Herr von Autrum spöttisch in sich hinein und zupfte heftiger an seiner Bartspitze; „zum Brüllen, wahrhaftig. Sie wissen es ja, lieber Elgett, Sie haben ja die große Ehre seiner Bekanntschaft. Ihr sogenannter Bürgermeister, Herr Westphal, der ist doch da drinnen in der Stadt irgendwo ein kleiner Handwerker gewesen, nicht wahr? Oder irre ich mich?"

„Nein, Sie täuschen sich nicht. Bürgermeister Westphal war Werkmeister in einer Maschinenschlosserei," bestätigte der junge Geistliche, und man konnte keinen Tadel aus seiner Stimme heraushören. „Aber was weiter?"

„Was weiter?" wiederholte der Rittergutsbesitzer in heller Verwunderung. „Na, behagt Ihnen denn, Herr Pastor, das laute Wesen, das jetzt da drüben Platz gegriffen hat? Ich frage Sie, warum hat dieser unruhige Mensch aus einem Gemeindevorsteher durchaus Bürgermeister werden müssen? Solch eine alberne Eitelkeit! Und weshalb hat er nicht geruht, bis die Insassen des neuen Marktfleckens" — hier stampfte der Sprechende leise mit dem Fuß auf den weichen Teppich — „warum hat er nicht gerastet, bis sie sich fast

sämtlich einer Industrietätigkeit hingaben? Sie bauen jetzt Boote. Überall lächerlich kleine Handbetriebe. Von Zeit zu Zeit kracht zwar einer wegen fehlender Mittel zusammen. Aber glauben Sie etwa, daß sich die andern dadurch warnen lassen? Ganz im Gegenteil, Sie schließen sich enger aneinander, bringen noch mehr fremde Arbeiter hierher, die uns Grundbesitzern die wenigen Leute, die wir überhaupt noch festzuhalten vermögen, bis zum Rest aufhetzen und verderben. Und was das allerschlimmste ist, seit etwa einem Jahr da beginnt der drollige Gewalthaber von Schwanendanz sogar an den uralten Strandgerechtsamen herumzuschnüffeln, die meiner Familie da drüben seit den Tagen unsrer Einwanderung gehören. Na, da kann der Herr ja was erleben. Er soll nur kommen."

„Er ist schon da," unterbrach Pastor Elgett.

„Schon da? Wieso? Wie meinen Sie das?"

Der Geistliche wandte sein Haupt nach dem breiten Fenster, durch das die Baumwipfel ungeheurer Ahornstämme hereinnickten. In diesem Augenblick trugen die Riesen eine Krone von Gold und Purpur, welche die sinkende Sonne ihnen als Vermächtnis aufs Haupt gedrückt.

„Wie schön!" flüsterte Gabriele hingerissen. Jedoch ihr junger Gatte achtete nicht der Herrlichkeit seines Besitzes.

„Schon da?" nahm er von neuem auf, indem er hastig auf die Füße sprang. „Ich will doch nicht hoffen —"

„Doch, Herr von Autrum, ich habe seine Stimme sofort erkannt. Ein Organ wie dieses, mit einer solch rollenden, markigen Gewalt gibt es sonst in der ganzen Gegend nicht."

Der Schloßherr reckte sich. „Rollende Gewalt ist gut," stieß er hervor. „Sie scheinen sich ja auch bereits zu den Bewunderern Ihres glorreichen Krämers geschlagen zu haben. Freilich, das ist Auffassungssache."

So eingesponnen befand sich der Aristokrat von Zorn und Abneigung, daß er seinem jungen, schönen Weibe, deren Blicke ihm noch eben so rätselhaft erschienen waren, nur kurz die Hand zum Abschied hinstreckte. Gleich darauf eilte er in stürmischer Hast hinaus. Deutlich fingen die Zurückbleibenden den Schall seiner Tritte auf, die auf dem harten Eichboden der Galerie widerdröhnten, bevor sie schwächer und schwächer wurden.

Inzwischen war der Sonnenball, der wie eine rote Kugel zur See herabrollte, tief und tiefer gesunken. Nun zischte er in die blaue Unendlichkeit herab, und die letzten Strahlen, die er entsandte, schossen wie purpurn und violett gekleidete Reiter nach allen Seiten auseinander. Gewaltig lautlose Stille lag für eine Sekunde über See und Welt.

Auch in dem kleinen Gemach waltete dieselbe Feierlichkeit. Andächtig starrten die beiden Zuschauer auf das erhabene Wunder hinaus, bis das junge Weib endlich die bannende Ruhe unterbrach.

„Hier werde ich leben," murmelte sie vor sich hin, als wenn diese Worte nur für ihre zagende Seele allein bestimmt wären.

Der Geistliche jedoch fing sie auf.

„Ja, auf diesem Herrensitz," sprach er mit starker Betonung. Und dabei konnte Gabriele von Autrum wahrnehmen, wie sich seine Augen nicht von den Hütten und Häusern der Schwanendanzer jenseits der Rogaer See lösen

konnten, die ihre zierlichen runden Ziegelschornsteine gleich gierigen Fingern gegen den Himmel gespreizt hielten. „Auf diesem Herrensitz, gnädige Frau, wo der Allmächtige alles das verschwenderisch hinstreute, was er andern, minder Begnadeten versagt. Wissen Sie auch, was daraus folgt?"

Er wandte sich und sah sie an. Und merkwürdig, seine fest auf sie gerichteten Augen mußten die Antwort förmlich aus dem jungen Geschöpf hervorlocken. Ihre Entgegnung klang, wie magnetisch gezogen:

„Ich weiß es," erwiderte sie, indem sie sich leicht mit der Hand auf den runden Tisch stützte. „Es gilt, von diesen Gaben einen mitteilsamen und guten Gebrauch zu machen. Und das will ich versuchen."

„Amen," schloß der Priester hart, „das ist Ihre Pflicht."

Dann wieder Stille. Abermals Schweigen und jene lähmende Feierlichkeit. Und doch — merkte der Diener der Kirche nicht, daß eine scheue Seele hier mit einer Last rang, die sie abzuschütteln trachtete? Fiel ihm nicht auf, wie dieses stolze, königliche Geschöpf verloren und unsicher um sich schaute, als ob sie etwas suche, ängstlich etwas zu erfassen spähte, damit es ihr zur Stütze dienen könnte? Warum erriet er das nicht? Seine Gefährtin setzte ja mehrfach zu einer Frage an. Ihre Lippen bewegten sich, als ob sie willenlos und hastig etwas hervorstoßen möchten. Aber gleich darauf preßten sie sich wieder zusammen, fest und hartnäckig, von Scheu und Furcht verschlossen.

In dem Gemach der Königin Christine wurde es dunkel.

## II

Unterdessen schritt Bernhard von Autrum eilfertig an der Grenze des Parkes entlang, bis er den Gutshof erreicht hatte, von wo die Stimme herüberschallte, deren Grollen Pastor Elgett sogleich erkannt hatte. Richtig, dicht neben der weinumsponnenen Schloßtreppe ragte eine breite, untersetzte Gestalt auf.

„Wahrhaftig, das ist ja der liebe Herr Westphal," murmelte der Gutsbesitzer mit einer Art widerspruchsvoller Befriedigung. „Man erkennt ihn bereits an seinem demokratisch zerbeulten Schlapphut. Ich glaube, der Mensch trägt diesen unmöglichen Filz bloß zur Demonstration. Man möchte ihm einmal einen alten Zylinder schenken. — Guten Abend, Herr Bürgermeister," setzte er laut hinzu, sobald er den Fremden erreicht hatte, der augenscheinlich mit dem mächtigen Inspektor Pütter in einer bereits zum Streit ausgearteten Unterhaltung begriffen war.

Noch immer trug der Inspektor den ihm so schlecht sitzenden, knackenden Frack, und Bernhard von Autrum bemerkte mit grimmigem Behagen, wie der Gewaltige von Schwanendanz in der Hitze des Gefechtes mit seinem Stock dem Riesen von Zeit zu Zeit gegen das spröde Oberhemd klopfte.

„Aber das is doch eine Ausrede," rief der Fremde gerade in dumpfem Groll und pochte heftiger auf das steife Oberhemd ein. „Wie können Sie sich zu so etwas gebrauchen lassen, Herr Pütter!"

„Ich lasse mich gar nicht gebrauchen," versetzte der Riese sehr ruhig, während er sich behaglich über die gefährdete Rückennaht strich. „Ich sagte Ihnen bloß, wir schließen heute überhaupt keine Geschäfte ab, heute nich, und morgen nich und übermorgen nich, denn wir machen gerade Hochzeit."

„Aber Sie doch nicht?"

„Doch, Herr Bürgermeister, ich tue alles, was mein Herr macht."

„Herr?" Der Bürgermeister lachte. Es klang, wie wenn ein Bernhardiner zu murren beginnt. Und siehe da, solch ein mächtiges, braun und weiß geflecktes Tier ragte wirklich neben dem knorrigen Manne auf und wurde von ihm hart am Halsband gehalten.

Mit einem raschen Schritt trat der Rittergutsbesitzer aus dem Schatten des Hauses hervor und gerade auf die Gruppe der beiden Hadernden zu: „Guten Abend, Herr Westphal."

„Ah, guten Abend, Herr Baron." Der untersetzte Mann lüftete den Schlapphut, eine wahre Odinskappe, und entblößte dabei ein mächtiges Haupt voll wirrer schwarzer Haare, die sich ihm feucht und strubblig über Stirn und Nacken ringelten. Gleichzeitig reckte der Schwanendanzer die Hand aus, als wolle er sie dem Ankömmling nach alter Gewohnheit darbieten, preßte jedoch auf halbem Wege die Finger zusammen und zog sie zur Faust geballt wieder an sich.

„Na, was verschafft mir das Vergnügen?" begann jetzt der Schloßherr, sich langsam auf den Zehen wippend, während er die Hände nachlässig auf dem Rücken gebettet hielt. Er hatte den unterlassenen Handschlag recht gut bemerkt und pfiff nun darüber ein wenig amüsiert leise durch die Zähne. „Womit kann ich Ihnen dienen? Wir sind heute hier nämlich ein bißchen pressiert."

Der Bürgermeister von Schwanendanz streichelte schwerfällig über das schön gelockte Fell seines Berhardiners, dann nickte er beistimmend mit dem Haupt und lenkte mit einer Art trotziger Freundlichkeit ein:

„Das woll — ja, das woll, Sie haben heute Hochzeitstag, Herr Baron — da darf ich Ihnen woll Glück wünschen."

Die elegante Figur des Freiherrn neigte sich, man konnte die Bewegung für eine ganz kurze nachlässige Verbeugung halten.

„Ich danke, lieber Westphal, ich danke Ihnen. Aber das gehört nicht zur Sache," schnitt er kühler an. „Bitte, was führt Sie in später Stunde noch zu mir?"

Da breitete der Inspektor seine Arme aus und zuckte verständnislos die ungeheuren Achseln.

„Je, Herr Baron, wegen unserm Wald. Der Herr Bürgermeister is nich einverstanden."

„Womit, wenn ich fragen darf?"

Jetzt ließ der Mann im Schlapphut seinen Bernhardiner fahren, riß den alten, lappigen Gehrock auf, als wenn ihm die Luft mangelte, und stieß endlich seinen Stock kräftig in den lockeren Kiesboden ein.

„Herr Baron," brachte er mit einer Stimme hervor, die laut über den nun bereits dämmrigen Hof schallte und in der Tat etwas von dem Grollen der See aufwies, „ich bin gekommen, um mir eine Aufklärung zu erbitten."

„Schön, aber gefälligst ohne Umschweife."

Der Bürgermeister schob seinen Stock an dem Horngriff hin und her, so daß auf dem Erdboden die weißen und blauen Kieselsteinchen hier- und dorthin stoben.

„Ist Ihnen bekannt, Herr Baron," fuhr es stark aus dem Manne hervor, „daß Ihr Förster uns die weitere Lieferung der Rundhölzer verweigert?"

Bernhard von Autrum bejahte. Er hatte ein goldenes Etui hervorgezogen, dem er nun eine Zigarette entnahm, um sie leichthin in Brand zu setzen.

„Bekannt?" nahm er die Frage auf. „Aber natürlich, mein lieber Herr Bürgermeister" — und er färbte das Wort „Bürgermeister" mit einem Klang, der unnachahmlich war — „denn ich selbst habe es ja angeordnet."

Allein auf den Gemeindevorsteher von Schwanendanz schien diese gleichgültige Art ihre Wirkung zu verfehlen. Vielmehr riß er sich den Hut noch etwas weiter in die Stirn, bevor er mit Festigkeit zurückgab:

„Aber Sie besitzen kein Recht dazu. Denn sehen Sie, Herr Baron, hier, ich habe alles mitgebracht." Damit zog der breitschulterige Mensch ein Schriftstück aus seinem abgetragenen Gehrock hervor und hielt es dem Schloßherrn so dicht vors Gesicht, als solle er trotz der Dunkelheit dieses Dokument studieren. Der Gutsbesitzer aber schlug mit der Hand danach:

„Stecken Sie ein," lehnte er ein wenig verletzt ab, „was soll denn der Fetzen?"

„Der Fetzen?" lachte der Bürgermeister widerwillig auf, „der Fetzen? Herr Baron, ich sag' Ihnen man, auf solchen Fetzen beruht unser ganzer Staat, und unser Handel, und die Freiheiten, die wir uns erworben haben. Und in diesem hier hat Ihr Rendant einen Vertrag mit mir abgeschlossen, wonach an die Schwanendanzer Bootsbetriebe so lange Schlagholz zu liefern sei, als der Vorrat reicht."

„Ganz recht," versicherte der Gutsbesitzer nachlässig und wippte sich noch behaglicher auf den Zehen auf und nieder. „Aber mein lieber Herr Bürgermeister, hier liegt eben der Knacks. Solange er reicht, verstehen Sie? Aber er reicht eben nicht länger. Das Vorhandene ist aufgebraucht, und neue Stämme lasse ich für Sie nicht schlagen."

Inzwischen war es dunkel geworden. Die Männer konnten kaum noch die Umrisse ihrer Gestalten unterscheiden, und doch fing der Schloßherr die unregelmäßigen, stoßweisen Atemzüge des Bürgermeisters auf, der sich Gewalt anzutun schien, um seine Natur zu zähmen. Zuletzt aber fuhr es mit jenem eigentümlichen rollenden Klang aus dem Manne hervor:

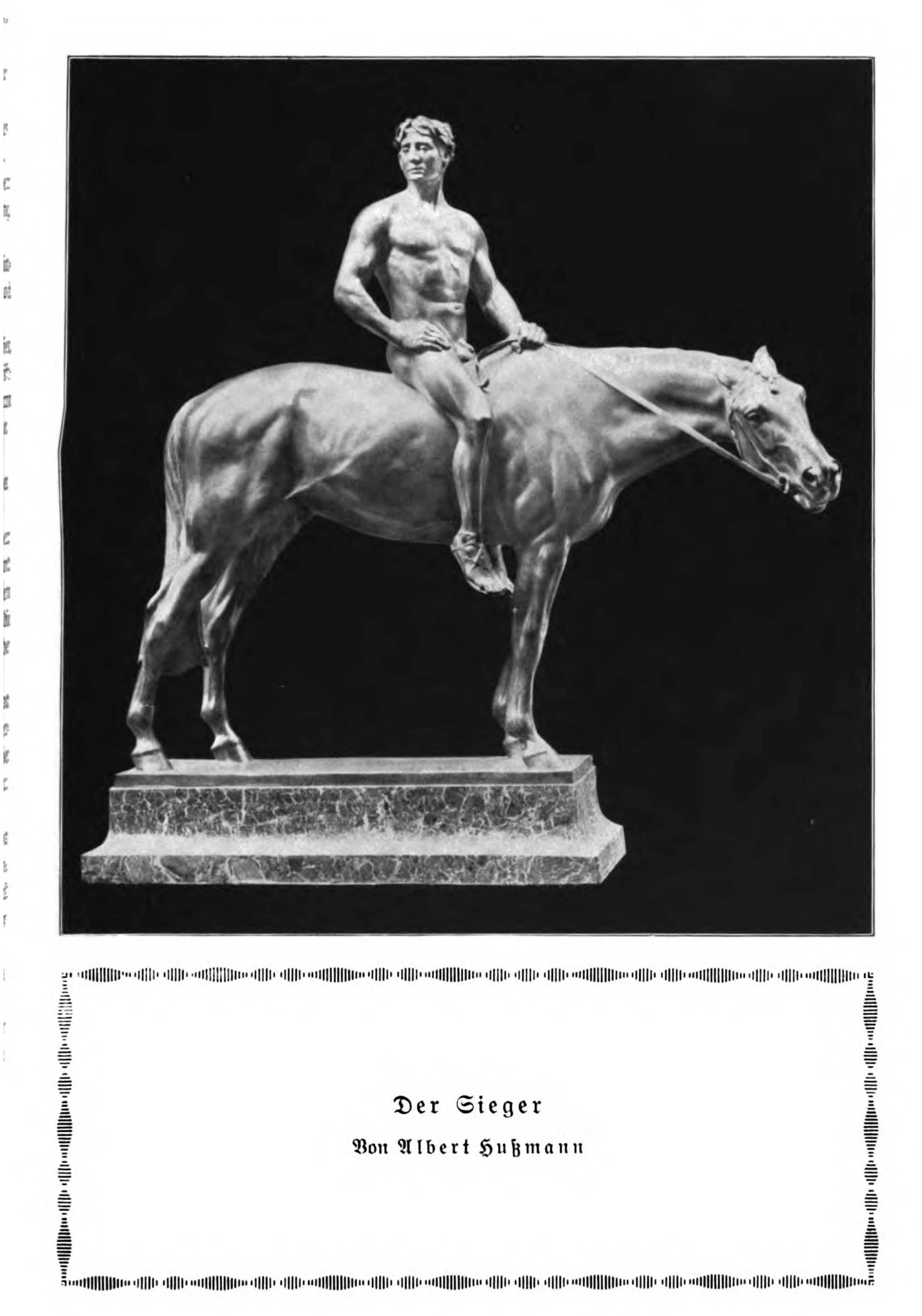
„So, das ist ja hübsch. Und warum wollen Sie durchaus unsern Handel stören und unterbinden, Herr Baron?"

Bernhard von Autrum blies den Rauch des feinen türkischen Tabaks von sich. Die rotglimmende Spitze der Zigarette glühte wie ein winziges Auge zu dem Fremden herüber. Laut aber warf nun auch der Schloßherr heftiger hin:

„Darüber bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig."

„Glauben Sie? Das wird sich finden, Herr Baron."

Jetzt lachte der Adlige: „Na, da haben wir's ja, mein Bester. Sie drohen schon wieder. Natürlich heimlich und versteckt. Aber schließlich, warum soll ich Ihnen Ihr Konto nicht einmal aufrechnen? Also kurz, ist es wahr, oder irre ich mich nur, daß Sie seit langem, auf allerhand ungültige Schreibereien gestützt, damit umgehen, mir meine herrlichen Waldbestände enteignen zu lassen?"



**Der Sieger**

**Von Albert Hußmann**

„Herr Baron," unterbrach nun der andre mit vollem Eifer, „wozu dient Ihnen der Wald?"

„Was? Wozu er mir dient? Herr, er gehört mir, und ich jage darin!"

„Und das halten Sie für notwendig? Wir aber wollen neue Werte aus ihm schaffen."

„Ach so, Jachten und Vergnügungsboote, das halten Sie für ein so überaus verdienstliches Werk. Aber Sie haben ganz recht, wie komme ich auch im Grunde dazu, mit Ihnen über Ihre Lebensauffassung zu rechten? Beantworten Sie mir lieber noch eine Frage. Sie wünschen doch da drüben auf meinem Strand — vorausgesetzt, daß ich dies zulasse, woran ich natürlich nicht im Traume denke — eine Werft zu errichten. So eine Art Aktiengesellschaft. Sagen Sie mal, verehrter Herr, schämen Sie sich eigentlich gar nicht, sich in dieser frivolen Weise in rechtlich begründete Besitzverhältnisse eines andern zu mischen? Oder haben Sie kein Gefühl dafür, daß für einen Grundherrn ein solches Liegentum mehr bedeuten kann, als sich in Mark und Pfennigen ausdrücken läßt? Ich sage Ihnen, Sie könnten ebensogut verlangen, daß ich Ihnen dort drüben aus dem Mausoleum die Särge meines Vaters und meiner Mutter verschachern sollte. Himmelkreuzdonnerwetter, und da Sie ja Ihre verehrte Nase beständig in Chroniken und alte Scharteken hineinstecken, so müssen Sie doch auch gelesen haben, wie jeder Zollbreit dieses Bodens hier mit dem Schweiß meiner Vorfahren erst urbar gemacht und dann gedüngt worden ist."

Scharf und fest schrillte der Ruf des Junkers über den Hof. Aber auch der Bürger wich nicht vor ihm zurück. Er griff in das Halsband des Hundes, der bei dem sich anspinnenden Streit leise zu knurren begann, und mit seiner tiefen Stimme versetzte er:

„Kusch, Sultan. — Mag sein, Herr Baron, mag alles sein. Aber aus meinen alten Scharteken habe ich auch herausgelesen, daß diese Flächen dort drüben, wie so viele andre Güter unsres Landes, aus dem großen Volksbesitz herausgerissen worden sind."

Da war der Adlige am Ende seiner Geduld angelangt. Mit voller Wucht schleuderte er die Zigarette von sich, daß sie funkenstäubend dem andern vor die Füße flog, und während er ganz dicht auf den Mann im Schlapphut zutrat, rief er in vollem Zorn: „Genug. Das kommt davon, wenn man sich mit solchen überlesenen Demokraten einläßt."

„Herr Baron —"

„Ach was, die Hauptsache bleibt, nicht ein Klafter, nicht einen Span von meinem Holz sehen Sie dort drüben von jetzt an mehr. Und außerdem, wenn es noch einmal vorkommt, daß dieser Lotse, den Sie im Solde haben, hier herübersegelt, um meinen Katenleuten und Feldarbeitern aufrührerische Reden zu halten, dann werde ich den Herrn behandeln, wie es ihm gebührt. Nicht sanft. Haben Sie mich nun verstanden, Herr Bürgermeister?"

Der Schwanendanzer Mann nickte: „Soweit wir uns verstehen können, Herr Baron, habe ich Sie begriffen," sagte er ganz ruhig. „Wir werden uns eben wieder einmal vor Gericht sprechen. Und was den Lotsen Peter Bauk angeht, der Mann tut seine Pflicht, und solange er die verrichtet, werde ich mich nicht darum bekümmern, was er privatim über dies und jenes für Ge-

danken hegt. Solche Einmischung halte ich für ein Unrecht. Und nun verzeihen Sie, Herr Baron, und gute Nacht."

Damit wandte sich die feste Gestalt und schritt mit ihrem Hunde langsam von dem Hof herunter.

„Kommen Sie gut nach Hause," rief ihm der Junker noch sehr vieldeutig nach.

Christoph Westphal aber wanderte weit ausholend über das dunkle Land. Bald hatte ihn ein Feldweg aufgenommen, der zwischen kurzen verkrüppelten Weiden entlang führte. Rechts und links lagerte die Finsternis über den kahlen Rübenäckern. Ein leichter Seewind strich durch die nächtig schwarzen Kräuter der Frucht, so daß der Einsame von überall her ein unentwirrbares Wispern vernahm. Und je länger der Grübelnde lauschte, desto deutlicher meinte er zu verstehen, was die hundert feinen Stimmchen aus der Erde, um die er kämpfte, zu ihm emporriefen:

„Du Tor, du unverbesserlicher, verblendeter Tor, merkst du denn nicht? Gewalt geht vor Recht. Du wirst eingestampft werden wie wir und den Boden nur für die Herrschenden düngen."

Der Mann riß an seinem Schlapphut und gab seinen mächtigen Hund frei: „Das ist nicht wahr," murmelte er grollend vor sich hin, „tausendmal ist es nicht wahr. Der Bürger hat sich überall Bahn gebrochen. Das hab' ich hundertfach in meinen Büchern gelesen. Und seine Kraft wird nicht untergehen. Wir werden sehen."

Rüstig eilte er fürbaß. Allmählich neigte sich der Boden, der Sand wurde feuchter und weicher, und über das Kraut der Felder wogte von fern eine weiße Nebelwand daher. Und wenn der Mond, dessen Licht auf den Zinnen und Türmchen der milchigen Gebilde tanzte, etwas heller strahlte, dann konnte der Einsame bereits die fahle stählerne Scheibe der See erkennen. Um die Halbinsel lag sie geschlossen wie ein glänzender Ring. Noch ein paar Schritte, und in der dampfenden Mauer öffnete sich ein Tor. Der Bernhardiner sprang bereits auf dem weißen Küstenstrand, und aus dem hellen Plätschern konnte man erraten, daß das Tier die Strandwellen über sich hinwegschäumen ließ. Nun tauchte ein schmaler Steg auf, und davor ein einzelner Mastbaum, der kaum merklich an dem dunkelblauen Nachthimmel hin und her schwankte. Da stutzte der Wandernde zum erstenmal:

Was ist das, dachte er, wer wartet dort an dem Brett? Mich dünkt, die schmale Gestalt sollte ich kennen.

Spähend trat der Mann näher und reckte ein wenig das gewaltige Haupt vor. Dann zog er plötzlich mit einer raschen Bewegung den Filzhut. Es war ganz augenscheinlich, daß diese dunkle Gestalt, die dort so still in der Nacht wartete, von dem Schwanendanzer Bürger ehrfürchtiger und respektvoller begrüßt wurde, als es soeben dem mächtigen Junker auf dem Herrenschloß geschah.

„Guten Abend, Herr Pastor Elgett," begann Christoph Westphal und trat dicht an die Seite des schlanken Mannes heran, so daß die Strandwellen beinahe seine Füße bespülten. „Warten Sie hier auf jemand?"

Freundlich reichte der Geistliche dem Ankömmling die Hand, bevor er die Antwort erteilte:

„Ja, Herr Bürgermeister, auf Sie. Ich wollte Sie bitten, mich mit herüberzunehmen."

„Ja natürlich, von Herzen gern."

Damit sprang der Schwanendanzer in das leise auf und ab schwankende Boot, dann wendete er sich, half seinem Gast beim Einsteigen, und nachdem auch der Bernhardiner mit einem langgestreckten Satz nachgefolgt war, wurden von dem kundigen Manne die Segel losgeschnürt und aufgezogen. Langsam und schwerfällig glitt das Segelboot vom Ufer und schnitt in die schwarze Flut hinaus. Wie ein breiter, unübersehbarer Acker, dessen schwarze Schollen lebendig geworden und in langen Reihen daherwanderten, so dehnte sich die dunkle Wasserfläche um die beiden Heimkehrenden aus. Durchsichtig und dämmernd stand über ihnen die Viertelsichel des Mondes, die von Zeit zu Zeit von ungeheuren, silberumränderten Wolkenschiffen überflogen ward. In heimlichem und wohltuendem Geräusch plätscherten die anrückenden Wellen gegen den Bug des Schiffchens.

Eine Zeitlang schwiegen die beiden, die sich so zufällig auf dem engen Raum zusammengefunden hatten. Dann hob der junge Pfarrherr ausblickend das Haupt. Über der dunklen Grenze des Landes, auf das sie zufuhren, hob sich plötzlich eine rotblitzende Lohe. Sie schlug in den Himmel hinein, wie eine grelle Fahne aus roter Seide, die vom Sturm hin und her gepeitscht wird.

„Das ist die Hägersche Schmiede," sagte der Pastor, und es lag wie Bewunderung in seiner Stimme. „Die Leute verrichten wieder Nachtarbeit."

Der Bürgermeister, der neben seinem Hunde am Steuer saß, nickte: „Jawohl, Herr Pastor. Meister Häger hat viel zu tun. Und wenn es so geht, wie ich es mir vorgenommen habe, dann soll es hier bald noch anders aussehen."

Inzwischen hatte der Pfarrherr die Hand in das Wasser geneigt und ließ nun die kalte Flut an seinen Fingern vorüberrauschen. „Ja, Herr Westphal," sagte er nach einer kurzen Pause, „Sie haben hier viel geschaffen. Ihre Arbeitskraft sowie Ihre Schöpferlust sind bewunderungswürdig, das muß man Ihnen ohne weiteres zugeben, und nur eines ist dabei, das mir beklagenswert erscheint."

„Beklagenswert?" Der knorrige Mann am Steuer zog mit der Rechten die Leine des Segels etwas fester, so daß sich der Kahn auf die Seite neigte. Stärker und wuchtiger schlugen die anstürmenden Wasser gegen die Brust des Schiffes.

„Was wäre das wohl, Herr Pastor?" fragte er ruhig und doch erwartungsvoll. „Wenn es in meinen Kräften liegt, so will ich es gern abstellen."

„Sie?" Der Geistliche warf einen raschen Blick auf die dunkle Gestalt und hüllte sich fester in seinen hoch zugeknöpften schwarzen Rock, denn ihn fröstelte. „Ich weiß nicht, ob Sie das noch vermögen," fuhr er hastig fort, „denn sehen Sie, lieber Freund, Sie haben zwar diesem Dorf einen angehenden künftigen Wohlstand gebracht, aber Sie wecken auch zugleich die Habsucht und den Geiz und den harten Egoismus, der lediglich an sich denkt. Alles das ist von Ihnen, vielleicht gegen Ihren Willen, gepflanzt und verbreitet worden. Wer denkt hier noch an die geistigen und übersinnlichen Güter der Menschheit? Verstehen Sie mich?".

„Ganz gut, Herr Pastor. Warum sollte ich Sie nicht begreifen? Aber dazu sind Sie ja da, um Ihren Pfarrkindern all das Gute und Schöne zu erhalten."

„Gewiß," versetzte der Pfarrer hart, „dazu bin ich bestellt. Aber es ist traurig, daß ich zu meiner Aufgabe der Brandfackel und des Schwertes bedarf."

Als der Geistliche diese seltsamen Worte mit seiner hohen, erregten Stimme vorbrachte, da schüttelte der Mann am Steuer leichthin das Haupt. Allein er schwieg. Auch sein Passagier verhielt sich eine Weile ruhig und starrte unverwandt über die Schulter des Steuermannes zurück auf das bewaldete Ufer, das sie vor kurzem verlassen. Undeutlich ballte sich dort drüben die schwarze Masse des Schlosses. Und davor ragten die ungeheuren, drohenden Häupter der Baumriesen. Aus dem zweiten Stock jedoch dämmerte der feine Strahl eines Lichtleins. Pastor Elgett griff sich an die Stirn.

Auch dort drüben wollte er das Schwert aufpflanzen und schützen und hüten. Dort drüben und hier. Dazu war er gesetzt.

Und gleich, sofort mußte er sein Werk verrichten. Wozu brauchte er den Mann, der ihn so sicher heimwärts geleitete, sänftiglich zu schonen? Nur weil er Achtung vor der Schöpferkraft hegte, die in dem andern gewaltig war? Wozu? Denn auch dieser ging in der Irre, und es wurde Zeit, höchste Zeit, ihm die Fackel vor die Augen zu halten.

„Hören Sie mich, Herr Westphal," begand er unvermittelt, indem er sich ruckartig zusammenraffte. „Sie meinten vorhin, es wäre meine Bestimmung, hier das Gute und Schöne zu bewachen. Nun wohl, so lassen Sie mich bei Ihnen anfangen."

„Bei mir?" versetzte der Steuermann erstaunt. So seltsam berührte den festen Bürger dieser Anfang, daß sich einen Augenblick die Segelleine in seiner Hand lockerte und das Boot ein paar schlenkernde Bewegungen ausführte. Aber sofort hatte er das Fahrzeug wieder in seiner Gewalt. „Bei mir?" wiederholte er noch einmal. „Herr Pastor, ich gehe meiner Arbeit und meinen Zielen nach, nichts anderm. Was habe ich sonst mit Ihnen zu schaffen?"

„Doch," widersprach der Geistliche jetzt eindringlicher. „Der Mensch ist vor allen Dingen dazu in die Welt geschickt, damit er sich und die Seinen rein erhält. Haben Sie das versucht?"

„Erlauben Sie, das ist mir zu hoch, Herr Pastor; was wünschen Sie eigentlich von mir? Sprechen Sie jetzt offen."

Jetzt erhob sich Pastor Elgett, und so sehr das Boot auch von der plötzlichen Bewegung schwankte und schaukelte, er hielt sich am Mast fest und beugte sich weit zu seinem Fährmann hinüber. Trotz der Dunkelheit begannen seine Augen wieder das ihnen eigentümliche Licht zu strahlen.

„Ja, was wünschen Sie eigentlich von mir?" rief Christoph Westphal, von diesem Glanz getroffen.

„Das will ich Ihnen sagen," schleuderte nun der hagere Mensch am Mastbaum dem andern entgegen, und seine Stimme ging über das Rauschen und Plätschern der See hinweg. „Ihren Mitbürgern verschaffen Sie Wohlstand und Behaglichkeit. Sie bauen Häuser und vertreiben aus ihnen Krankheit

und Siechtum. Aber Herr Westphal, es ist seltsam, daß Sie es nicht wissen, derweilen nistet die ansteckende Gefahr in Ihrem eignen Heim, und Ihr Haus droht zusammenzustürzen."

„Was ist das?" Mit einem Sprung ließ der Bürgermeister das Steuer fahren, riß das Segel herunter, so daß die Rahe mit einem dumpfen Schlag dem Geistlichen vor die Füße polterte, und nun ragte die untersetzte Gestalt selbst dicht neben dem Mastbaum, den sie mit einem harten Griff umklammerte. Brust an Brust fast standen sich die beiden gegenüber. Und inzwischen schaukelte das führerlose Boot schwerfällig der Einfahrt des Schwanendanzer Hafens zu. „Was ist das? Wo fehlt es in meinem Hause?" schrie Christoph Westphal plötzlich. „Ich habe nur meine Pflegetochter Lisa in meinem Heim und dieses Mädchen —"

„Ist eine Dirne," vollendete Pastor Elgett mit solcher Klarheit, als ob er das Allerselbstverständlichste und Natürlichste verkünde. Dabei krampften sich seine Hände, und es beschlich ihn das stürmische Gefühl, als wenn er diesmal ganz sicher in der Rechten das Schwert und in der Linken die Brandfackel schwinge. Ja, ganz klar, in diesem Augenblick hatte er den schwarzen Pfad eines Strauchelnden mit roten, schreckhaften Feuern erleuchtet.

Aber was bedeutete das? Mitten in der Finsternis tasteten sich ein Paar ungefüge Hände an seiner dürren Brust in die Höhe. Immer höher und näher, bis sie klammernd seinen Hals erreicht hatten. Ein heißer Atem stieß ihm ins Gesicht.

„Herr Pastor, wenn Sie lügen," keuchte etwas vor seinen Ohren.

„Ich lüge nicht."

Wieder einen Moment Stille. Dann sanken die mächtigen Hände, die der Geistliche bereits an seinem Halse gespürt, langsam herab, und heiser und wie in vollständiger Erschöpfung tönte es von neuem: „Gut, dann werden Sie es mir beweisen."

„Noch heute, Herr Westphal. Das ist Ihr gutes Recht. Ihre Augen sollen aufgetan werden."

Noch war das letzte Wort nicht verklungen, da stieß das Boot in mattem Aufschlag an die steinerne Hafenmauer. Der Bürgermeister trat halb taumelnd an die kalte Wand heran, und mit ausgespreizten Armen schob er das Fahrzeug vor sich her. Schritt vor Schritt. Eine niedrige Treppe buchtete sich aus, dort hielten sie.

„Steigen Sie aus, Herr Pastor. Ich binde nur das Boot an den Ring, dann führen Sie mich."

Der Pastor stand bereits hinter dem dunklen Bollwerk, während sein Führer sich niederbeugte, um sein Fahrzeug in Sicherheit zu bringen.

Ich brenne nur eine Dornenhecke nieder, ging es dabei dem Unerbittlichen durch den Sinn. Laut aber sprach es aus ihm heraus:

„Kommen Sie, Herr Westphal, ich will Ihnen zeigen, was Sie sehen müssen. Und dann legen Sie Hand an den gebrochenen Baum."

Der aber, an den diese Worte gerichtet waren, verriet sich nicht mit einem Laut. In vergrabenem Schweigen wanderte er neben dem Geistlichen dahin, und erst als sie die Dorfstraße erreicht hatten und rechts und links die Feuerlohen aus den kleinen Schornsteinen aufblinkten, da deckte der Mann die Hand

vor Augen, als ob er die vielen Lichter, die er und nur er hier entzündet hatte, als ob er sie nicht mehr ertragen könne.

## III

Zu derselben Zeit, als drüben auf dem Rogaer Hof sich der heftige Streit zwischen den beiden Männern entspinnt, dem Junker und dem Bürger, da sitzt das schönste Mädchen von Schwanendanz in einer Dachkammer des wohnlichsten und saubersten Häuschens drinnen in dem neu erstandenen Ort und kämmt sich ihr langes rotbraunes Haar. Ist es nicht wunderlich, daß all die Möbelstücke, die das kleine lauschige Nest füllen, so gar nicht in die dörfliche Umgebung zu passen scheinen? Sieh, hier in der Ecke ein kleines, halbrundes Sofa mit goldgeblümtem Kattun überspannt. Und ganz widerspruchsvoll dicht daneben zierliche dünne Stühle mit goldenen Armlehnen. Das wirkt ungeheuer unregelmäßig und reizt beinahe zum Lachen. Jedoch, was soll man mehr bewundern? Jenes umfangreiche flämische Bauernbett hinten an der abgeschrägten Wand mit seinem feinen Gardinenhimmel oder an dem Fenstervorsprung des Zimmerchens den reich vergoldeten, geschwungenen Rokokospiegel, in dem die Schönste gerade mit offenbarem Wohlgefallen ihr eignes schmales Antlitz beschaut? Hinter ihr auf dem runden Ziertisch flackert in einem groben Zinnleuchter die Flamme eines tröpfelnden Lichtstumpfes, und in dem unsicheren Schein glühen und funkeln aus dem Spiegelglas ein Paar hellbraune Augen hervor, die auf dieser Welt noch keine Ruhe gefunden haben und jetzt in ungestilltem Hunger nach der verborgenen Herrlichkeit der Erde spähen. Wonach suchen diese beiden schimmernden Leuchten, die der Spiegel gegenständlicher und schärfer wie alles andre einzusaugen scheint, so daß sie fast losgelöst und allein wie zwei feuchte Blüten in dem strahlenden Glase hängen? Ist es Freude, wonach sie irren? Unbewußte kindliche Ausgelassenheit? Oder jagen sie nach Genuß und wildem Entzücken?

Wer weiß das?

Als sie den Arm hebt, um sich das wellige Geflecht, in dem es blitzt und glimmert, auf dem Haupt zu befestigen, da schiebt sich etwas von ihrer Schulter zurück. Jetzt weiß der Spiegel, daß die schlanke, wohlgebaute Gestalt allerdings mit einem blauen Röckchen bekleidet ist, aber um Brust, Schulter und Arme weht ein halboffenes weißes Hemd. Das zittert so lustig in dem leisen Zug, der durch die Ritzen der Fenster hineinpustet. Und das schöne, schlanke Weib friert nicht.

Nun ist sie fertig. Da steht sie noch eine Minute und starrt sich an. So viel Lust scheint ihr das Bild zu bereiten, daß sie das Licht ergreift, um es hoch über ihr Haupt zu schwingen. Sie hält es nach vorn, sie rückt es nach hinten, sie lächelt, sie nickt sich zu, sie wiegt sich ein wenig und entblößt plötzlich den schlanken Halsansatz, damit das silberne Glas auch diese Freude in sich eintrinken könne. Aber unvermittelt muß sie von der in ihr wirkenden Unruhe von neuem erfaßt worden sein. Denn ungeduldig schnürt sie die Augenbrauen zusammen, wirft den Leuchter fast klirrend auf den Tisch zurück und streckt das Haupt zum Fenster hinaus in die spinnende Dämmerung, ohne auf ihre Blöße sonderlich zu achten. Wer könnte auch heraufspähen? Niemand, niemand schaut ihre Pracht. Die schmale Straße neben dem Fluß

liegt gähnend leer, denn der Pflegevater des braunen Geschöpfs hat ja die Menschen dieses Ortes an Werkstätten und Arbeitsplätze gebannt, so daß keiner mehr Sinn hegt für etwas andres als den klirrenden Gelderwerb.

Wie töricht doch diese rastlos aufreibende Jagd! Nein, sie, die Schönste von Schwanendanz, sie vermag den Sinn solchen Treibens nicht zu erfassen. Sie will es nicht. In ihr ruft nichts nach Arbeit und Betätigung, einzig lebt in ihr jenes ungeheure Suchen, dieses Unergründliche, das sich nicht stillen noch befriedigen läßt. Das allein treibt sie umher.

Heftig wirft die Rotbraune das Fenster zu und schaut sich verlangend in ihrem Stübchen um. Aber alles blickt ihr entgegen, so wie sie es tausendfach gesehen. Und mit einem Seufzer verschränkt sie die Arme hinter dem Haupt.

Was nun?

Von der Dorfuhr rollt es. Acht ferne Schläge murren über den Ort dahin. Und dazwischen klingt noch immer das undeutliche Hämmern, das Stöhnen und Surren keuchender Maschinen.

Pfui, welch ein garstiges Lied! Und dazu so allein. Ach, sie weiß, das hält sie nicht lange aus. Einen scheuen Blick sendet sie wieder in die Nacht hinaus. Ob sie sich abermals jenen dunklen, heimlichen Freuden hingibt, die ihr Wesen für Sekunden einspinnen? Bei all ihrem Suchen hat die Unbeaufsichtigte, Einsame, die in den sauberen Zimmern fast stets allein haust, nur dieses eine gefunden. Das lindert, das umnebelt. Sie fürchtet sich davor, ja es graut ihr vor jedem dieser Wege, und doch zwingt sie etwas, jene Pfade zu rennen, an deren Ende in Atemlosigkeit und Versinken ein Moment der Ruhe wohnt.

Nein, nein, sie will nicht, sie muß sich sträuben, solange sie es irgend vermag. Mein Gott, was könnte sie versuchen, damit es sie auf andre Gedanken bringt?

Richtig, das ist's. Dort unten neben dem zu ebener Erde gelegenen Amtszimmer ihres Vaters ist noch der Tisch zu decken, die bescheidene Mahlzeit des Mannes zu bestellen, der stets so tief in Gedanken versunken sitzt, daß er nicht einmal ahnt, was er zu sich nimmt. Wie oft hat sie schon mit ihm an demselben Tisch geweilt und gebangt vor dem drückenden Schweigen, das zwischen ihnen beiden in stummer Regungslosigkeit hockt. Nein, daran nicht denken! Denn der Mann ist ihr ja eigentlich ein Fremder. Wildfremdes Blut läuft in ihr. Was kümmert es sie, daß er einstmals ihre Mutter in sein Haus geführt, weil er eine Verwalterin brauchte, die ihm das Seinige zusammenhielt? Ob nicht auch diese Frau, die genau so schöne rotbraune Haare wie die Tochter besessen, ob nicht auch sie zermürbt und zerbrochen wurde von der schweigenden Teilnahmlosigkeit des vielbeschäftigten Menschen dort unten?

Heftig ballt Lisa die Faust und blickt sich wild nach der Eingangstür um, als ob der Gefürchtete, Verhaßte in diesem Moment vor ihr stände. Aber da — mitten in ihrem Zorn — zwingt sie ein ganz besonderer Gedanke zu einem hellen, trotzigen Lachen. Ah, das ist gut. Der Mann, von dem sie sich einbildet, er stände ihr jetzt in seinem schwarzen Schlapphut gegenüber, nein, er ahnt nicht einmal, daß er die Schönste von Schwanendanz in seinem unwirtlichen Hause beherbergt. Darum kümmert er sich nicht, das versteht er

nicht. Und es beruht doch auf Wahrheit, weil es ihr ja alle jene versichern, die ihr helfen, die Last und die drückende Schwere dieses Hauses zu vergessen. Welche Schlechtigkeit! Hält der Vater sie nicht wie einen Kettenhund hinten im Hof, der tagsüber angebunden liegt und nur wenn der Mond heraufsteigt, herumstreifen darf? Auch das unvernünftige Tier schneidet förmlich durch die Luft, sobald es sich frei fühlt. Wie oft hat sie den bissigen Kläffer beneidet? Alle Geschöpfe, denen Glut und Feuer in den Adern brennen, meiden eben das Gehöft des Bürgermeisters Christoph Westphal.

Aber während ihr all jenes durch den Sinn fliegt, gleitet das aufgescheuchte Wesen bereits die gewundene Stiege herunter. Nur so viel Zeit hat sie sich genommen, um noch das eng anliegende blaue Jäckchen zuzuknöpfen, das zu ihrer Bekleidung gehört. Prall und fest schmiegt es sich an den schlanken Körper, und noch im Herunterspringen streichelt die Betörte ihre eigne jugendliche Fülle. Schon hat sie die Küche erreicht, die an den langen, dunklen hinteren Gang grenzt. Und nun huscht sie mit dem Lichtstümpfchen in der Hand vom Herd zum Schrank und von einer Ecke in die andre, um alles zusammenzutragen, was der fremde Mann, den alle Welt ihren Vater heißt, zu seinem Mahle bedarf. Bald prangt auch in der weiten Vorderstube, diesem kahlen, spärlich ausgestatteten Raum, wo alle Möbelstücke aus rotem Fichtenholz zusammengeschlagen sind, der weiß gedeckte Tisch. Die kleine Stehlampe brennt, Teller und Schüsseln sind anmutig und richtig verteilt. Und aufatmend, die kleinen, festen Hände in die Seiten gestemmt, verharrt das Mädchen nun am Fenster, während sie versucht, ob ihre scharfen braunen Augen, die so seltsam und reizvoll auf dem weißen Untergrund schwimmen, ob sie nicht doch die draußen herrschende Finsternis zu durchdringen vermögen. Und wirklich, jetzt steigt der Mond über die schwarze Wand der Wälder herüber, die alle dem Herrn von Autrum gehören; gleich darauf gleitet die goldene Sichel wie ein winziger Kahn über die dunkle funkelnde Flut des Stromes dahin.

Ungeduldig reckt sich Lisa und greift über sich nach dem Riegel des Fensters. Was gibt es da draußen groß zu erspähen? Nichts, als ewig und immer das gleiche Bild der verankerten Jachten und Boote.

Die Nacht, die weg- und pfadlose, die jedes Tun der Menschen, auch das verborgenste, zudeckt und verhüllt, sie winkt, sie flüstert der Einsamen, der leicht Erregten, stets so vertraulich. Ach, wenn sie aufmerksamer durch die Scheiben späht, dann steht die Nacht dort draußen wie ein junges, schönes Frauenbild in schwarzen Gewändern und mit weißen, entblößten Armen. Und mit den Armen winkt und lockt sie gleich der besten Freundin, die solch verlassenen Geschöpfen allerlei Heimliches und Verborgenes zuflüstern will. Aber da graut es der Rotbraunen bereits wieder. Die Bürgerlichkeit des kahlen Raumes um sie herum, der ruhige Schein der kleinen Stehlampe hinter ihr, alles das sind Dinge, die noch einmal stärker auf sie wirken. Mit einer raschen, beinahe flüchtenden Bewegung wendet sich das Mädchen und wirft sich auf einen Stuhl am Tisch. Nein, nein, jetzt heißt es sich wehren, nicht immer mag sie sich so bedingungslos unterjochen lassen. Es soll ja schlecht sein, wonach sie verlangt und was sie hinwegtreibt. Vielleicht gibt es doch noch eine Möglichkeit der Umkehr?

Ruhig, ruhig.

Liegt neben dem Teller des Vaters nicht das Zeitungsblatt? Der Schwanendanzer Anzeiger? Auch das ist seine Schöpfung, ein Gedanke des ewig Rastlosen. Seit ein paar Wochen erscheint dieses winzige Zeugnis der Öffentlichkeit in dem neu erstandenen Marktflecken.

„Her!"

Gewaltsam überwindet die Verlassene ein Zucken, das ihr durch alle Glieder geht. Dann stützt sie das Haupt in beide Fäuste und versenkt sich gierig in die gleichgültigen Meldungen des Blattes. Immer angestrengter und ungeduldiger liest sie. Ihre vollen Lippen murmeln fast angstvoll die bedeutungslosen Sätze nach..

„Eine Räucherei steht zum Verkauf."

Weiter.

„Bäcker Bluthaupt sucht einen Lehrling."

Weiter.

„Auf Schloß Roga wird ein Reitknecht verlangt."

Roga? Die Einsame hebt langsam das Haupt und blickt auf die weiße Glocke der Lampe.

Richtig, dort drüben wird ja heute Hochzeit gefeiert. Oh, ein schöner, stattlicher Mann, dieser Herr von Autrum! So schlank und breitschultrig. Und wie stolz zurückgelehnt er häufig in dem gelben Jagdwagen saß, wenn er hinter dem galonierten Kutscher im Galopp durch das Dorf jagte. Denn um die Fahrordnung kümmert sich Herr von Autrum nicht. Schon zweimal hat ihn der Vater in Strafe genommen. Und ebenso oft wehrte sich der Schloßherr dagegen. Wirklich eine Gestalt, von der man träumen könnte. Und jetzt begeht er drüben in dem vornehmen alten Schwedenschloß seine Vermählung. Wie die Braut des Junkers wohl aussehen mag? Vielleicht ringeln sich ihr gleichfalls rotbraune Haarflechten bis tief über die Hüften herab. Ob der vornehme Adlige solche Haare wohl leiden mag? Drüben im Schloß herrscht jetzt Dunkelheit. Was mag dort wohl in diesem Augenblick geschehen?

Herr des Himmels!

Nein, sie kann das Rauschen ihres summenden Blutes nicht mehr länger ertragen. Sie brennt. Hörbar klopfen ihre Pulse, und dieses grenzenlose, überallmächtige Suchen stürzt wieder auf ihre Glieder herab. Mit einem Sprung befindet sie sich am Fenster, um es aufzustoßen. Kalt schneidet die Seeluft über sie hinweg. Aber dort draußen an dem Pfahl, an welchem die Schiffe festgebunden werden, dort ragt doch eine Gestalt? Nein, es ist nicht die Nacht, Fleisch und Bein ist's. Ihre scharfen Augen erkennen die Umrisse genau, obwohl der Mann abgewendet bleibt.

Das ist Peter Vauk, der menschenscheue, wortkarge, einsiedlerische Lotse, über den so viel widersprechende Gerüchte gehen, obwohl er doch seinen Dienst mit einer Art verbissener Leidenschaft verrichtet.

Der einzige junge Mann in dem Dorfe ist's, in dessen verhängten scheuen Augen Verachtung lauert, sobald er einmal an dem ihm zunickenden Mädchen vorüberwandelt.

Heftig wirft sie das Haar zurück. Hat der Mensch nicht erst neulich, als sie ihn am Bollwerk unbeabsichtigt mit ihrem Kleid streifte, sich lange den

Ärmel geputzt und gerieben, als ob dort ein unsichtbarer, festhaftender Fleck fortzuwischen wäre? Und das ihr, der Schönsten, der so Vielbegehrten von Schwanendanz? Ein häßlicher, nüchterner Mensch, der ihr nicht gefällt. Wozu er wohl so peinliche Sorgfalt auf seine tadellos saubere Lotsenuniform verwendet? Und weshalb er sein lächerlich hellblondes Haar so streng gescheitelt trägt, fast wie ein Offizier? Überdies, er soll ja auch ein Umstürzler sein, der die Welt an allen vier Ecken anzünden möchte.

Plötzlich überkommt es die wild vor sich Hinbrütende. Ihre Zähne knirschen, als ob sie etwas zerbisse, allen Widerstand, jede Hemmung, und dann klirrt etwas. Überrascht zuckt der Mann am Pfahl herum. Aber die unterschlagenen Arme löst er nicht von der Brust. Aus dem Fenster hinter ihm ist jemand herausgesprungen, das hat er deutlich vernommen. Und — ja, wahrhaftig, jetzt erkennt er auch die dunkle Gestalt, die sich ihm nähert. Die Bürgermeistertochter ist's, dieses wunderbar schöne, rotbraune Geschöpf, von der die Leute hier all das Schlechte erzählen, was sein in dieser Beziehung unerfahrener und unberührter Sinn nicht glauben mochte. Aber er hat's erprobt. Ihn kann das gefährliche Ding nicht täuschen. Vermutet sie doch nicht, wie oft er, der zur Nacht keinen Schlaf finden kann vor den Gedanken, die in ihm zehren, nein, keineswegs ahnt sie, wie häufig der stille, scheue Seemann das Mädchen dort unten von seinem langsam gleitenden Kahn aus beobachtete, wie sie verhüllt und scheinbar von niemand erkannt in tiefer Dunkelheit ihren Weg am Bollwerk entlang schlüpfte. Denn seine Augen sind seegewohnt und spotten der Finsternis. Und sein Herz freut sich darüber, ja es lacht heimlich, weil so viel Schlechtigkeit gerade von der Tochter eines reich gewordenen Bürgers verübt wird.

Das labt ihn, daran muß er sich ergötzen. Und auch jetzt starrt er neugierig zu der sich atemlos Nähernden herüber.

Wahrhaftig, sie wünscht mit ihm zu sprechen. Was mag sie wollen?

„Guten Abend, Peter Bauk."

„Guten Abend, Lisa Westphal."

„Es ist so dunkel, daß man fast nichts sieht."

„Sehr dunkel."

„Mein Vater ist nach Roga hinübergefahren.

„Ich weiß, ich sah ihn absegeln."

„Und glaubst du nicht, daß ihn die Dunkelheit länger auf See halten wird?"

„Es ist anzunehmen. Der Wind geht schwach."

„Und ich bin hier allein. Wie fast immer."

Als die Rotbraune dieses Geständnis vorbringt, da läßt der junge Mann in der eng zugeknöpften Lotsenuniform einen prüfenden Blick an ihr entlang gleiten. Gleich darauf jedoch zuckt er leicht die Achseln und wendet sich wieder zum Fluß, auf dem im auf und nieder jagenden Mondlicht gerade unzählige Gold- und Silberfische durcheinander schwirren.

Es funkelt.

Und der unbestimmte, feuchte Glanz scheint den sonderbaren, verschlossenen Menschen einzufangen. Ganz nahe tritt er wenigstens an das Bollwerk hinan, und während er sich tiefer herabneigt, da muß er wohl die Schönste von Schwanendanz bereits völlig vergessen haben. Als ob sie gar nicht neben ihm

weile, nach der doch so viel begehrliche Blicke fliegen. Doch Lisa zieht sich das pralle blaue Jäckchen fester und lächelt verstohlen. Sie weiß, sie braucht ja nur zu wünschen, fest zu begehren, und alles, was sie für sich fordert, ist ihr untertan. Immer dasselbe wilde und dennoch beruhigende Spiel.

Ja, so soll es sein.

Unhörbar schleicht sie näher. Und als sie jetzt mit dem ausgestreckten Finger ihrer kleinen Hand über den abgewandten Rücken des Mannes streicht, da erlebt sie die Genugtuung, wie der Achtlose heftig zusammenschrickt, um gleich darauf mit einer unentschlossenen Bewegung sein blasses, sommersprossiges Antlitz der Lächelnden zuzukehren.

„Also doch."

Seine fest zusammengekniffenen Lippen zucken, trotz der Finsternis bemerkt sie es, und er schüttelt sich, als wenn er einen Schmerz verbisse.

„Also doch."

Durch die Nacht schimmern ihre weißen Zähne. Und noch immer hält sie den Finger ausgestreckt gegen seine Brust gerichtet.

Da tritt der Lotse einen Schritt zurück. „Was wünschen Sie von mir, Fräulein?" wirft er so hastig hin, als ob er diese Unterhaltung nicht schnell genug abbrechen könne. Allein die Rotbraune hebt nur das Haupt gegen ihn, und nun kann der Bedrängte sich wirklich nicht mehr abwenden, sondern muß mit grenzenlosem, knabenhaftem Erstaunen beobachten, wie die braunen Augäpfel, die selbst in der Nacht ihren Glanz behalten, sich so ganz seltsam auf ihrem weißen Grunde drehen.

Wie zwei Kirschen auf einem weißen Teller, denkt der Beschauer unwillkürlich.

Dann trifft es ihn von neuem. Noch einmal hat Lisa seine Brust berührt.

„Ist es wahr, Herr Vauk," fragt sie mit ihrer hellen Stimme, die so schmeichlerisch zu klingen vermag, „ist es wirklich wahr, daß Sie nicht lachen können?"

„Wie, was?"

Auf alles andre wäre der junge, zurückhaltende Mensch, der nur seinen Dienst kennt, oder noch besser, die fernen, blitzenden Ideen, die ihn wie tausend silberne Vögel umkreisen, auf alles andre wäre er mehr vorbereitet gewesen. Nicht lachen? Das weiß er ja gar nicht. Ist es wirklich sicher, daß ihn hier noch niemand lachen hörte? Merkwürdig. Ein heftiger Schrecken zuckt in ihm auf, als ihn dieser Gedanke befremdend durchschlägt.

„Davon weiß ich nichts," stammelt er. „Aber was kümmert das Sie, Fräulein?"

Lisa reckt sich ein wenig auf den Zehen, und ihr schnelles Zünglein gleitet geschwind durch die Lippen, als wenn sie eine besondere Süßigkeit genösse.

„Ich möchte es gern einmal probieren," gibt sie keck zurück, und wiederum zittert in ihrer Bitte derselbe schmeichelnde Reiz.

Doch Peter Vauk gehört nicht zu denen, die für dieses letzte, lockere Spiel geboren wurden. Der Mann ist von Geistern beherrscht, die ihn unerbittlich rufen und zu sich fordern. Ganz stark fühlt er es in dieser Minute, und zugleich überkommt ihn die Vorstellung, als ob das Weib da vor ihm

nicht wert wäre, mit ihm an jener Stelle zu weilen, wo den Einsamen sonst zur Nachtzeit so oft die Geschwader hoffnungsvoller Gedanken umrauschen. Halb unwillig zieht er deshalb die blaue goldbetreßte Lotsenmütze.

„Lassen Sie mich, liebes Fräulein," verabschiedet er sich, indem er hierdurch jedes weitere Drängen abschneidet. „Ich passe nicht für Sie und für solche Unterhaltung. Glauben Sie mir. Überhaupt, ich muß noch einmal an den Ausguck, denn es ist nicht unmöglich, daß noch ein schwedisches Schiff einläuft. Das darf ich nicht versäumen."

Aber warum bäumt sich die Zurückgewiesene, wie wenn über ihre feine Haut ein wuchtiger Hieb geführt worden sei? Unmöglich! Nein, das ist ja ganz lächerlich. Der häßliche, bartlose Mensch mit dem zergrübelten Gesicht und der vorzeitig gefurchten Stirn, er wirft sie fort? Er verachtet das Geschenk, das noch jeder andre wie im Taumel empfangen hat? Unmöglich! Der Rebell ist wahnsinnig oder krank.

Noch einmal will sie ihn zurückhalten:

„Peter Bauk," fährt es ungestüm aus ihr hervor, „ich wollte nur —"

Indessen von neuem und diesmal rücksichtsloser wird sie verworfen. Unwirsch, und als wäre jedes fernere Verbleiben eine Plage oder unehrenhaft, wirft der Mann das Haupt zur Seite, wobei er eine lässige Handbewegung vollführt, so wie man einem aufdringlichen Hunde befiehlt, den Weg zu räumen.

„Nichts," bricht er ab. „Gute Nacht, Lisa Westphal, ich habe wirklich keine Zeit für dich."

Und dann — die Unglückliche, aus allen Himmeln Gestürzte vermag es noch immer nicht zu glauben — dann eilt der Lotse in scheuer Hast von dannen. In wenigen Sekunden ist er von der Nacht aufgenommen.

Da schlägt über dem Mädchen jene sausende und brausende Wut zusammen, in deren Qualen ihre ganze Jugend bisher verprasselt ist.

Keine Scham, kein Überlegen, keine Zurückhaltung mehr. Was gilt das der Gejagten, wenn das ungeheure endlose Suchen mit scharfen Hieben ihr Genick peitscht?

In wilden Sprüngen setzt sie dem Verschwundenen nach. Was murmelt sie dabei? Sie vermag es selbst nicht zu unterscheiden. Irre, zusammenhanglose Worte sind es, die der Nachtwind zerstiebt und verweht.

„O du einfältiger, gefühlloser Patron, du wahnwitziger, kranker Mensch, du meinst doch nicht, daß ich daran glaube? Willst vielleicht der erste sein, du Milchbart, du Dieb, du Gauner, der du uns doch nur alle bestehlen wirst? Ich weiß recht gut, was die Leute von dir erzählen. Du möchtest besser sein als all die andern, du Tropf? Das wollen wir doch sehen. Nein, wirklich, das mußt du nicht glauben."

So heftig flattern ihre Röcke um die eilenden Glieder, daß es wie Hagelwetter klirrt, wenn es auf den Fluß niederstößt. Ein Kamm löst sich aus ihrem Haar, doch sie läßt ihn liegen.

Weiter, nur weiter.

Sie springt über Eisenringe, über ausgespannte Schiffsseile setzt sie fort, eine hölzerne Karre, die breit über dem Weg steht, bringt sie zu Fall. Schmerzlich stöhnt die Gehetzte auf, dann entblößt sie das Knie und reibt

sich in rasender Geschäftigkeit die schmerzende Stelle. Aber ihre Jagd kann sie nicht aufgeben. Keineswegs.

„Das wäre ja noch schöner. Du Mensch willst morgen erzählen, daß du mich —? Oh, das wirst du nicht können, du sollst gleich merken."

Weiter geht der Sturm. Schon ist die Dorfstraße verlassen. Abstürzende schwarze Wiesen, über die eiskalter Tau träufelt, sie nehmen die Flüchtende auf. Dort unten schwillt ihr schon atmend und liebkosend die mächtige Brust der See entgegen.

Wie das weich flüstert!

Aber wo ist denn der Mensch? Nirgends zu erspähen. Leer gähnt der Strand. Ein ätzender Tanggeruch steigt auf, und nur die Sterne, die aus dem blauen Nachthimmel zu ihr herunter flimmern, bleiben das einzig Lebende in dieser Ödnis.

„Wo bist du — wo bist du, du elender, furchtsamer Kerl? Denn du fürchtest dich ja nur vor mir. Siehst du, wie ich weiß, daß du dich hinter deiner Angst versteckst, du Feigling?"

Jetzt steht sie atemlos an der leeren, feuchten Grenze, wo sich die unendlichen Wasser von dem weichen Sande scheiden.

Ringsum tiefe Stille. Das Seegestrüpp raschelt und zischt, und ganz fern schreit einer jener wilden Schwäne, von denen ihr Heimatsort seinen Namen bezogen hat. Ein furchtbarer, markerschütternder Laut, welcher der Lauschenden das Herz durchkrampft und es verursacht, daß sie mit beiden Händen um sich tastet, als könne sie sich an den dicken schwarzen Wänden der Nacht aufrechterhalten. Immer merklicher sinken dabei ihre Füße in das unterspülte Erdreich.

Aber da, gerade in dem Moment, als sie nachgiebig wird, weil ihre Kräfte sie zu verlassen drohen, da wird sie ganz unvermittelt durch etwas gefesselt. Nicht zehn Schritte von ihr entfernt, in der kleinen bretternen Vogelhütte, die von den Lotsen zum Ausguck benutzt wird, da leuchtet und schielt doch etwas wie ein feuriges, bluttriefendes Auge?

Und kraftgeschnellt fährt die Unbändige wieder empor. Ihr Wille hat sein Ziel gefunden. Dort, ja dort hockt Peter Bauk. Er raucht gewiß seine Tonpfeife, und so oft er sie anzieht, glimmt und funkelt es durch die Finsternis. Mit drei leichten Sätzen über Heidekraut und Seetang hinweg gelangt sie hinter die baufällige Hütte, die so klein und eng erscheint, daß sie von ihr mit den Armen umspannt werden kann. Nur noch eine Armlänge, kaum noch ein Gedanke trennt die Verfolgerin von dem Menschen, den sie aufjagen muß, damit er erfährt, was es heißt, der Schönsten von Schwanendanz widerstreben zu wollen. Oh, Lisa weiß es ja. Und heimlich steigt es wie ein Lachen in ihr auf. Gerade er, gerade dieser häßliche, bartlose Mensch, er wird sein sommersprossiges Haupt gegen ihre Knie drücken und betteln und flehen, wenn erst die Zeit da sein wird, wo sie ihn von sich stößt. Denn bald, unheimlich schnell wird dieser Zeitpunkt nahen, weil sie sich ja nicht aufzuhalten vermag; nichts klammert sie an irgendein Wesen, weil das quälende, schmerzhafte Suchen in ihr nirgends gestillt wird.

Leise kratzt sie mit den Nägeln über die bretterne Wand. Vielleicht vernimmt er das Geräusch und springt hervor, um nach der unwillkommenen

Störung zu fahnden. Das wäre dann der Moment. Kein andrer so günstig wie dieser. Hei, dann klettert sie an ihm empor, hängt sich an seinen Hals, saugt sich an seinen verkniffenen, schmalen Lippen fest, und dann, ja dann wird für eine hinblitzende Sekunde Ruhe über die Geschüttelte dahingehen. Ach, die ihr so wohlbekannte bleierne, betäubende Ruhe.

Sie kratzt. Jedoch nichts regt sich dort drinnen, und das Mädchen steht und blickt sich wirr in der Dunkelheit um. Unentschlossen streicht sie über ihre Haare; und während sie an ihnen zaust und reißt, fragt eine Stimme dumpf in ihrer Seele:

„Warum verharrst du hier so mutlos und demütig? Schlich etwas Fremdes in dich hinein, etwa Scham und Scheu? O pfui, das ist es nicht, das wäre ja das erstemal. Aber warum zauderst du hier? Weshalb in aller Welt wagst du nicht nach deinem Opfer zu greifen, nach dem du doch verlangst? Ja, warum? Warum?“

Eine lange Zeit verstreicht, in der sich die Gepeinigte nicht rührt. Die Strandwellen schlagen an das Ufer, regelmäßig und unaufhaltsam, wie der riesenhafte Pendel der Weltenuhr. Tack — tack — tack — so geht's. Und über die gekrümmten Gelenke der Gedemütigten schneidet die nächtliche Kälte. Allein sie überredet sich, sie zwingt sich zum Warten. Es ist wohl doch noch nicht die rechte Zeit, und deshalb wird sie lauern, bis der Ahnungslose sich erhebt, um heimzukehren. Dann aber wird sie —

Halt, was ist das?

Der sehnsüchtig erwartete Augenblick naht schneller, als sie vorausgesehen. Wie es so plötzlich geschah, begreift sie nicht, aber schon hat Peter Bauk seinen Posten verlassen, und jetzt schreitet er mit seinen festen, gemessenen Tritten den Wohnstätten der Menschen zu.

„Jetzt, Lisa, jetzt mußt du es ausführen. Gib dieses katzenhafte Nachschleichen auf. Du brauchst es nicht mehr. Einen gellenden Schrei schicke aus deiner frierenden Brust hervor, und dann weißt du, wie du den Überraschten zu versuchen hast.“

Aber nichts von alledem geschieht. In beträchtlichem Abstand ziehen die beiden Schatten durch die Nacht. Voran der Mann, der das Haupt der See zugewendet hält, als ob er nicht enden möchte, die Majestät des Unbekannten, Unheimlichen zu grüßen, und auf seiner Spur das Weib, ihre Hände fest an die Brust gedrückt, damit sie sich selbst hindern könne, das nahe Ziel zu erfassen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Um die zehnte Stunde erreichte Peter Bauk den einstöckigen roten Ziegelbau, den die Stadt für den wachthabenden Hafenlotsen errichtet. Als er die Steintreppe hinaufgestiegen und sein kahles Stübchen betreten hatte, das in völliger Dunkelheit seiner harrte, da warf der Heimgekehrte seine Mütze auf das einfache Bett in der Ecke und trat an den Tisch, um Licht zu entzünden. Noch war das Feuerzeug von ihm nicht ergriffen, da knackte etwas hinter ihm.

Peter Bauk stutzte. Gegen die Nacht zeichnete sich doch noch etwas Schwärzeres ab? Was konnte das bedeuten? Und das trübe Mondlicht, das durch die niedrigen Fensterscheiben sickerte, weckte es nicht in gleicher

Kopfeshöhe mit ihm ein merkwürdiges Glimmern und Glitzern? Jetzt ein rascher Atemzug, der nicht der seine war.

Himmel! Der Lotse stützte sich auf den Tisch, und halb herumgewendet, ohne die gesuchten Zündhölzer erreicht zu haben, murmelte er, durchhämmert von seinem unruhigen Herzen: „Wer ist hier?"

Ein leises Rascheln antwortete ihm.

Aber plötzlich fuhr der Mann, wie von einem Schlage getroffen, zusammen. Alles in ihm und um ihn verwirrte sich. Die mondüberglommenen Fensterscheiben drehten sich im Kreise, summend und seufzend tanzte die Nacht um ihn her, und um seinen Hals schlang sich etwas so weich und linde, wie es der herumgestoßene, früh vereinsamte Mensch nimmer gekannt noch erträumt hatte.

Himmelsglück und Entsetzen. Er wollte sich wehren, aber für einen Moment wurde er heruntergezogen, und dann tauchte er ein in dieses Beben und Schwellen von Frauenlippen, die ihn kosten. Ein Rauschen und Branden umwütete ihn, stärker als die mordlustige See, die schon oft nach seinem Leben getrachtet.

Aber da flüsterte etwas.

Horch!

Das hätte nicht geschehen dürfen. Der hinsterbende, bittende Laut schmetterte den Entrückten erbarmungslos auf seine harte, starre Erde zurück. Mit einem knöchernen Griff packte er die sanften Arme, und dann ein Wurf, ein Schleudern, und gegen die Tür prallte es wie das Geräusch eines anschlagenden Menschenleibes. Jedoch seltsam, seine eigne Tat war es, die den Entfesselten in Wut versetzte.

„Was verfolgst du mich bis hierher, du niederträchtiges, freches Ding?" schrie der Lotse in einer Aufregung, die hoch und nieder schwankte wie das unsichere, unbeständige Meer selbst.

„O bitte, bitte," flüsterte es von der andern Seite fassungslos, halb irre dagegen. „Ich wußte nicht — ich weiß noch jetzt nicht —"

„Muß ich dir erst sagen," tobte es von dem Tisch her weiter, obwohl das Holz zitterte, als ob sich ein bebender Körper an ihm mit Gewalt festklammere, „muß ich dir erst sagen, daß mir vor dir und deinem Treiben ekelt? Muß ich das?"

„O nein — nein — stille —"

„Ich habe auf der Welt etwas Besseres zu bestellen. Und du unsauberes, verlorenes Geschöpf meinst, ich könnte mich mit Lisa Westphal abgeben wollen? Oh, wenn ich mich nicht zurückhielte, ich würde — — Pack dich, sag' ich dir, denn wenn du noch einen Schritt weiter tust — sieh her, ich hebe meine Faust —, dann schlag' ich zu."

In diesem Augenblick strahlte das Mondlicht hell in die kleine Kammer. Deutlich sah das mit weiten, aufgerissenen Augen vor sich hinstarrende Weib die erhobene Faust des Mannes, die in hämmernden Bewegungen in der Luft auf und ab schwankte. Weiter erspähte und vernahm sie nichts. Oh, es war wohl sicher, sein Faustschlag mußte bereits auf ihr Haupt niedergesaust sein, denn in ihrem Hirn donnerte es, als ob ein Hammer mit furchtbarem Dröhnen den Sitz alles Denkens getroffen. Sie schämte sich nicht, sie brauste

nicht auf, keinen gellenden Schrei stieß sie aus, wie es doch sorglich geplant war; nein, nur mit einem Wehlaut öffnete sie kaum merklich die Tür und wischte unhörbar hinaus. Schritt vor Schritt, immer in der gleichen schleppenden Weise, die wenigen Stufen hinunter, wo sie lautlos und dumpf in sich zusammensank. So konnte sie auch nicht mehr wahrnehmen, wie der Mann, den sie verlassen, plötzlich ans Fenster stürzte, um nach der Entschwundenen Ausschau zu halten. Als er die Verlorene vor seinem Hause auf den Steinstufen zitternd, schwankend und in völliger Willenlosigkeit erblickte, deckte er die Hand vor die Augen, und dann warf er sich in die Ecke des harten Sofagestells und brütete murmelnd und unzusammenhängend vor sich hin. Aber die silbernen Vogelgeschwader wollten sich nicht einstellen, sie hatten ihren Gesellen für eine Weile verlassen.

Wenige Schritte von dem Lotsenhaus entfernt, da, wo eines der winzigen Gäßchen von Schwanendanz von der Uferstraße abschwenkt, stand mitten auf dem Weg eine hoch in die Lüfte starrende Pappel. In den jungen Gerten des Nachwuchses surrte und pfiff der Wind, und die Blätter wisperten und raunten.

„Nicht hier vorbei — nicht hier vorbei," warnten die plappernden Stimmen. „Bieg in das Gäßchen ein — in das Gäßchen, denn hier lauern die, die dich fangen wollen. Siehst du denn nicht, Dirn?"

„Ja, ja," murmelte Lisa und beugte das Haupt vor, um angstvoll das Geheimnis des alten Stammes zu ergründen. „Was gibt es denn? Warum fürchte ich mich, dort vorüberzugehen?"

Allein gleich darauf wurde sie wieder von ihrer bleiernen Gedankenlosigkeit gelähmt, so daß sie gleichgültig und ohne Überlegung auf die nächtige Pappel zuwankte.

„O diese Schmerzen in den Füßen!" war das einzige, was sie zu denken vermochte. Und dieser eiserne Druck unter den Haaren. „Dorthin hat er mich geschlagen. Ja, ja, er schlug mich," setzte sie kopfschüttelnd und gefühllos hinzu.

Gesenkten Hauptes und nur auf den Weg zu ihren Füßen starrend, schlich sie weiter.

Hinter dem Stamm, aus dem Schatten des Baumes, traten zwei dunkle Gestalten hervor. Die eine, schlankere, blieb aufgerichtet dicht an das geborstene Holz gelehnt, die andre jedoch schob sich breit und massig mitten über die Uferstraße. Sie schwankte auf und ab und spreizte langsam die Arme, wie wenn sie vorwärtstasten oder etwas zu ergreifen gedächte.

Da stockte das Mädchen.

„Jesus!" schrie sie.

Urplötzlich strömte Kraft und Besinnung in sie zurück. Der dort vor ihr, das war — das war —

Oh, jetzt wußte sie, was ihr bevorstand. Jetzt klirrte ihr bisheriges Leben zusammen. All das unsichere Glück, das sie gesucht und gefunden, wurde von zermalmenden Füßen zerstoßen und sie selbst an die Kette gelegt, dreifach, vierfach, wie der winselnde Hund auf dem Hinterhof.

Nein, das nicht, nie und nimmer. Noch wirkte Finsternis um sie. Über Weg und Steg spann kriechende Schwärze. Und ohne Übergang zuckten ihre

Gelenke und Muskeln in alter Geschmeidigkeit auf, als könnten sie den Augenblick des Wettlaufs nicht mehr erwarten.

Sie erwachte. Ihr Mund öffnete sich und entblößte die beiden Reihen schimmernder Zähne. Alles Erlebte war vergessen. Jetzt beherrschte die Wilde, Ungebändigte nur noch ein Trieb, die rasende Sucht, sich nicht von neuem einfangen und zu Boden werfen zu lassen.

Von diesem wenigstens nicht.

„Halt!" drohte es von der andern Seite.

Da duckte sie sich. Aalglatt schoß sie unter den ausgebreiteten Armen, die ihr entgegentasteten, hindurch. Im nächsten Moment wirbelten ihre Röcke bereits flatternd und brausend an dunklen Häuserreihen entlang.

Noch ein Sprung — noch einer und noch einer, und sie hatte das Amtshaus des Bürgermeisters erreicht. Jetzt nur noch einen Stoß gegen die Haustür, und im nächsten Augenblick würde sie hinaufhuschen, gedankenschnell sollten die Gewandungen von ihr fliegen, und das prachtvolle flämische Bauernbett nähme sie auf, aus dem die unsanft Erweckte, von Männerfäusten Bedrohte sich in unendlichem Erstaunen aufrichten würde, sobald der plumpe Mann spionierend sein Haupt über ihre Schlummerstätte herabbeugen sollte.

Und dann, dann würde sie kichern und das Haupt schütteln, bis die rotbraunen Haare sie umflatterten, und würde mit den Fingern schnippen und leugnen und sich wehren.

Ein kräftiger Stoß traf die Tür.

Allmächtiger Gott, was aber bedeutet das?

Verriegelt, verschlossen. Kein Zugang stand ihr offen, es war klar, ihr Bedränger mußte schon vorher sein Heim erreicht und es untersucht haben.

Was jetzt geschah, das taumelte nur noch um sie herum wie ein Kreis höhnischer, schreiender Gespenster, die sich an den Knochenhänden gefaßt hielten, um ihr den Ausgang zu wehren.

Da war der Mann!

Eine Faust packte ihre Schulter. Oh, wie das drückte und sich eingrub, beinahe wäre sie in die Knie gesunken. Aber gleich darauf schob sich ein Schlapphut gegen ihr Antlitz, so daß sie die Augen schließen mußte.

Und von jetzt wurde sie von einer noch schwärzeren Nacht festgehalten, von einer erbarmungslosen, klammerfesten Nacht.

„Du Dirn," keuchte eine gewaltige Stimme vor ihren Ohren, deren Laute jedoch zerborsten und marklos klangen wie springende Scherben eines zusammenbrechenden tönernen Topfes. „Du infame, schamlose Dirn, wo kommst du her?"

„Laß — laß — ich weiß nicht."

„So? So? Oh, Sie hatten recht, Herr Pastor, wie sehr hatten Sie recht, hören Sie nur, sie weiß nicht." Und drohend, ihre Schultern packend und schüttelnd, würgte es weiter: „Was hattest du bei Peter Bauk zu tun?"

„Peter Bauk?" quoll es von den Lippen, die jetzt wie im Fieberfrost bebten, und die Gehetzte bewegte matt das feine Köpfchen. „Laß — ich kann mich nicht besinnen."

„Nicht besinnen?" gurgelte es von der andern Seite fassungslos dagegen, „nicht einmal besinnen? Aber was sonst noch hinter meinem Rücken

geschah, daran wirst du dich doch erinnern, mein Töchterchen? Das wirst du können, nicht wahr, das wirst du doch? Ist es wahr? Sag, ist es wahr?“

Allein die Angegriffene rührte sich nicht, unmöglich schien es ihr, die festgeschlossenen Augen zu öffnen, und ohne Bewußtsein, ganz so, wie wenn die Laute nur durch ihre rasenden Herzschläge aus der Kehle geworfen würden, so murmelte sie abwesend:

„O bitte, bitte — laß mich — ich habe alles vergessen, wirklich und wahrhaftig, alles.“

Und im Ernst, sie redete die Wahrheit. Das wilde, halbwache Dasein, das sie geführt, es lag in diesem Augenblick von einer schwarzen Wolke umgeben, durch die sie nicht mehr hindurchtreten konnte. So sehr sie sich auch mühte, immer unmöglicher schien es ihr, den winzigsten Fetzen einer Erinnerung an all das Unwahrscheinliche herbeizuraffen.

Da gellte von neuem das aufwühlende, geisterhafte Schreien der wilden Schwäne herüber, und aufschnellend griff sich Lisa krampfhaft ans Herz, denn zu gleicher Zeit hörte sie, wie der zweite ihrer Bedränger anhob zu reden. Hell und scharf klang jene Stimme, die sie von der Kanzel her kannte.

„Herr Bürgermeister, nicht hier! Das muß ich verlangen. Nehmen Sie Ihre Tochter ins Haus. Sie haben die Wahrheit erfahren, jetzt zeigen Sie der Verirrten einen Weg. Hören Sie?“

„Meinen Sie, Herr Pastor?“ Der Bürgermeister trat zurück, aber zugleich versetzte er dem vor sich hindämmernden Weibe, das bisher sein Haus gehütet, lautlos und unmerklich, wie es vor Jahren bereits ihre Mutter besorgt hatte, zu gleicher Zeit versetzte ihr der aus seiner ruhigen Bahn Gerissene einen Stoß vor die Brust, daß die Angegriffene wie ein Hund dem Geistlichen bis dicht vor die Füße taumelte.

„Herr Westphal, was soll das?“

„Was das soll? Herr Pastor, dies ist ein Bürgerhaus, wie es sich für einen Mann schickt, der über andre eine gewisse Macht ausüben muß. Nicht wahr, aber wer mir das Heim verunreinigt, den setze ich vor die Tür. Wissen Sie dagegen etwas einzuwenden?“

Lisa wollte schreien, aber der Laut blieb ihr in der Kehle stecken. Verschwimmend begriff sie, daß ihr die Freiheit geschenkt sei, aber in demselben Moment glaubte sie, der Boden wiche unter ihren Füßen und sie glitte ins Leere herab. Mit beiden Händen tastete sie nach dem Rock des Geistlichen.

„Nicht doch — nicht doch,“ stammelte sie flehentlich.

„Herr Bürgermeister,“ rief jetzt der Pastor durchdringend, indem er energisch auf den Mann zutrat, der bereits auf der Schwelle seines Hauses verharrte, „empfinden Sie denn keine Neigung für das Mädchen, das Ihrer Obhut übergeben war?“

Auf diese Frage jedoch schwieg die breite Gestalt unter der Tür eine kurze Zeit, dann aber hörte man, wie der Schlüssel gedreht wurde, und unterdrückt und dennoch klar und deutlich schallte es zurück: „Nein, Herr Pastor, wenn ich ehrlich sein soll, ich glaube nicht. Ich habe meine Pflicht getan, solange es mir möglich war. Von jetzt an aber soll sie ihrer Wege gehen, gleich, sofort, und ich werde nicht fragen, ob sie rechts oder links abbiegt.“

„Herr Bürgermeister, besinnen Sie sich, diese eine Nacht wenigstens —“

„Nein, Herr Pastor, nicht einen Schritt mehr. Das verstehen Sie nicht. Ich habe immer gehofft, von hier sollte Segen ausgehen, wenigstens so, wie ich ihn verstehe, aber wenn mich daran etwas hindert, dann —“

Weiter vollendete die dunkle Gestalt nicht. Mitten im Satz hörten die Zurückbleibenden, wie die Tür ächzte, um gleich darauf schallend und mit aller Kraft ins Schloß geschleudert zu werden.

Der dumpfe Hall des Schlages rollte und polterte noch eine Weile über den Fluß, weit über die schlafenden Wiesen fort, bis er von der Wand der nahen Wälder matt und verendend zurückgeworfen wurde.

In tiefer Dunkelheit standen sich der Geistliche und die Ausgestoßene gegenüber. Und noch immer hielt Lisa Westphal einen Rockzipfel des Seelsorgers umklammert. Doch sie merkte es nicht.

Pastor Elgett tat einen tiefen Atemzug, er regte sich, als ob er die Verlassene an der Schulter berühren wolle, um sie ihrer Versunkenheit zu entreißen. Allein mitten in der Bewegung zögerte er und hielt inne. Ein jäher, unentrinnbarer Schrecken durchrieselte ihn. Er war ja ein Priester, der gerade den Elenden das Heil bringen wollte, zwar auf seine Weise, aber doch Erlösung und Vollendung. Aber als er jetzt vor der lebendigen Gegenwart stand, als er in dunkler, unheimlicher Nacht zum erstenmal neben einer Verirrten weilte, die der Sünde mit leidenschaftlicher Inbrunst nachgestellt, aus Lust und mit stürmischem Verlangen, ohne von der Not des Lebens dazu getrieben zu sein, da durchdrang ihn ein schreckhaftes Grauen, und eine Abneigung faßte den Reinlichen, Unberührten, als solle er jetzt die weiße, saubere Hand freiwillig in Kot und Unrat senken. — Unwillig raffte er sich auf. Nein, nein, diesen verzärtelten Empfindungen durfte er nicht nachgeben.

Gewaltsam räusperte er sich, dann brachte er heiser hervor:

„Lisa — Lisa Westphal!“

Das Mädchen hob folgsam das Haupt und schickte einen leeren Blick zu dem Rufenden hinüber. Allein sie schwieg.

„Lisa Westphal,“ wiederholte der Pastor, „besitzt du hier keine Verwandte oder irgendeine befreundete Familie, die dich aufnehmen kann?“

Die Rotbraune schüttelte schwerfällig den Kopf, dann hob sie die Finger zum Munde und biß hinein, alles ohne rechte Besinnung und Verstand.

„Wo gedenkst du denn nun ein Obdach zu finden?“ fragte der Geistliche weiter.

Ein Unterkommen? dachte Lisa. Merkwürdig, ging es ihr durch den schläfrigen Sinn, brauchte sie denn jetzt dergleichen? Und in völliger Gleichgültigkeit zuckte sie wiederum die Achseln. Aber bei dem Wort „Obdach“ hatte sich doch verschwindend schnell ein Bild vor ihr erhoben. Eine kleine dunkle Stube, in der Ecke ein weiß zugedecktes Bett, und im verschwimmenden Mondschein sah sie, wie eine erhobene Männerfaust auf und nieder schwankte. Die Faust schmetterte auf ihre Haare. Oh, wie das unter ihrer Stirn dröhnte und widerhallte!

Das ist Peter Vauks Stube, stellte sich die Entkräftete in ihrem Hindämmern vor. Aber gleich darauf schrie sie laut auf. Eine knöcherne Hand hatte nach ihrem Arm gegriffen.

„Was soll das?“ wehrte sie sich.

„Still!“ verwies der Pastor. „Ich habe mich besonnen, ich selbst will dir für diese Nacht eine Zuflucht gewähren. Verstehst du? Eine Zuflucht. Komm!“

Damit glitt die fremde Hand schon an ihrem Arm herab und umschloß ihre Finger, die sie kräftig zusammenpreßte: „Komm! — damit dich keiner hier sieht, Lisa Westphal — denn auch ich darf hier nicht länger bleiben.“

Mit Gewalt schritt der Mann aus und zog sie mit sich. Da senkte das Mädchen das Haupt auf die Brust und ließ sich führen.

Wohin?

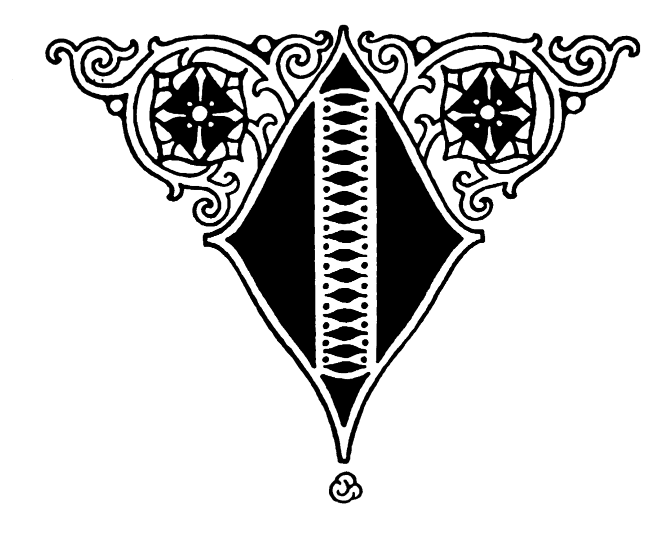
Das wußte sie nicht. Undeutlich hörte sie nur, wie ihre Tritte auf dem harten Boden hallten, und dann kam es ihr so vor, als ob sie an den herniederhängenden Weiden des Kirchhofs vorübereilten, immer näher dem schmucken weißen Pastorenhause zu.

Aber als die Tür von dem Voraufschreitenden geöffnet und die helle, von einer kleinen Petroleumlampe bestrahlte Diele sichtbar wurde, da zögerte der Wildling und preßte sich hochatmend die Faust auf die Brust, als ob sie sich nicht getraue, diese Stätte des Friedens zu betreten.

Pastor Elgett aber forderte: „Tritt ein!“

Wahrlich, es klang kaum wie eine Begrüßung.

(Fortsetzung folgt)



# Altägyptische Holzskulpturen im Museum von Giseh

(Mit sieben Bildern nach Photographien von Jacques Boyer, Paris)

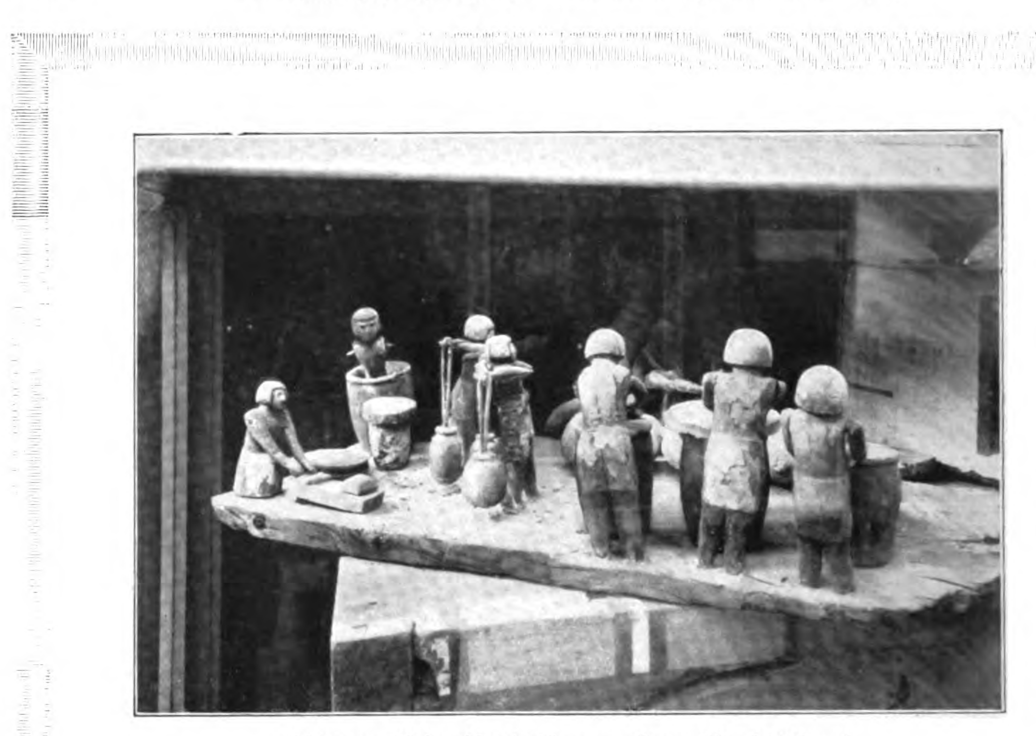
Das in Giseh, der jetzigen Vorstadt von Kairo, im vizeköniglichen Palast untergebrachte Ägyptologische Museum ist wohl das reichhaltigste an Schätzen aus der ereignisreichen Vergangenheit des alten Kulturlandes am Nil.

Unsre Bilder geben Proben aus einem sehr interessanten Gebiet der altägyptischen Kunst, der Holzskulpturen für Grabdenkmäler. Wir sehen mit Staunen, mit welchem Realismus die ägyptischen Künstler vor Jahrtausenden Szenen aus dem alltäglichen Leben aller Berufe in einer feinen und lebendigen Art nachgebildet haben. Wie modernes kunstgewerbliches Spielzeug muten uns die stramm marschierenden ägyptischen Soldaten an.

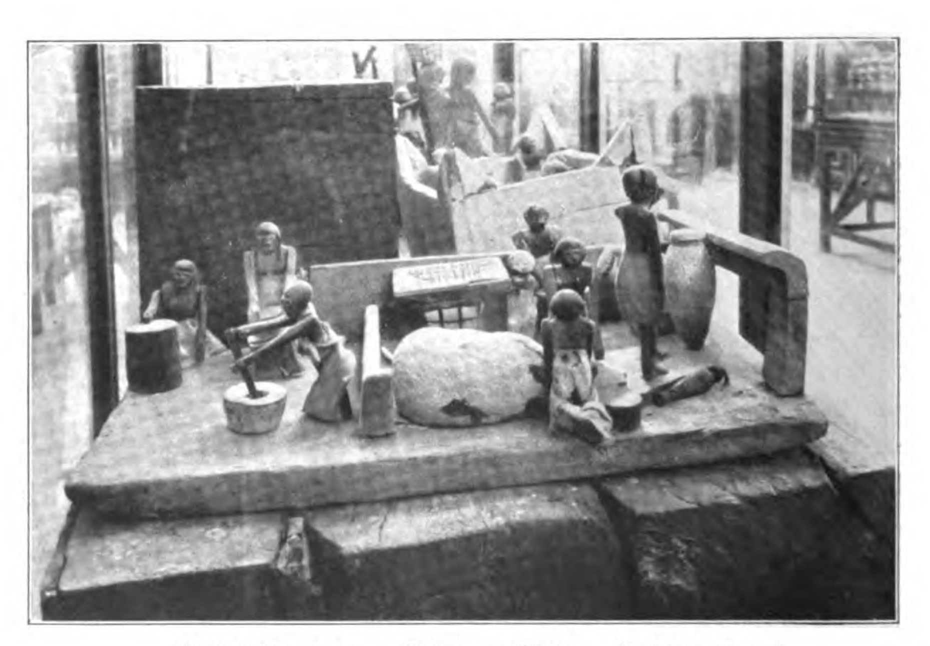
Die Formen sind steif, aber überall ist das Charakteristische gut gesehen, und diese Holzskulpturen erzählen uns von vielen längst vergangenen Dingen vielleicht mehr als viele Seiten eines gelehrten Werkes. K.



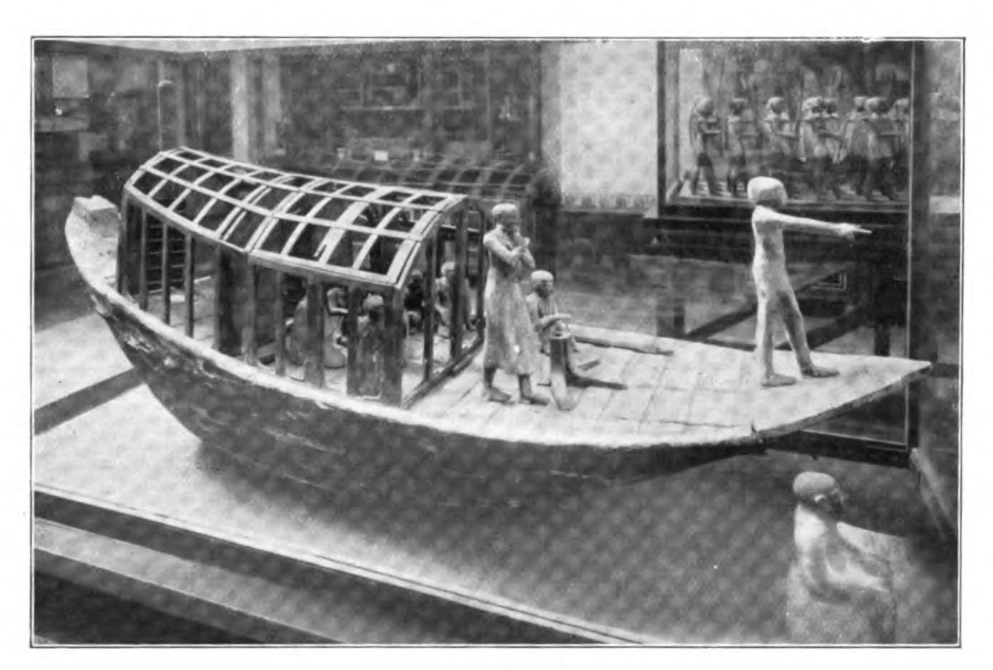
Mumie Sethos des Ersten



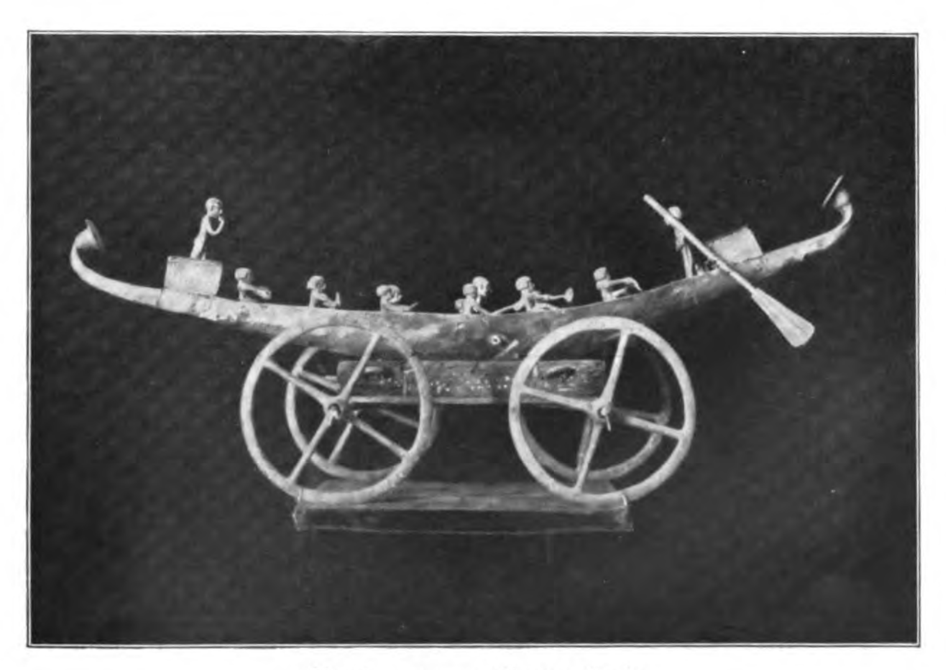
Altägyptische Nachbildung einer Brotbäckerei
Gefunden in Beni-Hassan



Zubereitung von Lebensmitteln. Holzschnitzerei
Frühe thebanische Periode



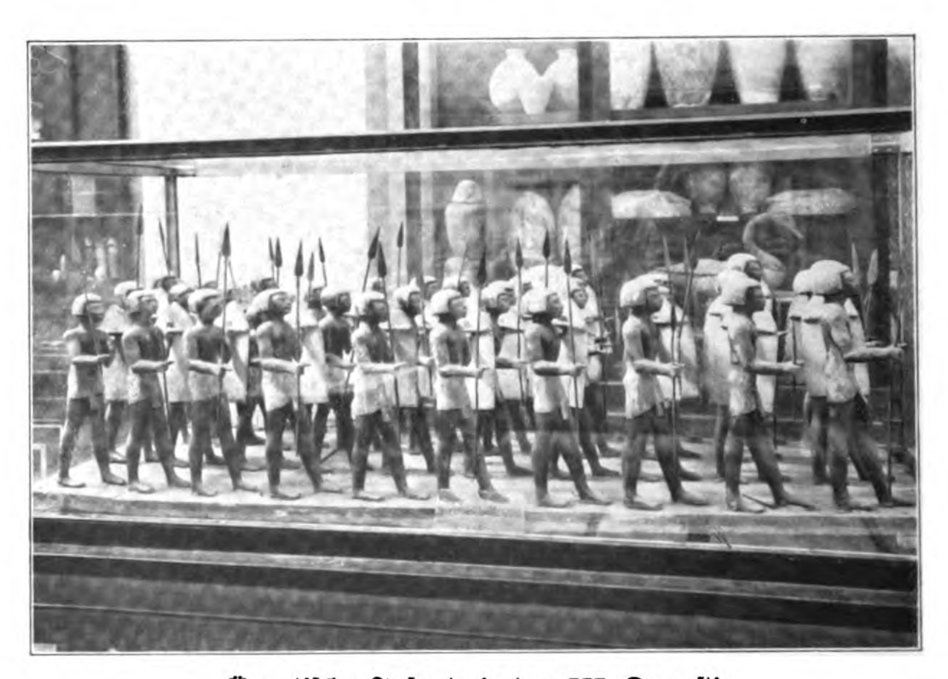
Totenschiff
Erste thebanische Epoche



Barke aus massivem Gold



Altägyptische Stühle mit Schnitzereien



Ägyptische Infanterie der XI. Dynastie
Skulptur am Grabmal eines Offiziers



**Im Näroefjord**

(Zu dem nachfolgenden Artikel)



Im Langedal

# Bilder aus Norwegen

Von

## B. W. Nörregaard

Mit elf Abbildungen nach farbigen Photographien von J. Hamann, Hamburg

Wenn es dem Frühling entgegengeht, wenden die Zugvögelscharen sich nordwärts, zu Norwegens farbenwechselndem, dufterfülltem Sommer — zum Land der hellen Nächte. Und wer einmal die leichte nordische Sommerluft gefühlt, einmal diese allzu kurzen Monate durchlebt hat, in denen der Abend und Morgen in stillem, flutendem, das All erfüllendem Licht ineinanderfließen, der wird sich immer wieder nach Norwegen hinaufsehnen, wenn die Tage länger werden und Frühlingslüfte über die Lande wehen.

Die Zugvögel kommen nach ihren alten angestammten Erfahrungen zuerst, sobald der Schnee zu schmelzen beginnt, und ihnen folgen die Scharen der Reisenden aus südlicheren Ländern. Und von Jahr zu Jahr werden ihrer mehr, die in Norwegens zauberhafter Natur Erholung suchen, neue Kräfte sammeln und eine Fülle schöner Eindrücke mitnehmen, um den kommenden langen Winter davon zu zehren.

Es sind kaum mehr als zwei Menschenalter her, seit die Norweger selbst ihr Land entdeckten und zu verstehen be-



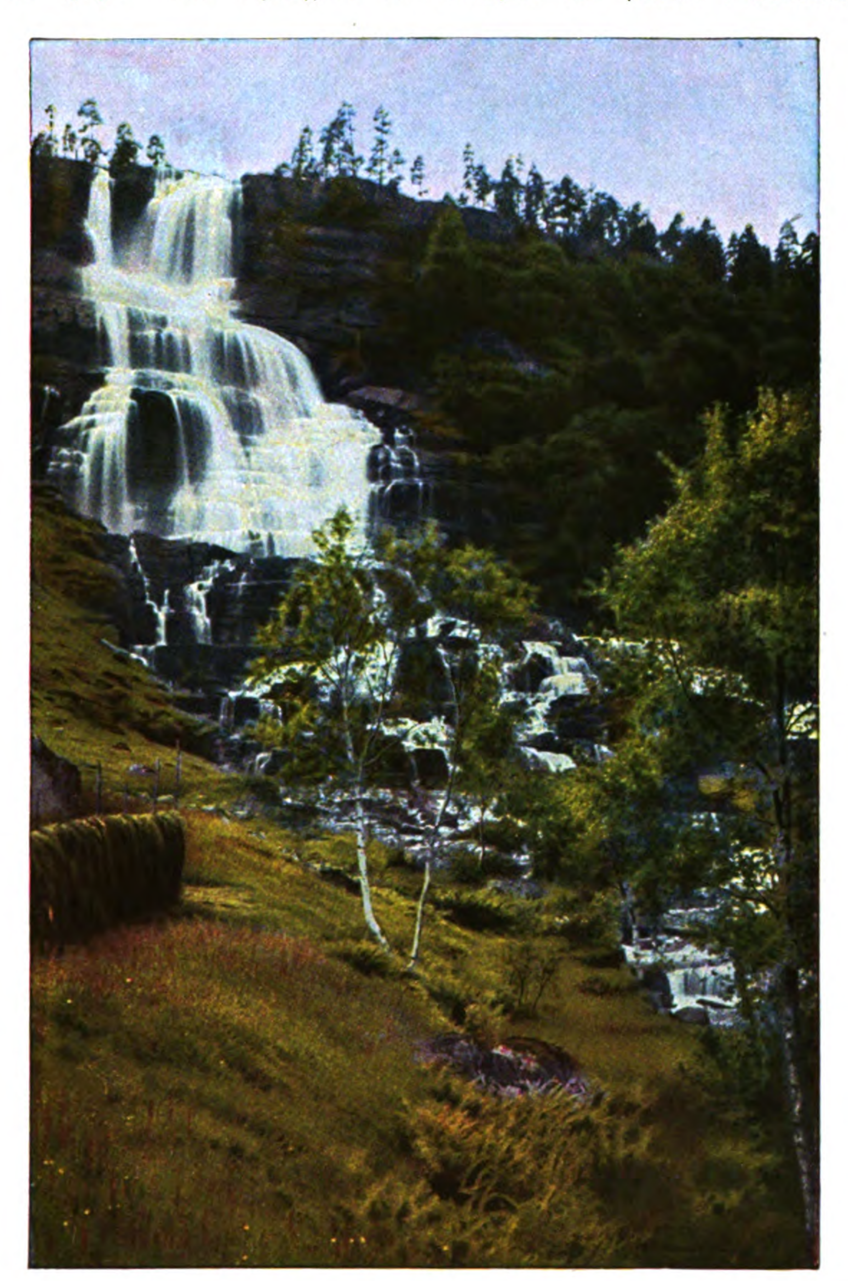
Vossevangen

gannen, wie schön es sei. Es ist nicht viel länger her, daß die mächtige Gebirgspartie, die sich zwischen die Fjorde des Westlandes und die Täler des Ostlandes schiebt, auf der Karte nur ein weißer Fleck und für die Bevölkerung eine Terra incognita war. Und es ist kaum ein halbes Jahrhundert her, daß der norwegische Touristenverein gegründet wurde und die ersten Fußgänger das Land zu durchforschen begannen.

Noch im Jahre 1855 hatte ganz Norwegen eine Bahnstrecke von nur 68 Kilometern aufzuweisen, 1875 betrug die Länge 549 Kilometer, 1895 über 1700 Kilometer. Jetzt hat die norwegische Eisenbahn eine Ausdehnung von über 3200 Kilometer, und wichtige neue Linien sind im Bau begriffen. Gleichzeitig haben sich andre Seiten des Verkehrswesens noch rascher entwickelt. Breite Landstraßen führen über die hohen Gebirgspässe und wieder steil herab durch tief einschneidende Täler bis zu den Fjordgebieten des Westlandes, Gegenden, in denen man sich früher zur Sommerszeit nur mit der Karte zurechtfinden konnte, in die sich aber im Winter selbst der kühnste Skiläufer nicht gerne verstieg. Schlangengleich winden sich die Wege über die Höhen, den Felsen durchbrechend, Abgründe überbrückend, zuweilen durch Tunnels führend — ein glänzender Triumph menschlichen Geistes und der Technik.

Sehr bezeichnend ist, daß ein kürzlich verstorbener norwegischer Wegbaudirektor, der nach Merok kam, um den Weg abzustecken, der von Geiranger über Grotli bis hin zum Gudbrandstal führen sollte, um dort mit der großen Straße von Kristiania verbunden zu werden, von den Bauern einfach ausgelacht wurde; sie glaubten, er sei verrückt, und keiner hatte Lust, ihn gastfreundlich aufzunehmen. Und wo in alter Zeit die Wege einfach bergauf, bergab

führten, so daß der Reisende fast ebensoviel laufen mußte, wie er fahren konnte, da gehen nun Chausseen in



Tvindefoß

elegantem Bogen um die Höhen oder schwingen sich darüber hinweg in sanfter, unmerklicher Steigung.

Und längs der Straßen sind nun auch Telephonstränge gelegt und Telegraphendrähte gespannt, so daß kein Land Europas ein stärker entwickeltes Telephonnetz aufzuweisen hat als Norwegen. Sogar durch das Steinmeer Jotunheims laufen die Linien, und bis hinaus zu der äußersten Insel im norwegischen

Schärengebiet sind sie gezogen, so daß der Reisende, mag er sein, wo er will, mit jedermann in ganz Norwegen sprechen und mit der ganzen Welt telegraphisch in Verbindung treten kann.

Längs der weit sich erstreckenden Küste aber sind es die Dampfschiffe, die den Verkehr vermitteln; und die Dampferlinien haben sich noch viel rascher entwickelt als die Eisenbahnen oder Chausseen.



Bei Vinje

Jeder winzige Fjord, jeder noch so kleine Distrikt zwischen Kristiania und der Küste entlang bis Vardö hat seine kleine Dampfschiffahrtsgesellschaft (die Norweger sind ja von jeher ein seefahrendes Volk gewesen und sind es noch; auf je 1000 Einwohner kommen in Norwegen 1553 Registertonnen der Handelsflotte, gegenüber 828 in England und 138 in Deutschland), so daß es kaum einen Ort gibt, den der Reisende nicht ziemlich schnell und sehr bequem erreichen kann.

So ist es gar nicht zu verwundern, daß das Reiseleben in Norwegen stark im Aufblühen begriffen ist und daß das Land sich schnell zu einem Touristenrevier par excellence entwickelte, vor kaum zwei Menschenaltern erst von seinen eignen Kindern entdeckt, die bis dahin ihre felsigen Höhen, brausenden Wasserfälle, zerrissenen Fjorde und wilden Täler häßlich und ungemütlich fanden. Hierzu hat in erster Linie die „Entdeckung“ des Landes durch den Deutschen Kaiser beigetragen.

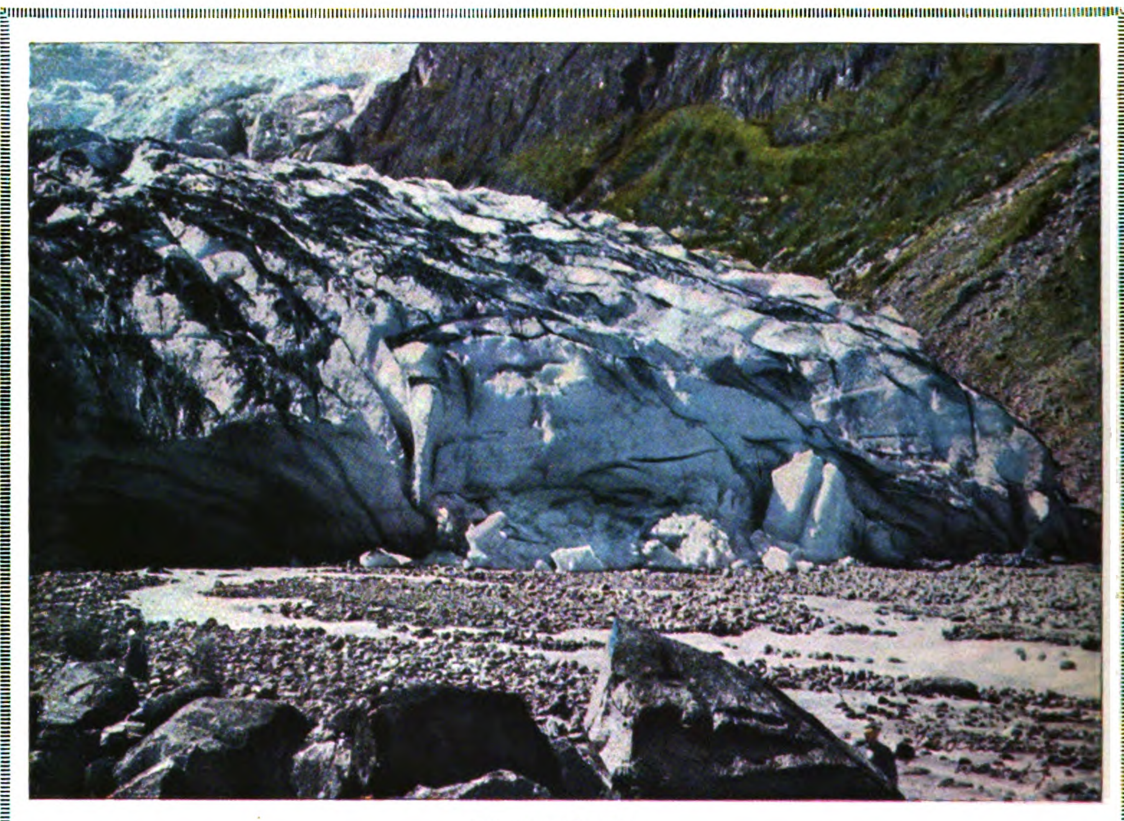
Denn nach dem Westland geht der große Strom der Reisenden. Und unter Westland verstehen wir hier doch den stark eingebuchteten Küstenstreifen von Stavanger nordwärts bis zu der Stelle, wo der Trondhjemsfjord einschneidet. Auf diesen Landesteil entfällt ein Viertel



Oben: Zwischen Stalheim und Voß

Unten: Balholm





Kjendalgletscher

der Gesamtbevölkerung Norwegens, und er ist, neben dem höchsten Norden, der abwechslungsreichste, wildeste, schönste und großzügigste. Viel tragfähigen Boden findet man an diesem Küstenstreifen nicht, was aber vorhanden ist, ist gut, und zwischen den Gebirgswänden gibt die Sonne viel Wärme ab, und es gibt Dörfer an den norwegischen Fjorden, die von ihrer Tabaksernte leben. Und das Meer draußen ist reich, wie es schon in alten Zeiten war. Norwegens Westküste war es, von welcher die Wikingerfahrten ausgingen. Aus dieser stolzen, aufstrebenden und mächtigen Natur der Bergküste stammten jene Männer, welche die Farö- und Shetlandinseln, Island, Grönland und von dort aus Nordamerika entdeckten und bebauten, die sich in Schottland, Irland und der Normandie Reiche gründeten.

Und wer jetzt die alten Wikingerstraßen dahinzieht, dem wird es doch trotz Sommerszeit und leuchtendem Sonnenschein klar, daß in dieser Natur ein Geschlecht voll gewaltsamen Willens heranwachsen mußte, daß sie hier die Menschen hinaustreiben mußte in die Ferne — aber auch wieder heimwärts locken. Rund um Balholm in Sogn, wo der Deutsche Kaiser jetzt das große Frithjofsdenkmal errichten ließ, hat sich die Frithjofssage abgespielt, und weiter nördlich von der Küste aus zog Egil Skallagrimssons Vater nach Island. — Dieser Teil des Landes ist es, den der Fremde aufsucht, und seine Reise geht entweder mit der Bahn nach Kristiania und von da über Land, auch mit der Eisenbahn, zu Wagen oder zu Fuß, nach Bergen, er kann aber auch den Seeweg dorthin wählen. Bergen wird dann sein Ausgangspunkt sein; vielleicht reist er nur nach Drontheim, und der schöne Lerfoß bildet dann seine Endstation.

Oder vielleicht will er ganz bis zum äußersten Norden, um die Mitternachtssonne zu sehen, die, einer glühenden Kugel gleich, tief auf der Meeresfläche steht. In beiden Fällen wird er den



Merok

Fjord nördlich von Bergen lang in der Erinnerung behalten.

Wer sich nicht damit begnügt, das Land nur vom Schiffsdeck aus zu sehen, wird von Bergen aus Vossevangen aufsuchen und von diesem Routenzentrum aus seine Reiserichtung wählen.

Vossevangen liegt 108 Kilometer von Bergen entfernt und wurde mit der Hauptstadt Westnorwegens durch eine Eisenbahn verbunden, die 1883 eröffnet wurde. Lange befand man sich in dem Glauben, daß es unmöglich sei, eine Bahn längs des wilden Osterfjords und durch die schwer zugänglichen Gebirgszüge hinauf bis Voß zu führen. Aber in achtjähriger Arbeit wurde diese Aufgabe doch gelöst. Auf der 188 Kilometer langen Strecke sind 52 Tunnels von zusammen 10 000 Metern Länge, und häufig fällt das Gebirge an der Osterfjordseite so steil zum Fjord ab, daß die Eisenbahnlinie von der gegenüberliegenden Seite des Fjords ausgehauen werden mußte. Vom Ostfjord bei Bolstad hinauf bis Vossevangen führt die interessante Eisenbahnfahrt den Fremden durch einen der unzugänglichsten Teile des Landes. (Dabei kommen auf 21 Kilometer 9 Tunnels!)

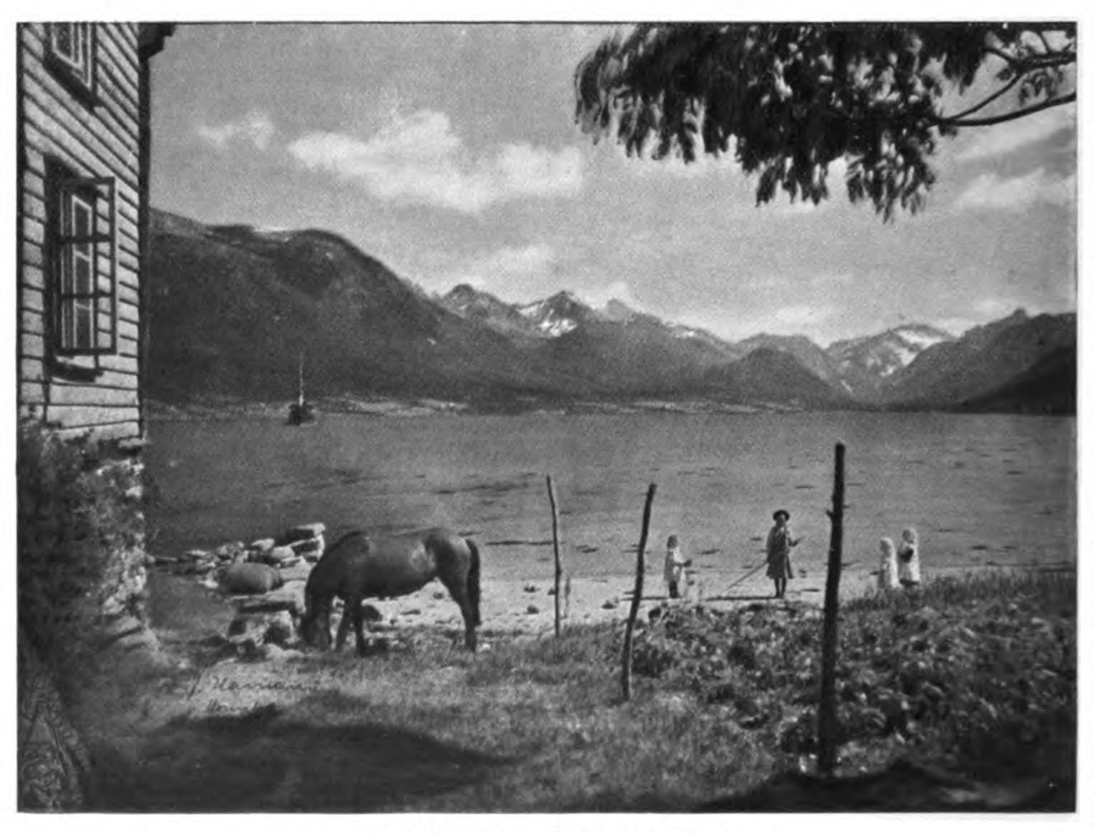
Von Vossevangen ist die Bahn seitdem bis Kristiania — 492,45 Kilometer von Bergen entfernt — weitergeführt, und an diesem Knotenpunkt, wo die Wege von Hardanger und Sogn zusammenstoßen, begegnen sich die Reisenden aus Ost und West. Und von Voß ab kann man auf gut angelegten Straßen neben der Bahnlinie über das Gebirge fahren. Die Gegend, die man da durcheilt, ist so wild und war so berüchtigt, daß ein Verfasser im Jahre 1813 davon berichten konnte, daß es „verboten sei, zwischen dem 24. August und 3. Mai über das Gebirge zu wandern, um zu verhüten, daß die Reisenden vom Schnee überrascht würden oder auf Nimmerwiederkehr in die Irre gingen".

Danach wird man verstehen, daß König Haakon VII. in seiner Rede in

Bergen anläßlich der feierlichen Eröffnung dieser Bahn am 28. November 1909 sagen konnte: „Ich bin sicher, daß ich im Sinne der ganzen Bevölkerung spreche, wenn ich die Begebenheit des Tages als etwas bezeichne, von dem längst vergangene Geschlechter wohl geträumt, auf das sie aber kaum gehofft haben — etwas, auf das die jetzt lebende Generation mit Stolz blicken kann als das größte Werk ihrer Zeit."

Die Hauptroute der Touristen geht von Vossevangen aus an dem reizenden Tvindefoß vorbei, der noch nicht zu industriellen Zwecken verwendet wurde, vorbei an Vinje nach Stalheim, dem berühmten Aussichtspunkt mit einem der größten Hotels Norwegens hinunter durch das Näroetal zum Näroefjord, der von seinem freundlich lächelnden Strand aus allmählich immer enger und enger zwischen gewaltig steilen Felsen eingezwängt wird, ein Anblick von imponierender Größe und erdrückender Gewalt, der wohl geeignet ist, den stärksten Eindruck auf den Reisenden zu machen. An eine solche Bucht dachte Ibsen, als er seine Schilderung von Brands Heimatdorf schrieb.

Von dem schmalen Näroefjord aus kommt der Reisende hinüber in den eigentlichen Sognefjord und segelt an Balholm vorbei hinaus nach Vadheim, wo ein andrer großer Touristenweg mündet. Von hier aus kann man über die Landzungen zwischen den Fjorden fahren, bis hin nach Gloppen in dem prachtvollen Nordfjord. Kein Reisender wird es sich nehmen lassen, von Gloppen aus mit dem Dampfschiff das Ende der Bucht aufzusuchen, wo die Perle des Nordfjords liegt, das schöne Sven. Hier führt dann ein kurzer Weg hinauf zu dem märchenhaften Lvensee, der eingezwängt liegt zwischen hohen, steil abstürzenden Felsen, deren Gipfel und Klüfte von Gletschern bekrönt werden. Ein Motorboot führt nach dem Kjental



Am Romsdalsfjord bei Naes

hinüber, das in der Kjenbrücke eine Sehenswürdigkeit aufzuweisen hat.

Vom Loensee aus wird das Gebirge hier und da von Tälern durchschnitten, in denen sich menschliche Ansiedlungen finden. Im Jahre 1904 stürzte hier eine gewaltige Felspartie gleich einer Lawine aus der Höhe in das Wasser nieder und erzeugte eine mächtige Flutwelle, die fast alle Gebäude rings am Strand mit fortriß und 59 Menschenleben kostete.

Von Loen aus führt die Landstraße durch eine der schönsten Partien des norwegischen Binnenlandes nach Merok im Geirangerfjord; und dem Zug der berühmten Söndmörsalpen folgend, ist der Reisende so vom Nordfjord bis Söndmör gelangt. Hier wie auch im Nordfjord liegen hoch auf den steil zum Fjord abfallenden Felsen Bauerngehöfte.

Hier laufen die Kinder „an der Leine" herum, damit sie nicht abstürzen; ja, es gibt Gehöfte, wo ein aus der Küchentür rollender Eimer direkt 1500 Fuß tief hinunter in den Fjord fällt, und an andern Stellen, heißt es, kann man aus einer Höhe von 2000 Fuß in den Fjord hinunterspucken. Hart und beschwerlich ist das Leben auf diesen hochliegenden Bauerngehöften, aber die Luft ist leicht und der Ausblick weit und frei. Stellenweise gibt es dort überhaupt keine Wege, auf denen Pferde gehen könnten, und da müssen die Landleute ihre Toten auf dem Rücken zum Kirchhof tragen.

Es ist ein starkes und sehr abgehärtetes Geschlecht, das in diesen Gegenden aufwächst, und doch kann der Ausländer verstehen, daß von diesem Teile Norwegens viele nach Amerika auswandern, und daß rundum auf diesen Bauerngehöften manch ein Gemütskranker zu finden ist.

Von Molde aus kann man wieder, wenn man will, landeinwärts fahren, und zwar durch das oberste Gudbrandstal hinüber nach Naes im Romsdalsfjord. Man kommt hier an einer denkwürdigen Stelle vorbei.

Bei Kringen in Sell nämlich ist ein Gedenkstein errichtet zur Erinnerung an eine kleine Schlacht, die hier im August 1612 stattfand. Eine 300 Mann starke schottische Söldnertruppe war bei Naes im Romsdalsfjord gelandet, um nach Schweden zu marschieren und sich dort in den Dienst des schwedischen Königs, also gegen Norwegen, zu stellen. Als sie aber nach Kringen kamen, wurden sie von den Bauern der umliegenden Distrikte überfallen und getötet.

Wie auch der Reisende nach Naes kommt, auf dem See- oder Landwege, er wird ein Stück des herrlichen Romsdalsfjords mit seinen berühmten Bergen Romsdalshorn und Troltinderne sehen. Und wenn er von dort weiterzieht, wird er in dem an Naturschönheiten reichen Städtchen Molde verweilen und das Panorama von schneebedeckten Zinnen genießen, das sich vor seinen Blicken ausbreitet, und er wird gut verstehen, warum Björnson in seinem Vaterlandsliede gesagt hat:

Landet stiger frem
furet, veirbitt over vandet
med de tusen hjem.

Was frei ins Deutsche übersetzt ungefähr heißen würde:

Wetterzerrissen und wilddurchfurcht
Steigst du empor aus der See,
Stolzes Land, also stolz auch gekrönt
Von der Felsenhäupter Schnee.
(Übersetzt von Lilly Schirm)





## Putte und Hase

Nach einem Gemälde von A. Hengeler

# Wohltätige Frauen

Von

Eliza Ichenhaeuser

Wenn man an L'Arronges gleichnamiges Lustspiel denkt, das er vor mehr denn drei Jahrzehnten geschrieben hat, und damit die Leistungen, die die Frauen der Gegenwart auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege und Wohltätigkeit aufzuweisen haben, vergleicht, so muß die außerordentliche Entwicklung der Frauentätigkeit auf diesem Gebiete überraschen. Gewiß gibt es noch heute in Wohltätigkeitsvereinen Erscheinungen, die den von L'Arronge gezeichneten Typen entsprechen. Die schöne Frau Möpsel, die sich der Wohltätigkeit nur deshalb in die Arme wirft, weil sie auf diese Weise Beziehungen anzuknüpfen hofft, die ihr zur Erlangung eines Titels behilflich sein könnten und um dieser Hoffnung willen Gatten und Sohn vernachlässigt, die im Hause und den Untergebenen gegenüber persönlich durchaus nicht wohltätige Geheimrätin, die, um eine gesellschaftliche Position in der ihr fremden Stadt zu erringen, sich der öffentlichen Wohltätigkeit widmet, beide finden auch heute noch, ebenso wie die junge Dame, die auf dem Basar Zigarren für fünf Mark verkauft, für zehn die Spitze abbeißt und für zwanzig Mark die ersten Züge selber raucht, manch Seitenstück. Sicherlich müssen diese und andre Auswüchse, die übrigens durchaus keine weibliche Spezialität bilden, auch heute noch bekämpft werden, ebenso wie jede Art von Wohltätigkeitsveranstaltung, die Vergnügungssucht, Eitelkeit und Ehrgeiz weckt und fördert. Aber in Anbetracht der großzügigen und großartigen Ausdehnung, die die Frauenarbeit in den letzten Dezennien auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege erfahren hat, fallen sie nicht mehr ins Gewicht.

Seit jeher war es das mildtätige Herz der Frau, an das der Hilfsbedürftige appellierte. In der familiären Hauswirtschaft, in der gebacken, geschlachtet, gewebt, geschneidert wurde, da war es für die Frau des Hauses eine Selbstverständlichkeit, aus ihrem Überfluß die Armen, die an ihre Türe klopften, mitzuspeisen und zu kleiden. Das hat sich nun im Maschinenzeitalter gründlich geändert. Die enorme industrielle Entwicklung hat der Hausfrau nicht allein die Fabrizierung aller von ihr hergestellten Produkte aus der Hand genommen, sondern hat ihr damit auch das schöne Vorrecht, alle an ihre Tür Pochenden zu sättigen und zu kleiden, geraubt. Von dem Momente an, wo sie selbst nicht mehr aus dem Vollen schöpfte, verfügte sie nicht mehr über die Mittel, um freigebig zu sein. Außerdem war ihr durch dieselbe Entwickelung die Möglichkeit genommen, die an ihre Türe Pochenden zu kennen und ihre Bedürftigkeit zu beurteilen. Die ärmeren Schichten der Bevölkerung wohnten nunmehr in ganz andern Stadtvierteln und wurden dadurch ganz getrennt von den Wohlhabenden.

Charakteristisch hierfür ist die Tatsache, daß die Wöchnerinnenvereine, die ursprünglich auf dem Gedanken aufgebaut waren, daß die wohlhabende Frau ihrer bedürftigen Nachbarin nach der Niederkunft beistehen solle, indem sie für sie und ihre Familie mitkocht und ihr das Essen schickt, in den großen Städten aus diesem Grunde ihren Arbeitsplan umändern mußten. Wie Dorothea Hirschfeld in ihrem interessanten Bericht für den Internationalen Kongreß für Armenpflege in Kopenhagen 1910, dem ich auch verschiedene weiter unten behandelte Ziffern entnehme, mitteilt, hat der große Berliner Verein zur Unterstützung und Verpflegung armer Wöchnerinnen im letzten Berichtsjahr von 5386 an Wöchnerinnen gewährten Suppen 5156 selbst bezahlt, während nur 230 von

Mitgliedern geliefert wurden, und in jedem Bericht kehre die Klage wieder, daß die von Mitgliedern bereitgestellten Suppen nicht benutzt werden könnten, weil es in den von den wohlhabenden Familien bewohnten Gegenden keine bedürftigen Frauen gebe.

Daß unter diesen Umständen die Fürsorgetätigkeit dem Hause von der Gesellschaft abgenommen werden mußte, war selbstverständlich. Nicht minder, daß die Frau auch in dieser notwendig veränderten Form tätigsten Anteil daran nehmen mußte. Prädestinierte sie doch ihr anerkannt gutes Herz, ihr Verständnis für die häuslichen Bedürfnisse der Armen, für Kranken- und Kinderpflege, für Kindererziehung dazu. Tatsächlich hat die Frau sich auch schon zu allen Zeiten in der christlichen Gemeindepflege betätigt, aber auch hier hat sie ihre planvolle und vielseitige Arbeit am großartigsten in der Gegenwart entwickelt. Die 20 000 in Deutschland befindlichen katholischen Schwestern befassen sich nicht allein mit Krankenpflege, sondern auch mit Armen- und Kinderfürsorge. Nach dem Bericht der Grauen Schwestern wurden in einem Jahre 9300 Kinder in Bewahranstalten beaufsichtigt, 1250 in Waisen- und Rettungshäusern erzogen, an Arme und Kranke wurden 400 000 Portionen Essen verabfolgt. Die 500 deutschen Elisabethvereine und Frauen-Vinzenzkonferenzen unterstützen jährlich 10 000 bis 12 000 Familien. Im katholischen Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder haben bis jetzt 719 Frauen 3965 Mündel bevormundet, 1911 sind 844 Vormundschaften mit 927 Mündeln neu übernommen worden. Dem Katholischen Frauenbund, der eine Organisierung der nichtkirchlichen katholischen sozialen und charitativen Frauentätigkeit darstellt, gehören 36 000 Frauen an. Andre katholische Frauenvereine sind auf andern Gebieten der Charitas beteiligt, wie an der Fürsorge für alleinstehende Mädchen durch die Bahnhofsmission, durch Heime, Sonntagsvereinigungen, Unterricht und so weiter.

Die 18 147 evangelischen Diakonissenschwestern sind auf 6634 Arbeitsfeldern tätig. Von diesen dienen 1777 mit 8640 Schwestern der Krankenpflege in Hospitälern, Erholungs- und Altersversorgungshäusern, Krüppel-, Blinden-, Taubstummen-, Blöden- und epileptischen Anstalten, 1748 mit 2648 Schwestern der Erziehungsarbeit in Kleinkinderschulen, Krippen, Waisenhäusern, Schulen, Lehrerinnenseminaren, in Rettungshäusern und Magdalenenstiften, 3109 mit 4976 Schwestern arbeiten in der Gemeindepflege.

Der Verband der Berufsarbeiterinnen der Inneren Mission zeigt durch seine Gliederung in Arbeitsgruppen für Kinderpflege, Fabrikarbeiterinnenfürsorge, Leitung von Heimen, Herbergen, Krankenpflege, Jugendpflege, Stellenvermittlung, welche eine vielseitige Tätigkeit seine Mitglieder ausüben. Die soziale und charitative Tätigkeit des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes, der kirchlich sozialen Frauengruppen, der Vereine Frauenhilfe, die 130 000 Mitglieder umfassen, des Verbandes der evangelischen Jungfrauenvereine und des Vereins der Freundinnen junger Mädchen ist hinlänglich bekannt. In bezug auf Fürsorge für die weibliche Jugend durch Schutz und Beratung, besonders junger alleinstehender Mädchen, durch Gründung von Wohn- und Erholungsheimen für dieselben, durch Begründung der deutschen Bahnhofsmission und Anregung zur Gründung des Deutschen Nationalkomitees zur Bekämpfung des Mädchenhandels haben die zwei letztgenannten Vereine Unschätzbares geleistet. Ein zeitgemäßes Unterfangen hat der Evangelische Diakonieverein unternommen, der Frau die Liebestätigkeit als Beruf zu erschließen unter Wahrung der vollen persönlichen Freiheit.

Der Jüdische Frauenbund umfaßt ebenfalls zirka 100 jüdische Wohltätigkeitsvereine. Die ihnen angehörenden Wöchnerinnen- und Frauenunterstützungsvereine blicken auf eine fast hundertjährige Geschichte zurück. Der Bund widmet sich der Bekämpfung des Mädchenhandels und der Hebung der Sittlichkeit und der Förderung des Erwerbslebens jüdischer Frauen und Mädchen.

Die weltlichen Fürsorge- und Wohltätigkeitsvereine nun haben sich in ungeahnter Weise entwickelt. Zwei Frauen sind es vornehmlich, die der Arbeit auf diesem Gebiet in entscheidenden Augenblicken die Richtlinie gegeben haben. Amalie Sieveking war die erste Frau,

die das Bedürfnis nach der Mitarbeit gebildeter Frauen an der Armenpflege auch außerhalb der kirchlichen Organisationen erkannte. Sie gründete 1831 in Hamburg den ersten deutschen Frauenverein, der die Ausbildung zur armenpflegerischen Tätigkeit und die Ausübung derselben zum Zwecke hatte, und trotzdem sie dies mit den kleinsten pekuniären Mitteln begann, gelang es ihr durch ihre rastlose aufopfernde Tätigkeit — während der Choleraepidemie war sie selbst Krankenpflegerin im Hamburger Hospital — den Verein zu solcher Höhe zu entfalten, daß er auf dem Gebiete der Armenpflege vorbildlich wirkte und in allen großen Städten Norddeutschlands ähnliche Frauenvereine entstanden, während die kleinen Städte Zweig- und Lokalvereine begründeten.

Der Krieg von 1866 ließ die Notwendigkeit der Ausbildung freiwilliger Krankenpflegerinnen erkennen, und die unmittelbare Folge war die Begründung des Preußischen Vaterländischen Frauenvereins durch die damalige Königin Augusta von Preußen, dem dann allenthalben die Errichtung ähnlicher Vereine folgte. Die günstigen Erfolge ihrer Tätigkeit zeigten sich bereits im 1870/71er Kriege. Nach Beendigung desselben schlossen sich sämtliche Landesvereine zu dem Verbande des Deutschen Frauenhilfs- und Pflegevereins vom Roten Kreuz zusammen. Ihre Zwecke sind, in Kriegszeiten für die im Felde Verwundeten und Erkrankten zu sorgen, in Friedenszeiten Krankenpflegekräfte vorzubereiten, bei außerordentlichen Notständen Hilfe zu leisten und sich an allen Bestrebungen, welche die Beseitigung und Verhütung wirtschaftlicher und sittlicher Not bezwecken, zu betätigen. Der Vaterländische Frauenverein umfaßt zurzeit 1575 Zweigvereine mit einer halben Million Mitglieder. Auf 1570 Stationen übt er Gemeindekrankenpflege aus, er widmet sich der Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge durch Säuglingsfürsorgestellen, Krippen und Heimen, er unterhält Kinderbewahranstalten, Kindergärten, Kinderhorte, er speist Schulkinder, er propagiert den Haushaltungsunterricht, er bildet im Seminar Lehrerinnen aus und in Kursen Bureaubeamtinnen, er übt Arbeiterfürsorge durch Volksküchen, Suppenküchen, Kaffeestuben, Rechtsschutzstellen, Arbeitsnachweise, Mägdeherbergen, Heime und Arbeitergärten aus, die Tuberkulosebekämpfung und andre Seuchenbekämpfung gehört zu seinen vornehmsten Aufgaben, ebenso die Versorgung von Siechen und Alten.

Der preußische Verein konnte 1907 nachweisen, daß 42 seiner Vereine Siechenanstalten, Asyle und Mädchenschulen, 211 Volksschulen, Suppenanstalten und Kaffeestuben, 217 Handarbeits- und Haushaltungsschulen und Kurse, 38 Erziehungsanstalten und 303 Krippen und Bewahranstalten betreiben.

Neben diesen Vereinen besteht eine Fülle andrer. Wie Dr. Alice Salomon im Handbuch der Frauenbewegung erzählt, wird die Zahl der deutschen Frauenvereine, deren weitaus größtes Kontingent von Wohltätigkeitsvereinen gestellt wird, auf mindestens 4000 geschätzt.

Den bereits erwähnten zahlreichen Wöchnerinnenvereinen haben sich in neuerer Zeit die Hauspflegevereine zugesellt, die Pflegekräfte erkrankten Frauen ins Haus senden, die nicht allein für die erkrankte Hausfrau sorgen, sondern an ihrer Stelle ihre Arbeit besorgen, kochen, Kinder beaufsichtigen und so weiter. Der Fürsorge für Kinder ist in Erkenntnis ihrer Bedeutung immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt worden, und zahlreich sind die Vereine, die sich ihr widmen. Die Krippen-, Kindergarten-, Kinderhortevereine, die Vereine für Ferienkolonien, der Verein zum Schutz der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung, sie alle und noch viele andre verfolgen den Zweck, geistig und körperlich bedürftige Kinder zu schützen vor den Folgen der sie umgebenden Verhältnisse und ihnen zu helfen, sich zu nützlichen und gesunden Mitgliedern der Gesellschaft zu entwickeln. Durch ihre Mitarbeit an der Jugendpflege gelingt es den Frauen nicht selten, jugendliche Missetäter, die durch Verführung, Leichtsinn oder unglückliche Verhältnisse auf Abwege geraten sind, auf den richtigen Weg zurückzuführen.

Was Amalie Sieveking für den Beginn der Frauenvereinstätigkeit durch die Gründung des ersten Vereins, der gebildete Kräfte zur armenpflegerischen Tätigkeit heranzog, leistete, das tat

Jeannette Schwerin für ihre moderne Entwicklung durch den Versuch einer planmäßigen Verbindung aller Organe der Armenpflege wie durch die Erkenntnis der Notwendigkeit einer systematischen Ausbildung für die Armenpflege. Die 1893 von ihr angeregte Gründung der „Zentrale für private Fürsorge" erwies sich als vorbildlich. Im gleichen Jahre wurden die ebenfalls von ihr angeregten Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit begründet, die den Zweck verfolgten, Mädchen und Frauen zur persönlichen Fürsorge heranzuziehen und ihnen die praktischen und theoretischen Kenntnisse hierzu zu vermitteln. Der Gedanke erwies sich als so zeitgemäß, daß er überall Fuß faßte und zu gleichen Gründungen führte, und die Ausbildung zur sozialen Arbeit hat sich so vertieft, daß unter Leitung von Dr. Alice Salomon 1908 eine soziale Frauenschule mit zweijährigem Lehrgang in Berlin ins Leben treten konnte. So wurde die Frauenarbeit aus der reinen Wohltätigkeitssphäre in die Wohlfahrtsarbeit übergeleitet und die Frauen immer mehr über ihre Pflichten der Gesellschaft gegenüber aufgeklärt und zur Ausübung derselben herangebildet.

Merkwürdigerweise sträubte man sich lange, und tut es vielfach noch heute, gegen die Mitarbeit der Frau an der kommunalen Wohlfahrtspflege Deutschlands, trotzdem die Frauen durch ihre Vereinstätigkeit den Befähigungsnachweis reichlich erbracht hatten und trotzdem es oft an geeigneten männlichen Kräften gebrach. Man befürchtete einerseits, daß das gute Herz der Frauen den Stadtsäckel allzusehr belasten würde, anderseits empfanden die männlichen Armenpfleger das Eindringen der Frauen als Eingriff in ihre Befugnisse. 1896 erklärten beispielsweise die 3000 Armenpfleger Berlins in einer Protestversammlung, an demselben Tage in corpore ihre Ämter niederzulegen, an dem ein damals vorliegender Beschluß der Stadtversammlung, betreffend die Zuziehung von Frauen, zur Ausführung kommen würde. Das hat sich inzwischen sehr geändert. In dem letzten fünfjährigen Verwaltungsbericht der Stadt Berlin heißt es: „Die Äußerungen der Armenvorsteher lauteten überwiegend zugunsten der Armenpflegerin. Eine Anzahl von ihnen erklärte, ursprünglich gegen die Heranziehung von Frauen zur öffentlichen Armenpflege gewesen zu sein, seitdem aber die umsichtige, sorgfältige und fleißige Arbeit der Pflegerin schätzen gelernt hätten. Von den 24 Armenkommissionen erklärte sich nur eine gegen die Beschäftigung von Frauen, eine war noch zweifelhaft in ihrer Beurteilung, während die übrigen entschieden dafür eintraten." In der Begründung des Elsaß-Lothringischen Gesetzentwurfs für das Ausführungsgesetz über den Unterstützungswohnsitz heißt es: „Die Bestimmung, daß auch Pflegerinnen bestellt werden können, rechtfertigt sich aus der Erfahrung, daß die Mitarbeit der Frauen auf dem Gebiete der Armenpflege sich als derart ersprießlich erwiesen hat, daß sie überhaupt nicht mehr entbehrt zu werden vermag." Und in einer neueren Verfügung des preußischen Justizministers in einem Rundschreiben an die Oberlandesgerichte vom 9. Dezember 1909 heißt es: „Überall, wo Waisenpflegerinnen und Vormünderinnen bestellt worden sind, wird ihre Tätigkeit durchaus günstig beurteilt. Tatsächlich hat man überall die Erfahrung gemacht, daß die Armenpflegerin den Erfordernissen des Amtes durchaus gewachsen ist, daß sie mit den Geldern der Verwaltung haushälterisch umgehe und für die Beurteilung der Lebensverhältnisse alleinstehender Frauen und für die Kinderfürsorge einen viel schärferen Blick zeige als ihr männlicher Kollege."

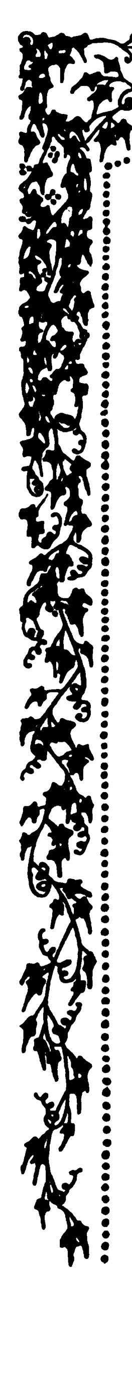
Diesen Erfahrungen entsprechend hat sich auch ihre Tätigkeit auf kommunalem Gebiet sehr vergrößert. In 304 Gemeinden* sind zurzeit 11 900 Frauen in der kommunalen Wohlfahrtspflege tätig. In 135 Gemeinden arbeiten etwa 6980 Frauen als vollberechtigte Mitglieder in der Armen- und Waisenpflege. In 53 Gemeinden gehören Frauen der obersten Behörden der Armen- und Waisenpflege an. 116 Gemeinden haben 441 besoldete weibliche Kräfte eingestellt, in 47 Städten befinden sich Frauen in städtischen Kommissionen, in 115 Städten gehören Frauen den Schulaufsichtsbehör-

* Vgl. Stellung und Mitarbeit der Frau in den Gemeinden. Von Jenny Apolant. Verlag von Teubner, Leipzig-Berlin.

den an, in 47 Städten sind Frauen an städtischen Arbeitsnachweisen angestellt.

Es wäre zur Weiterentwicklung der Frauenarbeit auf diesem für die Gesamtheit so bedeutungsvollen Gebiete durchaus notwendig, daß die Frauen in allen Gemeinden als durchaus gleichberechtigte Mitarbeiter aufgenommen würden, da sie, wenn sie von so wichtigen Ämtern wie beispielsweise dem des Waisenrats ausgeschlossen sind, nicht selbständig arbeiten können, was im Interesse der Sache sehr bedauerlich ist, da so ausgezeichnete Erfahrungen über die Arbeit der 8000 Waisenpflegerinnen vorliegen.

Jedenfalls ist die Entwicklung der Frauentätigkeit auf dem Gebiete der Volkswohlfahrt eine ebenso rapide wie erfreuliche, und es muß mit Befriedigung konstatiert werden, daß die wohltätigen Frauen im L'Arrongeschen Sinne nicht mehr ins Gewicht fallen gegen das Heer moderner Frauen, denen das Wohltun Lebensberuf geworden ist.



# Vergiß, mein Volk, die großen Toten nicht …

Eine Karfreitagslitanei von

## Eugen Stangen

Und wieder naht der Tag des größten Toten —
„Halt still, du wildes, unruhvolles Jahr“ …
Narzissen blühen weiß als Osterboten
Und schmücken Grab und Kreuz und Hochaltar.

Die Unrast hemmt heut leise das Getriebe —
Ein Ton vom Schmerz drang tief und voll darein.
Die weiße Vestapriesterin, die Liebe,
Durchschreitet trauerschön den Totenhain.

Und zündet weihevolle Opferbrände —
Und wehrt dem Jubelton der Bergschalmei.
Karfreitagsglocken klagen durchs Gelände,
Dann singt die Priesterin die Litanei.

„Denkt — eh' die Opferfeuer rings verlohten,
Still an ein dornumkröntes Angesicht,
Und denkt in seinem Namen aller Toten,
Die Toten bitten heut: „Vergeßt uns nicht!

Gebt uns heut Liebe, die wir schlafen müssen,
Für ewig stumm und kalt im schmalen Schrein.
Nichts ist so schwer von allen Bitternissen
Als tief im Grabe das Vergessensein!

Laßt uns noch einmal, einmal auferstehen
In euren Herzen, eh' der Tag verstiebt,
Laßt uns noch einmal euch zur Seite gehen,
Wir haben euch ja einst so sehr geliebt.

Und für euch Leid und Last so viel getragen
Und überviel an stillverschwiegner Pein...
Ihr aber — habt auch uns ans Kreuz geschlagen...
Ach — nicht dies trostlose Vergessensein!"

Und wieder hallt es bang durchs Taggetriebe,
Als säng' im Schmerz ein ganzer Geisterchor...
Die weiße Vestapriesterin, die Liebe,
Hebt ernst und mahnend ihre Hand empor.

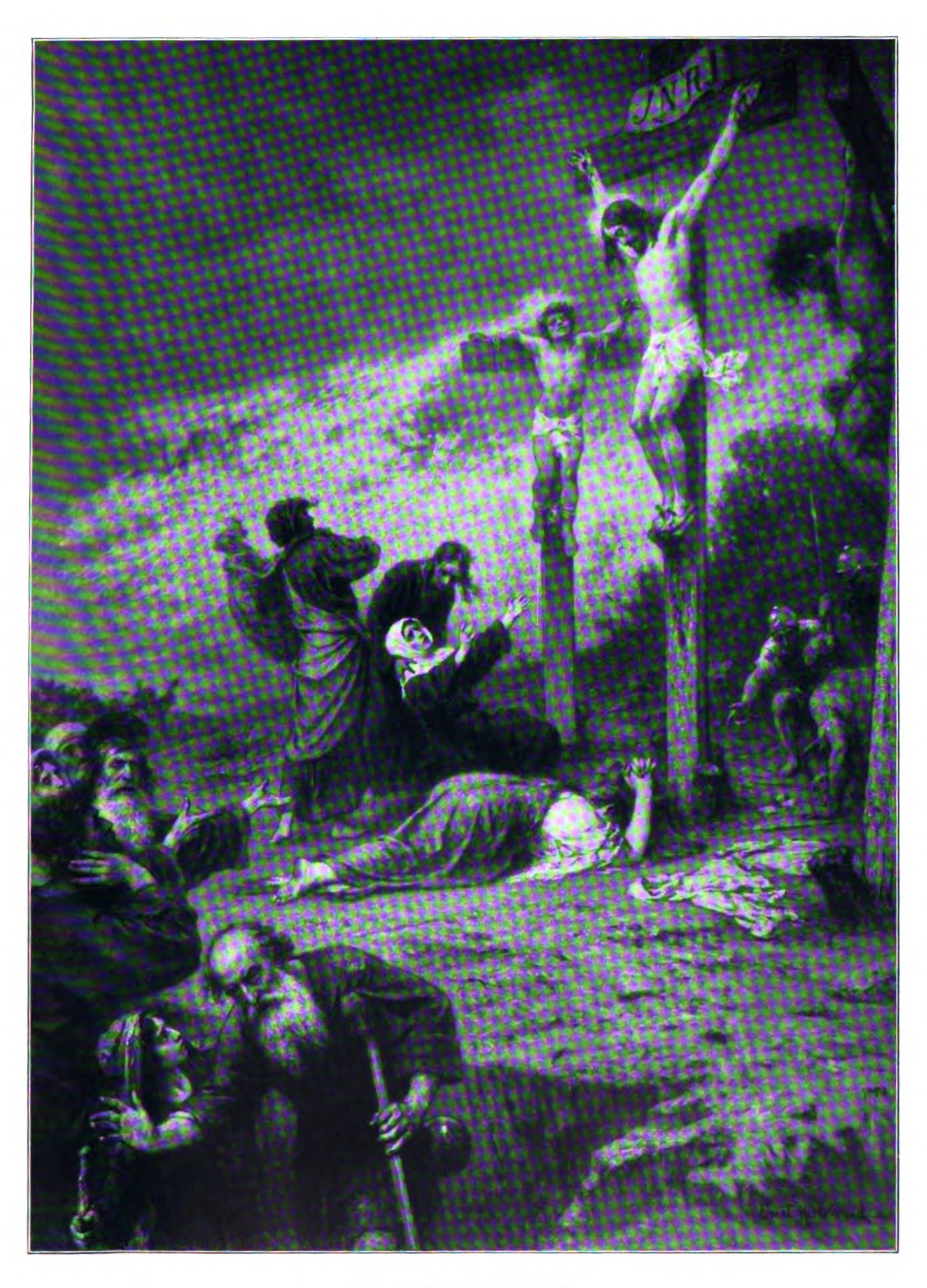
„Die einst für dich mit ihrem Blut gestritten,
In Aug und Herzen der Begeistrung Licht,
Und die für dich gestorben und gelitten —
Vergiß, mein Volk, die großen Toten nicht.

Denk heut der Helden, die für dich gefallen!
Und aller Zwietracht sei das Wort verwehrt!
Am hehrsten und am herrlichsten von allen
Ehrt sich das Volk, das seine Toten ehrt!

Und seine Dichter! — die so reich gegeben
Ihr Herzblut — auch von Dornen nur gekrönt!
Lebendig tot gehn viele müd durchs Leben!
Stets hat der Pöbel das Genie verhöhnt!

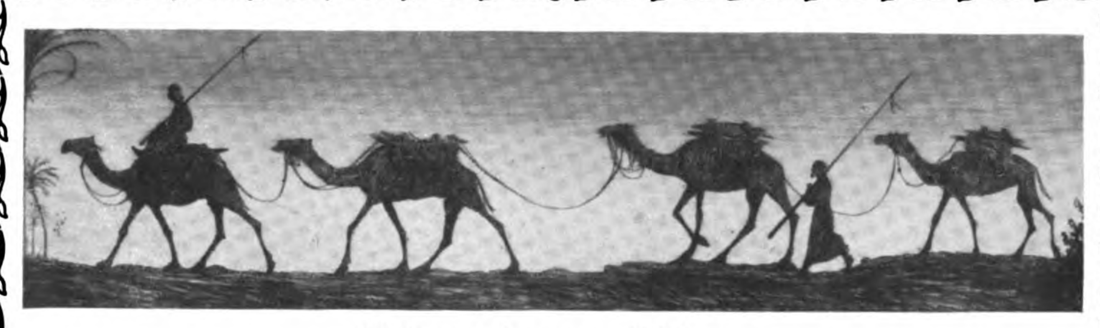
Ach — Qualen gibt es, tief und unermessen,
Heut aber — nun schon Osterwinde wehn,
Wälzt fort den schweren Grabstein: das Vergessen,
Und laßt im Lenz die Toten auferstehn!

Von großen Helden geht ein großes Leuchten!
Das überglänz' heut jedes Angesicht...
Laß still die Trauer deine Wimpern feuchten,
Vergiß, mein Volk, die großen Toten nicht! —



**Kreuzigung Christi**

Nach einem Gemälde von Ernst Hildebrand



Wüstenwanderung. Radierung

# E. M. Liliens Bilder aus dem Heiligen Lande

Von

Dr. Victor Fleischer

Da nun wieder die Blätter vor mir ausgebreitet liegen, auf denen E. M. Lilien Landschaften, Gebäude, Szenen und Figuren aus dem Heiligen Lande festgehalten hat, denke ich daran, wie wir den jungen Künstler vor ein paar Jahren zur Bahn begleiteten, als er zum erstenmal von Berlin aus nach Jerusalem reiste und uns auf der Durchfahrt in Wien besuchte. Der Weg ging zunächst noch einmal gegen Norden, nach Drohobycz, in die galizische Heimat; Lilien holte sich seines Vaters Segen zur Fahrt in die fremd gewordene Heimat seines Volkes. Wir kannten den Vater, kannten sein scharfgeschnittenes Gesicht: Lilien hatte uns ja eben sein neues Werk mitgebracht, die „Lieder des Ghetto" von Moris Rosenfeld, die er mit erlesener Kunst geschmückt, in geistvoll symbolisierende Rahmen gefaßt, mit einer Reihe von Zeichnungen geziert und in einem schönen Leinenband vereinigt hatte. Einer Gruppe dieser Gedichte, den „Liedern der Arbeit" voran steht das merkwürdige Porträt, umrahmt von stilisierten Hobelspänen und dem Handwerksgerät des Drechslers. Von den Leiden armseliger jüdischer Arbeiter erzählen die Gedichte, die der geplagte, in eine der großen amerikanischen Kleiderfabriken eingepferchte Jargondichter Rosenfeld in Not und Entbehrungen geschrieben. Die Werkzeuge seines Berufs, Maßbänder, Schere, Zwirn und Nadeln, begleiten sie als Ornamente. Als Lilien aber statt eines Schneiders den Drechsler diesen Gedichten voraussetzte, tat er das wohl nicht nur aus kindlicher Pietät, die der Mühen und Sorgen des galizischen Arbeiters gedachte; es war zugleich eine Bezeugung der Dankbarkeit für die väterliche Werkstatt, eine Huldigung für handwerkliche Tüchtigkeit, die der Künstlerknabe von dort als wertvolle Gabe mit auf den Weg genommen und stets sich bewahrt hat. Als Handwerker hat Lilien selbst auch begonnen, einem Schildermaler ward zuerst das jugendliche, kaum erkannte Talent anvertraut. Auf allerlei Umwegen, die zu erzählen allzuweit führen würde, hat der eigenwillige, akademischen Lehrmethoden wenig geneigte Künstler dann in München seinen Beruf gefunden, ein zäh ausdauernder Autodidakt, der — mit gutem Blick für die technischen Bedingungen seiner Arbeit begabt — bald einen guten Namen in der Zahl jener sich erwarb, die um das Wiederaufblühen der deutschen Buchkunst bemüht waren.

Aus diesen Münchner und den folgenden Berliner Jahren stammt eine ganze



Nargilehraucher. Radierung

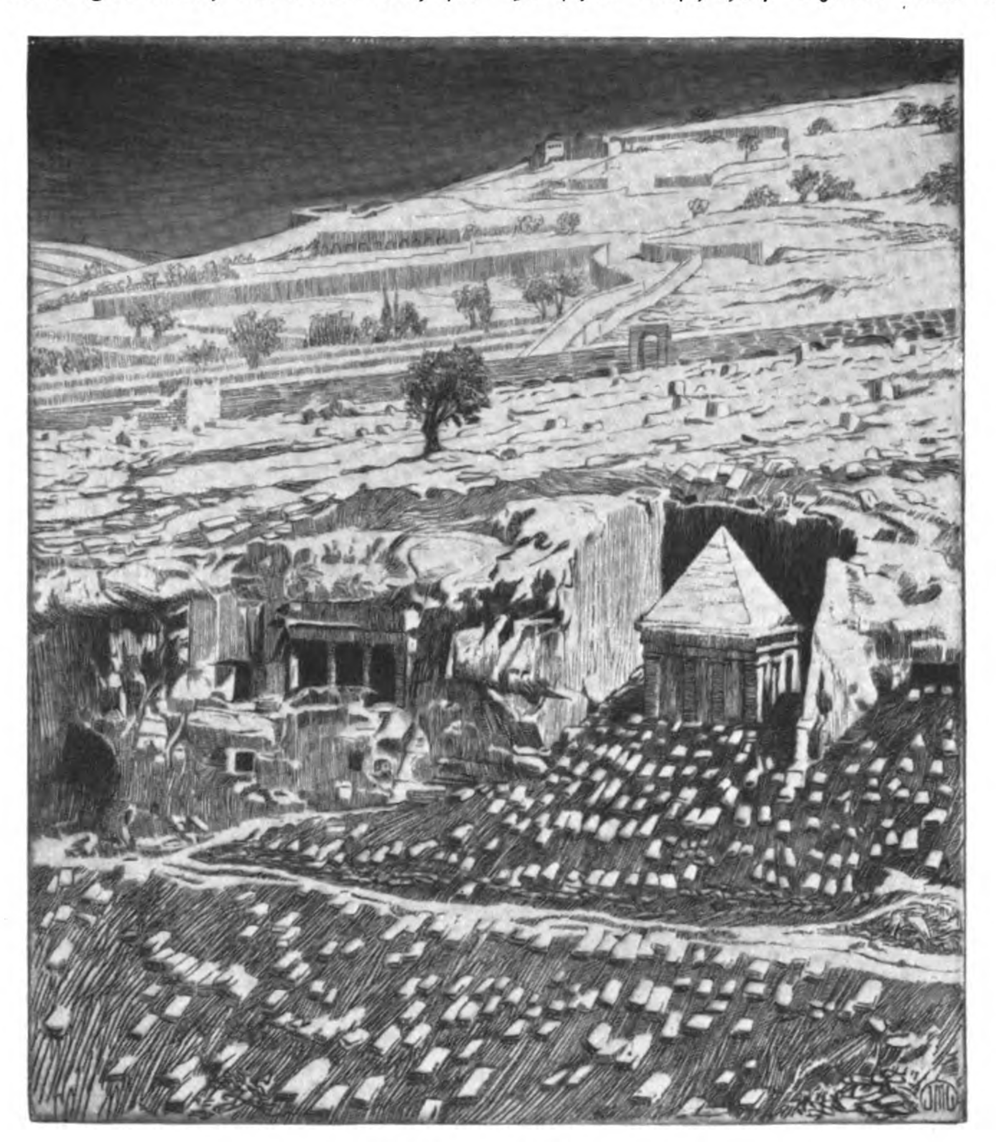
Sammlung von Schwarzweiß-Illustrationen, in denen man neben der Einwirkung fremder und nicht nur für Lilien bestimmend gewordener Vorbilder schon das Reifen eigenartigen Talents beobachten kann. Es waren vor allem Zeichnungen für die „Jugend“, für den Roman „Der Zöllner von Klausen“ und einzelne Blätter für die „Grazien“. Man sieht da einen am Werk, der mit sparsamen Mitteln starke künstlerische Wirkungen suchte: mit breiten, scharf kontrastierenden Flächen, mit sorgsam geführten sauberen Linien. Es war viel Gutes dabei, manches, was auch in jener Zeit, da eine Menge frischer Talente ehrlich für die neue Kunst kämpfte, auffallen mußte: Einzelleistungen, die man heute als Entwicklungsmomente richtig einordnen kann, die aber noch kein Ausdruck der ungewöhnlichen Persönlichkeit Liliens waren.

Dann kam der Zionismus. Es ist hier nicht der Ort und es ist wohl heute auch nicht mehr nötig zu sagen, was der Zionismus will. Die große Bewegung, die eines Einzigen Mahnruf, Theodor Herzls Buch vom „Judenstaat“, geschaffen hat, ist überall, wo Juden wohnen, diskutiert worden, hat in allen Weltteilen in stürmischer Entwicklung sich begeisterte Anhänger geworben. Der ersten einer war Ephraim Moses Lilien, der ja in seiner galizischen Heimat Judenelend und Judennot in schweren Kindheitjahren selbst gesehen und selbst getragen.

Und ihm, dem jüngsten jüdischen Künstler, war es vergönnt, dem neuen Willen, der uralten neuentfachten Sehnsucht seines Volkes zum erstenmal auch in einem Kunstwerk Gestalt zu geben: das war das Buch „Juda“ des freiherrlichen Balladendichters Börries von Münchhausen. In dem reichen Schmuck von Zierleisten, Rahmen und Vollbildern, der diesen durch seinen dichterischen Gehalt kostbaren Gedichtband auch äußerlich aus der literarischen Produktion des Tags hinaushob, sind — wie im Volk das schlummernde Nationalbewußtsein — alle Symbole des Juden-

tums zu neuem Leben auferstanden: der Zionsstern und die Bundeslade, die Thorarollen, die Menorah, die Gesetzestafeln. Sie sind Motive einer neuen Dekoration geworden, die eines enthusiastisch entfachten Künstlers hingebungsvolle Liebe für das Werk eines Freundes ersann. Der Einband, ein Kabinettstück von außerordentlicher Feinheit in Entwurf und Farbe, wird in der Geschichte der deutschen Buchkunst unvergessen bleiben.

Neben den Zierstücken, die altes traditionelles Tempelgerät geschmackvoll angereiht zeigten, standen in diesem Buche zum erstenmal auch Figuren aus der jüdischen Geschichte, Szenen aus der Vergangenheit des Volkes, dessen Leidensweg Bordüren von dornigen Ranken symbolisierten. Die Kunst Liliens hatte ihre Heimat gefunden. Aus dem geschickten Zeichner war ein Künstler geworden, der das Land seiner Väter für sich neuentdeckt, der seine Persönlichkeit

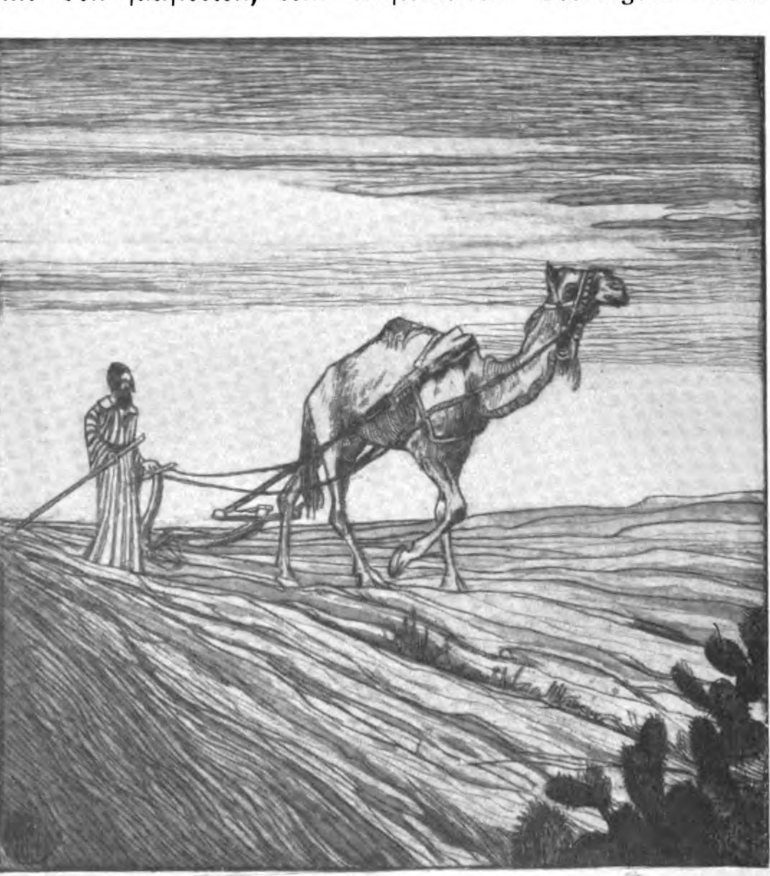


Das Tal Josaphat bei Jerusalem. Radierung

zur Reife gebracht hatte. Und so — voll von Zionsehnsucht, voll von Ideen, die aus der fortgesetzten Beschäftigung mit dem Judentum, seiner Geschichte und seinen Hoffnungen erwuchsen, hat Lilien die „Lieder des Ghetto“ geschmückt. Bis dahin, das war nun schon deutlich zu erkennen, hatte sich sein Können mit stetiger Konsequenz entwickelt. Auch in den kleineren Arbeiten, die neben den beiden Büchern entstanden, in der großen Zahl von Exlibris vor allem, war diese strenge Kunst zu hoher Ausdrucksfähigkeit gelangt und war dabei ihren Mitteln, den breiten Flächen und den stilisierten, rein konstruktiven Linien treu geblieben. Überall von Geist und bewußtem Künstlerwillen zeugend, war sie jetzt zu einer Eigenart gediehen, die Reife war und zugleich Gefahr des Verwelkens.

Was sollte uns dieser Zeichner noch zu sagen haben, dessen Handschrift wir in Zukunft auf den ersten Blick hin erkennen mußten, dessen Motivenwelt uns vertraut war, dessen nicht eben zahlreiche Darstellungsmittel wir aufzählen konnten?

Damals ist Lilien nach Palästina gereist. Was er von dort zurückbrachte, war neuer Reichtum an künstlerischem Vermögen. Rein äußerlich: eine Erweiterung des Gebiets. War früher das Zion der Juden alles, was der Künstler dort drüben gesucht, das Judenland von früher, die Hoffnung für später, so hatte sein Blick jetzt auch umfaßt und verstehen gelernt, was auf dieser geheiligten Erde von Christen und Mohammedanern verehrt wird; und zu den Judentypen, die Lilien aus dem Westen und östlichen Europa kannte, kamen neue, die das Urväterland bewahrt, andre, die Not und Verfolgung oder auch der Glaubenseifer zu den Stätten der Vergangenheit zurückgeführt hatten. Unter solchen künstlerischen Impressionen entstanden jene Blätter, die als Illustrationen des „Hohen Lieds“ gedacht sind, und die Folge von großen Schwarzweißzeichnungen, die alle



Ackernder Jude. Radierung

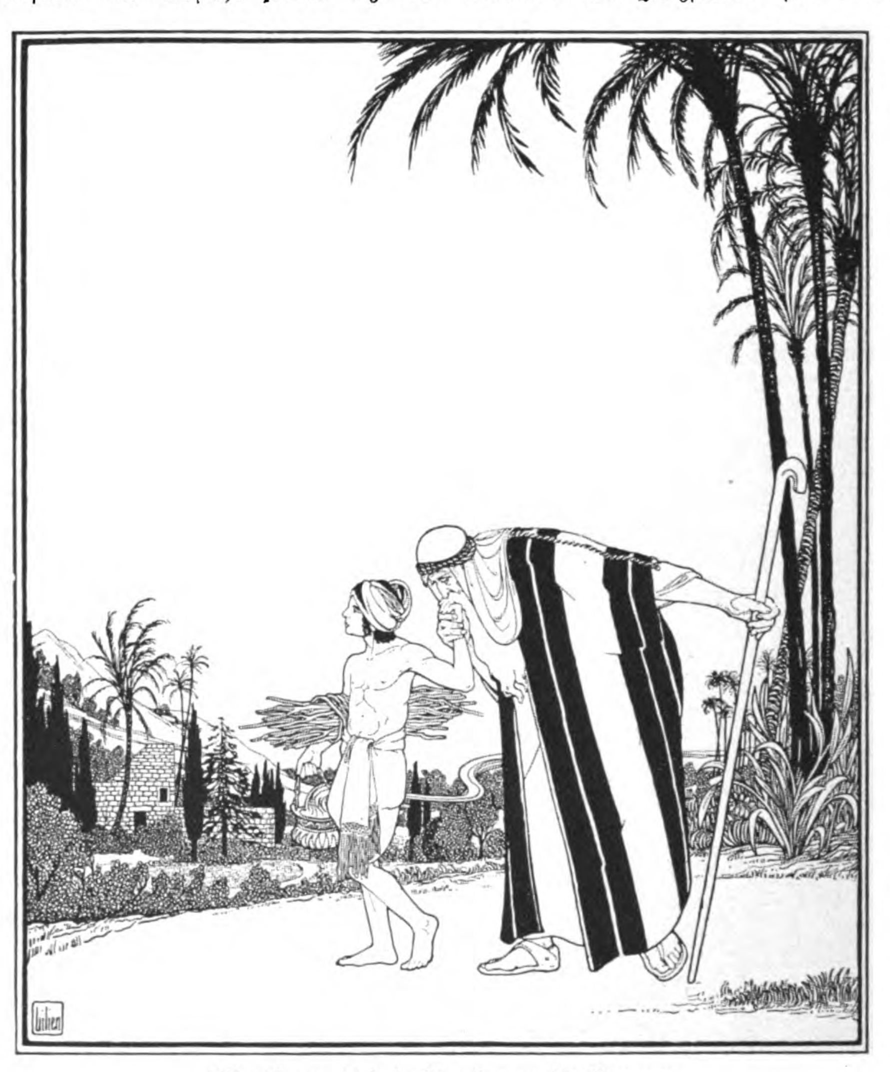


Araberzelte. Radierung

Kultarten des Heiligen Landes in einem Zyklus „Palästina" repräsentieren sollen. Zugleich reifte der Plan einer neuen illustrierten Bibelausgabe, die alle Bücher der Heiligen Schrift, nicht nur das Alte Testament bringen wird. Das Sinnfälligste ist überall gewiß die Bereicherung des Motivenvorrats, und wie man früher in den stilisierten Pflanzen, Körpern und andern Dingen nur die Sicherheit sah, mit der alles in seiner organischen Funktion beobachtet und wiedergegeben war, und nur die Resultate eines eindringlichen Studiums erkannte, nichts aber von dessen Mühen spürte, so zeigt sich nun in der Darstellung von Bauten, Gewändern und Geräten nur die Fülle und Vielfalt der Formen. Welche immense Arbeit vor diesen Zeichnungen bewältigt wurde, wird nur der Fachmann feststellen können, und er wird neben dem Kunstwerk auch die archäo-

logische Treue, die Gründlichkeit des Studiums bewundern müssen, die jedem deutschen Gelehrten zur Ehre gereichen würde. Dem aufmerksamen Betrachter wird auch gewiß nicht entgehen, daß der Künstler mit Absicht jenen Szenen worden war), nicht die Erscheinung des Engels, der im entscheidenden Augenblick Gottes Befehl widerruft.

Wir sehen Abraham und Isaak auf dem Wege zur Opferstätte, den Knaben beladen mit Holzstäben für den Opfer-



Abraham führt Isaak zur Opferung
(Aus: Die Bücher der Bibel. Verlag Westermann, Braunschweig)

der biblischen Erzählung ausgewichen ist, mit denen die kirchliche Kunst sich nun schon seit fast zwei Jahrtausenden immer wieder beschäftigt hat.

So ist zum Beispiel in der Geschichte von Isaaks Opferung nicht der oft dargestellte Moment gewählt (dessen Komposition seit Rembrandt ein Schema ge-

brand, sehen, wie Abraham sich niederbeugt, um ehrfürchtig die Hand des geliebten Kindes zu küssen, das auserlesen ist, Gott ein Opfer zu werden.

Weit wichtiger als die äußerliche Erweiterung des Stoffgebietes ist aber ein andres geworden: die reichere Verwendung landschaftlicher Motive. Freilich ist



Jerusalem, vom Ölberg aus gesehen. Nach einer getuschten Federzeichnung von E. M. Lilien



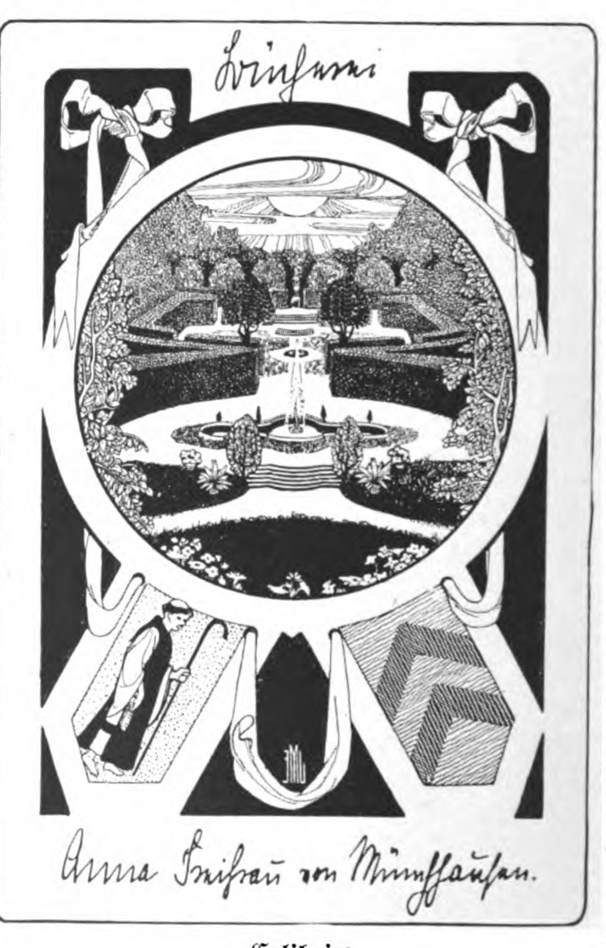

Besuchskarte. Radierung

auch in den landschaftlichen Szenerien der Zeichnungen noch immer die stilisierte, der Schattierung bewußt entbehrende Art der Darstellung beibehalten. Und doch scheint von dort her Liliens Weg zu der neuen Ausdrucksform, zu neuen Kunstabsichten geführt zu haben: zur Radierung. Denn da viele dieser Landschaften nicht als stilisierte Dekoration, sondern ganz für sich zu wirken bestimmt waren, zwangen sie den Künstler zu einer mehr malerischen als zeichnerischen Auffassung, der die bisher geübten Mittel seiner Kunst nicht gerecht werden konnte.

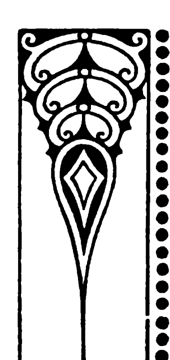
Näher aber als Pinsel und Farbe lag dem Schwarzweißzeichner die Kunstform der Radierung. Und merkwürdig genug: das erste radierte Blatt, der „ackernde Jude“, war von so starker Qualität, gerade in den nur der Radierung eignen Wirkungen, wie sie manche spätere Werke nicht haben, in denen mitunter noch die etwas harte Linienkunst Herrschaft gewinnt über die Valeurs.

Unter den Sujets finden sich manche, die Lilien früher in einfacher Schwarzweißzeichnung gestaltet hat, wie die hier wiedergegebene „Wüstenwanderung“. Sie sind zweifellos in der Wirkung reicher und stärker als die stilisierten Federzeichnungen. Die Bewegung ist freier, das Zeichnerische tiefer in Licht und Schatten getaucht, die Atmosphäre fast malerisch gesehen. Ohne daß er uns das Erdrückende des Wüstenhorizonts schuldig bleibt, unter dem diese Karawane daherzieht.

Während im Buchgewerbe eine neuerliche Wandlung des Geschmacks eingetreten ist, die von den überreich geschmückten Werken weiterführt zu einfacheren Erzeugnissen, deren Schönheit nicht von außen durch kunstvolle Ornamentik, sondern aus sich selbst heraus durch Qualität des Materials und durch das Satzbild erzielt werden soll, hat der Buchkünstler Lilien sich so wiederum als unermüdlicher Autodidakt ein neues Gebiet erobert, auf dem wir noch einer reichen Entfaltung seiner eigenartigen Individualität gewärtig sein dürfen.



Exlibris

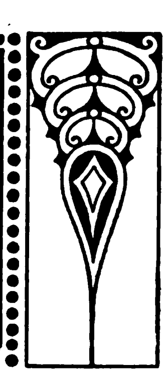


# Die Überraschung

Eine Geschichte aus dem Leben

Von

Friedrich Thieme



„Wer ist da?" fragte Bürgerschullehrer Arnold ungeduldig, da er den ihm von seiner Tochter genannten Namen nicht verstanden hatte.

„Herr Orczy!"

„Der Schneider?"

„Ja, Vater. Er will dich sprechen."

„Um diese frühe Stunde? Was fällt dem Menschen ein? Ich hab' ja keinen Augenblick Zeit mehr." Halb ärgerlich befragte der Lehrer seine Uhr. „Na, laß ihn hereinkommen — wollen wenigstens hören, was er will."

Franz Orczy trat ein — ein kleiner, schmächtiger, beweglicher Mann mit einem für seinen zwerghaften Körper außergewöhnlich großen und dicken Kopf, was seinem Erscheinen stets eine einigermaßen possierliche Wirkung sicherte. Den humoristischen Eindruck verstärkten noch die kurze, etwas breitgedrückte Nase, der große, geöffnet einem klaffenden Riß ähnliche Mund, die leider trotz Aufgebots aller Berufskunst nicht völlig hinwegzudemonstrierende Neigung der kurzen, schlanken Beinchen zur Bildung eines länglichen Ovals und die Art und Weise, wie der aus einem kleinen Neste in der Gegend von Debreczin stammende biedere Madjar die deutsche Sprache radebrechte. Er lebte schon seit drei Jahren in Berlin und bildete sich ein, sehr gut zu sprechen, aber in Wahrheit wütete er förmlich unter den Vokabeln und Regeln, wenn er den Mund auftat, und richtete oft die seltsamsten grammatischen Verheerungen an, besonders wenn er, was manchmal vorkam, seine Reden mit etwas Berlinisch würzte.

Daher verflog die leichte Verstimmung des Lehrers sofort, als der kleine Mann mit seinem breiten, vertraulichen Lächeln und der zum biederen Gruße ausgestreckten Patschhand auf ihn zutrat und ihn, lebhaft nickend, mit den Worten anredete: „Wünsch ick schönsten juten Morgen! Verzeihen Herr Professor, daß ick bin gestört."

Lachend entgegnete Arnold: „Das verzeihe ich gern, lieber Meister. Das Gegenteil wäre mir schon fataler — meinen Sie nicht?"

„Freue mich auch ungemein, dat ick Ihnen bin willkommen sehr," nickte der Kleine mit einem Lächeln wahrhaft internationalen Wohlwollens. Anne, die Tochter Arnolds, die sich noch im Zimmer befand, platzte laut heraus, und Orczy, nachdem er sich einen Moment verdutzt nach ihr hingewandt, stimmte gutmütig und herzlich in das Gelächter ein. Arnold dagegen, den er hartnäckig Professor titulierte, zeigte auf einen Stuhl und bedeutete ihn freundlich, aber seine Eile in Miene und Worten zum bemerkbaren Ausdruck bringend:

„Was steht zu Diensten? Ich muß zur Schule."

„Hab' ick man an den Herrn Professor eine große, große Bitt —"

„Hat meine Frau Ihnen den Rest unsrer Rechnung noch nicht bezahlt?"

Der kleine Ungar schnickte abweisend mit Kopf und Hand zugleich.

„Ist sich nicht von deswegen, Herr Professor — weeß ich Ihnen mir jut für tausend Mark —"

„Na, na, möchte Sie nicht auf die Probe stellen."

„Bin ick gekommen, zu begeben mich in Schuld Ihrige. Hab' ich ein Geschäft glänziges mit Kundschaft ausgezeichneter — sagen Leute immer stets: Franz Orczy seint ein Mann, der verdient Achtung! Grüßen mich und schütteln Hände meinige!"

„Weiß ich, Meister — Sie sind ein Ehrenmann durch und durch."

Orczy nickte mit beistimmender Miene.

„Hab' ich auch Frau und Kind kleiniges — Sie kennen Frau meinige, Herr Professor — ist sich schön, nicht wahr? Und ist sich gelehrt im Schriftschreiben und Buchlesen."

„Das muß Ihnen der Neid lassen, Sie haben eine liebenswürdige und gescheite Frau — Sie sind gewiß recht glücklich, Herr Orczy?"

Die Augen des Kleinen strahlten. „Hab' ich nur Kummer einzigen — sprechen ich doch Deutsch wie meine Muttersprach, nicht?"

Arnold verzog ein klein wenig das Gesicht, erwiderte aber mehr höflich als wahrhaft: „Versteht sich."

„Sagen alle Leut — sagen alle: Das ist der Orczy, das sprechen Deutsch wie Buch — aber kann ich nicht machen Schriftzeichen und lesen Brief — ist mich Kummer so groß! Käthe meinige reist jeden Sommer, wo ist Geschäft flauer, sechs Wochen, acht Wochen zu Herrschaft alter ihriger — schreibt auch Karten und Briefe voll Liebe und Freundlichkeit, Herr Professor — muß sie mir stets immer vorlesen Frau Marschall — aus dem Büdchen, was ist neben Laden meinigem. Hab' ich bekümmert mich darüber sehr — aber waren Eltern meinige arm wie Mauskirchen und Schule weit viele Meilen von Haus unsriges."

„Wie, Sie können nicht lesen und schreiben, Herr Orczy?"

„Kann ich schreiben Namen meiniges und Zahlen, zu nehmen Maß. Sonst nicht kein Wort. Aber ich werde machen Frau meinige geliebteste, wenn sie kommt wieder von Herrschaft ihrige, eine große Überraschung. Ist sich gestern gereist nach Hohlstedt auf Rittergut, wo sie gedient ist gewesen vor unsrer Verheiratung fünf Jahre."

Arnold stand überrascht auf.

„Ich soll Sie schreiben und lesen lehren?"

Der kleine Ungar lächelte verschmitzt.

„Zu Befehl, Herr Professor — werd' ich natürlich bezahlen wie Schüler richtiger — möcht' ich haben Unterricht jeden Nachmittag, weil ich muß können schreiben und lesen, wenn sie kommt wieder mit Kind meiniges. Wird sie machen Augen so groß," setzte der Sprecher mit freudigem Aufblitzen der dunkeln Augen hinzu, „wird sie rufen Eljen! Eljen! und mich haben lieb noch viel größer!"

Unwillkürlich fühlte der Volksschullehrer eine Spur von Ergriffenheit. Die Freude des kleinen Mannes über die von ihm in Aussicht genommene Überraschung war gar zu innig und rührend. Deshalb entschied er sich ohne Zögern für die Annahme des Vorschlags.

„Ich will Ihnen gern willig sein, Meister Orczy. Kommen Sie heute nachmittag um vier wieder, dann können wir alles Weitere besprechen und gleich anfangen. Jetzt habe ich wahrhaftig keine Zeit mehr."

„Und Sie werden mir lernen zu lesen und schreiben alle Brief in den sechs Wochen?"

„Das hängt von Ihrem Fleiß und Ihren Fähigkeiten ab, bester Freund. Ich denke, Sie werden ein eifriger und dankbarer Schüler sein."

Er reichte dem kleinen Manne die Hand, die dieser im Vorgenuß seiner

neuen Fertigkeit wie einen hartnäckigen Klingelzug behandelte. „Wie soll ich dastehen später vor Kind meiniges, wenn das sein wird groß und wird viel gelehrt in Schule berlinischer — muß sich man sonst schämen der olle Gauch vor die kleene Jöre! Haben Sie viel großen Dank, Herr Professor — werd' ich kommen wieder heute nachmittag!"

Der kleine Mann komplimentierte sich unter höflichen Verbeugungen aus dem Zimmer. Wie unter dem Einfluß eines Rausches begann er draußen förmlich zu hüpfen und zu tanzen — das breite Gesicht ein einziges Sonnenleuchten, flog er die Treppe trällernd hinab.

„Werd' ich lernen lesen, werd' ich lernen schreiben, und ich Käthe meinige machen große Überraschung," sang und pfiff er im raschen Fortbewegen vor sich hin. Er liebte ja seine Käthe so von ganzer Seele, daß der Gedanke, ihr eine Freude zu bereiten und eine so große dazu, sein Herz geradezu mit Entzücken erfüllte. Denn manchmal, das hatte er gemerkt, schämte sie sich doch ein wenig, einen Analphabeten zum Manne zu haben — und wenn er auch im übrigen ein Künstler in seinem Berufe war, ein gesuchter Schneidermeister mit hochfeiner Kundschaft, von aller Welt wegen seines treuherzigen Gemüts, seiner Ehrenhaftigkeit geschätzt und gern gesehen, so fühlte er sich doch nicht als ganzer, als fertiger Mensch und erschien sich auch nicht so in ihren Augen, bis der Makel der Unwissenheit von seiner Person genommen sein würde.

Lieber Gott, er konnte ja nichts dafür! Seine Eltern waren arm und die Schule weit entfernt von dem armseligen Dorfe, in dem er geboren wurde und aufwuchs. Mit zwölf Jahren ward er bereits seines Vaters, eines Schneiders, Lehrling — und was für ein Musterlehrling! Die Nadel flog nur so in seinen Fingern, und Geschmack besaß er und Geschick — der Alte schmunzelte oftmals über ihn und prophezeite ihm eine glänzende Zukunft, denn ein gescheiter Bursch war er auch, obwohl er keinen Buchstaben lesen und schreiben konnte.

Wohl war er sich seiner Unwissenheit und seiner körperlichen Mängel bewußt, aber auch er besaß ein Herz, und doch wollte sich niemand finden, der mit ihm Liebe teilte. Mit Gleichgültigkeit blickten die anspruchsvollen jungen Mädchen über ihn hinweg, wenn nicht, was auch manchmal geschah, seine Erscheinung sogar Widerwillen bei ihnen auslöste. Oh, was für bittere Stunden verlebte da der gutherzige Ungar, welch salzige Tränen weinte er in seiner einsamen Kammer!

Und das war die Unruhe in ihm, die kaum selber verstandene dunkle Sehnsucht! Immer mußte er wieder fort, und jedesmal so weit als möglich! Der Berliner Meister hätte ihn gern dauernd bei sich behalten, mit glänzenden Angeboten führte er ihn in Versuchung — „Muß ich fort von hier," beharrte der kleine Mann, „kann ich nicht länger aushalten in Luft hiesiger!"

Da, wenige Tage vor seinem Abgang, kehrte des Meisters Tochter Käthe von ihrem Dienste zu den Eltern zurück. Käthe war, wie Franz auch, nicht mehr allzu jung, höchstens ein Jahr jünger als er, und er feierte einige Tage nach Ostern seinen achtundzwanzigsten Geburtstag. Doch war sie ein stattliches, gut entwickeltes Mädchen mit vollen, anmutigen Formen, nicht gerade schön, aber mit angenehmen, harmonischen Zügen. Nichts Eckiges, Spitzes, Scharfes, alles wellig, rund, fließend. Das Gesicht frisch, mit etwas rötlichem Teint, das üppige Haar die Mitte haltend zwischen Blond und Braun. Blaugraue, lustige, gutmütige Augen. Keine zarte Teerose, aber eine voll erblühte Zentifolie.

Warum sie nach Hause kam?

„Es kann so nicht fortgehen dort," sagte sie den Eltern. „Man ist zu einsam in Hohlstedt. Nichts Männliches als der Verwalter und die Knechte. Die kann ich doch nicht heiraten, und der Verwalter hat längst eine Frau. Man verbuttet ja ganz. Ich muß doch nun an meine Zukunft denken."

So erklärte sie auch dem ungarischen Gehilfen, nachdem sie besser mit ihm bekannt war. Von Anfang an machte ihr die Unterhaltung mit ihm offenbar Vergnügen. Ja, mochte es nun das gute Zeugnis sein, das Vater und Mutter dem intelligenten Mann ausstellten, oder wirkte der Einfluß des Alters und ihres Entschlusses, ihre Zukunft unter allen Umständen sicherzustellen, was in ihren Jahren nicht immer leicht ist — sie ermutigte ihn mehr und mehr und ließ sich sogar schließlich zu dem Bekenntnis herbei, es komme ihr nicht sowohl auf äußere Vorzüge an als auf ein treues Herz, einen guten Charakter, eine tüchtige, ihr eine ausreichende Existenz verbürgende Kraft.

Seine Kündigung hatte Franz bereits zwei Tage nach Käthes Heimkehr zurückgezogen. Wie ein Magnet zog das hübsche Mädchen ihn an. Freilich wagte der zaghafte, entmutigte Ungar keinen Schritt zu tun, ohne daß Käthe ihm wenigstens den kleinen Finger zum Willkommen entgegenstreckte. Endlich, auf einem Spaziergang, wurden sie einig.

„Mich kann lieben niemand," hatte er wehmütig gesagt.

„Warum nicht? Sie sind doch so gut," erwiderte Käthe.

„Könnten Sie mich haben gern?"

„Ich hab' Sie sehr gern."

Dann hatte er gesprochen und war angenommen worden. „Ich mag keinen Gesellen heiraten," fügte Käthe hinzu. „Ich hab' mir was gespart, und meine Herrschaft hält große Stücke auf mich, sie wird uns behilflich sein, daß du dich selbständig machen kannst."

Das war denn auch in wirklich nobler Weise der Fall. Franz Orczy eröffnete sein Atelier, heiratete seine Käthe und begann seine Tätigkeit. Man darf wohl sagen: Segen war in diesem Falle der Mühe Preis; mit Käthes alter Herrschaft, die ihm ihre Kundschaft zusicherte, fing er an, durch Empfehlung und infolge hervorragender Zufriedenheit mit seiner Arbeit traten bald weitere Abnehmer hinzu. Der kleine Mann war ja auch bescheiden, er kam sich bereits wohlhabend und im Besitz seines reizenden Weibes, für ihn der Inbegriff aller Schönheit und Tugend, unendlich glücklich vor.

Und als gar die kleine Käthe wie eine süße, wunderbare Erscheinung ihr Köpfchen in die Welt hineinsteckte und mit dem erstaunten Blick der hellblauen Gucker und der energischen, selbstbewußten Stimme erklärte: „Ich bin da, Welt, erfülle deine Pflicht gegen mich!", da kam sich der kleine Mann ordentlich gehoben, gewachsen vor, und als seine Bekannten ihm gratulierten, entgegnete er mit der Miene eines Triumphators:

„Dank auch schönstens — gratulier ich selber mir am meisten!"

Käthes Herrschaft ließ die Familie nicht im Stich, der Baron von Hohlstedt nahm freundlich die ihm angebotene Taufpatenschaft an, wogegen Käthe sich auch auf ergehende Anfrage bereit erklärte, die erkrankte Wirtschafterin auf einige Wochen zu vertreten. Das war Franz Orczy nicht ganz recht, er entbehrte seine schöne und kluge Frau ungern, sowohl aus persönlichen Gründen, als weil dem Analphabeten ihre Unterstützung im Geschäft notwendig war — aber die Dankbarkeit, welche man der Gutsherrschaft schuldete, ließ nicht gut eine Abweisung zu. Im Sommer darauf erging ein ähnliches Ersuchen: zur Zeit der Ernte gab es so unendlich viel zu tun. Käthe bezeigte wenig Lust, aber die Erwägung, ihre Treue komme vielleicht einmal der kleinen Käthe zugute, besiegte alle Bedenken. Dieses Jahr durfte sie sogar die kleine Käthe mitnehmen — Franz schmunzelte selber, wenn er daran dachte, daß der Herr Baron ihr vielleicht einmal möchte etwas vermachen im Testament seiniges — aber noch mehr schmunzelte er, wenn er sich die Überraschung seiner Gattin vorstellte, wenn sie plötzlich einen mit eigner Hand geschriebenen Brief von ihm empfing.

Mit Feuereifer ging er deshalb an die Ausführung seines Vorhabens. Jeden Nachmittag erschien er bei Arnold und malte Buchstaben nach und buchstabierte und lautierte mit strahlendem Lächeln und einer wahren Ausschreierstimme:

„A — a — el — Aaal," und seine i wurden mit einer Kunst gezeichnet, als wären es ebensoviele Bestandteile eines literarischen Werkes von unvergänglicher Schönheit.

Jeden freien Augenblick nutzte er aus, bis in die späte Nacht saß er bei seiner Fibel und seinem Schreibhefte. Herr Arnold war höchlich zufrieden mit seinem Eifer und seinen Fortschritten. Der kleine, beharrliche, an unermüdliche Tätigkeit gewöhnte Sohn des schönen Donaulandes hatte sich ein festes Ziel gesteckt, und er wäre lieber gestorben, als vor sich selber zurückgewichen.

Und in der Tat: Am letzten Tage der sechsten Woche bestätigte ihm sein Lehrer in lobenden Worten den errungenen Sieg! Er konnte lesen, er konnte schreiben — auf das Wie kam es ja vorläufig nicht an, und Arnold hatte sich bereit erklärt, ihn auch noch in die Geheimnisse der Orthographie und Grammatik so weit einzuweihen, als dies für seine Zwecke erforderlich schien.

Wie ein Trunkener wankte der kleine Mann an diesem Tage nach Hause. Ein prächtiger Augusttag mit einem Überfluß von Sonnenschein — aber wenn er auch bewölkt und finster gewesen wäre, er hätte doch für den glücklichen Ungar ein strahlendes Lächeln auf dem Antlitz getragen, denn seine Seele lachte heute, und wenn die Seele lacht, so strahlt sie ihre Heiterkeit auf alles aus, was uns umgibt!

„Werd' ich ihr machen eine große Überraschung — wird sie machen Augen so groß wie Tellerkuchen!"

Wie er schwelgte im Vorgefühl seines Triumphes, ihres Erstaunens! Wie stolz er den Kopf emporreckte, als wollte er den Leuten zurufen: „Blast mir den Staub weg — ich kann lesen und schreiben!"

Gerade fand er beim Nachhausekommen einen Brief seiner Frau vor. Nicht unerwartet — er hatte durch Frau Marschall bei ihr nach einer Rechnung für den Regierungsrat Mehlhorn fragen lassen. Er erinnerte sich, sie hatte diese Rechnung noch vor ihrer Abfahrt herausgezogen, wußte jedoch nicht, wo sie sie hingelegt hatte. Und Mehlhorn wollte verreisen und vorher noch die Angelegenheit in Ordnung bringen.

Da hielt er nun den Brief in der Hand und las die Adresse. „H—e—r—r—n F—r—a—n—z O—r—c—z—y" — es ging ein bißchen langsam, aber es ging doch. Käthe schrieb eine ungeübte Hand, also schrieb sie deutlich, etwa wie ein Mädchen in ihrem Schulheft. Daher gelang die Entzifferung sowohl der Adresse wie des Briefs, dessen Inhalt schon auf die Verdolmetschung durch eine dritte Person berechnet war. So kurz und im ganzen trocken daher der Text sich auch darstellte — selten hat wohl jemand bei der Lektüre eines Briefs ein so erhebendes Glücksgefühl empfunden als der kleine Ungar bei der mühsamen Entzifferung des Schreibens seiner Frau!

So begeistert hatte er studiert und so lange Zeit gebraucht, daß er freilich nach Beendigung der Lektüre nicht wußte, was in dem Briefe eigentlich stand — so nahm er ihn nach Geschäftsschluß mit in sein Wohnstübchen, setzte sich ans Fenster und begann das schwierige Werk zum zweitenmal. Da der Genuß indessen ein zu großer war, so las er das Schreiben dann noch ein drittes und viertes Mal mit erhobener Stimme und dem Pathos eines Schauspielers — und morgen früh wollte er gleich zu Frau Marschall hinüber und sie durch eine Vorlesung des Briefes in Verwunderung setzen.

Also was schrieb seine Frau?

„Geliebter Franz!" Das war er! „Heute nur in Eile die Nachricht, daß die

gesuchte Rechnung im oberen Kommodenkasten liegt, wo ich meine Schmucksachen und Bücher aufbewahre. Du findest sie gleich rechts in der Ecke obendrauf. Der Schlüssel steckt wahrscheinlich in der Tasche meines braunen Kleides. Hier habe ich ihn nicht mit. Uns geht es gut. Käthchen tut die schöne Landluft sehr wohl, sie hat hübsche rote Bäckchen bekommen. Schreibe mir gleich, ob Du mich nötig brauchst, wenn nicht, so würde ich noch eine Woche oder zwei bleiben. Die Herrschaft ist sehr gut gegen mich, sie läßt Dich grüßen. Käthe sagt immer: „Papa, Papa!" Grüße die Eltern von mir. In treuer Liebe küßt dich Deine Käthe."

Seliger Empfindungen voll, legte Franz endlich die Epistel vor sich auf das Fensterbrett. Seine Gedanken schweiften weit aus, er schrieb im Geiste Briefe und Rechnungen und las Dutzende von Büchern aus der Leihbibliothek in der Nebenstraße. Bis zur Schulzeit Käthes rückte er vor. Wie hätte er vor ihr dagestanden, wenn sie gekommen wäre und gesagt hätte: „Vater, wie macht man ein i?" Und er wäre gezwungen gewesen, zu gestehen, seine Kenntnisse reichten nicht so weit, ihre Frage zu beantworten. Nun konnte er mit Stolz erwidern: „Paß man uff, Kätheken, dat werd ick dich jleich vormachen!" Er sah sich bereits, wie er da mit ernster, würdevoller Miene den Schieferstift erfaßte, wie er —

Ein neuer Gedanke durchkreuzte das ihn erfüllende beglückende Ideenbild. War es besser, mit der Überraschung bis zur Rückkehr seiner Frau zu warten oder den Brief sogleich eigenhändig zu beantworten? Letzteres erschien ihm fast noch wirkungsvoller. Vorausgesetzt, daß es sich bewerkstelligen ließ — er war sich dessen doch noch nicht ganz gewiß.

Auf der Stelle suchte er einen Briefbogen, zündete die Lampe an und nahm am Tische das gewaltige Unternehmen in Angriff.

„Kelihpte Käthe! Wenn Du komst nach hause wirst du hawen eine krose iber — Raschung —"

Er hielt inne.

Das war ja nicht richtig — sie würde ja die Überraschung bereits bei Empfang seines Briefes haben — er mußte also einen andern Anfang suchen. Doch vorher wollte er erst nachsehen, ob sich die Rechnung wirklich in dem Kommodenkasten befand.

Der Schlüssel steckte richtig in dem braunen Kleid. Er schloß den Kasten auf, er fand die Rechnung. Nur einen einzigen neugierigen Blick warf er auf den übrigen Inhalt. Da lag Käthes Gesangbuch. Er schlug es auf und buchstabierte mit Genugtuung den Titel. Da lagen ein paar Briefe — würde es ihm wohl möglich sein, auch diese Schrift zu lesen? Es war eine sehr zierliche, kleine vertikale Schrift, aber im ganzen lesbar und deutlich.

Franz Orczy buchstabierte: „Mein süßes Herz" — ein Blutstrom schoß nach seinem Hirn. Wer durfte wagen, an seine Frau so zu schreiben? Aber der Brief stammte vielleicht aus der Zeit vor ihrer Bekanntschaft.

Mühsam brachte er das Datum heraus: 15. Juni 19.. — Das war ja erst kurz vor Käthens Abreise nach Hohlstedt! Wer war es, der sich solcher Anrede bediente?

So gut er vermochte, las er weiter: „Oh, wie freue ich mich, mein lieber Herzenskäfer" (der Käfer war zu viel für Franzens Gelehrsamkeit, er machte einen „Käse" daraus). „Wenn Du wüßtest, wie ich mich nach Dir sehne! Dir wird's wohl auch manchmal langweilig bei Deinem Mikosch? Muß ein Simpel erster Klasse sein, aber für uns ist er ein unschätzbares Kleinod. Freilich, Du redest ihm sehr das Wort, daß ich fast eifersüchtig auf ihn werden könnte ..."

In diesem Tone ging es weiter. Der Ungar wischte sich den Schweiß von der Stirn und preßte von Zeit zu Zeit die Hand gegen das stürmisch pochende Herz. Aber trotz seiner Aufregung las er alle drei vorhandenen Briefe, er ar-

beitete sich durch bis zu Ende, ohne viel Wert darauf zu legen, ob er jedes Wort richtig herausbrachte. Mit Hilfe seines neu errungenen Wissensschatzes buchstabierte er sich, mühsam zwar, aber doch viel, viel zu plötzlich für seine Fassungs- und Tragkraft aus dem Himmel seines Glücks hinab in die Hölle der Verzweiflung! Die Worte der Briefe bedeuteten ebensoviele Entzauberungsformeln! Sie waren die Schlüssel zu dem Geheimfach seines Lebens, seiner Ehe; schrecklich fiel die Binde von seinen Augen!

Käthe war falsch, sie betrog ihn mit dem Baron von Hohlstedt! Deutlich erkannte er alles aus den Ergüssen des lügnerischen Elenden, der zugleich ihn und die eigne Gattin betrog! Schon während der Dienstzeit Käthes hatten die beiden es zusammen gehalten — dann verheiratete sich der Baron zum zweiten Male und hielt es für besser, Käthe zu entfernen und zu versorgen. Aber die eigne ungeliebte Frau füllte das Herz des Verräters nicht aus, er suchte Vorwände, die Geliebte zu sich kommen zu lassen — ihn, den Ehemann, den „Einfaltspinsel", fürchtete man nicht — Käthe ließ die Briefe unbesorgt in ihrer Kommode liegen, sie wußte, daß ihr Mann sie nicht lesen konnte und daß er ihr mehr vertraute als sich selbst!

„Verraten, verraten!" knirschte der schwer enttäuschte Ehemann, und dicke, salzige Tränen perlten an den braunroten Wangen herab. Er brauchte kein Abendbrot diesen Abend, er saß nur immer da, starr und in sich versunken, mit glanzlosen, leeren Augen auf die Briefe starrend — so fand ihn noch der Morgen, der seine Dämmerboten durch die Scheiben sandte.

Es war ein Sonntagmorgen — der Unglückliche hatte keine Störung heute zu fürchten. Und doch klingelte es gegen acht Uhr — verstört raffte er sich empor, eilte zum Fenster. Ein Telegraphenbote reichte ihm eine Depesche.

Seine Frau schickte ihm die Botschaft: „Komme Umstände halber schon heute mit Elfzug. Gruß — Käthe."

Er lachte gellend und schleuderte das Papier von sich wie etwas, was brennt und glüht in der erschreckten Hand . . .

Gegen halb zwölf kehrte Käthe mit dem kleinen Käthchen zurück. Verwundert, daß ihr Mann sie nicht abholte, hatte sie am Bahnhof einen Taxameter genommen. Sie war ziemlich verstimmt, die Baronin hatte das Einverständnis zwischen der ehemaligen Dienerin und ihrem Gatten entdeckt, und Käthe mußte auf der Stelle das Herrenhaus von Hohlstedt verlassen. Da abends kein Zug mehr ging, sah sie sich genötigt, im Dorf zu übernachten. Von dort sandte sie das Telegramm an ihren Mann. Natürlich hatte „die Sehnsucht nach ihm" sie vor der besprochenen Zeit zurückgetrieben. Sie war plötzlich von einer so seltsamen Angst erfaßt worden — „ich konnte es nicht mehr aushalten, ich dachte, es wäre etwas passiert!" Im Grunde war sie auch froh, mit dem Baron fertig zu sein. Sie fühlte sich nicht mehr behaglich in dem Bewußtsein ihrer Doppelrolle. Auch hatte sie ihren Mann wirklich gern und lebte recht glücklich an seiner Seite.

Warum war er nur nicht am Bahnhof, wie sonst stets? Auch heraus kam er nicht, nicht einmal ans Fenster — war er wirklich erkrankt und wurde sie so für ihre elende Ausflucht gestraft?

Der Laden blieb am Sonntag geschlossen; sie nahm die kleine Käthe an der Hand und ging mit ihr ins Haus. Vom Flur aus führte die Tür in das Innere der kleinen Wohnung. Sie drückte auf die Klinke — die Tür war offen. Beruhigt trat sie ein. Niemand im Ladenzimmer, niemand in der Küche, niemand in der Wohnstube — halt, was lag da auf dem Tische?

Ein großer Briefbogen, mit ungeübten Schriftzügen bedeckt. Nur ein paar Zeilen waren es, aber sie trieben der Leserin erst den dunkeln Purpur bis in die Schläfe und dann wieder hinab nach dem Herzen, daß sie so blaß wurde wie Marmor.

„Kelihpte Käthe! Wenn Du komst nach hause wirst du hawen eine krose iber — Raschung —“

Weiter stand nichts da, aber unter dem Bogen lag noch etwas.

Sie hob es auf — ein zitternder Schrei durchgellte das kleine Gemach — es waren die Briefe des Barons von Hohlstedt!

Von entsetzlicher Ahnung ergriffen, wankte sie nach der Schlafkammer. Die Tür war eingeklinkt, doch nicht verschlossen. Aber sie ging so merkwürdig schwer auf, diese Tür — sie leistete Widerstand, als ob ein schweres Etwas sich gegen die Zurückschlagung wehre —

Ein zweiter, gräßlicherer, wie ein Todesruf durch den Raum bebender Schrei — Käthe lag ohnmächtig auf der Diele ...

Am Schloß der Tür hing der entseelte Körper des kleinen Ungarn ...

# Erfahrungssätze

### Finanzielles

Den bekannten „Schweigegeldern“ stehen andre, weit größere Summen gegenüber: die „Redegelder“.

*

### Lebensphilosophischer Rat

Freu dich möglichst lang auf Genüsse — die nachher ausbleiben!

*

### Zur Polemik

Manchen widerlegt man am besten — durch seine Argumente.

*

Ein Berühmter sagte: „Mein Name ist jetzt so angesehen, daß ich, ohne Anstoß zu erregen — das Vernünftigste behaupten darf.“

*

Mancher Geschäftsmann verkauft seine Ware so fabelhaft billig, daß er reich werden muß.

*

### Ausspruch eines Advokaten:

„Oft hat der Beweis große Lücken — die man mit großen Worten ausstopfen muß.“

*

Auch das ärgerte schon manchen: man teilte ihm eine unangenehme Sache so spät mit, daß er keine Ursache mehr hatte, sich darob zu ärgern.

*

### Optische Merkwürdigkeit

Jahrelang kann uns jemand im Weg stehen, ohne daß wir ihn bemerken.

Otto Weiß

Salome

Nach einer photographischen Aufnahme von Rudolf Vollmar, Stuttgart



Högyész, Marktflecken im Tolnaer Komitat Ungarns, früher Residenzstadt des Grafen Mercy

# Die Schwäbische Türkei

Von Ella Triebnigg

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen der Verfasserin)

Man denkt vielleicht bei diesem fremdklingenden Namen an eine Provinz eines Balkanstaates und irrt sich gründlich, denn die Schwäbische Türkei liegt wohl nicht ferne vom Balkan, aber sie ist eine deutsche Sprachinsel im südwestlichen Ungarn, und diesen Namen führt sie seit dem achtzehnten Jahrhundert; da sie aber so entlegen und im fremdsprachigen Gebiete liegt, so weiß man wenig von ihr, und sie ist doch eine der originellsten schwäbischen Ansiedlungen im Auslande. Präzise geographische Grenzen besitzt sie nicht, sie dehnt sich über zwei Komitate, über die Tolna und die Baranya, bis an die alte frühere Blumenstadt der Schwaben, bis an das jetzt so stark madjarisierte Fünfkirchen, das schon vor tausend Jahren von durch Ungarns ersten König, Stefan den Heiligen, als hospites gern gesehenen und mit Bedacht zu Kulturvermittlern erwählten Deutschen besiedelt war. Ungarische Dörfer liegen heute zwischen den deutschen eingestreut, und auch die Serben oder, wie man sie hier nennt, „Schokazen", die Gartenkultur betreiben, haben vereinzelte Wohnorte und Besitzungen, besonders im Süden der schwäbischen Türkei, aber vorherrschend sind die Deutschen, und sie bleiben es, denn ihre Art ist gesund und zähe, und ihre Rechte wahren sie still, aber eisern.

Und wie kam diese Ansiedlung zu ihrer Benennung?

Zur Zeit der Türkenherrschaft in Ungarn war gerade diese Gegend ganz in den Händen der Moslems; man findet heute noch alte Türkenschwerter in den Kastellen, in Fünfkirchen sieht man noch heute die Reste ihrer Minarette, die heutige katholische Pfarrkirche war ein türkisches Bethaus gewesen. Die Ungarn, die durch Jahrhunderte unter solcher Herrschaft standen, gewöhnten sich daran, diesen Landstrich „die Türkei"

zu nennen, und so hieß er, bis der tapfere Prinz Eugenius von Savoyen, der Feldherr dreier Kaiser von Österreich war, die Türken endgültig aus dem Lande trieb.

Dabei aber wurde diese Gegend ganz verwüstet: die Äcker lagen verwildert, von Sümpfen verseucht war die Landschaft, die Dörfer zerstört, unbevölkert. Da sorgte der tapfere Feldherr auch für eine andre Rettung: er berief deutsche Ansiedler nach dem südlichen Ungarn, und es entstanden in kurzer Zeit Kolonien, die dem Lande zum Segen wurden, die zum Beispiel aus dem Banat, das als „Grab der Deutschen" verrufen war, weil viele wackere Deutsche ihren Fleiß mit dem Leben büßen mußten, ehe sie Herr wurden über die fieberausströmenden Sümpfe, die heutige „goldene Schatzkammer Ungarns" schufen, die gesegnetste Gegend, deren Kornfelder ihresgleichen suchen.

Was der große Feldherr tat, ahmten seine Generale nach, und der beste Kolonisator unter ihnen war Graf Florimund Claudius Mercy, der Oberkommandant des Temeser Banates; er ist auch der eigentliche Begründer der Schwäbischen Türkei. Er hatte im Tolnaer Komitat Besitzungen und berief hierher hauptsächlich Württemberger Schwaben, und da diese nun die ehemalige „Türkei" einnahmen, die Ungarn aber ihre Sprache ebensowenig verstanden als ehemals jene der Türken, so fügten sie bloß die Bezeichnung „die schwäbische" der Benennung „Türkei" bei, und es blieb dieses Gebiet für sie ein fremdes.

Graf Mercy d'Argenteau, Gründer der Schwäbischen Türkei vor hundertfünfzig Jahren

Der eigentliche Herr der Schwäbischen Türkei wurde der Erbe und Neffe des kinderlosen Generals, Anton Graf Mercy d'Argenteau, und nur ihn kennt die Überlieferung im Volksmunde, die noch heute viele Mercyanekdoten lebendig erhält, als den Begründer, denn er baute sich eine Residenz in Högyész (Tolnaer Komitat), wo er auch im Jahre 1767 im alten schwäbischen Wallfahrtsort Bründl (heute Csicsó) begraben liegt. Högyész ist heute noch ein rein schwäbischer Marktflecken, dessen Hauptstraße die „Froschau" heißt, aber das Schloß und die Güter des „Mercyherrn" haben die Grafen Apponyi im Besitz.

So ein schwäbisches Dorf, wie sticht das blitzblank heraus neben andern Gemeinden! Die Häuser sind meist nach fränkischem Stil gebaut, mit der Giebelseite zur Straße gekehrt, ein Vorgärtchen unter den Fenstern, die Hofstelle mit einem Bretterzaun abgegrenzt; manche

Bauernhäuser haben einen Säulengang im Hof, im Sommer gilt der reingefegte Hof als Leinenbleiche; auf hohen Pflöcken ist das derbe, aus hausgesponnenem Hanfgarn gewebte Zeug gespannt, und wenn's die Sonne bleichgezogen hat, kommt es in die buntgestrichenen Truhen als Vorrat für Hauswäsche. In einer Ecke des Hofes steht der Brunnen, das Wasserfaß und die Tränktröge daneben, und ein Nußbaum steht da oder Maulbeerbäume, denn jedes Ding soll Nutzen geben, und entweder muß man Seidenraupen füttern mit Maulbeerblättern oder man will sich den Vorrat für die Leckermäuler vom Baume holen, die im Winter beim Federschleißen oder Spinnen helfen. Die Frauen haben ja sonst nicht viel Zeit im Sommer oder Frühjahr oder im Herbst, aber im Winter, da geht man entweder „zogarta", das heißt bei Tag auf Besuch plaudern oder „hoschtuba", das heißt bei Nacht in die Spinnstuben, was auch „z' Licht" genannt wird, und da gehört Honig, Nüsse,



Dorfmädchen gehen zum Tanz



Brunnen auf einem Bauernhof der Schwäbischen Türkei



Kleine Schwäbinnen

weiten Röckchen wie große Glocken aussehen mit zwei zappelnden Schwengelchen. Denn schon die ganz kleinen Schönen müssen breite Röcke haben! Die schon im Mittelalter vielbesungenen ausladenden Hüften der Schwäbinnen sind hier noch heute Schönheitsgesetz und werden noch durch die weiten Röcke gesteigert, wenn nicht gar — was auch vorkommen soll! — künstlich hergestellt.

Zweierlei Schwaben gibt es in der Schwäbischen Türkei: die blauen und die schwarzen; diese letzteren sind die Stifuler, die ihre Gemeinden im Baranyaer Komitat haben, und sie stammen aus dem Stift Fulda. Düster ist auch ihre Kleidung, alles aus schwarzem Tuch, während die andern die blaue Farbe und besonders die Frauen der evangelischen Schwaben die farbenfrohen Stoffe, Tücher, Perlen und Bänder bevorzugen. Nur die Braut muß ein schwarzes Gewand haben, denn der weiße Brautkranz steht da schöner, der bunte Buschen des Hochzeiters mit den langen weißen Schleifen hebt sich schöner ab vom schwarzen Tuchgewande. An ihren

„Holdergselz" (Holundermus) und Kuchen oder Pogätscheli dazu. Und in der blitzsauberen weißblauen Küche, wo der Backofen neben dem Herd steht, ist dann auch der Kaffeetopf bereit, denn dann erst klingen alle Lieder gut, wenn der Mund geschmiert ist, und gar die „Porsche" werden übermütig und necken die Mädel:

's gaht a Nigili * dur de Zun,
I hauns ja hära rauscha.
Ei, Mädli, nomm d'r kon alta Mann,
Du kannst a nimmi vertauscha.

Spottlieder fliegen bei jeder Arbeit auf, bei jedem Fest, und das Lachen ist hier zu Hause in der Schwäbischen Türkei; und das Tanzen darf an keinem Sonntag fehlen, wenn nicht gerade Fastenzeit oder Advent ist. Da gehen die Dorfschönen mit rauschenden, wippenden, feingefältelten und brettsteifen lichten Röcken und zierlich gebundenen bunten Tüchern über die Wämsli zum Tanz, und die kleinen Schwabenmädle machen's ihnen nach, singen ihre alten Kinderlieder oder fassen sich an den Händen und drehen sich, bis die



Männliche Dorfjugend

* Zaunkönig.

Bräuchen halten sie fest; besonders die Hochzeit ist etwas Besonderes. Zuerst gehen die Hochzeitbitter herum:

Klobzeischkrischt!
Spreche kenne mer nit:
Bis am Zeischtig
Sollet er uf Hochzit kumme
In Schafpeters — (oder ein andrer Name!)

wort, und der sparsame Schwabe will seine Feste im Magen fühlen, denn da hat er wenigstens etwas davon!

Von den alten Sitten und Gebräuchen ist ein Brauch besonders zu nennen, das ist das „Pfingstlümmelsingen". Alle andern Gewohnheiten findet man auch anderswo, die Sitte des Pfingstlümmelsingens aber ist hier eine Besonderheit. Wer am Pfingstsonntag am längsten schläft, ist „Pfingstlümmel"; natürlich sind es meist die Kleinsten. Diese schmückt man mit Blumen, und eine Schar ihrer größeren Genossen zieht mit ihnen von Haus zu Haus, singend und den kleinen „Pfingstlümmel" zeitweise um sich im Kreise drehend.



Schwäbisches Brautpaar



Altes evangel. Paar aus der Schwäbischen Türkei

Und dann dauert die Hochzeit fast die ganze Woche und kostet ein paar hundert Gulden, denn auf das Essen sieht der Schwabe, er hat nicht umsonst neben seinem richtigen Kirchtag oder Kirchweihfest noch einen besonderen im Jahr, am Martinitag, und der heißt „Freßkirtag"! „Essen und Trinken hält Leib und Seel' zusammen", sagt das Sprichwort, und der sparsame Schwabe will seine Feste im Magen fühlen, denn da hat er wenigstens etwas davon!

Pfingstlümmel,
Pfingstlümmel,
Pfingstlümmel zum
Tor hinein!
Schaut's an, ihr
Leut, ihr liebe
Leut,
Wie der Lümmel
schön tanzen kann!
Dreht sich dreimal
kringselrum,
So hoch, so hoch soll
der Hanf wachsen!
Da droben in dem
Himmel,
Da ist ein schöner
Tanz,
Da tanzen alle
Engelein
Mit Maria Rosenkranz.
Maria führt den
Reihen
Mit ihren Engelein,
Da soll sich Gott
erbarmen
Und ewig glücklich sein.
Schlüssel hin, Schlüssel her:
Gebt uns zwei Eier,
Aber keine verbrutenen!

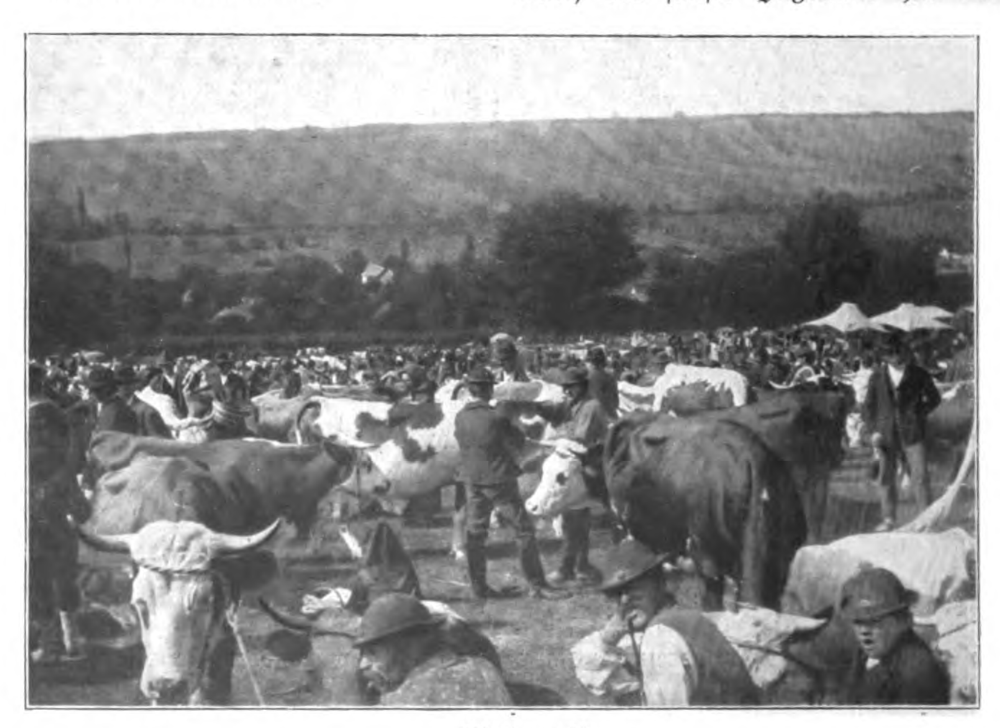


Typisches Bauernhaus der Schwäbischen Türkei

In der Schwäbischen Türkei sind die katholischen und die evangelischen Gemeinden streng getrennt; das war nach dem Sinne Graf Mercys, der bestimmte: „In einem Orte nur eine Nation und eine Religion!"

Das Schnitterdorf Murga ist auch evangelisch, seine Bewohner sind fast lauter Kleinhäusler, die sich in Trupps an die Grundbesitzer und Herrschaften verdingen als Schnitter, und es sind die tüchtigsten ihrer Art, frisch bei der Arbeit und lustig.

Landschaftliche Schönheiten gibt es da keine, das sanfte Hügelland hat wenig



Viehmarkt

Wasser, wenig Wälder, seine wunderbaren alten Weingärten sind auch nicht mehr, die Phylloxera und Peronospora haben sie vernichtet uud viele Schwaben zum Auswandern gezwungen, die vordem vom Weinbau lebten.

Aber prächtige Acker- und Tabakfelder gibt es hier, und der Reichtum, der Stolz ist die Viehzucht, ein besonderer Schlag von Hornvieh, der berühmte Bonyháder Schlag, wird hier gezogen und lockt fremde Händler von weiter Ferne auf die Märkte, deren bedeutendster in Tevel (Tolnaer Komitat) abgehalten wird. Jung und alt ist dann da, und auch unter all den Zelten der Jahrmarktsleute der unvermeidliche Zigeuner, der die Holzmultern macht, die als Backtröge gebraucht werden.

Für diese findet er noch Absatz, sonst aber ist für ihn in den schwäbischen Gemeinden nichts zu holen, denn die fleißigen, nüchternen und strengen Schwaben haben keine Groschen locker für Landstreicher und Faulenzer, deshalb haben sie auch sehr selten Dorfarme, denn Betteln ist eine Schande, und wer arbeiten will, der findet immer etwas zum Schaffen.

Der Schwabe ist der geborene Kolonist; wo keiner bestehen kann, da findet er noch immer sein gutes Auskommen; da unten im südwestlichen Ungarn lag eine Wüste, ein zertretener Boden, der wie verdammt und verflucht schien, und heute ist da Blühen, Gedeihen, Ruhe und Wohlstand.

Still für sich schaffen sie unvergänglichen Ruhm für ihr Volk, die da unten in der Schwäbischen Türkei.



Holzmulternmacher (Zigeuner aus Grabócz)



**Zur Verlobung im deutschen Kaiserhaus**

Prinzessin Viktoria Luise von Preußen und Prinz Ernst August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg

# Der Vliesigel, das seltsamste Tier Neuguineas

## Naturwissenschaftliche Plauderei von Wilhelm Bölsche

Alte indische Weisheit lehrt, daß jeder Mensch sich irgendwo „dahinter", im kosmisch-mystischen Storchteich, sein eignes irdisches Leben freiwillig gewählt, erfunden und gedichtet habe. All unsre unterschiedlichen und nicht immer ganz wohltuenden Abenteuer hier unten seien nur die Autosuggestionen eines Poeten, der eine Weile seine eigne Phantasie für Wahrheit nimmt — einzelnen Abenteuern gegenüber doch eine etwas unheimliche Vorstellung. Inzwischen wäre es aber hübsch, wenn wir gelegentlich wirklich wählen dürften, wann und wo wir noch einmal wiederkommen wollen. Jeder würde da seine sehr speziellen Wünsche haben; ich aber weiß gewiß, daß ich unter den Zeiten und Orten der Vergangenheit mir keinen lieberen Fleck zum Wiedermiterleben wählen könnte als Gondwanaland. Ein Dutzend und einige mehr Millionen Jahre möchte ich meine Uhr zurückdrehen (nicht vordrehen, nicht in die gespenstische Zukunft hinein, sondern historisch dorthin, wo der Mensch selber noch eine Zukunftsüberraschung war!) und wissen, wie es eigentlich wirklich in Gondwanaland ausgesehen hat.

Gondwanaland ist ein verschollener, verklungener, zerfetzter, versunkener Erdteil der Urwelt, der aber dokumentarisch sehr viel besser beglaubigt ist als die sagenhafte Atlantis. In einer sonst belanglosen Landschaft des heutigen Indien ist man wissenschaftlich zuerst auf seine Spur gekommen — daher der Name, der im übrigen nicht viel mehr Bezug zu ihm hat als der des ehrenwerten Herrn Amerigo zu Amerika. Gondwanaland ragte, als sich bei uns im Norden die roten Wüsten dehnten, denen wir unsern auffälligst gefärbten Bausandstein verdanken. Gondwanaland ragte, als in weitem Waldmoorgürtel dort aus sterbenden Farnbeständen die Ursubstanz unsrer Steinkohle sich bildete. Gondwanaland verband damals auf der Südhalbkugel Afrika mit Indien, es erfüllte den Indischen Ozean und schob sich westlich in den Atlantischen; Australien und Südamerika lagen als zugehörige Dependenzen neben ihm; wie weit es sich zur Antarktis südpolar erstreckte, das eben möchte ich unter anderm wissen, wenn ich noch einmal dahin geboren würde. Aber noch mehr würde ich dann wissen. Gondwanaland verschwand als Kontinent, versank größtenteils in der Jurazeit; damals entstand als junges Meer erst der Indische Ozean. Aber lange vorher muß Gondwanaland der Schauplatz des merkwürdigsten, des rätselhaftesten Vorgangs gewesen sein, den die geologische Vergangenheit, soweit wir ihr ahnend noch folgen können, überhaupt enthalten hat. Seine Gebirge bedeckten sich „eines Tages" (geologisch gesprochen) in den Breiten Indiens und Südafrikas mit Schnee, und zwar so tief herab, wie es heute dort ganz unmöglich wäre. Von ungeheuren weißen Firnfeldern schoben sich ungeheure blaue Gletscher bis ans Meer, regelrechte Grundmoränen mit poliertem oder geschrammtem Gestein dabei bildend. Die Schlammufer dieses Meeres erstarrten in Indien zeitweise zu hartem Eisboden, als lägen sie in Nordsibirien. Eine Eiszeit, die über den Äquator zog! Was kann sie erzeugt haben? Dann — nach langer Dauer, während die Gebirge unter ihrer Vereisung größtenteils zu Schutt zerfallen waren — änderte sich der Feuchtigkeitsgehalt der Luft wieder, die abnormen Schneeflächen schmolzen fort, und auf den nackten Moränenfeldern der alten Gletscher siedelte sich eine fremdartige Pflanzenwelt an, die inzwischen irgendwo entstanden war — völlig andersartige Farnwälder, als sie sonst und im Norden der Steinkohlenwelt entsprochen hatten. Durch diesen neuen Wald aber kroch eine Tierwelt daher, Geschöpfe, wie sie nie vorher so wunderlich, so äußerlich scheußlich gesehen worden waren. Teils glichen sie

Reptilien, teils Säugetieren, teils war es, als wolle sich mit ihnen ein ganz neuer dritter Typus neben beiden bilden. Die einen liefen auf ganz kurzen, aber unerhört massigen Teckelbeinen, während ihr Knochengerüst eine Tendenz zeigte, zu groben Klötzen zusammenzuwachsen, wie es in manchem noch unsre heutigen Schildkröten tun, die vielleicht auch von hier ihren Ausgang genommen haben. Andre führten an Drachenleibern wilde Tigerköpfe mit einem echten, fast völlig säugetierhaften Raubtiergebiß. Wieder andre glichen in der Größe und Lebensart Nilpferden, die aber auf Krokodilklauen watschelten und denen aus dem schnabelartigen Maul zwei riesige Stoßzähne wie beim Elefanten ragten. Viel Wunderbares hat die zeitlich erst folgende große Saurierzeit noch hervorgebracht. Wer möchte nicht einen Ichthyosaurus noch einmal lebend gesehen haben? Vielleicht hätte er uns enttäuscht: er glich zu sehr unsern Delphinen. Diese Gondwanatiere, die wie aus drei Tierklassen zusammengestückelt waren, hätten allen Anforderungen groteskester Phantasie standgehalten. Als dieser Ichthyosaurus sich bei uns in Schwaben tummelte, war aber Gondwanaland bereits dahin. Zwischen all den Wundern der Urwelt steht es noch einmal besonders wie ein Märchen, das kam und ging, aus dem Blau stieg und im Blau versank. Wie seine Schneeberge heruntergewittert waren, so tauchte zuletzt auch sein Sockel wieder unter den Ozean. Nur ein paar Klippen blieben stehen, der unterste Zipfel von Südamerika, das Kapland, ein Stück Indien. Sie verschmolzen später mit von Norden heranrückenden Kontinentmassen, so daß sie fortan als deren Südecken in die freien Weiten der Südozeane vorzuspringen schienen; so zeigen sie heute unsre Karten, jedem vertraut; aber wo sie heute abbrechen, da träumt unter den blauen Wassern in Wahrheit tief versenkt das Märchen von Gondwanaland. Und nur Australien, einst auch eine verschneite Insel neben den Gletschern des Hauptlandes, liegt noch jetzt fast unverändert an seinem Fleck. Deutlich erkennt man auch in seinem alten Gestein noch die Moränen, die Eisschliffe der großen Gondwanakatastrophe. Nie in aller Folge sind Australien und seine nächstgelagerten Inseln von einer späteren nördlichen Kontinentzunge erfaßt und „nördlich" einverleibt worden. Wenn irgendwo noch ein letztes Abendrot der Wunder von Gondwanaland hätte fortglühen können, so wäre es also nur hier gewesen. Und nur hier in Australien bestände bis heute eine loseste Möglichkeit, daß noch irgendein letzter Rest fortlebte von jenen Wundertieren, die einst dort den neuen Farnwald und die Schmelzseen belebt hatten, als der geheimnisvolle äquatoriale Schneewinter schwand ...

Tiere aus Gondwanaland in unsern zoologischen Gärten! In diese Gärten ist in den letzten Jahren ja so manches gekommen, das man nicht für denkbar gehalten hätte. Das diluviale Wildpferd, das die Menschen der Steinzeit in Europa gejagt hatten, ist noch lebend aus der Wüste Gobi zu uns gelangt. Eben jetzt führt Hagenbeck das Zwergnilpferd von Liberia ein, das einst seine Miniaturgenossen auf Malta und Kreta hatte. So zur rechten Stunde taucht nun auch ein ganz neues Geschöpf gerade bei uns auf, das aus dem eng zu Australien gehörigen Paradiesvogellande, aus Neuguinea, stammt. Neuguinea, immer noch weit weniger erforscht als das eng zugehörige Festland von Australien, ist einer der letzten größeren Erdenwinkel, von denen wir noch wirkliche zoologische Überraschungen erwarten dürfen. Fort und fort werden noch neue und immer herrlichere Paradiesvögel dort entdeckt, während es gleichzeitig mit immer mehr Glück gelingt, diese farbenfrohen „Kunstwerke der Natur" auch lebend zu uns herüber zu bringen; im Berliner Zoologischen Garten leben zurzeit nicht weniger als vier der schönsten Arten nebeneinander. Da war es denn eine der echtesten Freudennachrichten für die Tierkundigen, als es hieß, in den schwer wegsamen Wäldern dieses Neuguinea habe auch das merkwürdigste Tier des australischen Kontinents noch ein zweites großes Asyl: nämlich das sagenumwobene Schnabeltier. Ein einzelner Schädel wies schon vor Jahren die erste Spur, daß auch dort große Landschnabeltiere vorkämen, die der bestachelten australischen Form, die man den „Schnabeligel" nennt, entsprächen, aber weit imposanter und im Besitz weit

größerer Schnäbel, also in jedem Betracht noch interessantere Tiere wären. Nach und nach hat sich das dann dahin geklärt, daß tatsächlich nicht das australische Festland, sondern dieses Neuguinea heute recht eigentlich das Entfaltungsgebiet dieser Landschnabeltiere ist. Neben einem echten kleinen Verwandten der Landaustralier bewohnen es mehrere jener großen Sorten, für die man den besonderen Namen „Vliesigel" erfunden

Gerade jener lang- und dickstachelige Vliesigel (Proechidna nigroaculeata) ist es nun, der in einem Prachtexemplar kürzlich in den schönen Zoologischen Garten zu Amsterdam lebend gelangt ist. Und das jetzt ist ein ganz einzigartig kurioser Geselle. In der Gestalt möchte man ihn durchaus einem kleinen Elefanten vergleichen (natürlich auch ohne bescheidenste Elefantenmaße): der Schnabel biegt sich zum verhältnismäßig



Der Vliesigel. (Aus Brehms Tierleben, Band X)

hat. Vliesigel wäre ein Igel (oder hier ein äußerlich igelähnliches Schnabeltier), der mehr weiches Vlies, mehr einfaches Wollhaar als wirkliche Stacheln besitzt. Gerade dieses Merkmal scheint aber nur auf eine der großen Arten dort zuzutreffen, während eine andre noch weit größere sogar extrem borstig und langstachelig ist. Immerhin lehrt das Schwanken im Grade der Stacheln, daß diese äußerliche Wehr überhaupt nur etwas Nebensächliches bei diesen Schnablern darstellt, das ganz fehlen könnte, ohne ihre übrige Absonderlichkeit zu berühren.

ungeheuren krummen Rüssel wie ein Pfeifenrohr ein, und während die kleinen Australier platt am Boden dahinwackeln, hebt sich bei diesem Stachelelefanten der Leib auf hohe, völlig elefantenhafte Säulenbeine herauf. Den Elefantencharakter stärkt noch, daß diesmal eine tüchtige äußere Ohrmuschel vorhanden ist. Denkt man sich die Größe dazu, so möchte im ganzen etwa ein alter karthagischer Kriegselefant herauskommen, dem sie zu besserer Wehr in der Schlacht eine künstliche Lederdecke mit Wollpolster und vielen eingesetzten derben Metall-

zylindern über Rücken und Kopf gestülpt haben.

Aber dieser „Elefant von Neuguinea", wie er so durch seinen Amsterdamer Käfig trabt, hat in Wahrheit nichts mit Elefanten und Elefantengenossen zu tun. Lebend, wie er heute noch in seinem holländischen Neuguinea durch den Nachtwald streift und nun auch bis zu uns ins wirkliche Holland gekommen ist, trägt er doch einen ganz eigentümlichen zoologischen Duft, einen geologischen Zauber über sich: er und seinesgleichen stehen nämlich heute wirklich noch im Abendrot von Gondwanaland.

Es sind keine echten Säugetiere, diese Schnabeltiere. Das weiß man, seit feststeht, daß sie regelrechte Eier legen, die denen der Schildkröten ähneln, und daß ihre Bluttemperatur in weitem Maße je nach der äußeren Luftwärme steigt oder fällt, wie es den wechselwarmen Reptilien im Gegensatz zu den dauerwarmen Säugetieren allgemein eigen ist. Freilich führen sie bereits das Haar des Säugetiers (auch die Stacheln sind nur verklebte Haargebilde), und ihre Jungen werden noch im Ei durch Säfte des Mutterleibes, später aber durch eine Art Muttermilch selbst genährt. Das sind Züge bei ihnen, die, wenn nicht auf das vollendete, so doch auf das werdende Säugetier weisen, und so ist es eine wohlbegründete darwinistische Vermutung, daß von Tieren, die ihnen in diesen Punkten glichen, in Urweltstagen einmal wirklich diese Säugetiere sich geschichtlich heraufentwickelt haben. Aber wenn wir sie selber nun unabhängig von dieser immerhin noch in manchem verschleierten Möglichkeit geologisch und systematisch irgendwo angliedern und einordnen wollen, so ergibt sich nur eine einzige bedeutsame Stelle dafür im weiten Bereich aller bekannten Tierheit. Sie gleichen den alten Gondwanatieren, jenen Sauriern oder doch saurierähnlichen Wesen, in denen Reptil und Säugetier im Knochenbau gleichsam miteinander rangen, daneben aber ein drittes neben beiden her sich durchzukämpfen schien. Schon den ersten Anatomen, die das Skelett des Schnabeltieres beschrieben, war aufgefallen, wieviel echt saurierhafte Züge es (besonders im Schultergürtel) wies. Umgekehrt die ersten Deuter der Knochen jener Gondwanatiere aus den Gesteinen des heutigen Kaplandes staunten über die schnabeltierhaften Züge, die hier überall im speziellen auffielen. Eine Weile schrak man ja doch noch zurück vor zu enger Vergleichung. Aber je genauer gerade in letzter Zeit durch die emsige Forschung der Engländer das Gesamtgerippe der uralten Gondwaner bekannt wurde bis in fast jede Einzelheit, desto sieghafter wurden die Übereinstimmungen. Einmal fand sich ein Gondwanaschädel, der unbedingt schon auf ein Säugetier zu deuten schien. Man bestritt es: es sollte doch ein Reptil gewesen sein. Doch die Säugetiernatur setzte sich durch, sie mußte zugegeben werden. Die Backenzähne gerade dieses Schädels aber stimmten aufs genaueste überein mit dem Milchgebiß des lebenden Wasserschnabeltieres! Eine Weile machte der Unterkieferansatz der Schnabeltiere Not; hier sollte ein himmelweiter Unterschied gegen die Gondwanatiere liegen; auch da sind kürzlich wenigstens Übergänge nachgewiesen worden. Auch von dem völligen Abirren von Reptil und Säugetier, das viele jener Gondwaner verraten, boten die lebenden Schnabler Züge. So besitzen ihre Männchen sämtlich einen absolut eigenartigen Sporn am Hinterfuß, der durchbohrt ist wie der Giftzahn einer Schlange und zu einer Drüse führt, die etwas absondert; noch heute steht nicht ganz sicher fest, ob hier ein Giftapparat oder ein erotischer Erregungsapparat für das Weibchen vorliegt, gewiß aber ist (auch wenn das letztere sich als wahrscheinlicher ergibt), daß kein Reptil noch Säugetier, das wir kennen, sonst so etwas führt. So überwältigend schwillt im Augenblick das Material, daß ernstlich schon der Vorschlag laut geworden ist, es sollten irgendwie im System die Gondwanatiere mit den Schnabeltieren in einer neuen Klasse der Wirbeltiere vereinigt werden, einer Klasse, die dann gleichwertig neben Reptilien, Vögeln und Säugetieren stehen müßte. Vor so auffälligen und immer eindeutigeren körperlichen Indizien aber kann es nun schwerlich doch ein Zufall sein, daß auch die geographische Sachlage bei den heutigen Schnabeltieren so energisch nach der gleichen Richtung weist. Nur Australien und sein nächstzugehöriges Inselland

beherbergen lebende Schnabeltiere. *Nur* dort aber befinden sie sich heute noch auf der letzten geologisch intakten Scholle von Gondwanaland selbst. Ihre heutige Isolierung auf dem einen einzigen Fleck der großen Erdkugel weist schlagend eben auf ihren alten, ihren ehemaligen Zusammenhang mit dem großen Urweltserdteil, der nur noch hier erhalten, überall sonst dagegen entweder im Ozean versunken oder doch durch Anschluß seiner Restklippen an andre Erdteile seither in der ursprünglichen Eigenart verwischt worden ist. Gern möchte man ja aus den alten Gesteinsschichten Neuguineas oder Festlandaustraliens selbst noch etwas über die Geschichte der Schnabler in diesem ihrem Asyl erfahren. Aber die Versteinerungskunde von Neuguinea harrt noch ihrer Auferstehung; wer weiß, was sie auch sonst noch Schönes bergen mag. In Australien dagegen haben Knochenfunde bisher nur ergeben, daß noch in der Diluvialzeit auch dort, auf dem Kontinent, sehr viel größere Landschnabeltiere als heute lebten. Sie sind vermutlich untergegangen durch die gleiche merkwürdige Katastrophe, die auch die damals hier noch vorhandenen elefantengroßen Riesenbeuteltiere dahingerafft hat. Australien erfuhr im Verlauf der Diluvialperiode eine zunehmende Austrocknung, die weite Gebiete seines Innern aus einem feuchten Waldlande in traurige Wüsten verwandelte. Dieses Ausdörren wirkte auf die großen Tiere des Landes in geradezu katastrophaler Weise ein. In ganzen Herden gingen sie an den versumpfenden und endlich ganz vertrocknenden Seen durch Nahrungs- und Wassermangel zugrunde, wovon noch heute die in wahren Massengräbern beisammen liegenden Skelette der riesigen Diprotodonten (Verwandten des kleinen lebenden Wombat) gelegentlich beredte Kunde geben. Eine geringe Steigerung noch dieses späten und unerwarteten Verhängnisses, die auch die kleineren Tiere des Landes bedroht hätte — und wir wären auch in diesem letzten Refugium keinem lebenden gondwanahaften Tier, keinem Schnabeltier, mehr begegnet. Die Natur fährt mit rauher Hand durch ihre Schöpfungen. Der Untergang eines ganzen Kontinents ist vor ihr nur wie eine Nachtwache. Baut sie doch ebenso rasch wieder auf. Aus den zermahlenen Sandkörnchen des alten einen neuen Erdteil. Nach Gondwanatieren Menschen — Menschen, deren Gehirn das alte versunkene Gondwanaland noch einmal zu *denken* versucht.

# März

Von

Rolf Lauckner

Flog ein Sturm voll Silbersehnen
Um die abgetauten Erden. —
Über März und Knospendehnen
Sank es wie ein Müdewerden.

Und was sie an Wunden mutig
Trug durch all die Nebelwochen,
Hat der Tauwind wieder blutig
Ihr im Herzen aufgebrochen.

Aus den braunen Wassersatten,
Über dunst'ge Felderweiten
Recken sich die bleichen Schatten
Toter Sommerseligkeiten.

# Vom Lorbeerkranz zum Bankkonto

Ein kulturgeschichtlicher Spaziergang von Dr. James Baumann

Petrarca, der große Sänger der lateinischen Welt, hatte die Stellung eines Gesandten am päpstlichen Hofe in Avignon angenommen — entgegen seiner Neigung. Aber der Dichter konnte sich nicht ganz dem Dienste des Wahren und Schönen widmen und auf Amt und Würden verzichten — die „Schriftstellerei als Broterwerb" kannte jene honorarlose, glückliche Zeit vor sechshundert Jahren nicht. Und doch, für die Dichter und Denker war die Renaissance, die auf dem Boden Italiens anhob und deren leuchtendster Vertreter Petrarca ist, das goldene Zeitalter. Damals war das Schillerwort, daß der Sänger mit dem König gehen solle, keine Phrase. Eine Welt des Lichts, des Glücks, der Schönheit erschien den bis dahin von der Kirche in strenger Zucht gehaltenen Völkern, und die Führung der Nationen ging von den geistlichen Dunkelmännern auf die Dichter und Denker über. Das Wort Ulrichs von Hutten: „Welche Lust ist es, zu leben!" sprach die Überzeugung eines Mannes aus, den man wohl den letzten Ritter genannt hat, den man aber ebensogut den ersten wahrhaften Ritter von Geist nennen dürfte. — Petrarca und Hutten — wieviel Wesensverwandtes zeigen sie doch dem Auge! Auch darin klingen ihre Lebensmelodien zusammen, daß sie beide als die ersten Dichter ihrer Zeit und ihrer Nationen gekrönt wurden.

In Avignon erhielt Petrarca an einem und demselben Tage ein Schreiben des Kanzlers der Universität Paris und eines des Senats zu Rom, die ihn einluden, sich von ihnen als Dichter krönen zu lassen. Petrarca schwankte zwischen der Berühmtheit der Universität Paris und dem alten Glanze des römischen Senats, und fragte in einem Briefe den Kardinal Colonna, seinen Gönner, um dessen Meinung, und der riet ihm, sich in Rom krönen zu lassen.

Am 8. April 1341, dem heiligen Ostertag, geschah die Krönung unter dem Zurufe des versammelten Volkes, und aus der Hand des Grafen Orso von Anquillara, der damals römischer Senator war, erhielt der Dichter auf dem Kapitole die Lorbeerkrone. So berichtet uns Ludovico di Buonconte Monaldeschi, ein Augenzeuge.

Die erste feierliche Anerkennung eines deutschen Poeten erfolgte auf dem Reichstage zu Nürnberg 1487 durch Kaiser Friedrich IV., in dem Konrad Celtes zum Poeta laureatus gekrönt wurde. Auf Betrieb des Kaisers wurde an der Wiener Universität ein eignes Collegium poetarum mit Lehrern der Poetica und Oratoria eingerichtet. Die Dichterkrönung wurde fortan als ausdrückliches Recht den Rektoren der Universitäten erteilt, wie dies zum Beispiel noch in der Stiftungsurkunde von Halle ausgesprochen ist:

„Es sollen die durch Dichtertalent Hervorragenden mit Lorbeer und Ring geschmückt werden und als so gekrönte Dichter überall in allen Städten, Gemeinden und Universitäten als solche gelten und ausgezeichnet werden. Auch sollen sie durch diese Auszeichnung die Fähigkeit erlangen, überall die Dichtkunst als Wissenschaft zu lehren."

Noch im Jahre 1752 krönte Gottsched den Freiherrn von Schönaich in Leipzig als Dichter.

In Deutschland übten also die Landesfürsten und die Universitäten das Privilegium der Dichterkrönung aus, und sie nahmen damit einen Brauch auf, der schon im klassischen Altertum Geltung gehabt hatte.

In Griechenland hatte man gelegentlich der olympischen Spiele die Dichter mit dem Lorbeer geschmückt, und unter Nero und Domitian war diese Sitte nach Rom verpflanzt worden, wo sie zugleich mit den kapitolinischen Spielen

unter Theodosius wieder erlosch. Wie wir eingangs erwähnten, widerfuhr ihr nach tausend Jahren die glänzendste Erneuerung durch Petrarcas Krönung, die aber auch die Losung zu immer allgemeinerer Verbreitung dieses Aktes bot. Solange die Dichterkrönung Majestätsrecht blieb, erhielt sie sich in ihrer ursprünglichen Bedeutsamkeit, und wir können verstehen, daß Ulrich von Hutten die Insignien des Poeten — der Kaiser hatte ihn öffentlich zum ersten Dichter Deutschlands gekrönt! — mit großem Stolze trug. Als jedoch schon Karl V. in dem Lorbeerkranze Ersatz für bare Belohnungen und Gnadenerweisungen an verdiente Gelehrte erkannte und außerdem jedem kleinen Fürsten und Pfalzgrafen, auch den Universitäten die Berechtigung zu Dichterkrönungen zugestanden wurde, war der Entwürdigung und dem Mißbrauche jener feierlichen Handlung Tür und Tor geöffnet. Die Pfalzgrafen teilten mit verschwenderischer Hand an Freunde, Bekannte und Schützlinge den Lorbeer aus, unbekümmert um die Tüchtigkeit der Empfänger. Sie machten endlich aus dem Titel „Poeta laureatus" einen Handelsartikel, verkauften sogar die Befugnis zu Dichterkrönungen an nichtgekrönte Subjekte! Nun gab es unter den Inhabern von Krönungsvollmachten noch unternehmendere Köpfe, die diesen Schacher zur schamlosesten Industrie erweiterten. Sie zogen sonderbar gekleidet von Land zu Land, von Ort zu Ort, kündigten ihre Ankunft wie Seiltänzer und Bärenführer mit Pauken und Trompeten und Umritten an, laut ausrufend, daß sie mit kaiserlicher Vollmacht versehen wären, Dichter zu krönen und durch Krönung poetische Talente zu erwecken. Dann drängten sich meist junge Leute an sie heran, die nach einigen Antworten auf an sie gerichtete Fragen und gegen Erlegung des vorher bestimmten Preises die Dekrete der Gekrönten unter dem Jubel oder Gelächter und Hohn der Menge davontrugen. Bisweilen schloß man die Komödie mit vielen Zeremonien, immer mit einer Zecherei. Zwei der frechsten solcher Kumpane waren Willishius Westhow und Bartholomäus Kilovius aus Stendal, ein aus mehreren Ämtern vertriebener Gelehrter, den Hunger zum Feilbieten von Dichterkränzen trieb. Er verkaufte zuletzt die Insignien des Dichterruhms Stück um Stück für acht Taler!

Ein Wittenberger Professor der Poesie und Beredsamkeit jener Tage unterschrieb sich nur noch „Poeta non laureatus".

Das siebzehnte und die größere Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren den Musen nicht hold. Auch die Figur des deutschen Dichters verschwand aus dem Bewußtsein der Zeit — bis Klopstock und Lessing die Propheten eines neuen Evangeliums werden. Die Poesie fängt an, die ganze Breite des künstlerischen Gebietes einzunehmen, sogar die dramatische Kunst wird von ihr emporgezogen. Weimar wird der Mittelpunkt der Welt. Ziemlich unvermittelt tritt Deutschland in das Zeitalter der Titanen ein; Goethe und Schiller führten ihre Zeit und Nachwelt so steile Wege zu den Berggipfeln höchster Poesie, daß die Dichterkronen der Vergangenheit an sie nicht heranreichten. Und doch möchten wir die Olympier nicht ohne Lorbeer wissen! Wir hören gerne, wie die Frauen Berlins nach der Aufführung des „Tell" ihrem Schiller den Lorbeerkranz reichen und wie der Weimarer Geheimrat aller Deutschen es gern duldete, wenn ihm Verehrung und Freundschaft den Lorbeer um die Stirn wanden. Das Vorrecht der Majestäten und Magnifizenzen war so an schöne Frauen übergegangen ... Aber auch der Kaiser wußte, was des Kaisers war, als er die Olympier in den Reichsritterstand erhob!

Die große klassische Literaturepoche um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts übt auch auf das wissenschaftliche Bewußtsein der Zeit einen heilsamen Einfluß aus, und bald sehen wir strenge Gelehrsamkeit und heitere Kunst im engen Bunde miteinander. Doch pflegte man die Gemeinschaft ohne besondere Zeremonie. Es wird uns nicht berichtet, daß ein Universitätsrektor das ihm zweifellos noch immer zustehende Recht benutzt hätte, Klopstock, Lessing, Wieland, Jean Paul, Goethe, Schiller oder Herder als Dichter zu krönen! Die Tempelhüter der Wissenschaft hatten wohl das nötige Distanzgefühl, um sich zu sagen, wem in diesem Falle die größere Ehre zuteil geworden wäre.

Die Dichterkrönung war vergessen,

nachdem sie sich selbst ums Leben gebracht hatte.

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts besannen sich die Universitäten ihrer schönen Pflicht, auch den leichten Musen und deren Jüngern ihre Pforten zu öffnen. Der Brauch hub an, verdienten Dichtern das akademische Bürgerrecht ehrenhalber durch die Verleihung des Doktortitels anzutragen, und die Gegenwart hat diesen Brauch zu einer ständigen Übung gemacht. Als Detlev von Liliencron Ehrendoktor von Kiel wurde, berief sich der Rektor ausdrücklich auf das an die Universitäten übergegangene Recht der Pfalzgrafen, Dichterfürsten zu küren und zu krönen. So sind die verdienten zeitgenössischen Dichter und Dichterinnen unsers Volkes meistens auch Ehrendoktoren einer Universität — wir erinnern nur an Paul Heyse, Gerhart Hauptmann, Ludwig Fulda, Peter Rosegger, Gustav Frenssen, Ferdinand Avenarius, Heinrich Spitteler, Marie von Ebner-Eschenbach, Carmen Sylva; und Chamisso, Freiherr von Eichendorff, Hebbel, Fritz Reuter, Otto Ludwig, Klaus Groth, Emanuel Geibel, Theodor Fontane, Wilhelm Raabe, Viktor von Scheffel, Georg Ebers, C. F. Meyer, Martin Greif, Ernst von Wildenbruch und andre waren der gleichen Ehrung teilhaftig geworden.

Alle andern Versuche, unsre Dichter „offiziell“ auszuzeichnen, sind von der öffentlichen Meinung abgelehnt worden, und es berührt in der Tat peinlich, wenn weltbekannten Dichtern und Schriftstellern zu ihrem siebzigsten oder achtzigsten Geburtstage der Professortitel verliehen wird, der jedem Oberlehrer nach sechzehn Dienstjahren zusteht, vom Roten Adlerorden vierter Klasse für einen „erstklassigen“ Mann der Feder ganz zu schweigen.

Nun haben wir Deutschen noch eine Form der Dichterehrung durch die sogenannten „Ehrengaben“ von Stiftungen geschaffen, wobei aber meistens mehr die „Gabe“ als die „Ehre“ angesehen wird — in Erkenntnis der traurigen Tatsache, daß sich manchen Dichters Mammon in groteskem Gegensatze zu seinem Namen befindet. Aber wenn unser kapitalistisches Zeitalter sich schon mit solch klingenden Ehrengaben abfindet — dann ist immer noch nicht einzusehen, weshalb sie so gering ausfallen müssen. Auch die Literaturpreise (Goethe-, Schiller-, Grillparzer-, Raimund-, Anzengruberpreis) sind, verglichen mit den Preisen, die sich Aviatiker, Jockeis und Hundertkilometerradler holen können, gar zu bescheiden. Den einzig würdigen Standpunkt nehmen da die Hansastädte ein, die den Dichtern, die den Ruhm ihrer Stadt vermehrt haben, Jahrespensionen zahlen. Die Stadt Lübeck hat der Romanschriftstellerin Ida Boy-Ed, die doch wahrlich stets „anständige Honorare“ aus ihren Romanen gezogen hat, ein prächtiges Hausgrundstück geschenkt! Also Geschenke können eine Ehre werden und den Charakter des Almosens verlieren, wenn sie das Ausmaß einer „Dotation“ haben, wenn sie in die wirtschaftliche Existenz des Geehrten wirklich einschneiden. Friedrich der Große beleidigte die Luise Karschin, auch wenn die Literaturgeschichte dieser Frau heute nur den Rang einer geschickten Gelegenheitsdichterin und Improvisatorin lassen will, als er ihr einige Taler als Unterstützung schickte, und sie verteidigte nur ihr Gewerbe, als sie dem großen König die kleine Gabe in aller Artigkeit zurückschickte.

Einzig „nobel“ ist auch in dieser Beziehung die Nobelstiftung, die jedes Jahr einem Dichter ein solches Vermögen schenkt, daß er von dessen Zinsen leben kann. Die Summe schwankt zwischen 120 000 und 170 000 schwedischen Kronen.

Vom Lorbeerkranz zum Bankkonto — das ist wirklich eine spaßige Entwicklung des Kulturgeschmacks im Lande der Dichter und Denker. Zwar geben sich manche zu spät geborene Romantiker Mühe, die Dichterkrönungen wieder aufleben zu lassen. Blumen- und Kranzspiele versammeln ein gutmütiges Publikum zu poetischen Wettkämpfen; aber dieses glaubt wohl an die Echtheit der goldenen Kränze und Blümchen — doch nicht an die Echtheit der gekrönten Dichter! Dann ist der neueste Sport der Pariser Sensationsblätter, durch Abonnentenabstimmungen den „König der Dichter“, den „König der Prosa“ erwählen zu lassen, weit zeitgemäßer.




**Schweizer Infanteriemitrailleure: Abstieg durch gebirgiges Gelände**

Nach einer Originalzeichnung von J. C. Kaufmann, Luzern

(Zu dem nachfolgenden Artikel)



Geschützpark von zwei Schweizer Infanteriemitrailleurkompagnien bei Schwarzenberg am Pilatus. Orientierung der Kommandos

# Schweizer Infanteriemitrailleure

(Zeichnungen von J. C. Kaufmann, Luzern)

Einsam und verlassen liegt das stille Alpentälchen, das sich aus dem Tal der kleinen Emme von Malters her beim idyllisch gelegenen Bergdörfchen Schwarzenberg vorbei durch die finsteren Hochwälder dem Nordabhange des gewaltigen Pilatusmassivs entlang zieht. Die frisch gefallene Schneedecke hat alles Leben in sich eingehüllt, und nur wenige Wegspuren zeigen neben den hellklingenden Kirchenglocken an, daß hier noch Menschen wohnen. Unten im Tal liegt ein wogendes Nebelmeer, angefacht durch eine reißende Bise, eben im Kampf mit den ersten Sonnenstrahlen, die zwischen den Hügelkuppen und Felszacken hindurch hinunterblicken.

Aber nicht nur Morgensonne und Nebel scheinen sich hier im Kampfe tummeln zu wollen.

Auf der hartgefrorenen Straße bewegt sich mühsam im knirschenden Schnee eine Wagenkolonne aus dem Nebel empor, die nichts weniger als friedlich aussieht.

Es ist eine Infanteriemitrailleurabteilung, die in Luzern ihre erste Ausbildung beendet und sich dieses ideale Gelände zum Kampfplatz ausersehen hat.

Die Infanteriemitrailleure bilden seit dem letzten Jahre eine neue Formation in der schweizerischen Armee. Wohl war die Schweiz das erste Land, das Maschinengewehre eingeführt hat, aber sie haben bis jetzt nur bei der Kavallerie und den Festungstruppen Verwendung gefunden. Die neue Heeresorganisation hat dann auch die Hauptwaffe, die Infanterie, damit bedacht. Die Mitrailleure sind als fahrende Abteilungen formiert, die im Gegensatz zu andern Armeen, die diese den Regimentern einverleibt, als Truppenkörper den Divisionen zugeteilt, bei wel-

chen sie in der Hand des höheren Führers verbleiben, um als Feuerreserve in den entscheidenden Augenblicken des Gefechts eingesetzt werden zu können. Jede Abteilung besteht aus drei Kompagnien, wovon bei den Divisionen mit zugeteilten Gebirgstruppen die eine für den Dienst im Hochgebirge speziell organisiert ist und ihr Material anstatt auf Fuhrwerken auf Saumtieren transportiert. Jede Kompagnie besitzt vier bis sechs Maschinengewehre System Maxim mit Zielfernrohr und Dampfkondensierschlauch, die wie die Mannschaften und die nötige Munition in leichten, vom Sattel aus gefahrenen vierspännigen Wagen fortgebracht werden, so daß diese Einheiten wie die Feldartillerie längere Strecken traben und auch galoppieren können. Ihr Bestand ist bei einer Kompagnie zu sechs Gewehren 5 Offiziere, 94 Mann (Fahrer und Mitrailleure), 14 Reit- und 42 Zugpferde sowie 11 Fuhrwerke. Als Handfeuerwaffen tragen die Mitrailleure das Kurzgewehr mit Stichbajonett, die Fahrer Bajonett und Revolver. Kehren wir wieder zu unsrer Abteilung zurück.

Soeben ist ein Marschhalt angeordnet worden, bei dem Pferde und Material einer genauen Revision unterzogen werden, während die Offiziere zur Befehlausgabe an die Spitze reiten.

Drunten im Tal steht die eigne Division im Kampfe mit feindlichen Truppen, die von Luzern her vormarschieren, und will der Divisionskommandant mit seiner dritten Brigade und den Maschinengewehren über die Höhen flankierend gegen den gegnerischen Flügel vorstoßen. Aber hier in Schwarzenberg, das bastionsartig in der goldenen Morgensonne leuchtet, hat man Widerstand gefunden, und bereits liegt das Vorhutbataillon entwickelt im Gefecht. Die Maschinengewehre müssen dessen Angriff unterstützen und zugleich mit diesem den Aufmarsch der Brigade decken.

Oben am Rande des Hanges zieht sich jenseits der Straße eine Krete hin, auf der die Maschinengewehre den Kampf mit dem Gegner über die eigne Infanterie hinweg aufnehmen können, geradezu eine ideale Stellung, wie sie sich in diesem Gelände vielfach zeigt. Dort erteilt hinter einer Steingruppe der Hauptmann den Zugführern seine Befehle, und etwas abseits hinter Gebüsch, ebenfalls den Augen des Feindes entzogen, legt das Telemeter die Distanzen fest. Vom kleinen Wäldchen dahinter, wo unterdessen die Fuhrwerke aufgefahren, bewegen sich auseinander gezogene Gruppen, Gewehr, Lafette und Munition auf Reffen tragend, den Schnee aufwärts der Krete zu, oftmals bis an die Arme im Schnee versinkend. Hinter dieser wird angehalten, und flugs sind die kleinen Dinger zusammengesetzt und in dem sehr vorteilhaften Gelände derart auf ziemlich großer Front aufgestellt, daß der durch 200 Brust- und Kopfscheiben dargestellte Gegner am jenseitigen Hang auch in Wirklichkeit mit guten Gläsern wenig beobachtet hätte. Kein lautes Kommando ertönt, alles arbeitet auf Zeichen. Der Zugführer weist in dem ihm angewiesenen Raum den Gewehrchefs die Stellung an, die ihre Gewehre einrichten; der Schießende zieht die Gurte ein, vollführt die Ladebewegung, stellt das Visier und richtet auf den angegebenen Punkt; der Schießgehilfe und Munitionszuträger stellen den Munitionsersatz sicher, und während der eine den Mechanismus des Gewehrs beobachtet und frische Gurten zuführt, stellt der andre die Augenverbindung mit Zugführer und Kompagniechef her. Dann ein Zeichen des letzteren, und sechs Gewehre richten ihre Geschosse nach dem gewollten Punkte, eine gut sichtbare Scheibe an einem Flügel der gegnerischen Schützenlinie. Prächtig hebt sich im Pulverschnee die Garbe ab, und Einschläge vor, hinter und im Ziel sagen, daß das Visier 1050 richtig. „Feuer verteilen, streuen!“ ertönt die Stimme, dann eine kurze Pause, und unaufhaltsam arbeiten die einzelnen Gewehre in ihren Abschnitten, kleine Serien von 15 bis 30 Schuß feuernd, um nach jeder derselben je nach der Beobachtung wieder nachzurichten oder zu korrigieren, damit die Garbe in dem unregelmäßig aufgestellten Ziele dasselbe ja nie verfehlt, was bei so kleinen Zielen und verhältnismäßig großer Distanz sehr bald der Fall ist. In zirka sechs Minuten ist der Gegner „niedergemäht“, über die Hälfte der kleinen schwarzen Punkte liegt getroffen im Schnee, er ist taktisch vernichtet und ist nach der angegebenen Supposition



Schweizer Infanteriemitrailleurkompagnie. Gewehrwagen in gebirgigem Gelände



Aufstieg durch unwegsames Gelände

hinter der schützenden Krete verschwunden. Mit dem Daumen am Abdrücker bereit, bleiben die Gewehre gegen dieselbe gerichtet, bis unsre Infanterie die Höhe erreicht. Jetzt ein Zeichen, und schnell verschwindet alles hinter dem Höhenzuge; dort wird aufgepackt, die Fuhrwerke sind bereits herangezogen worden, und in starkem Trabe geht's auf der Straße dem Plateau entlang Schwarzenberg zu.

Auch dort ist der Kampf entbrannt, und wir finden die zweite Kompagnie der Abteilung im Feuergefecht mit durch Scheiben dargestellten Maschinengewehrschützen, die in einem Waldrand verborgen unsre vorgehenden Schützenlinien unter Feuer nehmen. Diese Kompagnie ist während des Avantgardegefechts, die mannigfachen Deckungen ausnutzend, hinter der supponierten Infanterie bis hier ins Dorf gelangt und hat sich da in der Lisiere eingenistet. Da sie sich, um der Infanterie folgen zu können, den Weg durch den tiefen Schnee im schwierigen Gelände selber hat bahnen müssen, hat sie umgebastet. Die Bespannungen sind nämlich so organisiert und ausgerüstet, daß Maschinengewehre und Munition auf den Handpferden aufgepackt werden können, sobald das Gelände so beschaffen ist, daß man mit den Wagen nicht mehr durchkommt. Letztere werden dann zweispännig, der Situation entsprechend, auf den auch im Vorgebirge fast überall vorhandenen Straßen nachgezogen. Kommt man ausnahmsweise auch da mit Pferden nicht mehr durch, so werden Gewehre und Munition auf den Reffs von der Mannschaft getragen. Die Schweiz hat also die Organisation dieser furchtbar wirkenden Waffe in weitgehender Weise den eigenartigen Geländeverhältnissen angepaßt, so daß sie in hervorragendem Maße zur Geltung kommen kann.

Auch diese Kompagnie hat ihr Ziel bald niedergekämpft — wenn auch hier die Beobachtung infolge der gedeckten Aufstellung der Scheiben und in dem durch die Sonne weichgewordenen Schnee eine viel schwierigere wurde — so daß auch sie neben der andern in Bereitschaftsstellung gehen konnte.

Da plötzlich ertönt Kanonendonner. Eine Gebirgsbatterie sucht durch ihr Feuer

dem Vorgehen Einhalt zu tun. Bald ist die Scheibenaufstellung hinter dem Höhenrücken einer Waldlichtung entdeckt und der Entfernungsmesser auf sie eingerichtet; doch die Entfernung ist groß, 1850, 1930 wird abgemessen, und ein Näherherangehen schließt das Gelände aus. Aber wozu die modernen Hilfsmittel der Technik, wozu Spitzgeschoß, Zielfernrohr und Telemeter, wenn nicht ausnahmsweise an die Grenzen der Leistungsfähigkeit herangegangen werden soll; und die Verhältnisse liegen günstig, der Kampf wird aufgenommen. Gut gedeckt bezieht die Abteilung Stellung, die Gewehre werden eingerichtet, und bald knattert das Feuer aus zehn Maschinengewehren dem ehrwürdigen Pilatus um die Ohren, daß sein Geist den See, in dem er gebannt liegen soll, verläßt, sausend um die Felsen jagt und als schallendes Echo vom Berge tönt. „Visier 1800!" Deutlich können die Einschläge als zu tief beobachtet werden; 2000 ist im Ziel, aber auch dahinter wirbelt Schnee zum Tanz auf. Da wird das Feuer den Kompagnien freigegeben, und jede kämpft nun ihren Zielteil nieder, kaum drei Minuten. Und das Resultat auf diese Entfernung, wo die Infanterie wehrlos dem Artilleriefeuer ausgeliefert, ein verblüffendes: 38 Treffer in 16 getroffenen von 20 aufgestellten Figuren, also 80 Prozent außer Gefecht gesetzt mit nicht ganz 3000 Patronen, zu verdanken dem Fortschritt der modernen Technik.

Indessen hat die Brigade sich an den Gegner herangearbeitet und steht im Begriffe, zum entscheidenden Angriffe anzusetzen. Da dürfen die Maschinengewehre nicht zurückbleiben. Bald ist die Abteilung marschbereit, es wird aufgesessen, und in rascher Gangart, wo es die Straße zuläßt, bewegt sich die feuersprühende Schlange durch die schöne Winterlandschaft; dann wird vom Wege abgewichen, das Gelände wird immer schwieriger und schlechter und stellt an die Mannschaften nicht geringe Anforderungen. Ein Schneehang wird traversiert, und hinter einer bewaldeten Anhöhe wird angehalten.

Recht volkstümlich, lebendig, in hervorragender Harmonie, wie es die Eigenart



Bereitschaftsstellung vor dem Ausmarsch übers Groß-Acherli, 1400 Meter überm Meer

dieses Künstlers ist, dem wir die schönsten unsrer schweizerischen Militärbilder verdanken, hat der bekannte Militärmaler J. C. Kaufmann, der unermüdlich skizzierend den rauhen Wintertag nicht scheute, diesen wie auch einige Gefechtsmomente wiedergegeben, die in jeder Beziehung Gegner mehr widerstehen, und unterstützt bis zum letzten Augenblick von ihrem unsichtbaren Helfer, wird die Infanterie getrost zum entscheidenden Angriffe anstürmen können.

Das letzte Rollen ist verstummt und hat sein Echo ausgehallt; ruhig kann

Schweizer Infanteriemitrailleure: „Gewehr im Feuer!“

künstlerisch wie militärisch gut getroffen sind.

Ein Kreisen des Armes von der Kuppe her, wo die Kompagniechefs abgestiegen sind, und dann prasselt verderbenbringendes Feuer der in die Waldlisiere eingenisteten Gewehre überfallartig heraus gegen die aufgestellten Scheiben, die sich getroffen zur Erde neigen. Da kann kein Pilatus zum Schlafe in seinen See zurückkehren. Die friedliche Schlacht ist geschlagen, und muntere Weisen erfüllen die Abendluft und legen Zeugnis ab von einem nie versiegenden, in strenger Arbeit gestählten, warmen, wahren Soldatengeist, der diese junge Waffe sicher zum Erfolge führen wird.

Hauptmann R. H.






Ein Gewehr im Feuer



# Vorfrühling

Von

Richard Rieß

Nun ist über Nacht
Der Schnee geschwunden.
Das Land in seiner schwarzen, trotzigen Pracht
Hat sich wieder zum Leben gefunden.

Wie ein Genesender, dessen Wunden
Nach Tagen, die voll von Zweifel und Bangen,
Nun nicht mehr der schützenden Hüllen verlangen,
Um zu gesunden.

# Misander und Donona

Von

**Georg Busse-Palma**

Die beiden Zigeunersippen der Kiri und Kür waren zusammen aus ihren siebenbürgischen Winterquartieren aufgebrochen. Sieben Wagen und über dreißig Köpfe stark hatten sie die Tiefebene bis hoch an die Donau hin durchquert. Wenn sie rasteten, schlugen sie ihre Zelte immer dicht hinter dem Dorfe auf, das sie eben durchzogen hatten; niemals aber vor ihm. Sie mußten sich den Weiterweg offen halten.

Die Männer, die sich mit dem Schmiedehandwerk beschäftigten, schleppten große Feldsteine vor ihre Zelte und legten Hammer und Blasebalg daneben. Dann streckten sie sich selber zu ihren Werkzeugen ins Gras, die sehnigen Glieder träge dehnend, die manchmal hochaufqualmende Stummelpfeife unter der Hakennase und das dunkle Gesicht voll in die brennende Sonne gewandt, die es noch schwärzer, noch schöner brennen sollte. So warteten sie auf die Bauern, die Hufeisen für ihre Pferde brauchten, oder Kessel und ähnliche Geräte ausbessern lassen wollten. Sie litten keine Not und waren zu bequem, selber die Gehöfte nach Arbeit abzufragen.

Der Hauptmann aber, der Ambrusch Petreskro hieß, dem ganzen Stamme der Aschani vorstand und zur Sippe Kiri gehörte, tat Geld in seinen Beutel und ging auf Pferdekauf aus. Gelegentlich kaufte er junge und schöne Pferde, wenn sie sehr billig zu haben waren; größtenteils aber abgetriebene, die mit heimlichen Fehlern behaftet waren. Denen mischte er dann Arsenik unter das Futter, bis sie das trügerische Aussehen von prallen und feurigen Rossen bekamen, und verkaufte sie als solche auf dem nächsten Markte mit viel Gewinn. Gelang es, unterwegs ein hübsches Tier ohne Verhandlungen mit dem Eigentümer mitzunehmen, so wurde es gefärbt. Einmal hatte er einem halb verzweifelten Slowaken den eignen Schimmel als Rappen aufgehängt. Er schaffte sich damit so viel Geld, daß die Knöpfe an seinem Staatsrock aus schwerem Silber waren.

Sonst wären von den männlichen Gliedern der Sippen nur noch zwei halbwüchsige Burschen zu erwähnen: Misander und Aukemcza, die in die Dorfwirtshäuser gingen und Geige spielten. Was sie verdienten, vertranken sie. Blieb ein Überschuß, so kauften sie Schnaps und Tabak für den Woiwoden und für die Mami, wie sie das alte Weib hießen, das ihre wirkliche Anführerin und aller Orakel war, und bunte Tücher für die schöne Donona. Ihre Eltern hatten für die großen Bengel keinen Platz. Sie vagabondierten eigentlich als Obdachlose neben ihrer Sippe einher und wünschten nichts sehnlicher, als sich zu verheiraten. Sie waren beide verliebt und hatten auch wirtschaftliche Gründe dafür, weil sie nur durch eine Ehe zu einem eignen Zelte kommen konnten. Die Hauptsache war aber doch, daß ihnen Donona zu sehr in die Augen stach. Nur daß noch keiner sicher wußte, ob Donona ihn wollte.

Die vierzehnjährige Donona verdiente das meiste Geld in der ganzen Horde. Früh gereift, war sie hochgewachsen, hatte blauschwarzes Haar und einen Mund so rot wie die Sünde selber. Ihre Haut hatte die Tönung heller Bronze, und ihr

ganzer Körper war wie eine Knospe vor dem Aufbrechen: mäßig und edel noch in jeder Form, und doch schon so warm und lockend, daß es unter den Wimpern der Männer zu brennen begann, wenn ihre ungenügende Bekleidung ihn sichtbar werden ließ. Das wußte sie und benutzte es mit vielem Geschick für ihren Erwerb. Fand sie bei ihren Bettelfahrten in die anliegenden Dörfer ihres jeweiligen Lagers, daß auf dem Gehöft eines Großbauern oder gar beim Gutsherrn die Hausfrau nicht anwesend war, so bat sie um die Erlaubnis, vor dem Herrn tanzen zu dürfen, und tanzte so verwegen, daß die Geizigen Nickel und die Freigebigen Gulden und Gold dafür gaben. Zwei kleine Schwestern, die sie häufig mitnahm, ahmten wie Äffchen jede ihrer Bewegungen nach und lernten auf diese Weise ebenso, wie Donona gelernt hatte. Sie verkaufte ihre verborgenste Schönheit an die Augen eines jeden, der ihr zahlungsfähig aussah. Aber auch n u r an die Augen, und ihr Ruf litt bei ihresgleichen keineswegs darunter. Im Gegenteil bewunderte man sie. Verdiente sie doch mehr als selbst die Mami, die doch so alt und so abschreckend häßlich war, daß die Bauernweiber ihr ohne weiteres jeden Hokuspokus glaubten! Und über die andern Genossinnen, die bettelnd, wahrsagend und Liebeswurzeln verkaufend durchs Land strichen, konnte Donona wahrhaftig nur lachen!

Misander und Aukemcza machten melancholische Augen, wenn sie das Mädchen sahen. Aber Aukemcza redete nicht viel und belästigte sie nicht mit Bitten. Manchmal umschlang er sie gewaltsam und küßte und biß sie zärtlich, aber da sie ihn hinterher immer zurückstieß, wußte er auch ohne große Worte, woran er war, und ging finster und verschlossen weiter. Misander aber war wortreicher und bettelte oft um Liebe.

Eines Abends, als die untergehende Sonne ihr rosiges Licht wie ein Tänzerhemd über die Kuppen der hohen Matra geworfen hatte, so daß sie leicht und schwebend in der Luft zu stehen schienen, lagen Misander und Donona neben den Zelten im Wiesengras.

Misander lag auf der linken Seite, den schwarzen Kopf in die Hand gestützt, und sah bald auf die Berge, bald auf Donona, die kauernd ihre Hände um die Knie gelegt hatte und seine Blicke halb traurig und halb spöttisch erwiderte.

„Sonderbar bist du, Donona,“ sagte Misander. „So wie die Berge drüben. Aussehen tun sie wie ein Rosengarten, und wenn man hinzukommt, ist alles kaltes, hartes Gestein. Du siehst auch manchmal so aus; aber wenn ich dich frage, ob ich dein Mann werden soll und ob du kleine Zigeunerlein haben willst, dann spottest du und bist hart und kalt wie die Steine. Und ich möchte dich doch vor Liebe beißen, daß du aufschreien solltest wie der Waldkauz. Jai, Donona, warum willst du mich nicht, und wann endlich willst du Weib werden?“

Donona schob sich das heraufgerutschte kurze Kleid über die olivenfarbenen Knie und wiegte sich sitzend im halben Tanz hin und her.

„Kinder machen häßlich,“ antwortete sie, „und ich will noch schön bleiben, solange ich kann. Es freut mich, wenn ich den weißen Männern das Geld herausholen kann und wenn mich jeder Rom mit den Augen küßt. Aber der Melalo kam noch nicht über mich. Wenn er kommt, werde ich heiraten; eher nicht.“

Eine große Fledermaus flatterte über ihre Köpfe. Donona verfolgte sie mit den Augen, über deren schwarzem, funkelndem Glanz eine träumerische Schwermut lag. Sie dachte an Melalo, den kleinen grauen Vogeldämon mit den zwei Eulenköpfen, der giftigen Nebel um sich verbreitet und die Mädchen willen- und wehrlos vor dem Manne macht. Ob er so ähnlich aussah, wie das Fliegende dort? Es dämmerte schon langsam.

„Melalo!“ wiederholte Misander und sah das Mädchen glühend an. „Und wenn er kommt, wen wirst du nehmen? Mich oder Aukemcza?“

„Einer ist mir wie der andre!“ antwortete sie gleichgültig.

Dann drehte sie den feingeschnittenen Kopf nach der Landstraße zu. Dort gingen zwei Herren in städtischer Tracht. Vielleicht der Notar und der Gutspächter des Dorfes. Einige Kinder, unter denen eines splitternackt war, liefen schon auf sie zu. Ein kurzer, schriller Pfiff klang vom Eingang des größten Zeltes her. Die Mami mahnte sie damit. Donona ging aber schon freiwillig.

Misanders Augen folgten ihr voller Sehnsucht. Er sah, wie schlank und graziös sie ging, wie alle ihre Muskeln sich bei jedem Schritt spannten, wie ihre dicken schwarzen Zöpfe aufflogen, wenn sie das Köpfchen warf. Und er sah auch an den Bewegungen ihrer Arme, daß sie noch im Gehen vorn an ihrer dünnen Bluse bastelte, daß sie den Herren die Hand küßte und alle Künste spielen ließ. Mehrmals griffen die Herren in ihre Tasche, und hinterher sprach einer allein mit ihr und nahm sie abseits dabei. Donona lachte und nickte, und nickte noch auf dem Rückwege einmal. Misander fürchtete sich aber nicht. Er wußte, daß sie morgen doch nicht kommen oder den Herrn zum mindesten übertölpeln würde.

Er war voll Liebe und Bewunderung, und auch die Mami herzte ihre kluge, schöne Enkelin, als sie das erbettelte Geld ablieferte. Bei Donona würden es alle einmal weich haben, der Mann wie die Kinder. Sie konnte eine Familie ernähren.

*

Eine Woche darauf machte die Horde hinter einer Komitatshauptstadt für längere Zeit Rast. Misander und Aukemcza saßen jetzt mehr als je in den Kneipen und fiedelten und tranken. Oft ganze Tage lang. Trotz dieses Lebens wurde dabei aber in Misanders Gehirn ein Gedanke lebendig, der mehr und mehr zur Tat drängte.

„Der Melalo war noch nicht über ihr,“ sagte er sich grübelnd. „Wenn ich den Melalo beschwöre, daß er Donona heimsucht? Hei, dann wird die Liebe in ihr kochen, wie in mir, und sie wird mein werden!“

„Weißt du, Bruderherz, wie man den Melalo beschwört?“ fragte er den Aukemcza, als sie beide schon angetrunken und müde vom Spiel noch bei Ofener Roten saßen.

Aukemcza sah ihn eine Weile düster und stumm an.

„Wie soll ich das wissen, Narr du, dreibeiniger? Wenn einer das weiß, ist es die Mami!“

Dann versank er, schweigsam wie immer, wieder in sein Brüten. Er war kleiner und zierlicher als der langaufgeschossene Misander, aber seine Augen waren noch schärfer und stechender.

Misander verfiel seitdem in ein Arbeitsfieber, wie es noch nie einer an ihm bemerkt hatte. Er sparte mit dem Musikantengeld, und wenn er nicht fiedelte, trieb er sich auf dem Bahnhof herum und schleppte die Koffer der Reisenden. Auch einige Nägel schmiedete er mit dem Hammer seines Vaters und suchte eifrig in den Gräben und auf den Feldern nach „reifem“ Fleisch. Damit meinte er krepierte Tiere, die nach Zigeuneransicht wohlschmeckender sein sollen als die geschlachteten, weil Gott selber sie für „reif“ erklärt. Hier und da fand er auch etwas, eine Eichkatze, einen Hund und einen fetten Vogel, den schon ein Falke in den Fängen gehabt hatte. Seine größte Freude war es jedoch, als er von einem slowakischen Großbauern ein Schwein erbetteln konnte, das plötzlich an einer Krankheit zugrunde gegangen war. Im Triumph überbrachte er es der Horde.

Die Mami, die Dononas leibliche Großmutter war und für die Misander häufig noch etwas Besonderes übrig hatte, entweder Schnaps oder Tabak, lobte ihn dafür.

„Eine Glückshand hast du und bist ein tüchtiger Bursch!“

Da küßte Misander ihre schmutzigen Finger und fragte heimlich: „Wie beschwört man den Melalo?“

Die Mami wiegte nachdenklich den eisgrauen Kopf, kaute an ihrer Pfeife und spie dreimal aus.

„Fragst du wegen Donona?“

„Sie ist wie die Liebe selber, Mami! Und ich bin ein rechter Rom, und kein Makel ist an meiner Zigeunerehre!“

Die Alte nickte.

„Eine Goldgrube ist sie, die Donona! Aber ehe der Melalo bei einem weißen Mann über sie kommt, so daß sie Schande über den Stamm und Unreines in unser Blut bringt, ist es besser, d u rufst ihn. Sie soll nehmen, wen sie will, wenn er nur schwarz ist. Also höre ...“

Sie sah lauernd und listig umher. Aber wenn die Mami heimlich reden wollte, wagte sich niemand in ihre Nähe. Nicht einmal der Woiwode, der doch ihr Schwiegersohn und Dononas Vater war.

„Nun geh!“ sagte sie dann nach einer langen, flüsternden Belehrung. „Ich heb' meine Hand nicht gegen dich, wenn du ein Kiri werden willst!“

In der Mitternacht des folgenden Tages schlich sich Misander die Chaussee entlang bis tief in den Fichtenwald, wo die Straße sich teilte und das Kreuz mit dem kleinen Christengott stand, in dessen Namen er mindestens von vier verschiedenen Pfarrern getauft worden war. Er kniete davor aber nicht nieder. Einen schwarzen, halberwürgten, nur noch müde strampelnden Hahn in der Hand, hob er das Haupt zu den Wolken, die blaß und grau über den schwarzen, eintönig rauschenden Wald zogen.

„O Melalo, Melalo! Komm und nimm dein Opfer!“ rief er dann. Er gab sich Mühe, tief und kräftig zu rufen, aber sein unheimliches Vorhaben und die nächtige Stille, über der nur die hochbewegten Wipfeln seufzten, ließen ihn doch erzittern.

Nochmals rief er, als alles still blieb, den Dämon an. Da glitt lautlos ein grauer Flug über ihn hin und gleich darauf wurde ein klagender Schrei laut.

Ein Vogel war es gewesen. Misander hatte in der Eile aber nicht erkennen können, ob er zwei Köpfe hatte. Doch zweifelte er nicht daran, daß es die Erscheinung Melalos gewesen war.

Bebend vor Aberglauben und Eifer zog er sein Brotmesser, das er haarscharf geschliffen hatte, aus seiner Jackentasche und trennte mit jähem Schnitt den baumelnden Hahn vom Hals bis an den Unterleib auf. Mit zuckenden Fingern griff er in die dampfende, blutausströmende Öffnung, riß dem verendenden Tiere das Herz heraus und warf es heiß und blutig unter dem nochmaligen Aufschrei: „O Melalo! Melalo!“ hoch in die Luft.

„O Melalo! kleiner Vogel mit den großen Köpfen!“ betete er mit angstzitternder Stimme. „Stoß nieder auf Donona, die Tochter des Petreskro Kiri Aschani! Füll ihr deinen Nebel in die Stirne, so daß sie keinen andern Gedanken mehr hat als Liebe! Füll ihr deine Glut in ihre Brust, so daß sie nichts andres mehr fühlt als Sehnsucht nach der Umarmung! Hahnenherz und Hahnenblut opfere ich dir! Gieß es ihr in die Adern, so daß sie will, wie ich will! O Melalo, nimm meine Gabe!“

Er schwieg und lauschte bange. Der Wald über ihm seufzte schwer. Lautlos und pfeilschnell glitt wieder der graue Schatten über ihn weg und ein klagender Schrei schrillte zurück. Gleich darauf erhob sich ein tiefes, schauerliches Rufen im Dickicht des Forstes. Es konnte ein Uhu sein, ebensogut aber eine andre Stimme Melalos, die ihm Antwort gab.

Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn, als er wieder in das Lager kam. Von dem schwarzen Hahn und dem Herzen war am nächsten Morgen nichts mehr zu sehen

als ein Haufen Federn und ein Blutfleck. Mami aber streute ein beißendes Pulver in die Suppe, die sie für Donona kochte.

*

Die Beschwörung des Melalo fing bei Donona sofort zu wirken an. Sie bekam fiebrig glänzende Augen und einen schweren, trägen Gang. Unstet wie eine Suchende und doch ziellos und geistig ganz benommen ging sie durch das Lager. Misander schlief noch, tief erschöpft von der Erregung der unheimlichen Nacht. Aukemcza aber saß schon früh auf einem Baumstumpf unweit eines sumpfigen Wiesenstrichs, durch den ein dünnes Flüßchen lief, und brachte einem Kranich, der reglos wie ein abgebrochener Pfahl im Wasser stand, fiedelnd ein Morgenständchen. Als Donona ihn sah, atmete sie tief und ging langsam zu ihm. Bis zur Mittagsstunde waren sie nicht mehr sichtbar. Sie mußten hinter die Weiden oder in den Wald gegangen sein. Misanders dunkles Gesicht wurde bei ihrer Rückkunft aber ganz blaß und seine Augäpfel traten in fassungslosem Erstaunen weit vor. Donona hatte ihre Hand auf Aukemczas Schulter und ging so eng an ihn angedrückt, daß ihre Hüften ihn bei jedem Schritt berührten. Dabei waren ihre Lippen aufgeschält und zerborsten wie von einem inneren Brand.

„Melalo ist in ihr,“ sagte sich Misander. „Ich habe ihn beschworen, ich habe ihm geopfert, aber die Beute hat Aukemcza!“

„Wie siehst du mit einem Male anders aus, Donona!“ redete er sie, auf die beiden zutretend, an. „Der heiße Geist ist in dir, und du hast schon nach seinem Rat getan. Denkt ihr, ich hab' euch nicht gesehen? Hinter den Weiden, wohl eine Stunde lang!“

Er log, aber Donona fuhr wie eine Wildkatze auf.

„Schnäbel in deine Augen, Feuer in deine Gedärme, du Spion!“ schrie sie. „Aber was hast du gesehen?“ fuhr sie höhnisch fort. „Daß ich und Aukemcza uns lieben? Das wirst du noch öfter sehen können, denn ich bin Aukemczas Weib. Willst du auch heiraten, so ruf den Melalo für eine parne lubni* an!“

Und Aukemcza nickte spöttisch und mit der Überlegenheit des Siegers.

„Ja, sie wird mein Weib. Mein Täubchen, meine Falkin. Bist zu spät aufgestanden, Misander.“

Da stieß Misander einen solchen Fluch gegen ihn aus, daß die Wiesen und die Wälder errötet wären, wenn sie ihn verstanden hätten, wünschte Donona, daß sie aufgerollte Igel gebären möge und lästerte den Melalo, den stinkenden Doppelkopf, der ihn genarrt hatte.

Giftgrüne Wut in den Augen, lief er dann zur Mami. Aber die wußte auch keinen Trost für ihn.

„Donona hat ihn gewählt,“ sagte sie achselzuckend und mürrisch. „Wer kann dafür? Aukemcza ist ein Rom wie du. Sei still und warte. Es gibt noch andre Mädchen, die Zelt und Wagen haben.“

Finster und schweigend, ganz in Haß und Rachegedanken versunken, lag er den ganzen Tag neben dem Zelt seiner Eltern, die ihn gutmütig verlachten. Keinen Gruß und kein Scherzwort, die vorübergehende Genossen ihm zuriefen, erwiderte er. Zusammengekrümmt wie ein kranker Tiger beobachtete er es, wie Aukemcza mit einer Riesenflasche wasserhellen Pflaumenschnapses vor den Woiwoden trat und mit ihm sprach. Er sah, wie der Häuptling die breiten Hände hob und dem Werber für seine Übereilung erst rechts und links eine Ohrfeige versetzte, ihm dann aber schmunzelnd einen Kuß auf die Stirn gab. Da wußte er, daß die Hochzeit der beiden

* Weiße Dirne

bestimmt war, und kaute sich die Fingernägel bis auf den äußersten Rand ab. — Am Morgen darauf begab er sich zu einem sehr schmalen, fast nur von den Zigeunern benutzten Hohlweg, der zwischen hügeligem Land abseits der großen Chaussee ebenfalls nach der Stadt führte. Die zu beiden Seiten aufsteigenden Böschungen waren mit dichtem Gestrüpp bewachsen, in dem er sich verbarg.

Er lauerte auf Aukemcza, der sicherlich Besorgungen in der Stadt hatte. Wie die Krähe im Aas, hackte die Eifersucht in seinem Herzen. Geradezu sinnlos machte es ihn, daß er selber durch seine Beschwörung die Glut in Donona geweckt hatte, die jetzt Aukemcza zugute kommen sollte.

„Krepieren soll er!" nahm er sich vor. „Statt mit Donona zu leben, soll er verfaulen!"

Gegen elf Uhr kam Aukemcza.

Sorglos, mit heiterer Miene summte er verliebt das schmutzige Faroelied vor sich hin, an jede Strophe immer den Namen Donona hängend. Als er unter dem Busch war, hinter dem Misander sich versteckt hatte, sprang dieser herab, das Brotmesser in der Hand, mit dem er auch den schwarzen Hahn geschlachtet hatte.

„Räuber! Nun stirb!" rief er ihm zu und stieß nach seiner Schulter.

Aukemcza hatte sich aber schon beim ersten Geräusch umgewandt und abwehrend, ohne seinen Gegner noch recht zu sehen, den Arm erhoben. So traf der Stich statt der Lunge nur das dicke Fleisch.

„Mörder!" brüllte Aukemcza. „Ein Rom mordet den andern! Zur Hilfe!"

Trotz dieses Geschreis half er sich aber selber. Ein Faustschlag krachte auf Misanders Nase und ein zweiter vor die Brust warf ihn zu Boden. Blitzschnell erhob er sich, aber in der Sekunde hatte Aukemcza schon einen knorrigen Knüppel ergriffen und hieb auf ihn los. Misander kam nicht mehr zu einem zweiten Stich. Plötzlich stürzte ihm Blut über die Augen, alles um ihn wurde schwarz, und mit dem Gesicht vornüber fiel er in den Sand.

Es war dunkel, und ein kühler, nächtiger Wind ging, als er wieder zur Besinnung kam. Blut und zahllose Sandkörnchen hatten sich auf seinem Schädel, auf der Stirn und über seinen Wimpern zu einem Schorf verdichtet. Die leiseste Hautbewegung schmerzte ihn, und verworren und taumelig sah er sich um.

„Habe ich Aukemcza getötet?" fragte er sich. Es fiel ihm schwer, sich wieder zu erinnern. Da fühlte er plötzlich, daß etwas Schleimiges auf seiner Wange lag. Er berührte es und fand, daß es Speichel war.

Also lebt Aukemcza, dachte er. Der Speichel ist noch frisch. Er wird auf dem Rückweg nochmals vorbeigekommen sein und mich angespien haben. Wer hätte das sonst getan, da ich doch wie ein Sterbender hier lag?

Die ersten Geräusche der Nacht drangen auf ihn ein. Auf der Wiese schnarrte der Wachtelkönig, ein Reiher flog mit mißtönigem Chrätsch, Chrätsch nach dem kleinen Flüßchen; dort gurgelte auch ein Haubentaucher, und ein Ziegenmelker glitt meckernd über ihm durch die Luft.

Der Flug des Reihers weckte die Vorstellung des Wassers in ihm. Er stand auf und schritt über die Wiese an den Fluß, um sich das Blut abzuwaschen und zu trinken. Ganz deutlich konnte er von dort aus das Zeltlager erblicken.

Ein großes Holzfeuer loderte gegen den nächtigen Himmel. Alle seine Stammesgenossen saßen im Kreise herum und ließen die Flasche von Hand zu Hand gehen. Auch hörte er eine Geige und erkannte sofort, daß es die Aukemczas war.

„Viel hab' ich ihm also nicht getan," zog es ihm durch den Kopf. „Er lacht und fiedelt, trinkt und küßt sein Mädchen! Aber ich, was beginne ich nun?"

Er traute sich nicht zu den Seinigen zurück. Er war zu entkräftet, um noch viel Zorn zu empfinden, und nur ein finsterer Gram herrschte in ihm.

„Donona werde ich nie bekommen; verflucht und ausgestoßen werde ich sein vom Stamm, weil ich Aukemcza ermorden wollte; wie ein einschichtiger Eber werde ich einsam durchs Leben laufen! Ach, wie lohnt sich das noch?"

Er grübelte und überlegte und wurde wieder müde dabei. Die Nacht verbrachte er im Walde, suchte sich, von Hunger gequält, des Morgens Beeren, Pilze und Wurzelwerk und wurde sich immer klarer darüber, daß es das Vernünftigste wäre, wenn er sich aufhänge.

In der Mittagsstunde hörte er die schrille Stimme seiner Mutter, die nach ihm rief. Sie trug ihr grellbuntes Festkleid und suchte ihn am Wasser, wo er sich das Blut abgewaschen hatte. Dann schlug sie die Richtung nach dem Walde ein, und um nicht gesehen zu werden, kletterte Misander in das dichte Astwerk eines Eichbaumes, hoch hinauf.

„Was soll ich auch mit ihr reden?" überlegte er sich. „Sie wird doch nur sagen: Komm zurück, küß Aukemcza die Füße und laß dich vom Hauptmann strafen. Aber wie kann ich den um Verzeihung bitten, der mir Donona genommen hat? Heute, wo sie Hochzeit machen!"

Von dem bequemen Sitz seines breitgegabelten Astes sah er deutlich die Vorbereitungen. Die Wandernden haben keinen Sinn für lange Verlobungen. Er sah, wie seine alten Kameraden aus jungen Bäumchen und biegsamen, blattreichen Weidenzweigen eine Art Laube auf dem Platz vor dem Lager errichteten. Dort würde der Woiwode seinen Stand nehmen und das Pärchen verbinden.

Ach! wenn die beiden sich herzten, würde der Iltis in sein Fleisch beißen und an seinen Adern saugen!

Ruhelos und schwere Todesgedanken wälzend trollte er in den nächsten Stunden durch den Wald. Dann bestieg er wieder den Eichbaum, diesmal aber mit einem Strick in der Hand.

Jai! Also so muß meiner Mutter Sohn sterben! dachte er, gerührt von seinem eignen Schicksal. Und während Tränen seine Augen füllten, sah er noch einmal nach der Horde, an der er doch mit jeder Faser seines Herzens hing.

Die Gestalten darin erschienen ihm aus seiner Ferne klein und undeutlich. Er erkannte aber dennoch jede.

Der Hauptmann stand gerade vor seinem Laubensitz, in hohen Stiefeln, mit Tressen und Silberknöpfen an seinem Staatsrock. Im Halbkreis vor ihm die Zigeuner. Er schien eine Ansprache zu halten, der alle ehrerbietig lauschten.

Aha! dachte Misander. Jetzt spricht er von der Liebe, die stärker ist als der große und der kleine Gott. Aber es war nur Melalo, der Donona in Aukemczas Arme trieb!

Aus der Schar der Umstehenden löste sich das Brautpaar, trat auf den Häuptling zu und kniete vor ihm nieder. Der ergriff einen ganz von Blumen umwundenen Krug, spritzte einige Tropfen des darin enthaltenen Weines über ihre Häupter und leerte ihn. Mit starkem Wurf schleuderte er das Gefäß dann in die Luft, so daß es unten am Boden in Scherben auseinanderbrach.

„So! Jetzt sind sie ein Paar!" sagte sich Misander in bitterer Traurigkeit. „Jetzt gehen sie ans Schmausen und ich geh' aus der Welt!"

Er legte sich den Strick probend und prüfend um den Hals. Das Trinken des Hauptmanns hatte ihm aber das Wasser im Munde zusammengetrieben. Und als vor seinem Abschiedsblick auch noch ein helles Holzfeuer aufloderte, über dem ein riesiger Braten am Spieße gedreht wurde, da wurde eine ganz andre Sehnsucht als die nach dem Tode in ihm munter. Er hatte lange nicht mehr ordentlich gegessen und verspürte grimmigen Hunger.

„Ob ich nicht besser tue, wenn ich meiner Gurgel erst etwas Gutes zu schlucken

gebe, ehe ich ihr zumute, eine solche Last wie mich zu tragen?“ überlegte er. „Es ist ein schwerer Dienst, den ich von ihr verlange!“

Er faßte sich unter das Kinn und befühlte vorsichtig streichelnd seinen Hals.

„Wahr und wahrhaftig: er ist schwach und welk! Er könnte reißen und es mir unmöglich machen, mich aufzuhängen. Und aufhängen will ich mich, so wahr mir Gott! Was kommt es da eigentlich darauf an, ob ich mich vorher noch mal vom Hauptmann hauen lasse? Es ist gut fürs Hängen, wenn die Kehle straff ist!“

„Ah!“ Er stieß einen wollüstigen Seufzer aus und zog die Luft gierig in die Nase. Er hatte Fleischduft im Winde gewittert. Ein knusperiger Braten tauchte in seiner Phantasie auf und verdrängte Furcht und Gram mehr und mehr.

„Ist mein Unglück morgen noch ebenso groß, kann ich mich morgen auch noch hängen,“ redete er sich weiter zu. „Wer weiß auch, ob heute ein günstiger Tag ist! Mir ist immer so, als ob mir etwas Unangenehmes passieren sollte.“

„Jai istenem!“ schrie er dann ganz laut.

Der Strick glitt von seinem Halse und sprang wie eine dünne Schlange nach unten.

„Hab' ich's nicht gesagt?“ zeterte er. „Ein übles Vorzeichen! Nein, an einem solchen Tage unternimmt man etwas so Wichtiges, wie es das Sterben ist, nicht!“

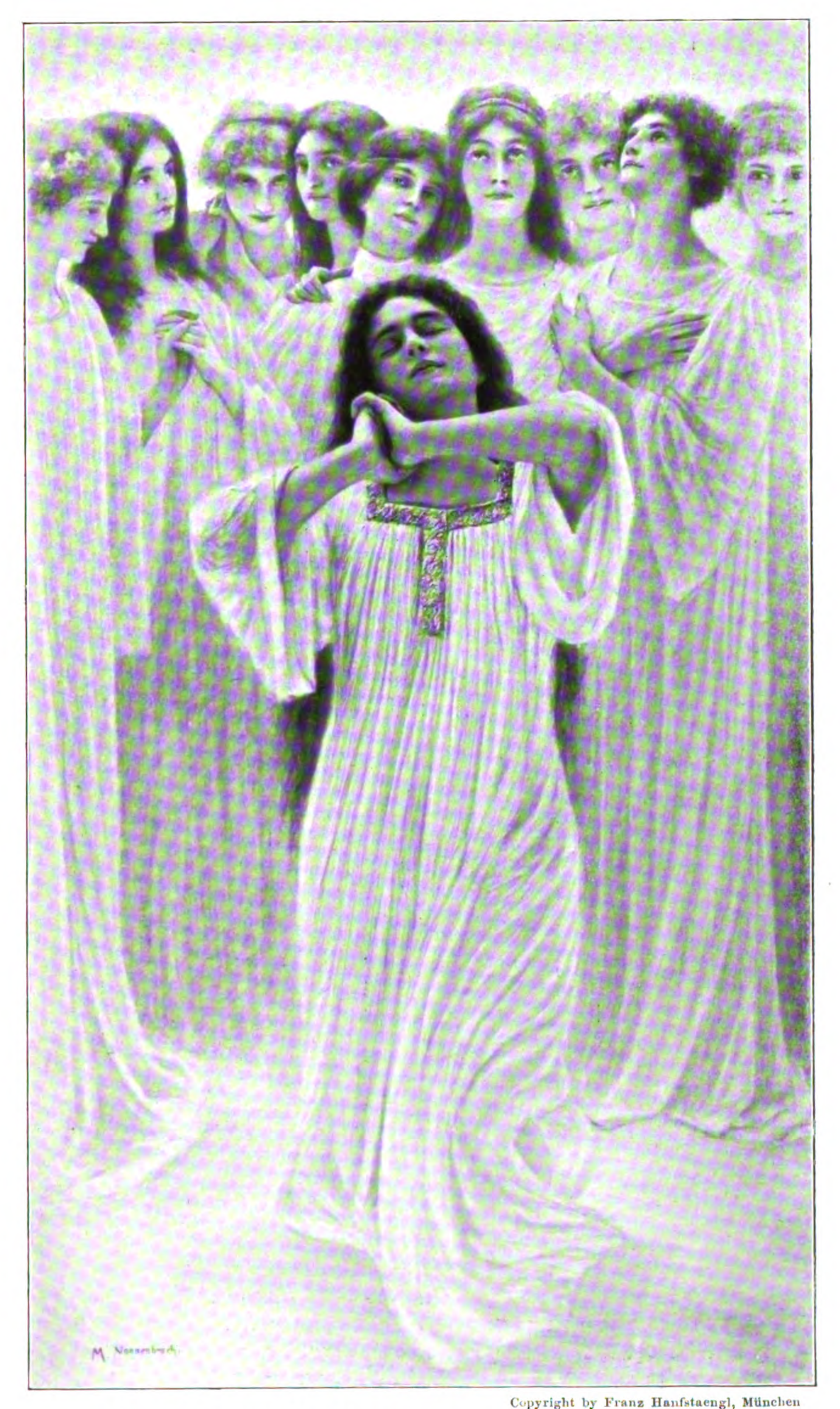
Und hurtig, um ja nicht wieder andern Sinnes zu werden, kletterte er vom Baum herab und trabte, die Lippen leckend, dem Lager zu.

Er würde sich demütigen, sich Hundesohn schimpfen und schlagen lassen. Aber zu grausam würden sie es wohl nicht machen, und hinterher dann ... Hei, wie er schmausen würde! Essen, trinken, fiedeln, lustig sein und Mädchen küssen! Auch andre als Donona hatten einen Mund. Und schließlich war das Leben auch ohne sie und mit gegerbtem Sitzfleisch noch lustiger, als wenn er als Zigeunergeist oben in den Wolken herumklettern und beim Gewitter donnern helfen müßte.

Die Häher lachten kreischend hinter ihm her, und ein alter Rabe krächzte wohlgefällig, als er ihn laufen sah.

Er ist doch ein echter Zigeuner, unser Misander! dachte er sich.








Verklärung. Nach einem Gemälde von M. Nonnenbruch



Die Trümmer der französischen Armee. Nach einer Zeichnung von Geißler
(Jostsche Sammlung in Leipzig)

# Berlin im Jahre 1813

Von

## Carl Niebuhr

Zweimal hat die preußische Hauptstadt ihre „Franzosenzeit“ erlebt: die schlimme vom Oktober 1806 bis Anfang Dezember 1808, eine schon erträglichere vom 28. März 1812 bis zum 4. März 1813. Diesmal waren die fremden Heerscharen als Verbündete eingerückt und suchten sich auch entsprechend zu benehmen; König Friedrich Wilhelm III. aber behielt, eine Reise im Spätsommer abgerechnet, seine Residenz in Berlin, Charlottenburg oder Potsdam. Es mochte dem Herrscher nicht leicht fallen, sich in die Lage zu finden, doch legte er mit Recht Wert darauf, der jetzt wieder von Durchzügen und Einquartierung stark belasteten Bürgerschaft nahe zu bleiben, und er tat gar nicht, wie Graf Henckel von Donnersmarck erzählt, als wären die Franzosen überhaupt da. Wohl hatten sie die Macht völlig in Händen, sogar die Ausübung der Polizei den Behörden abgenommen, und hielten Spandau von neuem besetzt, aber es ist merkwürdig, daß die Berliner schon während des erfolgreichen Vordringens der Großen Armee in Rußland kecke Demonstrationen wagten. Marschall Augereau, seit dem 30. Juli 1812 Befehlshaber in Berlin, hatte zum Geburtstag des Königs (3. August) eine Parade der Garnison im Lustgarten abgehalten — unvorsichtigerweise. Denn dabei enthüllte sich deren Zustand als kläglich. Nur ein rheinbündlerisches Regiment nahm sich kriegsmäßig aus, sonst aber fehlte es an allem. Manche Truppen waren sogar unbewaffnet: ein Zeichen, daß die Abmarschierten auf Kosten der Zurückbleibenden ausgerüstet wurden; die Uniformen alt und schmutzig, die Reiterei aber nur zum kleineren Teil dienstfähig. Sie hatte die marschkranken Pferde, vielfach ohne Sättel, überwiesen erhalten, saß also bei dieser „Parade“ großenteils nicht auf, sondern bot das Bild eines übel beschickten Roßmarktes. Flugs erwachte in den Zuschauern die von altem Ingrimm genährte Spottlust; ja man weigerte sich, den Exerzitien Raum zu geben, und es mußten erst Kommandos mit aufgestecktem Bajonett entsandt werden, um die Widersetzlichen zu verdrängen. Diese Szenen scheinen sich seitdem öfter erneuert zu haben, wie auch aus mehreren polizeilichen Warnungserlassen hervorgeht, so namentlich bei Gelegenheit des Stralauer Fischzuges.

Französische Siegesnachrichten aus Rußland stimmten die Bevölkerung Berlins wieder herab; der Eindruck gipfelte in dem von Pauken, Trompeten und Kanonenschüssen begleiteten Tedeum in der Hedwigskirche am 27. September

wegen des Einzugs in Moskau. Doch schon am 29. Oktober wußte man, daß dort draußen etwas nicht nach Wunsch ging; an diesem Tage bringen die Berliner Zeitungen eine „Widerlegung falscher Gerüchte" des Inhalts, daß Napoleon noch am 14. in Moskau gewesen und nichts vorgefallen sei. Indessen lag Berlin dem Schauplatz der Ereignisse ein gut Stück Weges näher als Paris. Wenn die Blätter der Residenz erst am 17. November das 25. Bulletin mit dem Eingeständnis der Räumung Moskaus wiedergaben, so bestätigten sie nur, soweit sie durften, was schon in aller Munde war und die Hoffnungen belebte. Nur ein wirklicher Triumph „schneller" Berichterstattung ist damals der Presse beschieden gewesen: am Morgen des 17. Dezember lasen die Berliner zu ihrem Staunen, daß Napoleon am 13. abends im Schlitten auf der Fahrt nach Paris Glogau passiert habe.

Das große Jahr von Preußens Erhebung hub zwar mit einem hellen Lichtblitz froher Verheißung an — General Yorcks Konvention mit den Russen kam schon am 2. Januar zur Kenntnis —, aber vorerst erschienen die Reste der Großen Armee und brachten unter anderm Elend auch das Nervenfieber mit. Doch diesmal besiegte der elementar aufflackernde Haß gegen die gedemütigten Unterdrücker das sonst mit Fug gerühmte Mitleid der Einwohnerschaft. Eine Schilderung aus dem Kreise des märkischen Adels, die im übrigen keineswegs franzosenfreundlich gehalten ist, erzählt: „Flüchtlinge in den sonderbarsten Trachten, Offiziere in halber Uniform und Frauenkleidern kommen täglich in Menge an; sie werden vom Pöbel mit empörendem Übermut und elender Hartherzigkeit behandelt und dürfen keine Spötterei abwehren, da die Bürger gegen sie in Masse zusammenhängen. Der Hauptspaß der Straßenjungen ist, sich den zu Fuß gehenden Kavalleristen anzubieten, um ihre Pferde zu halten, und denen, die barfuß sind, um ihre Stiefel zu dekrottieren, oder beim Anblick solcher elenden, sich kaum schleppenden Häuflein jubelnd: „Platz, Platz für die französische Kavallerie!" zu schreien." Dennoch lag in dieser Grausamkeit ein unbewußtes Stück Vergeltung. Hatte doch Napoleon hier vor sieben Jahren das gefangene Regiment Gensd'armes ganz ähnlich behandeln lassen.

Es ist nicht leicht, aus den Berichten ein zusammenfassendes Bild vom Zustande Berlins in den ersten zwei Monaten des Jahres 1813 zu gewinnen. Die Ohnmacht der Franzosen war keineswegs so arg; es standen genug reguläre Truppen unter Augereaus Befehl, um jedem Putschversuch zu begegnen. Am 17. Januar, einem Sonntag, verbreitete sich das Gerücht, der König in Potsdam sei bedroht; das Greniersche Korps halte die Havelresidenz umzingelt und wolle den Monarchen während der kommenden Nacht aufheben. Friedrich Wilhelm, obgleich nur von einer geringen Zahl seiner Gardetruppen umgeben, wies die um ihre Bewaffnung drängende Bürgerschaft zurück, besuchte am folgenden Tage Berlin und beruhigte durch seine Sicherheit die erregten Gemüter. Aber der Zwischenfall bewirkte doch, daß der König sich am 22. auf die Reise nach Breslau begab, während die Russen an der Oder erschienen und die Franzosen zwangen, ihnen aus Berlin Streitkräfte entgegenzusenden. Am 9. Februar wird des Königs Breslauer Aufruf zur Bildung von freiwilligen Jägerdetachements veröffentlicht, noch ohne die geringste Andeutung ihrer eigentlichen Bestimmung. Man ergänzte, was ungesagt blieb; die französisch gesinnten kleinen Zirkel der Berliner Gesellschaft gaben jetzt, wenn auch unter Kassandrasprüchen, die Hoffnung auf, daß Preußens Zukunft an neue Siege Napoleons geknüpft würde, und die Straßen füllten sich mit jungen Streitern in grünen Röcken. Ihre frische, wilde Begeisterung fand Widerhall in jedem Hause, und noch heute ist rührend zu lesen, wie sich der Anzeigenteil der alten „Berlinischen" Zeitungen patriotisch belebt im Gegensatz zu den stocksteifen politischen Nachrichten vornan. Doch gehen auch dort die Stilübungen im Sinne des Pariser Moniteurs schon zurück, und die antirussischen Tiraden darin werden einfach gestrichen. Marschall Augereau mit seinen Truppen sah sich gleichsam ausquartiert, und wirklich brachten es die Ereignisse zuwege, daß die fremde Garnison vom 20. Februar an großenteils auch des Nachts auf den

freien Plätzen von Berlin biwakierte. Die Kosaken hatten ihren ersten Besuch gemacht; die Durchreisen französischer Offiziere brechen ab, die Gesandten der Rheinbundstaaten entfernen sich, und zwei lange Wochen höchster Verwirrung, banger Unsicherheit zogen nun über die Stadt hin.

Schon mehrmals ist mit Recht bedauert worden, daß Berlin es zu keiner Stadtgeschichte oder Chronik im Geiste des richtigen Berlinertums gebracht hat. Die einheimische Überlieferung bietet gerade aus trüben Tagen regelmäßig Proben eines verwegenen Humors, und er hat sich glänzend bewährt in den Schilderungen des Kosakenrummels an jenem tollen Sonnabend. Von ungeduldigen Bewohnern herbeigerufen, erschien der russische Oberst Tettenborn zu früher Tagesstunde mit seinen berittenen Steppensöhnen vor den nördlichen Toren der Stadt, die nach geringster Angabe von 8000 Franzosen mit viel Geschütz besetzt war. Die Pforten und die Mauerlinie zu verteidigen genügten Augereaus Scharen, aber an 150 Kosaken, darunter mehrere verkleidete Berliner, fanden durch den Charitégarten heimlich Einlaß, und nun ging ein Spuk an, der die bisherigen Bezwinger hier um den Rest ihres militärischen Ansehens brachte. „Ein Sturm, eine Schlacht und Jagd inmitten Berlins. Das Schauspiel dauerte einen Tag, und die etwas davon gesehen, werden es ihr Leben durch nicht vergessen. Eines Morgens, während die Franzosen alle Tore besetzt hielten, klirrte das Pflaster von Hufschlägen. Hurraruf, Peitschenknallen; lange Piken blitzten und Pistolenschüsse knallten. Die Kosaken, wie aus der Erde aufgeschossen, sprengten durch die volkreiche Stadt. Die eingelegte Pike vor sich, trieben sie scharenweis die blassen, zähneklappernden Feinde durch die breiten Straßen; Wachen wurden überrumpelt, Gefangene zusammengetrieben. Der Generalmarsch wirbelte, die Kasernen starrten von Bajonetten; Kanonen wurden aufgefahren: umsonst. Jubel, schallendes Gelächter begrüßte die Kosaken, alles Philistertum und alle bürgerliche Zahmheit, bei uns zu Hause und sorgsam gepflegt, waren nun an diesem Tage verschwunden. Mit Branntweinflaschen und Gläsern standen die Bürger vor ihren Türen; Händedrücke, Vivathochs bis zu Bruderküssen.“ — Wenn diese Schilderung auch etwas enthusiastisch ausgefallen ist, so scheint es doch verbürgt zu sein, daß die Besatzung stundenlang durch das Hurra überall kopfscheu gemacht wurde. Erst gegen Abend erkannten die Franzosen ihre Täuschung, und nun verschwanden die Eindringlinge, von der Bürgerschaft bereitwillig verborgen.



Friedrich Wilhelm III., König von Preußen

Resigniert ließen sich die einst so übermütigen Generale und Krieger Napoleons jetzt den Hohn gefallen, den ihnen die Berliner immer dreister zeigten. Es

kam vor, daß bei den täglichen Gefechten an der Ringmauer die Menge nachdrängte und wie im Zirkus Beifall schrie, wenn ein Kosak einen Franzosen abfing. Die Posten vor den Wohnungen der Befehlshaber wurden insultiert, und die Bürgergarde benahm sich wie eine neutrale Macht. Es scheint, daß die fremde Garnison nur noch Spandaus notdürftige Ausrüstung decken sollte, die aber mangelhaft genug vollzogen war, als Berlin in der Morgenfrühe des 4. März den Ausmarsch der Franzosen vor sich gehen sah. Die Russen unter Tschernitschew folgten ihnen auf dem Fuße; die Stunde der Befreiung war endlich erschienen. Seinen Höhepunkt erreichte der Jubel, als am 13. März das russische Hauptkorps unter Wittgenstein einzog. Man verbiß die Armut und gab den Rettern Feste, die zum ersten Male seit langer Zeit wirklich froh begangen wurden. Freilich, der Nimbus der Kosaken schwand bei näherer und täglicher Bekanntschaft sehr rasch dahin, obwohl die Heeresleitung so vorsichtig war, ihnen keine Quartiere anzuweisen. Doch die Lager der Wildlinge auf den öffentlichen Plätzen der Stadt ließen um so deutlicher bemerken, wie fremd diese „Talglichtesser" aller abendländischen Gesittung waren, und die Berliner atmeten auf, als ihre ruppigen Nothelfer, reichlich getränkt, aber ungewaschen, wieder neuem Ruhme nachritten.

Aus Westen erscholl inzwischen täglich stärker das Feuer um Spandau, wo die französische Garnison den russisch-preußischen Belagerungstruppen entschlossen standhielt. Die Aufmerksamkeit der Berliner richtete sich indessen weit mehr auf die Nachrichten und Verordnungen, die aus Breslau eintrafen. Endlich war die Erhebung Preußens zur vollen Wahrheit geworden; Berlin aber erwarb sich bei Freund und Feind die wohlverdiente Anerkennung, „die eigentliche Hauptstadt des sogenannten deutschen Vaterlandes" zu heißen, wie ihr der französische Geschichtschreiber Adolphe Thiers knurrend bestätigt hat. Im ersten Aufflammen des Bewußtseins, daß nun anders als vordem es auch für den Friedlichsten und Geringsten um Gut und Blut gehe, herrschen die praktischen und die rührenden Züge vor. Wohlhabende erbieten sich wetteifernd, Freiwillige auszurüsten oder beritten zu machen; ein altes Mütterlein aber liefert vier große selbstgebackene Brote, an Krieger im Felde auszugeben, denn — sie habe in jedes noch ein Viergroschenstück eingeknetet! Dabei fordert das Nervenfieber, den Lazaretten entstiegen, manches Menschenleben.

Berlin hat von seinen damals 160000 Einwohnern volle neuntausend Mann im Laufe dieses Frühjahrs zum Heere gestellt. Auch in Flugschriften, Liedern und Karikaturen machten sich der Kampfzorn und die Begeisterung Luft; schon die letzten Verordnungen des französischen Gouvernements waren regelmäßig mit Glossen versehen oder mit Spottbildern überklebt worden. Viele zeugten mehr von Ingrimm als von Humor, und den Feinden flog auf diesem Wege manche Handvoll Unflat nach. Sehr rühmlich hingegen für den Ernst, der hinter alledem gesteckt und das Denken der Berliner ausgezeichnet hat, ist ihr hingebend bewiesenes Verständnis für Preußens praktischen Bedarf in schwerer Zeit. Staat und Bevölkerung waren finanziell so erschöpft, daß diese Beobachtung den künftigen Friedensvertrag leicht ungünstig beeinflussen konnte. Da gaben noch im Herbst die angesehenen Kreise der Bürgerschaft wie des Adels ihre letzten Wertobjekte dran, um Preußen vollends durchzuhelfen, und die Quittungen in der Presse über Pretiosen, Denkmünzen, Silbergeschirr und so fort vergrößern den Umfang der Blätter bedeutend, zugleich aber das Ehrengedächtnis des Geschlechts von Anno dreizehn.

Vorderhand jedoch war Napoleon noch furchtbar genug, und als gegen Mitte April die frischen Hunderttausende, die er aufgebracht hatte, vom Rhein her vordrangen und die wankende deutsche Einflußsphäre des Gewaltigen im Nu wieder zusammenschraubten, sah man in Berlin die unmittelbare Gefahr drohen. Spandaus schleunige Wegnahme wurde zur Lebensfrage; gern hätten die preußischen Belagerer den Einwohnern der Nachbarstadt die letzte Härte des Krieges erspart, allein die Zeit drängte gebieterisch. Seit dem 18. April bombardiert und bestürmt, ergab sich die Feste am 27., und die Berliner, der im rechten Moment gewonnenen Deckung froh, taten alles, um den durch Brand und

Not schwer mitgenommenen Spandauern beizuspringen.

Wie notwendig dieser Erfolg war, bewiesen alsbald die Vorgänge draußen im Felde und die von politischen Zweckmäßigkeitsgründen diktierten Berichte der Verbündeten darüber. Galt es doch, die Nation vor allem nicht zu beirren — und wirklich bedeuteten Napoleons taktische Siege bei Groß-Görschen (2. Mai) und bei Bautzen (21. Mai) durchaus keine Wiederherstellung des vormaligen Kräfteverhältnisses. Der Schlachtenmeister fand, daß diese Menschen etwas gelernt hatten, und das traf in mehr als einer Beziehung zu. So mögen denn auch die preußischen Meldungen, jetzt dem allzu bußfertigen Tone von 1806 höchst unähnlich, Leuten wie dem wahrheitsfanatischen Philosophen Fichte in Berlin mißfallen haben. Aber sie wirkten, und als nach Abschluß des Waffenstillstandes König Friedrich Wilhelm am 14. Juli wieder Berlin für einige Tage besuchte, wurde er mit freudigem Stolze begrüßt und gefeiert. Preußen war dennoch erstanden.



Graf Bülow von Dennewitz, preußischer Generalleutnant

Die Nummer 64 der „Vossischen Zeitung" vom 29. Mai bringt zwei merkwürdige Mitteilungen hart nebeneinander. Der König richtet von Löwenberg aus einen männlichen Aufruf an die Preußen, sich wegen der Bautzener Schlacht nicht entmutigen zu lassen, wobei der Rückzug freilich etwas seltsam motiviert wird. Und dann verkündet das Blatt: „Gestern wurden in aller Frühe vor dem Oranienburger Tore in der Gegend des Wedding die vor $1\frac{1}{2}$ Jahren ergriffenen Mordbrenner (ein Mann und ein junges Frauenzimmer) nach über sie gefälltem Urteil wegen wiederholter Brandstiftung und verübtem dreifachem Mord lebendig verbrannt." Diese letzten Opfer einer schroffen Vergeltungsjustiz hießen, so geht aus einer ebenso geschmackvollen „Warnungsanzeige" des Königlichen Stadtgerichts hervor, Johann Horst und Friederike Delitz. Er dreißig Jahre alt und eines Hirten Sohn, sie noch nicht zweiundzwanzig, eines Berliner Maurergesellen uneheliche Tochter, „von Dieben und Diebeshehlern erzogen". Als das Haupt einer lichtscheuen Verbrecherbande, die jahrelang in den ohnehin ausgesogenen Orten der Mark, zuletzt in Schöneberg, zu Raubzwecken Feuer angelegt hatte, wobei zusammen dreizehn Menschen in den Flammen umgekommen waren, verdiente jener Horst sicherlich sein Schicksal, obgleich die amtliche Anzeige den dreifachen Mord nicht erwähnt. Bei der Delitz, die übrigens, wie es scheint, gar nicht lange mit Horst zusammenhielt, kann der Fall anders gelegen haben; darauf deutet vielleicht auch die Sage, daß der Henker sie am Brandpfahl erdolchte, bevor der Holzstoß angezündet wurde. Noch entbehrte das Gerichtsverfahren der Öffentlichkeit, und wir schreiben heute die schlimmen Früchte ungehinderter Verwahrlosung nicht mehr der betroffenen Person allein zur Last. So aber kam es, daß vor Berlins Ringmauer noch einmal der Scheiterhaufen rauchte, während der Donner einer

neuen Zeit über die Gefilde hallte. — Während der sommerlichen Waffenruhe aber zogen sich die Gefahren immer dichter über Napoleons Haupte zusammen. Am 24. Juli traf zu später Stunde „des Kronprinzen von Schweden Königliche Hoheit“ in Berlin ein, Befehlshaber der künftigen Nordarmee. Der vormalige Marschall Bernadotte war es, von dem die Verbündeten hofften, er werde, des Franzosenkaisers gewandter Schüler, an der Spitze seines Schwedenheeres gleichsam in Gustav Adolfs Fußstapfen treten. Seine Kriegführung von Großbeeren bis Leipzig aber würde ohne die beherzte Unbotmäßigkeit der ihm unterstellten preußischen Führer Berlin der französischen Rachgier ausgeliefert haben. Die Berliner trafen gewiß den Nagel auf den Kopf, wenn sie damals sagten, ihr Beschützer würde in Napoleons Rufnähe dem altgewohnten Kommando nicht widerstehen können; überdies hätte man ihm in Schweden die Soldaten genau zugezählt, und er müsse sie alle redlich wiederbringen, wolle er dort einmal König werden.

Seit Neubeginn der Feindseligkeiten, Mitte August, stand es ohnehin so gut wie sicher, daß Berlin wiederum ein Ziel der französischen Vorstöße bilden werde. Die Bevölkerung und ihre Behörden aber legten die „erste Bürgerpflicht“ jetzt anders aus als vor sieben Jahren, und zwar hatte ihnen der „alte Isegrim“ Yorck in Person den rechten Geist eingehaucht. War es auch eine Szene stark nach antikem Muster, durch die er am 27. März im Lustgarten Truppen und Volk hinriß, so hielt doch der heroische Eindruck vor, um so mehr, als das Korps des Feldherrn dann alsbald bei Möckern die verheißene Tat folgen ließ. Die Errichtung des Landsturms aber brachte, wie ernst die Berliner diese Volksbewaffnung immer genommen haben, doch dem einheimischen Witz willkommene Nahrung. Es muß in der Tat von unverlöschlicher Komik gewesen sein, die Schauspieler, den großen Iffland an der Spitze, ihr Bühnenarsenal in Freiheit proben zu sehen, oder die Professoren der neuen Universität in selbstgewählter Ausrüstung zu erblicken. Besonders die Erscheinung des Philosophen Fichte, halb Mensurwichs, halb



Alexander — Franz I. — Auf der Bühne die Rheinbundfürsten — Bernadotte — Friedrich Wilhelm III.

Der Anfang vom Ende. Karikatur von Schadow
(Jostsche Sammlung in Leipzig)



Die ersten französischen Gefangenen nach der Schlacht von Großbeeren am 23. August 1813
Nach dem Gemälde von F. Heumann

Fra Diavolo, setzte schleunig den Stift des Karikaturisten in Bewegung, doch ging auch Gottfried Schadow mit seiner Künstlergarde nicht leer aus und noch weniger der durch solche Beispiele ermutigte Weißbierphilister. — Auf einem andern Wirkungsfelde sollte sich der Eifer bewähren. Dem Generalleutnant von Bülow war seit Groß-Görschen die Deckung Berlins gegen Süden übertragen; ein Aufruf des Berliner Polizeipräsidenten Le Coq aber tat am 20. Mai kund, daß Bülows schwaches Korps auch mit dem Hunger zu kämpfen habe, da die Gegenden rundum ausgesogen seien und die Zufuhr stocke. Da machten sich im Nu ganze Kolonnen von Frachtwagen auf den Weg, alle hochbeladen mit Privatspenden der Einwohnerschaft, und so wurde ein Problem durch Gemeinsinn gelöst, an dem die Verwaltung gescheitert war. Bei Luckau am 4. Juni warf dann der General eine französische Übermacht, gegen Berlin bestimmt, in glänzend durchgeführtem Gefecht zurück.

Jetzt, nach Ablauf des Stillstandes, war Bülow dem Kronprinzen von Schweden untergeben, Marschall Oudinot aber, der Besiegte von Luckau, mit 70000 Feinden im Anmarsch. „Berlin ist nur eine Stadt," meinte die Königliche Hoheit und wollte erst hinter der Unterspree kämpfen. Er zürnte, als Bülow am 23. August das vorgeschobene französische Korps Reynier angriff. Das dumpfe Rollen des Geschützfeuers von Großbeeren rief die geängstigten Berliner in Scharen zum Tempelhofer Berge, dem nachmaligen Kreuzberge, hinaus. Noch lange hielt der Schall an, als schon Wagen mit Schwerverwundeten die Hilfsbereitschaft in Tätigkeit setzten. Es war Nacht geworden, bevor der Siegesbote eintraf, und am folgenden Morgen dachte die Hauptstadt nicht daran, daß Stralauer Fischzug sei, sondern bevölkerte die Landwege gen Südwesten. Jeder brachte Vorräte zur Pflege und Stärkung der Tapferen herbei, und auch die traurigen Bilder des blutigen Verlaufs konnten den Jubel der erleichterten Gemüter nicht völlig dämpfen. Bernadotte aber machte unbefangen die Honneurs auf dem Schlachtfelde und ließ sich an Stelle Bülows feiern, der ohnehin nur mäßig beliebt war.

Der 24. August muß dennoch als der Höhepunkt in der Berliner Geschichte des Jahres 1813 gelten. Wohl nahte die Gefahr aus dem Wetterwinkel des Kriegstheaters abermals, noch drohender; wiederum hatten die Preußen am 6. September bei Dennewitz den weit härteren Strauß nahezu allein durchzufechten, aber die Siegesgewißheit in der Hauptstadt war gewonnen. Die guten Nachrichten von der Katzbach, von Kulm und Wartenburg bereiteten auf den letzten großen Schlag bei Leipzig vor. „Gar oft wurden," so erzählt der Geschichtschreiber, „die Böller gelöst, und Freudenschüsse knallten in den Straßen, obwohl derartige Äußerungen des Patriotismus von den Polizeibehörden streng verboten waren; in den Kirchen wurden Dankfeste gefeiert, und abends strahlten die Häuser nach jeder eingegangenen Siegesnachricht im Glanz der Illumination.

Man wurde nicht enttäuscht. Am Nachmittag des 21. Oktober traf ein Rittmeister der Leibhusaren als Kurier ein, schon von einer Eskorte erwartet, da ihm bereits Nachrichten während des dreitägigen Leipziger Ringens vorausgeeilt waren. Zum Potsdamer Tor herein ritten 32 blasende Postillone dem Boten voran durch die Massen in der Leipziger Straße, der Wilhelmstraße und Unter den Linden; alle Glocken läuteten. Vom Balkon des Schlosses wurde die Kunde verlesen, daß der deutsche Boden zurückgewonnen, das Ziel so vieler Kämpfe, Leiden und Entbehrungen erstritten war.

Drei Tage hernach begrüßten die Berliner auch ihren König wieder. Friedrich Wilhelm besaß nicht die angenehme Gabe, durch sein Auftreten zu enthusiasmieren, und es gelang ihm diesmal anscheinend ganz besonders, dem schönen Moment seinen besten Schwung zu nehmen. Daß er sich glücklich gefühlt hat, bewiesen kleine hausbackene Zeichen; so verzichtete er im Theater auf die sonst gewohnte Unsichtbarkeit und hielt der Huldigung stand, sprach auch städtischen Abordnungen in seinem abgebrochenen Jargon Dank für die bewiesene Opferfreudigkeit aus. Aber erst beträchtlich später wurde man auch in Berliner Bürgerkreisen inne, daß die Jahre der Demütigung tiefe und dauernde Spuren in den Anschauungen und der Vor-

stellungswelt des Fürsten zurückgelassen hatten, der mangels höherer geistiger Spannkraft solchen Nachwirkungen gegenüber hilflos war. Und doch haben die mitsammen überwundenen bösen Zeiten ein Band persönlicher Zuneigung geschaffen, das weder des Königs ungeschickte Skepsis noch die allzu bequeme Regierungsweisheit nachher lockern konnten. „Unser guter alter König" war bis an sein Ende aufrichtig beliebt und um seiner Schlichtheit willen bewundert.

Vielleicht trug es zu Friedrich Wilhelms Verhalten in seiner Residenz damals bei, daß ihm eine unausweichlich gewordene harte Maßnahme auf der Seele lag. Die Finanzlage des Staates war schon zu Anfang 1812 sehr schlecht gewesen; man hatte massenhaft „Tresorscheine" mit Zwangskurs ausgeben müssen. Freiwillige Gaben der einzelnen halfen während der Erhebung der Nation den naturgemäß sinkenden Steuerertrag ausgleichen, allein der Krieg brauchte mehr; der Staat nahm zum Beispiel während des Waffenstillstandes in Berlin von den dortigen Banken unter allerlei kräftigen Überredungsmitteln eine große Privatanleihe auf. Jetzt aber stand dennoch der Bankrott vor der Tür, und als schmerzliches Weihnachtsangebinde erschien am 25. Dezember eine vom 17. aus Frankfurt am Main datierte Verordnung, wodurch die Beamtengehälter und Pensionen herabgesetzt wurden, um den Zinsendienst für die Staatsschulden aufrecht zu erhalten.

War schon seit den letzten Oktobertagen eine begreifliche Abspannung in Berlin hervorgetreten, so verminderte diese Botschaft den Rückschlag in der Stimmung gewiß nicht; das Jahr schloß fast trübseliger und jedenfalls stimmungsloser, als es begonnen hatte. Doch bald kamen Nachrichten vom Rhein, die den stillen Zweifel überwanden und zu neuen Anstrengungen willig machten.

Viele andre altpreußische Landschaften und Städte sind von dem gleichen starken Willen beseelt gewesen, der die Berliner damals beherrschte, und haben ihn ebenso wacker bewiesen. Was in der Hauptstadt geschah, besaß nur den eigentümlichen Berliner Anstrich und glänzt darum noch heute nach. Der „quengelige" Kleinbürger, leicht gereizt und leicht gerührt, erwies sich immer schon halb befriedigt, sobald aus seiner Schicht ein pointiertes Scherzwort über irgendeine lästige Situation hervorsprang. Dabei kann man beobachten, daß der Volkswitz den noch wichtigeren Dienst leistet, gleichsam als launige Tagesformel die Gegensätze zwischen den Bevölkerungsklassen zu überbrücken. Im Feldlager vorm Feinde entwickelt sich freilich ein bis dahin unbekannter Geist der Kameradschaftlichkeit, der jeden Mitkämpfer veranlaßte, die besten Seiten seines bürgerlichen Standes geltend zu machen. Trotz des großen Zuges der Zeit ließ




Fichte als Landsturmmann
Nach dem Leben gezeichnet von C. Zimmermann (1813)

sich das aber nicht auf ganze Stadtbewohnerschaften übertragen, und in Berlin fehlte namentlich eine angesehene Vertrauensperson an hervorragender Stelle.

Desto rühmenswerter ist es, daß die preußische Hauptstadt sich im Verlauf dieses wechselreichsten Jahres ihrer Geschichte vorbildlich bewährte — würdig des Blutes, das zu ihrer Rettung floß.

---



Das Husarendenkmal in Heilsberg (Ostpreußen)

Dieses von Bildhauer Viktor Seifert in Berlin modellierte Denkmal wird aus Anlaß der Jahrhundertfeier zur Erinnerung an die Schlacht von Heilsberg errichtet, in der sich die Leibhusaren, deren Kommandeur der Kronprinz zurzeit ist, besonders hervorgetan haben. Das Denkmal wird acht Meter hoch. Gruppe und Relief sind aus vom Kaiser gestifteter Geschützbronze gegossen worden.



Tränken von Wattebäuschen mit Olivenöl

# Herstellung von Parfums im Hause

Die Gewinnung guter Parfums ist eine feine Kunst. Der Rose, dem Jasmin, der Tuberose und dem Geranium, der Nelke und dem Veilchen ihre süßen Düfte zu entziehen, erfordert die peinlichste Sorgfalt. Je nach dem Reichtum des in der Blüte enthaltenen Riechstoffes, nach dem Grade ihrer Aufgeblühtheit und den Temperatur- und Luftverhältnissen während des Pflückens, je nach dem angewendeten Verfahren fällt das Produkt verschieden aus. Es kann geschehen, daß man statt des prachtvollen Geruches, den die Blumen ausströmen, nur ein Parfum von geringem Duft erzielt. Die Seele der Blüte ist entflohen. Es soll hier ein nicht allzu schweres Verfahren dargestellt werden, nach dem man aus den Blumen des Gartens aromatischen Riechstoff gewinnen kann. Den herrlichen Duft der Blüten gewissermaßen auf Flaschen zu ziehen, ist die Aufgabe.

Zur Herstellung von Parfums eignen sich im allgemeinen alle starkriechenden Blumen. Es sind jedoch nur einige bestimmte, mit denen man besonders gute Resultate erzielt. Worin die größere oder geringere Eignung der einzelnen Blumen zur Bereitung von Parfums eigentlich besteht, ist noch nicht genau festgestellt. Das innere Geheimnis der wohlriechenden Essenzen ist in der Tat noch wenig erforscht. Das pflanzliche Gewebe stellt einen wunderbaren Destillationsapparat dar, von dessen innerer Struktur wir noch nicht viel wissen. Besonders geeignet sind Rosen, Veil-

chen, Tuberosen, Lavendel, Lilien, Reseda, Maiblumen. Aus ihnen lassen sich aus dem hier beschriebenen Verfahren Parfums ohne Schwierigkeit herstellen. Von Wichtigkeit ist zunächst der Zeitpunkt, an dem die Blumen geschnitten werden sollen. Es ist der Glaube verbreitet, als besäßen die Blumen den stärksten Geruch, wenn sie sich zum ersten Male öffnen. Das ist ein Irrtum. Man wartet am besten die Zeit ab, bis die Pflanze ihre volle Reife erlangt hat. Dann erst ist der Gehalt an Riechstoff am größten. Am besten wählt man zum Pflücken die frühe Morgenstunde, bevor die Tageswärme die Blumen verwelkt. Um die Blüten zu trocknen, breitet man sie einzeln auf einer Art Rost aus, den man sich leicht selbst herstellen kann. Man bewegt diese Unterlage gemach hin und her, so daß die Luft überall an den Blumen vorbeistreift. Schon nach kurzer Zeit wird jede Spur von Feuchtigkeit verschwunden sein.

Man benötigt dann ferner guten Behennußbaumöls oder reinen Olivenöls, beide geruchlos, um den Duft der Blüten nicht zu stören; schließlich noch eines größeren Gefäßes und Watte. Die Watte wird mit der Schere in kleine Stücke geschnitten, um sie leichter in das Gefäß zu bringen. Man gießt nun etwas Öl in ein Schälchen und wirft die Wattestücke hinein. Dann werden die Blüten entblättert und die Blätter sorgfältig auf einem Tisch in Greifnähe ausgebreitet.

Nachdem man sich versichert hat, daß das Glas vollkommen sauber ist, streut man auf den Grund ein wenig Tafelsalz und bedeckt es mit Blütenblättern (auf unsern Bildern werden Rosenblätter verarbeitet). Auf die Blumenblätter legt man eine Lage der mit dem Öl getränkten Wattebäuschchen und streut auch auf sie noch ein wenig Salz. Dann folgt wieder eine Lage Blütenblätter und so fort in dieser Reihenfolge, bis das Gefäß gefüllt ist. Der Inhalt ist vor dem Eindringen der Luft durch ein über die Öffnung des Gefäßes gespanntes Per-



Zerstampfen von Geraniumblättern im Mörser

gamentpapier vollkommen dicht abzuschließen. Man läßt nun das Glas in einem warmen Zimmer, vorzüglich einem solchen mit Sonnenlicht, oder am besten in einem Gewächshaus stehen. Nach 10 bis 14 Tagen wird das Glas geöffnet, mit einem Stück Musselin überspannt und das parfümierte Öl abgegossen, dann entfernt man die Wattestückchen und ersetzt die alten Blütenblätterlagen durch neue, gießt das filtrierte Öl wieder darauf und wiederholt dieses Verfahren so lange, bis die Watte vollkommen mit Riechstoff gesättigt ist. Darauf preßt man das Öl auf eine sehr saubere Art heraus und filtriert es nach einigen Tagen noch einmal.

Um das so gewonnene parfumierte Öl in wirkliches Parfum zu verwandeln, vermischt man es mit der gleichen Menge reinen Alkohols, schüttelt die Flasche so lange, bis die Flüssigkeit milchig wird, und gießt sie dann um. Das Öl gerinnt und setzt sich am Grund fest, während der mit Riechstoff gesättigte Alkohol obenauf schwimmt und sich leicht abgießen läßt. Man kann Parfums auch genau nach dem in der Parfumindustrie angewendeten Verfahren herstellen, indem man statt des Öles gewisse Fette benutzt. Zu diesem Zweck streicht man Schweineschmalz oder Vaseline auf eine glatte Fläche und preßt die Blütenblätter der Blumen, deren Parfum man gewinnen will, hinein. Nach 24 Stunden erneuert man die Blütenblätter durch solche, die am Morgen noch vor Sonnenaufgang gepflückt worden sind. Man wiederholt dieses Verfahren täglich, bis das Fett vollkommen gesättigt ist. Auch dieses Fett wird dann wieder mit Alkohol vermischt und diese Mischung durch ein feines



Trocknen der Blumen auf einem Rost



Die mit Olivenöl getränkten Wattebäusche werden in Gläsern mit Rosenblättern vermischt

Leinenstück filtriert, wobei das Fett zurückbleibt, während der Alkohol passiert. Man gewinnt so gleichzeitig ein flüchtiges Parfum und eine wohlriechende Salbe.

Um aber für unsre Geruchsnerven etwas besonders Herrliches herzustellen, müssen die verschiedenen Düfte miteinander gemischt werden. Die Kunst der richtigen Mischung erfordert große Übung und Erfahrung. Die „Künstler“ in der Komposition von Parfums sind dünn gesät. Es gibt bestimmte Blumen, die, in einem gewissen Verhältnis miteinander gemischt, erst die köstlichsten Wohlgerüche hergeben. So erhöht ein wenig Lavendel den Duft der Rose, Heliotrop hat eine Geruchsverwandtschaft mit der Klematis, und ein geringer Zusatz von Rosmarin verstärkt den an sich etwas schwachen Duft des Veilchens.

Auch wenn man Blätter verschiedener Blüten miteinander vermischen will, ist sorgfältig darauf zu achten, daß die Blüten erst in voller Reife geschnitten werden. Auf einem unsrer Bilder werden in einem Mörser die Blätter des Geraniums, wie es überall zu finden ist, zerstampft.

Es sei schließlich jedem, der nach diesem Verfahren Parfums bereiten will, empfohlen, bestimmte, in jedem Produktengeschäft erhältliche Substanzen hinzuzunehmen, wie Gewürznelken, Iriswurzel, in Alkohol aufgelöster Storax und andres. Diese Produkte haben die angenehme Eigenschaft, das Parfum zu fixieren. Durch ihren Zusatz wird ihr Wohlgeruch gewissermaßen eingekerkert und strömt nur sehr langsam und in geringem Maße aus. K.



Filtrieren des fertigen Parfums

# Französische Volkslieder

Deutsch (in Reim und Verstakt treu nachgebildet) von

Sigmar Mehring

V

„Wenn du nicht endlich aufhörst,
Mir nachzuziehn,
Werde ich als Nonne
Ins Kloster fliehn!
Und nimmer wird von mir
Dir Gunst verliehn!“

„Wenn du wirst als Nonne
Ins Kloster fliehn,
Komm' ich als Abt
Von Sankt Marien
Und laß dich bei der Weihe
Dann vor mir knien.“

„Wenn du wirklich Abt wirst
Von Sankt Marien,
Werd' ich als Karpfen
Zum Teich entfliehn!
Und nimmer wird von mir
Dir Gunst verliehn!“

„Wenn du wirst als Karpfen
Zum Teich entfliehn,
Werd' ich als Fischer gleich
Die Netze ziehn.
Ich fische nach dem Karpfen
Und fange ihn.“

„Wenn du mit Netzen kommst
Im Fischerkahn,
Werd' ich eine Rose
Auf grünem Plan.
Doch nimmer werd' ich sein
Dir zugetan!“

„Wenn du wirst zur Rose
Auf grünem Plan,
Werd' ich in der Joppe
Des Gärtners nahn,
Und pflücken dann die Rose
Auf grünem Plan.“

„Wirst du in der Joppe
Des Gärtners nahn,
Werd' ich als Stern hoch oben
Am Himmel ziehn.
Und nimmer wird von mir
Dir Gunst verliehn!“

„Wenn du als Stern wirst oben
Am Himmel ziehn,
Bin ich zur weißen Wolke
Emporgediehn
Und folge dann dem Stern,
Der mir erschien!“

„Wenn du wirst sein zur Wolke
Emporgediehn,
Wird alle meine Gunst
Nur dir verliehn!
Dir dank' ich's, daß ich kann
Zum Himmel ziehn.“

VI

Wer möchte hören wohl ein Lied,
Ein Lied mit neuem Texte?
Des Schließers Tochter, ein junges Blut,
Die war halt einem Gefangenen gut.

Am frühen Morgen erhob sie sich
Und rannte zu dem Richter
Und warf sich aufs Knie und bestürmte ihn:
„O laß, laß den Gefangenen ziehn!“

Der Richter nahm sie bei der Hand:
„Steh auf, du liebes Mädchen.
Für den Gefangenen gibt's kein Heil!
Er ist verurteilt und kommt unters Beil!"

Sie ging und weinte bitterlich,
Sie ging zu Vaters Hause,
Der grub noch tief ins Kissen das Ohr,
Da zog sie sacht den Schlüssel hervor.

Dann trug sie sacht den Schlüssel fort
Wohl hin zu ihrem Liebsten:
„Komm, Liebster, rasch! Mach dich bereit!
Hier ist der Schlüssel, der dich befreit."

„Will keinen Schlüssel, der mich befreit,
Du liebes, gutes Mädel!
Wie ich soll sterben, macht mir nicht Harm,
Nur sterben will ich in deinem Arm!"

„Kannst sterben nicht in meinem Arm,
Wie sehr ich auch dich liebe!
Ich werde, mein Freund, ins Kloster gehn,
Will zu Gott für dich um Gnade flehn.

Will zu Gott für dich um Gnade flehn,
Doch nimmer für den Richter!"

VII

„Was machst du auf der Weide,
Hirtenmädel, sag,
In dem geflickten Kleide
An einem so schönen Tag?"

„Ich hütt' die Schafe nu äben
Und strick an mein'm Strump
Und muß halt acht druf gäben,
Daß der Wulf nich kummt."

„Hast so rote Wangen!
Hirtenmädel, sag,
Hast du noch keinen gefangen,
Der dich gerne mag?"

„Nu nee! Vun sulche Geschichten
Hot de Mutter mir nisch gesa't.
Drinn im Durf, vun da Wichten
Is keener, der nach mir fra't."

„Glaub' wohl, daß von solchen Dingen
Die Mutter nichts wissen mag.
Doch hörst du im Herzen nichts klingen?
Hirtenmädel, sag!"

„Was für a tummes Geschnocke!
Ihr seid wul tälsch? Verflischt!
Ich ho im Leib keene Glocke!
Und klingeln heer' ich nischt."

„Dein Hund, o Hirtenmädel,
Ist liebenswürd'ger als du.
Sieh, er beleckt mich und wedelt
Mir sehr vertraulich zu!"

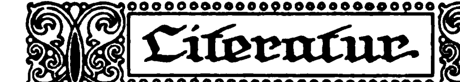
„Mei Hund is a kluges Tierl
Und schnuppert an Euern Ruck.
De Wurscht im Papierl
Hätt' a gerne geschluckt!"

„Ihr seid alle beide Diebe!
Du, Mädel, stahlst mir die Ruh!
Mein Herz ist krank von Liebe!
Mädel, nun heil es du!"

„Wenn in mir a Dukter stäke!
Ich ho keen Kraut im Karrn.
Gieht ack in de Ap'theke,
Die ho'n was für jeden Narrn!"

# Kultur der Gegenwart





## Literatur

Ein treffliches literaturgeschichtliches Werk: „Der deutsche Roman" von Helmuth Mielke (Dresden, Reißner) erlebt seine umgearbeitete und erweiterte vierte Auflage. Das Buch hatte früher „Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts" geheißen; die doch nicht unbedeutende Ausbeute des ersten Jahrzehnts des zwanzigsten Jahrhunderts zwang zur Erweiterung des Titels und des Inhalts. Mielke ist wohl unter allen lebenden Deutschen der mit der größten Belesenheit im Roman. Indessen nicht bloß auf die Belesenheit kommt es für ein Werk wie das seinige an, sondern vor allem auf die Reife und Sicherheit des Urteils, und von diesem darf gesagt werden, daß es der Bedeutung und der Schwierigkeit des Stoffes würdig ist.

*

Einer der kenntnisreichen, dabei geschmackvollen Germanisten, Otto Pniower, läßt einen Sammelband seiner der dauernden Aufbewahrung würdigen Aufsätze erscheinen: „Dichtungen und Dichter" (Berlin, S. Fischer), und in diesem Falle muß eine Ausnahme von der Regel gemacht werden, die Herren Germanisten mit ihren Facharbeiten unter sich zu lassen; denn Pniowers Buch enthält nur solche Schriften, die auch für Nichtgermanisten durchweg verständlich, genießbar und lehrreich sind. Sieben Aufsätze über Goethe, zwei über Heinrich von Kleist, je vier über Fontane und Gerhart Hauptmann, je einer über E. T. A. Hoffmanns berlinische Erzählungen und Gottfried Keller in Berlin. Ich weiche von Pniowers Wertung der Novellen und Romane Fontanes, noch weit mehr von seinem Urteil über Hauptmann ab, lasse aber seine wohlbegründete Meinung ebenso gelten, wie ich das für die meinige beanspruche. Am wertvollsten erscheinen mir Pniowers Aufsätze über Goethe. Hier schwimmt er in tiefem Wasser, findet das Werturteil durch die Prüfung eines Jahrhunderts geklärt und sagt uns aus der Fülle seines lebendigen Wissens eine Menge wissenswerter Dinge. Vortrefflich sind namentlich die Arbeiten über Goethes Urmeister und Goethes Lyrik, wogegen mich die Untersuchung über Tasso gar zu sehr im gewohnten trüben Fahrwasser dahinschwimmend dünkt. Ich glaube nicht an den Tasso, glaube noch weniger an den Antonio, wie Pniower sie auffaßt. — Nicht unterlassen darf ich die Bemerkung, daß der Verfasser zu den wenigen Germanisten gehört, die annähernd germanisch schreiben, nicht den bekannten Mischmasch aus einigem Deutsch und sehr viel schlechtem Griechisch, Küchenlatein und Berlinfranzösisch.

*

Dr. Augusta Weldler-Steinberg gibt im Verlage von Kiepenheuer in Weimar ein reizvolles Buch: „Rahel Varnhagen, ein Frauenleben in Briefen" heraus, dessen Titel allerdings irreführt. Es bietet nur eine Auswahl der zwischen Rahel und Varnhagen gewechselten Briefe, darf also nicht als Rahels Frauenleben in Briefen gelten, denn zu diesem gehören zweifellos auch die Briefe Rahels an die Männer, die sie geliebt hatte, bevor Varnhagen in ihr Leben trat. Zur Kenntnis des geistigen Lebens, besonders des berlinischen, vor hundert Jahren enthalten Rahels und Varnhagens Briefe sehr wertvolle Beiträge, wenn man sich auch des Gefühls nicht erwehren kann, wie wenig Frucht die Geistreichigkeit jener Zeit getragen hat. Nach der Sprache ihrer Einleitung scheint die Herausgeberin Weldler-Steinberg eine des Deutschen nur mangelhaft kundige Ausländerin zu sein: fast für jeden wichtigen Begriff muß sie ihre Zuflucht zu einer fremden Sprache nehmen.

*

Von der wohlbekannten neuzeitlichen Weltgeschichte des Berliner Professors Dietrich Schäfer erscheint die fünfte, durchgesehene und bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage (Berlin, Mittler & Sohn). Das Werk ist an dieser Stelle noch nicht zur Besprechung gekommen, muß aber den Lesern, die sich von einem unsrer hervorragendsten Geschichtschreiber



# Kultur der Gegenwart



über die großen Zusammenhänge der Weltbegebenheiten neuerer Zeit gründlich unterrichten wollen, ohne durch die Fülle geschichtlichen Kleinkrams verwirrt zu werden, als das beste Werk seiner Art genannt werden. Es beginnt mit der Reformations- und der Entdeckungszeit, reicht im ersten Bande bis zum Siebenjährigen Kriege, dessen Ausgang die neue Großmacht Preußen in die Weltgeschichte einführte, im zweiten vom Siebenjährigen Kriege bis in die Gegenwart und leistet das alles in zwei nicht übermäßig dicken Bänden. Die Hörer Schäfers an der Universität wissen ja längst, was für ein klarer und wahrer Geschichtslehrer er ist; in seiner Weltgeschichte zeigt er dieselben vornehmen Eigenschaften und, was nicht zu übersehen ist, er schreibt ein so reines und einfaches, durchsichtiges, in jedem Satze verständliches Deutsch, wie wenige seiner Fachgenossen.

*

Eine besondere Freude macht es mir, so oft ich einen guten deutschen Erzähler empfehlen kann. Die Leser dieser Spalten wissen längst, was ich damit meine, und für die etwa neu hinzugekommenen bemerke ich kurz: ein guter Erzähler, zum Beispiel ein guter Romandichter, ist einer, der vor allem andern — ja, wie soll man's besser sagen? — gut erzählen will, das heißt an irgendwie wertvollen und darum fesselnden Menschen fesselnde Schicksale in fesselnder Kunstweise vor uns abrollen läßt. Solch ein guter Erzähler, dem ich immer wieder gern begegne, ist Hanns von Zobeltitz, und sein neuer Roman „Sieg" (E. Fleischel in Berlin) darf von mir jedem nicht etwa durch unsre Romanphilosophen und Philosophieromane verbildeten Leser mit gutem Gewissen als ein ausgezeichneter Leseroman mit literarischem Gepräge anempfohlen werden. Die Romanphilosophen führen zurzeit in Deutschland das laute Wort, während die künstlerischen Erzähler sich zumeist bescheiden ducken. Um so mehr hat die Kritik die Pflicht, die gerechten Grenzen zwischen dem echten und dem unechten Roman so scharf wie möglich zu ziehen.

*

Im Verlage der „Lustigen Blätter" in Berlin gibt Alexander Moszkowski eine Sammlung seiner besten satirischen Versschöpfungen — ich glaube, Prosa kann Moszkowski überhaupt nicht schreiben — aus den letzten Jahren heraus unter dem sehr bezeichnenden Titel „Meine verstimmte Flöte". Wohl jeder Leser hat das eine und andre Gedicht schon an der Quelle genossen, wird aber, wie ich bestimmt voraussagen darf, die ganze Sammlung, natürlich auf einige Tage verteilt, mit erquicklichstem Vergnügen lesen und sich dabei bewußt werden, welch eine Fülle von Geist und künstlerischer Ausdrucksform diesem einen Manne zu eigen ist, den wir mit Fug den größten lebenden Meister der politischen, gesellschaftlichen und literarischen Spottdichtung nennen dürfen. Er hat recht daran getan, diese zunächst nur für den Tag gedichteten Werklein durch das schützende Buch vor dem Versinken zu retten. Für den zukünftigen Geschichtschreiber der deutschen Kultur unsrer Zeit wird Moszkowskis „Verstimmte Flöte" eine wertvolle Quelle bilden, sollte man aus ihr dereinst auch nur die Überzeugung schöpfen: des Lächerlichen, des Albernen, des Hassenswerten hat es im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts in Deutschland mehr als genug gegeben, doch haben schon damals feine Geister das Lächerliche, Alberne und Hassenswerte richtig gewürdigt und die Ehre des Zeitalters wenigstens durch die strafende Kunst hochgehalten.

*

Fritz Müller, dieser neben Roda Roda fleißigste, geistreiche Spötter unsrer Tage, ging hin und tat desgleichen: „O Frieda!" heißt der köstliche Sammelband seiner Geschichten (E. Fleischel in Berlin), und es genügt, ihn einfach anzuzeigen, denn wer Fritz Müller ist und was er uns bedeutet, das weiß die Welt, in der man sich nicht langweilt. Fritz Müller schreibt, soviel ich weiß, nur in Prosa, und für seine absonderlichen Geschichtchen ist sie die notwendige Form. Er hat sich seine sehr eigentümliche, dabei sehr natürliche Prosa geschaffen, oder besser: nicht geschaffen, sondern sie ist,



# Kultur der Gegenwart



was jede gute Kunstprosa sein soll, der vollkommene Ausdruck seines inneren Wesens.

*

Peter Rosegger bietet uns in „Heimgärtners Tagebuch" (Leipzig, L. Staackmann) die gehaltvollsten Aufsätze, Einfälle, Stimmungen, die in den vierunddreißig Jahren des von ihm begründeten und geleiteten, größtenteils auch selbst geschriebenen Monatsblattes „Heimgarten" gleich einem Tagebuch dort erschienen sind. So recht ein liebes Lesebuch für mußevolle viertel oder halbe Stündchen; denn hintereinander wird und soll man Bücher dieser Art nicht lesen, sowenig wie man etwa Goethes gereimte Zahme Xenien oder reimlose Sprüche hintereinander lesen darf. Fast jede Seite dieses Roseggerschen Tagebuches enthält einen Absatz oder doch einen Satz, aus dem ein hochgesinnter, feiner, echter Geistesmensch zu uns spricht. Ob Roseggers Romane und Erzählungen nach einem Jahrhundert noch viel gelesen werden, ist mir nicht ausgemacht, so hoch ich den Erzähler Rosegger stelle; eine sorgfältige Auswahl aus diesem seinem Tagebuch würde auch nach einem Jahrhundert seinen Namen vor dem Verhallen bewahren.

Eduard Engel



## Bildende Kunst

### Deutsche Zeichnungen

Die Berliner Nationalgalerie wird künftig auch ihre Zeichnungen zur Schau stellen, die bisher in Mappen versteckt und damit, wenn auch jeder sie sehen konnte, für die Besucher doch eigentlich nicht vorhanden waren; wer, außer Fachleuten, läßt sich eine Mappe vorlegen?! Das Kaiser-Friedrich-Museum in Magdeburg ist mit der Einrichtung von graphischen Kabinetten schon vorangegangen und man darf annehmen, daß ziemlich alle modernen Galerien folgen werden. Und sie werden auch, wie die Nationalgalerie angefangen hat, ihren Besitz veröffentlichen. Die Nationalgalerie gibt ein groß angelegtes Werk heraus (Verlag Julius Bard in Berlin), dessen erste Tafeln schon zeigen, daß es Faksimilenachbildungen bringen wird, die kaum noch vom Original zu unterscheiden sind. Aber es läßt sich auch in bescheidenerer Form sehr Gutes leisten. Das beweisen die „Meister der Zeichnung", die der Leipziger Verlag Glas & Tuscher herausgibt und deren erste Bände Liebermann, Klinger und Stuck gewidmet sind. Auch diese Unternehmungen zeigen, wie das Vorgehen der Galerien, daß man beginnt, den Zeichnungen der deutschen Künstler der Gegenwart ein erhöhtes Interesse zuzuwenden. Die Bewegung erscheint mir sehr wichtig. Und ich bin in diesem Gefühl ganz befestigt worden durch die Eindrücke, die ich neulich bei der Vorbesichtigung der großen Auktion solcher Blätter bei Börner in Leipzig erlebte. Da saß man und bekam eine Mappe nach der andern vorgelegt, und aus jeder sprach einen reicher, freier und bestimmter als aus seinen Bildern ein vertrauter Meister an, kühn, phantastisch, freundlich idyllisch, groß oder fein im wirklichen: Genelli, Feuerbach, Richter, Schnorr und wie sie alle heißen. Hier hätte niemand mehr die Frage aufwerfen können, die merkwürdige Leute von Zeit zu Zeit mit falschen Gründen verneinen, ob es denn eigentlich eine deutsche Kunst wirklich gebe. Bilder stehen manchmal, auch bei den größten Meistern, auf der Grenze; manches, selbst von Leibl und Menzel, könnte einem Franzosen gehören. Zeichnungen wird man nicht verwechseln können, sie sind ursprüngliche Außerungen, die keine erlernte Technik im geringsten formelhaft machen kann, wenn nicht geradezu absichtlich eine Formel imitiert wird. Und diese Art der Außerung liegt (und lag immer) gerade den deutschen Künstlern so gut, die fast nie die „Hand" der Romanen haben und denen das Handwerk deshalb schwer wird, so daß ein Rest ihres Erlebnisses unausgedrückt bleibt, dagegen ihr Vorzug, ihr Traum und ihre Tiefe sich in der Zeichnung voll offenbaren kann.

Es kommt ziemlich spät, daß man für die moderne Kunst eine Erfahrung anwendet, die für die alte längst gemacht worden ist und in jedem Handbuch der



# Kultur der Gegenwart



Kunstgeschichte aufgeschrieben steht. Freilich werden auch da die Konsequenzen nicht gezogen. Gesagt wird, daß man die deutsche Kunst nicht kennt, wenn man nicht die Graphik kennt. Aber gezeigt wird Graphik in denselben Büchern wenig und in Museen so gut wie gar nicht. Warum? Ich habe an dieser Stelle schon oft davon gesprochen, wie im neunzehnten Jahrhundert die Kunst dadurch verarmt ist, daß Marmorfigur und Ölbild allen Platz in Anspruch nahmen und erhielten. Und so etwas ändert sich nur sehr, sehr langsam.

Ich male mir aus, wie eine gute und sehr gut geordnete Sammlung deutscher Zeichner auf einen empfänglichen Besucher wirken, wie er von Überraschung zu Überraschung schreiten wird.

Nazarener? Man denkt an kühle, bunte Bilder, in denen man die feine, echte Empfindung unter einer harten und fremdartigen Decke suchen muß. Und man findet wunderbar schlichte, mit größter Andacht von dem Menschen gesehene Bildnisse von Overbeck und Veit und Schnorr. Und von Wasmann, der halb zu ihnen gehörte. Und Reinboldt und die Rohden erzählen von den Formen der italienischen Natur oder, richtiger, singen die klassische Musik ihrer reinen Linien nach. Menzel? Das alles ist Menzel? Man kannte nur einen bestimmten Typus von Zeichnungen mit Kreide und Wischer. Aber was man sieht, ist ganz etwas andres. Ein universales Genie findet, mit Feder und Bleistift und Kreide und Kohle, hier mit festem und ausdrucksvollem Kontur, dort geistreich hüpfend und tüpfelnd und strichelnd, für jede Impression den einen deckenden Ausdruck, immer seiner Sache sicher, ob es um Bauwerke, Skulpturen, Menschen, Bäume, Blumen oder Wolken geht. (Eine Anzahl Menzelscher Zeichnungen sind in diesem Hefte reproduziert.) Dort schreibt Genelli mit kalligraphischem Zug seine Phantasien hin, nachdem er sich — man sieht das Blatt nebenan — die richtige Erscheinung in einer Studie klargemacht hat. Neben den maßvollen, durch die Antike und Raffael gebändigten Feuerbach von Rom stellt sich der Wiener, in dem die üppige Donaustadt eine leidenschaftliche Sinnlichkeit erlöst hat. Rethel spricht groß und feierlich, Richter und Schwind zu traulich, schalkhaft und poetisch. Böcklin versucht den Rhythmus eines Bildes, dessen Farbe ihm schon bis ins kleinste vor Augen steht. Leibl setzt monumental



Neue Phot. Gesellschaft, A.-G., Steglitz-Berlin

Adolf Menzel: Porträtstudie





Adolf Menzel: Der Cellospieler

in Kohle seine Figuren hin, die gegen die eines Millet schon arrangiert und gefällig erscheinen. Liebermann reißt einen bewegten Menschen, wie ihn ein Moment zeigt, mit nervösem Temperament aus der Natur, zwei-, dreimal den Kontur in einem Zuge herunterflitzend. Marées faßt wie kein andrer den nackten Menschen als Ganzes. Slevogt gibt in versuchenden Strichen einen Eindruck, daß man glaubt, ihm über die Schulter zu sehen. Ist das Stuck, der so markig und eindringlich zeichnen kann?

Nein, es ist unmöglich, alles anzudeuten, was eine solche Sammlung geben wird. Als Ganzes aber wird sie vielfach ein ganz neues Verhältnis zu deutscher Kunst herbeiführen. Und wenn die Publikationen fortschreiten, so wird jedermann diese bereichernde Sammlung im Hause haben können.

Fritz Stahl



Adolf Menzel: Alte Stiege (Handzeichnung)



Neue Phot. Gesellschaft, A.-G., Steglitz-Berlin

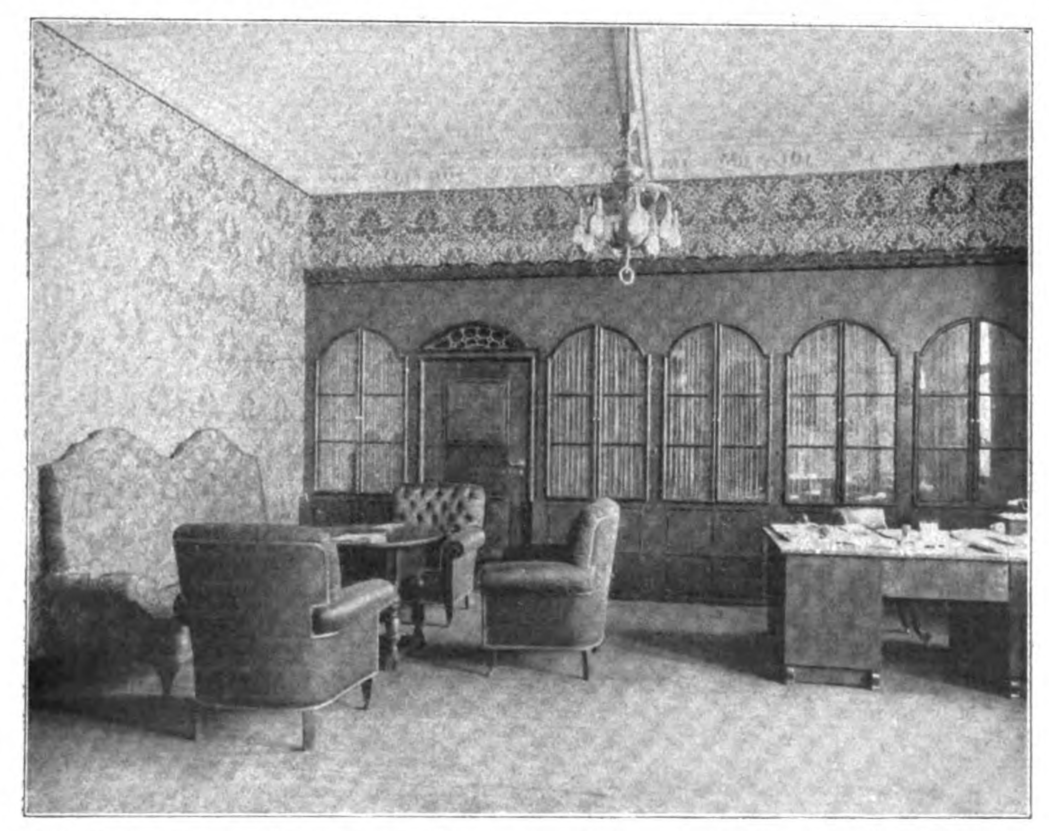
Adolf Menzel: Landschaftsstudie (Handzeichnung)

# Kultur der Gegenwart



## Kunstgewerbe

Wir wollen heute einmal das Herrenzimmer als Begriff und Tatsache unsrer Dialektik unterwerfen. Da gilt es zunächst, sich zu erinnern, wie etwa noch vorgestern dies Herrenzimmer zuweilen eine Kamera der Kuriositäten und ein Mummenschanz der Männlichkeit war. Man kostümierte es als Ritterstube; hing die Übergardinen und dito die Portieren an Spießen auf und zierte die Wände mit gewaltigen Schlachtschildern, Schwertern und Streitäxten (aus Blech und Zinkguß). In der Ecke stand ein ausgestopfter Bär, der auf den Vorderpfoten eine Schale für Visitenkarten trug. Dazu kam die altdeutsche Note: Humpen mit

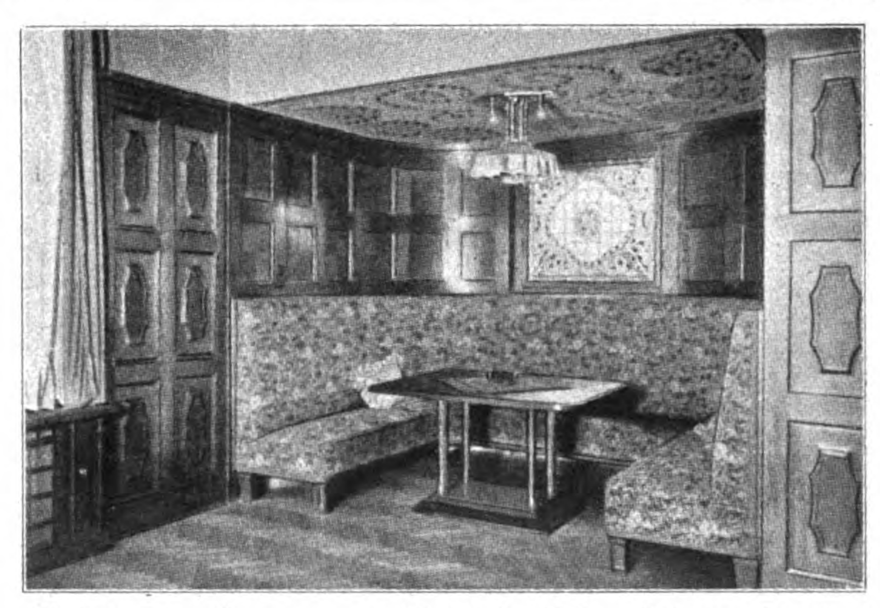


Arbeitszimmer im Rathaus zu Leutkirch. Entwurf: E. Pfeiffer. Ausführung: Pössenbacher Werkstätten

(Aus A. Kochs „Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur", Band Herrenzimmer

Landsknechtsgestalten und beadlerten Deckeln auf dem Paneelbrett, auch ein ganzlitriges Seidel als getreuer Bismarckkopf. Oder, wenn man raffiniertere Gefühle hatte, dann wurde das Herrenzimmer orientalisch dekoriert. Reich mit Teppichen ausgelegt; dazu eine Moscheelampe über die Ottomane gehangen; und der Rauchtisch und die Armbrüste, die aus den Falten des Kelims lugten, waren perlmuttrig eingelegt und aus Bagdad (Müllerstraße 5 in der Engrosmöbelfabrik). Wobei es dann zuweilen geschah, daß solche Türkiade, von wegen der Assoziation des Harems, mit einigen pikanten Bildchen „Wiener" Qualität, Leda oder der Sklavenhändler und so, durchsetzt wurde. Das ungefähr war der Habitus eines modegerechten Herrenzimmers. Es kommt aber nicht

# Kultur der Gegenwart 



Nische in einem Herrenzimmer (Architekten Lossow & Kühne, Dresden)
Aus A. Kochs „Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur“, Band Herrenzimmer)

darauf an, daß ein Zimmer modegerecht sei, vielmehr darauf, daß es der Lebensart eines modernen Menschen wahrhaftigen Ausdruck gibt! Es ist gewiß nichts gegen das Auflegen orientalischer Teppiche zu sagen; nur, das Zimmer eines Herrn in Deutschland 1913 ist kein Zelt, vor dessen Eingang Kamele weiden. Und: man soll nur mit echten Teppichen imponieren wollen.

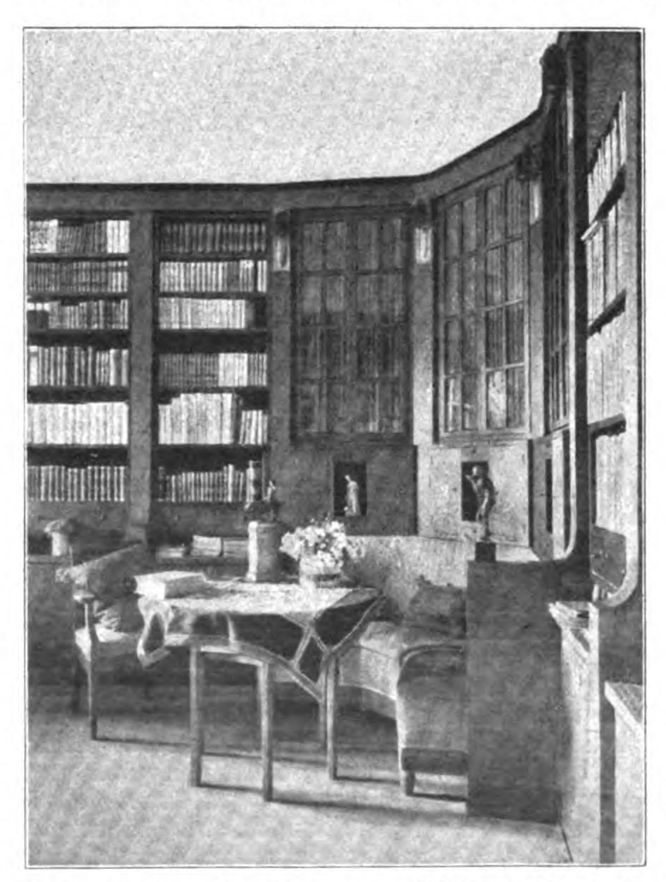
*

Das Herrenzimmer, wie es der Etagenwohnung oder auch dem üblichen Einfamilienhaus eingefügt ist, hat verschiedenen Funktionen gerecht zu werden. Es muß eine Kombination sein aus Bureau, Studio, Smokingroom, Skatecke. Die Notwendigkeit und das Gefühl für die Würde des Hausherrn werden vor allem dem Arbeitsraum einen deutlichen und geklärten Ausdruck fordern. Selbst der Dandy, diese peinliche Spielart des Herrn, wird sein Zimmer auf Arbeit, auf seelisch-ästhetische natürlich, einstellen. Der normale, der tüchtige Mann aber wird im Schreibtisch und im Bücherschrank den metaphysischen Mittelpunkt des Herrenzimmers erkennen und begehren. Nun ließe sich mancherlei so über den Tisch des Schreibwerks wie über den Schrein der Weisheit sagen; entscheidend bleibt, daß beide Möbel unbedingt brauchbar sein müssen. Ein Schreibtisch erfüllt seine Aufgabe nicht durch zwecklose Aufbauten, noch durch Etageren für Nippes und sonstiges offenes Gefach. Das Wesen eines Schreibtisches erschöpft sich in der horizontalen Arbeitsplatte und einer Reihung verschließbarer, bequem zugänglicher, teils als Kästen, teils als Schubladen ausgebildeter Räume. Es handelt sich allein darum, solch System des Werkgerätes dem Menschen möglichst auf den Leib zu konstruieren; ein Schreibtisch soll wie ein gutsitzender Rock seinem Besitzer angemessen sein. Die Renaissance unseres Möbels brachte da mannigfache Versuche; so hat van de Velde dem Körper des Tisches eine ovale Schweifung gegeben, die den Benutzer von links und rechts umfangen und ihn sozusagen in das Zentrum des Schlachtfeldes rücken sollte. Andre haben mit besonderer Sorgfalt die Fächer und Laden ausgebildet; sie nahmen sich dabei die geradezu idealen Schreibtische des deutschen Empire, diese Zwangserzieher zur Ordnung, als Vorbild. Um den Bücherschrank steht es ähnlich; es

# Kultur der Gegenwart



kommt nicht darauf an, daß er korinthische Säulen und gedrechselte Türmchen trage, es genügt, wenn er leicht zugänglich und vielumfassend ist. Wer viele Bücher hat, wird mit einem Schrank übrigens wenig anfangen können; er wird ein Nebeneinander von offenen oder verschließbaren Regalen vorziehen. (Ob man solch verschließbares Regal einen Wandschrank tituliert, ist Temperamentssache.) Diese Bretterlagen können architektonisch charaktervoll und selbst reich gestaltet werden; sie müssen aber an erster Stelle den üblichen Formaten der Bücher sich anpassen. Zum Abschließen gegen Staub genügt ein ziehbarer Vorhang; will man vorsichtiger sein, so wählt man verglaste Schiebetüren. Es ergibt sich dann aber oft ein Konflikt zwischen den Sprossen der Tür und den Bretterlagen. — Der Bücherschrank kann getrost an die lichtarme Wand des Raumes gestellt werden; eine bewegliche elektrische Glühlampe hilft die ärgste Finsternis überwinden. Der Schreibtisch aber muß den lichtreichsten Platz bekommen, und zwar so, daß der Lichteinfall von links auf die Platte fällt. Vor den Schreibtisch gehört der Schreibstuhl; er soll weder ein Folterwerkzeug noch ein Daunenbett sein. Am besten sind noch immer die amerikanischen Fabrikate, drehbar federnd; unserm Gemüt aber leicht zu nüchtern. Und selbstverständlich haben auch deutsche Architekten brauchbare und selbst rassige Schreibstühle gebaut. Wer davon einige gute Proben sehen will, wer überhaupt eine Mustersammlung praktischer und schöner Herrenzimmermöbel kennen lernen möchte, der durchblättere Alexander Kochs Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur; der Band „Herrenzimmer“ bringt eine Fülle trefflicher Einzelstücke und noch mehr mustergültige Raumorganisationen. Man sieht sehr gute Lösungen der Arbeitsstätte, sieht aber auch Vorbilder für den „Klub“, sieht den Lederfauteuil und die Stilleben (als rauchumhülltes Symbol), die aus solchen Erbstücken des englischen Bürgerfeudalismus in der Nähe des Kamins oder in einer verlorenen Ecke, vielleicht gar in einer eingesenkten Nische sich zusammenstellen lassen. Der Lederfauteuil muß ein Maximum der Sitzbarkeit, ja muß geradezu ein Verführer zur Seßhaftigkeit sein. Solch Ideal ist freilich nicht für fünfzig Mark zu haben. Schade, denn nichts gibt dem Herrenzimmer mehr den Charakter des Festgefügten, des Ernsten, des Behäbigen,

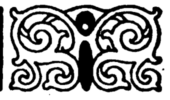


Sofaecke eines Arbeitszimmers (Architekt O. Kaufmann, Berlin)

(Aus A. Kochs „Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur“, Band Herrenzimmer)







des Zuversichtlichen, kurz des Männlichen, wie solch gezähmtes Mastodon, berufen, den Sinn der Schöpfung zu tragen.

Damit ist nun wohl schon das Eigentliche gesagt über die Stimmung, die dem Herrenzimmer als Raumbildung gebührt. Gepolsterte Sachlichkeit. Nicht so nüchtern wie ein Kontor, aber auch fern dem Parfüm des Boudoirs. Übersichtlich, klar umgrenzt, hell, mit einem Appendix des Halbdämmers. Alle Modelle haben das Format des Charaktervollen zu wahren, doch brauchen sie deshalb weder banausisch noch puritanisch zu sein. Ein gebändigtes Pathos ist für das Herrenzimmer genau so passend wie ein am Impressionismus oder an Ostasien gebildeter Geschmack. Von dunklem Blond kann das Herrenzimmer sein; aber auch das Rot des Tintoretto ist berufen. Sogar Kunstgewerbe darf in der Architektur eines Herrenzimmers seinen Platz finden, wenn es nur von reiner Qualität ist und embryonal zum Monumentalen strebt wie die Schwertzierte der Japaner oder persische Fayencen.

Robert Breuer



## Architektur

### Der Wohnungsgesetzentwurf

Die Bekanntmachung des Entwurfes eines Wohnungsgesetzes durch den preußischen Staat erfolgte unmittelbar nachdem der Reichsstaatssekretär des Innern im Reichstage geäußert hatte, daß er im nächsten Herbst ein Reichswohnungsgesetz vorlegen würde, falls nicht bis dahin Preußen ein preußisches Wohnungsgesetz einbringe. Diese lange erwartete Gesetzesvorlage wird freilich erst vom nächsten Preußischen Landtage beraten werden können. Sie wird aber vorher eifrig diskutiert werden und in den Wahlen ihre Rolle spielen. Erfreulich ist es immerhin, daß wir jetzt endlich wenigstens eine veröffentlichte neue Vorlage haben, nachdem schon vor neun Jahren ein ähnliches, in seinen Absichten weitergehendes Gesetz gescheitert war, und seitdem fortlaufende Beratungen bei den Behörden über seine Wiedereinbringung stattgefunden haben.

Der Gesetzentwurf überrascht zunächst aufs angenehmste dadurch, daß er alle neueren Grundsätze der Wohnungsfürsorge und des Städtebaues berücksichtigt und gutheißt. Die dem Gesetz beigegebene ausführliche Begründung mutet fast wie ein Kompendium des modernen Städtebaues an. Die Einschränkung der Bodenspekulation, die Verminderung der Mietskaserne, die Verbesserung und Vermehrung der Kleinwohnungen, die Beförderung des Flachbaues auf Kosten des Hochbaues, die Abstufung der Straßen in Wohn- und Verkehrsstraßen, die Verbilligung der Wohnstraßen durch Zulassung geringerer Breite und billigerer Befestigungsart, die Milderung der Vorschriften über Gebäudeabstände, Brandmauern, Mauerstärken, Treppenbreiten, Stockwerkshöhen bei Kleinhäusern, die Schaffung von Freiflächen und Spielplätzen: alles das wird in der Begründung als erstrebenswert aufgeführt und im Gesetz durch Paragraphen zu erreichen gesucht. Die Frage, wie es praktisch herbeizuführen ist, ist aber weit schwieriger als die theoretische Aufzählung der Grundsätze.

In ihrem Hauptteil ist die Gesetzesvorlage eine Ergänzung, Verbesserung und Verschärfung der bestehenden Gesetze, nur durch die Wohnungsaufsicht sind für Deutschland neue Wege betreten (in England gibt es längst ein Wohnungsaufsichtsgesetz). Maßgeblich für die Aufschließung des Baugeländes war bisher in Preußen das sogenannte Fluchtliniengesetz vom Jahre 1875, nach dem das Bauen nur an ausgelegten Straßen gestattet war, die Straßenbreite und Befestigung aber von den Gemeinden vorgeschrieben und die Kosten den Anliegern auferlegt wurden. Von diesem Gesetz ist bisher nicht immer ein vernünftiger Gebrauch gemacht worden. Die große Macht der Gemeinden hat zu Mißbrauch geführt, indem die Gemeinden die Straßen, die sie nunmehr umsonst bekamen, so großartig wie möglich vorschrieben, dadurch die Aufschließungskosten ins Ungemessene steigerten und die Baugrundstücke von vornherein ganz übertrieben belasteten. Hier liegt der Hauptgrund, weshalb Kleinhaussiedlungen und Gartenstädte bisher in Deutschland nur



in sehr beschränktem Umfange ausgeführt worden sind. Ist es doch ein alltägliches Vorkommnis, daß der Preis der Baugrundstücke durch die Aufschließungskosten auf das Dreifache der Erwerbskosten getrieben wird! Die Gemeinden mißbrauchten ihr Recht auch insofern häufig, als sie die Bebauung neuer Gebiete nur unter der Bedingung gestatteten, daß nur große Wohnungen gebaut würden, weil es in ihrem Steuerinteresse lag, nur steuerkräftige Bewohner zu haben. Solchen Mißständen sucht das Gesetz dadurch abzuhelfen, daß es in ähnlichen Fragen die Ortspolizeibehörde ermächtigt, korrigierend einzugreifen. So kann eine Abänderung des Bebauungsplanes mit Rücksicht auf den Charakter der Bevölkerung (ob minderbemittelt, ob wohlhabend) verfügt werden, dergestalt, daß in Distrikten mit minderbemittelter Bevölkerung die großen Blocktiefen, die zur Anordnung von Seitenflügeln und mehrfachen Quergebäuden drängen, beseitigt und kleiner geschnittene Blöcke vorgeschrieben werden. Auch kann die Ortspolizeibehörde die Festsetzung der Straßen und Baufluchtlinien aus Rücksicht auf das Wohnbedürfnis (also nicht allein auf das Verkehrsverhältnis) regeln, die Anlage öffentlicher Plätze und Freiflächen vorschreiben. Maßnahmen dieser Art können gegen den Widerstand der Gemeindevertretung erzwungen werden, was bis heute bekanntlich unmöglich war. Eine weitere außerordentlich wichtige Neuerung ist die, daß die Gemeinden eine Zwangsumlegung und Zwangsenteignung vornehmen können, im Falle die Grundstücksspekulation oder der Eigensinn eines Besitzers die Bebauung einer Straße oder eines Stadtteiles künstlich zurückhält. Hier sind die schon durch das Umlegungsgesetz für Frankfurt a. M. vom 28. Juli 1902 geschaffenen Verhältnisse auf ganz Preußen ausgedehnt worden, nachdem inzwischen auch schon Posen, Köln und Wiesbaden ähnliche Gesetze angenommen hatten. Neben dem Fluchtliniengesetz sind die baupolizeilichen Vorschriften erweitert, ergänzt und auf Einzelfälle eingerichtet worden. Die bisherigen Bauordnungen waren hauptsächlich darauf zugeschnitten, allen denkbaren bösen Absichten des Bauspekulanten entgegenzutreten. Ausgegangen wurde dabei vom großen städtischen Gebäude, und für dieses waren die Konstruktionen, Raummaße, Stockwerkhöhen und so weiter berechnet. Gerade in neuerer Zeit hat sich nun aber überall da, wo es sich um den Bau von Kleinhaussiedlungen und Gartenstädten handelte, herausgestellt, daß die Baupolizei hindernd im Wege stand, indem sie die für die rationelle Herstellung von Kleinhäusern notwendigen Einschränkungen nicht gestattete. In hartnäckiger Weise stemmten sich meist die Ortsbehörden gegen jede Ermäßigung. Jetzt ist dieser Widerstand nicht mehr möglich, denn das Gesetz selbst schreibt diese Erleichterung vor. Durch Baupolizeiverordnung kann auch der Verputz, Anstrich und die Ausfugung von Bauten geregelt werden. Hier liegt also ein ästhetischer Eingriff vor, ohne den wir bei der heutigen Verwilderung im Bauen nicht mehr auskommen können.

Der zweite Hauptteil des Gesetzes enthält die wichtige Neuerung der Wohnungsaufsicht und der Vorschriften über die Benutzung der Gebäude. Die Baupolizei überwachte bisher nur die Herrichtung der Räume für die Zwecke, für die sie bestimmt waren. Was später mit ihnen wurde, war meist unkontrollierbar. Jetzt ist eine gesetzliche Handhabe geschaffen, auch die dauernde Einhaltung der gesetzlichen Absichten zu gewährleisten, dergestalt, daß zum Beispiel Keller- und Bodenräume nicht mehr als Wohnungen benutzt werden können, wenn sie nicht als solche gebaut und baupolizeilich zugelassen sind. Es können ferner Mindestanforderungen an Raummaße, Belichtung, Belüftung aufgestellt und deren Einhaltung durch Kontrolle durchgesetzt werden. Für kleinere Orte sollen solche Vorschriften in das Ermessen der Ortsbehörde gestellt, dagegen für Orte mit mehr als 10 000 Einwohnern feste Wohnungsordnungen, für solche mit über 100 000 Einwohnern feste Wohnungsämter vorgeschrieben werden.

Die durch alle Paragraphen des Gesetzes hindurchscheinende Tendenz ist die der Beförderung des Kleinwohnungsbaues, die ihrerseits auf der Erkenntnis fußt, daß die heutigen, durch eine skrupellose Grundstücksspekulation geschaffenen

Zustände nicht weiterbestehen dürfen. Mit voller Klarheit wird den Verhältnissen ins Auge geblickt, die Schäden der Grundstücksspekulation in wirtschaftlicher, sittlicher und sozialer Beziehung werden treffend gekennzeichnet. Es fragt sich aber, ob auf dem eingeschlagenen Wege dem Moloch wirklich zu Leibe gegangen werden kann. Die Maßnahmen bestehen, abgesehen von der Wohnungsordnung, nur in Flickwerk an den bestehenden Gesetzen. Die Begründung fühlt das selbst und führt an, daß es sogenannte „große Mittel“ zur Beseitigung der Wohnungsmißstände nicht gebe. Hierüber kann man verschiedener Meinung sein. Die in der Begründung ausgesprochene Hoffnung, daß durch die vorgeschlagenen „kleinen Mittel“ die Grundstücksspekulation unterbunden, die großen Mietskasernen zurückgedrängt und der Flachbau mit weiten Grünflächen, Spielplätzen und Parks wirksam gefördert werden könnten, wird sich wahrscheinlich als verfehlt erweisen. Dazu sind diese „kleinen Mittel“ zu milde und zu zaghaft. Allzuviel wird ferner von der Wohnungsaufsicht erhofft, die doch nur Mängel feststellen kann, keineswegs aber, wie die Begründung hofft, die Bautätigkeit zur Beschaffung guter kleiner neuer Wohnungen anregen wird. Schließlich ist des Hauptgesichtspunktes in der ganzen Wohnungsversorgungsfrage im Gesetz gar nicht gedacht: der Schaffung von Schnellverkehrsmitteln nach Außenbezirken. Der beste Bebauungsplan und das billigste Bauland sind nutzlos, wenn man nicht auf rasche Weise dahin gelangen kann. Verkehrsmittel dieser Art können nur große Gemeinschaften, die Städte oder der Staat, schaffen. Unterbleibt die Schaffung der Schnellverkehrsmittel oder wird die Fahrt, wie das jetzt bei den Berliner Vorortbahnen beabsichtigt wird, durch Verteuerung erschwert, so nutzen alle Wohnungsgesetze nichts, um der Wohnungsnot abzuhelfen. Auch sollte zunächst der Staat aufhören, seinerseits Grundstücksspekulation zu treiben, wie er sie beim Verkauf des Tempelhofer Feldes und des Grunewaldes bei Berlin getrieben hat. Immerhin, als ein erfreulicher Anfang der öffentlichen Einsicht kann die Gesetzesvorlage betrachtet werden, sie hat das ganze Programm der Wohnungsreform und des modernen Städtebaues anerkannt und bekundet zum mindesten die Absicht, es zu verfolgen. Der erste Schritt ist getan, mögen bald weitere folgen.

Hermann Muthesius



## Musik

Schritt für Schritt vermehrt und bereichert die Leitung der Charlottenburger Oper, gestützt auf ein das Haus allabendlich füllendes Abonnentenpublikum, ihr Repertoire. Vorderhand gibt es dort fast ausnahmslos Werke deutscher Meister zu hören. Dem Fidelio Beethovens folgte als zweite Einstudierung Mozarts Figaro, dann Lortzings Zar und Zimmermann. Auch d'Alberts Tiefland wurde dem Spielplan eingereiht und bewährte auch hier wieder seine Zugkraft. Zuletzt griff man zu Tschaikowskys Eugen Onegin, der, weil ursprünglich für den Konzertsaal geschaffen und deshalb in seinen Höhepunkten mehr lyrisch als dramatisch wirksam erscheint, doch so viel feinempfundene Musik voll harmonischen, melodischen, orchestralen Klangreizes enthält, daß man die auf einen russischen Tondichter gefallene Wahl nur billigen kann. Daß aber die Leitung dieser Opernbühne, die doch eine Volksoper sein will in der Art, wie das Schillertheater für das Schauspiel, daß sie noch nicht Webers Freischütz gebracht hat — wenn auch dessen Oberon — könnte einen aber doch verwundern. Eigentliche Zugkraft geht von keinem der hier auf der Bühne tätigen Sängerschar aus, nur braves Mittelgut singt und agiert dort oben, aber das Zusammenspiel ist sicher, vor allem tut der Kapellmeister mit seinem Orchester und dem Chor seine volle Schuldigkeit, alle Kräfte werden sorgfältig verwendet, und die Regie drängt sich nicht zu wichtigtuend in den Vordergrund. Kurz dieses Unternehmen gedeiht.

Das Hauptinteresse der musikalischen Kreise konzentriert sich diesen Winter hindurch doch auf das wunderliche Bühnenwerk von Richard Strauß, das der Tondichter im Verein mit seinem Text-



verfasser Hugo von Hofmannsthal aus dem Molièreschen Lustspiel „Der Bürger als Edelmann" hergerichtet hat. Nachdem zu Beginn des Winters die Uraufführung mit vieler Mühe auf dem Hoftheater in Stuttgart zustande gekommen war, hat es dann seinen Weg über verschiedene andre Bühnen, wie in Dresden, Braunschweig, München gefunden; es wird, wo es noch nicht bis jetzt herausgekommen ist, jedenfalls zur Aufführung vorbereitet. Der musikalisch-poetische Kern des Werkes besteht aus der lyrischen Szene „Ariadne auf Naxos", die der auf seinen Reichtum aufgeblasene Bürger Jourdain nach dem Mittagessen seinen vornehmen Tischgästen vorführen läßt. Außer diesen tummeln sich noch eine Menge Schmarotzer, wie Tanz- und Fechtmeister, Musiklehrer, Sänger, Schneider, Köche, Lakaien um den Hausherrn umher, die alle von seiner Dummheit Vorteil ziehen. Gerade den kleinen grotesken Lustspielszenen (gesprochener Dialog) vor Beginn des Mittagsmahles hat Richard Strauß kurze Musiksätzchen voll reizender, vielfach parodistischer Einfälle beigegeben. Als Träger der eigentlichen Opernszene kommen außer Ariadne und Bacchus noch ein Frauenterzett (Najade, Dryade, Echo) in Betracht, dann spielt darin noch eine bedeutsame Rolle eine Gruppe von fünf Karnevalsgestalten, Zerbinetta (hoher Koloratursopran), Brighella und Scaramuccio (Tenöre), Harlekin und Trüffaldin (Bässe), deren Stimmen bald vereinzelt, bald als festgeschlossenes Quintett behandelt sind. Der Zerbinetta ist sogar eine umfangreiche Koloraturarie zugeteilt, die mit einem Rezitativ hochpathetischen Charakters anhebt, dann in ein zartes Allegretto Des-Dur übergeht und in ein Rondo E-Dur ausmündet. Es sind wohl die übermütigsten Schwierigkeiten der Singstimme darin zusammengehäuft, wie sie in der Musikliteratur bis dahin noch nicht gewagt sind. Mir erscheint dieses Musikstück als eine Parodie auf die alte italienische Primadonnenarie; schon wie das Rezitativ anhebt, das die klagende Ariadne mit „großmächtigste Prinzessin" anredet, wird der groteske Karikaturton angeschlagen. Das Thema des Rondos klingt wie eine Phrase aus Bellini oder Donizetti; die Figuren in den Kadenzen verlangen einen Stimmumfang, eine Kehlfertigkeit, eine Treffsicherheit in schwierigen Intervallen, worauf nur bei wenigen Künstlerinnen zu rechnen ist. Die Arie war ursprünglich auf Fräulein Hempel berechnet, die leider erkrankt war zur Zeit der Uraufführung in Stuttgart, und für diese war es kein Vorteil, daß nun die Rolle der Zerbinetta von einer andern Sängerin durchgeführt werden mußte. Für eine jede Sängerin außer Fräulein Hempel muß die Arie vom Tonsetzer selber oder vom Kapellmeister umgeändert werden, weil diese Melodieführung, die oft in die dreigestrichene Oktave hineinsteigt, dabei in das tiefe C, H und B hinunterfällt, diese in wunderlichen Sprüngen herumtollenden Läufe von den meisten Sängerinnen nicht geschafft werden können. Von großem Reize ist die Liebesszene zwischen Ariadne und Bacchus; hier schwelgt Strauß in bisher noch nicht vernommenen Akkordfolgen, die einem zuerst als unmöglich vorkommen, an die man sich aber doch gewöhnt, selbst wenn man sie sich zu Hause am Klavier spielt. Im Orchester klingt das ja alles wie Milch und Honig. Von leuchtender Schönheit ist das Ende der Liebesszene, wenn zu den drei Stimmen der Najade, Dryade und des Echos der breite Melodiestrom aus dem Munde der Ariadne hinzutritt, wenn die Stimmen der Ariadne und des Bacchus vereint wie aus der Ferne erklingen, nachdem Weinlaub und Efeu das Liebespaar den Augen der Zuhörer entzogen haben. Danach ergreift noch kurz wieder Zerbinetta an der Spitze ihrer Karnevalsgenossen das Wort, und nach ihnen läßt noch Bürger Jourdain einige plumpe Redensarten über den Vorzug des Umgangs mit hohen Herrschaften los, bei welcher Veranlassung Strauß noch ein paar musikalische Witze reißt. Der Schluß wirkt nach der Liebesszene zwischen Ariadne und Bacchus genau so, wie wenn Heine seine spöttisch-ironischen Blitzlichter in seine Verse hineinwirft. Die Till-Eulenspiegel-Natur des Tondichters zuckt überhaupt überall zwischen den Zeilen dieser Partitur heraus. Wir sind in dem Werke glücklich zu der Nummeroper zurückgekehrt, die man seit Wagners Kunst-



# Kultur der Gegenwart



wirken überwunden wähnte, das heißt, wir bekommen wieder in kleinerer und größerer in sich abgeschlossener Form fertig gestaltet Arietten und Arien, Duette, Terzette, Quintette für Gesang zu hören, auch sonst Orchestersätze, wie das Tanzmeistermenuett in A-Dur, die Tanzmusik der Schneider mit der köstlichen D-Dur-Polonäse des Schneidergesellen, die Musik zum Diner, ein Seitenstück zur Tafelmusik im zweiten Finale des Mozartschen Don Juan. Nach dieser Ariadneparitur könnte man von Richard Strauß in seiner weiteren Entwicklung eine richtige komische Oper in alter Form mit moderner Fassung erwarten, vorausgesetzt, daß sich ein geeigneter Textdichter fände.



Alessandro Longo

Die Zusendung eines italienischen Komponisten hat mich aufs angenehmste überrascht: es ist ein Band mit sieben neuen Klaviersonaten von Alessandro Longo, die bei einem deutschen Verleger, bei Kistner in Leipzig, erschienen sind. Es gibt wenig gute neue Klaviermusik, und gerade die Form der Sonate wird selten verwendet, denn die meisten Tonsetzer scheuen vor dieser schwierigen Gestaltung zurück; es schien ja, als ob auch alle Möglichkeiten des Instrumentes durch Schumann, Chopin, Liszt und Brahms erschöpft wären. Unsre deutsche Tonsetzergeneration hat sich ganz vom Klavier ab und dem modernen Orchester zugewandt, dessen Reichtum an Klangmöglichkeiten unerschöpflich erscheint. Und nun tritt mit dieser Sammlung von Klaviersonaten uns ein italienischer Komponist entgegen, der bis dahin bei uns in Deutschland fast unbekannt geblieben ist. Er steht, wenn sein Porträt es auch nicht verriete, in reifem Mannesalter, das geht aus dem Zuschnitt, aus dem Inhalt der Werke hervor, der aus jedem Takte die künstlerische Reife zeigt. Im Klaviersatz, im Aufbau und der Entwicklung des thematischen Gehalts knüpft dieser Italiener direkt an Beethovens Art an, von dessen Geist er sich hat befruchten lassen. Wenn das Titelblatt es nicht verkündete, würde man nicht auf einen Romanen, sondern ganz gewiß nur auf einen Deutschen als Autor schließen. Es spricht zu uns ein reiches Talent, dessen Erfindungskraft niemals stockt, der Periodenbau fließt, die Motive wirken in ihrer Plastik überzeugend, Harmonie wie Melodie sind natürlich, halten sich frei von jeder Trivialität. Der Klaviersatz klingt reich, ohne auf allzu große technische Virtuosität Anspruch zu erheben. Diese Sonaten enthalten im besten Sinne des Wortes Hausmusik, zu der man gern daheim greift, wie zu einem guten Buche. Ich kenne bisher noch keinen italienischen Musiker, der so deutsch empfindet wie dieser Alessandro Longo in seinen Sonaten, die ganz gewiß weiteste Verbreitung in deutschen Familien verdienen.

E. E. Taubert

# Recht u. Gesellschaft

### Der Krieg und sein Recht

Das heutige Völkerrecht strebt dahin, die Differenzen zwischen den Völkern womöglich auf dem Wege des Rechts auszugleichen oder auch, wenn es sich nicht um Rechts-, sondern wirtschaftliche Differenzen handelt, womöglich eine Instanz zu finden, die den verschiedenen Anforderungen die möglichst angemessene Verwirklichung gewährt. Ob wir einst das Ziel erreichen, daß auf solchem Wege die höhere Einsicht und die bedeutendere Kulturkraft allüberall zur Geltung kommt?

Es müssen noch lange Jahre vergehen und die Völker sich bedeutend angenähert haben; die gegenseitigen Eifersüchteleien müssen aufhören und alle Völker sich als Kulturgemeinschaft fühlen. Dann wird auch die Zeit kommen, wo die gegenseitige Selbsthilfe und Gewaltbestrebungen der Völker aufhören und nicht mehr die überwiegende physische



# Kultur der Gegenwart

Macht, sondern die höhere Wertung für die Kultur den Ausschlag gibt. Es ist ja richtig, daß auch im Krieg nicht alles rohe Macht ist und die Intelligenz mit ins Spiel kommt, allein es ist eine destruktive Intelligenz, die auf Zerstörung ausgeht, eine Intelligenz, die mit der kulturbildenden Intelligenz nur in losem Zusammenhange steht und mehr oder minder der Zufälligkeit anheimsteht; ein neuer Hannibal oder ein neuer Napoleon — und die ganze Welt wird in ihren Grundfesten aufgewühlt werden.

Ein Beispiel für die Entwicklung war die Blutrache unter den Völkern. Die Familien zerfleischten sich ehemals in Familienkämpfen, sie führten Kriege und schlossen Friedensbündnisse. Das hat aufgehört, seitdem die Staatsidee mächtig geworden ist und der Gedanke zum Ausdruck kam, daß eine über den Familien stehende Macht ihre Differenzen begleichen und jeder Familie die Bahnen anweisen könne. Jetzt war es nicht mehr der Stolz der Familie, mit Mord und Brand die andre heimzusuchen, jetzt war es nicht mehr der Scharfsinn, der den Gegner zu überrumpeln suchte, jetzt war es nicht mehr Haß und Feindschaft, die die Bevölkerung entzweiten und in der ritterlichen Tapferkeit die höchsten und letzten menschlichen Tugenden zu finden wähnten. Nunmehr fühlten sich alle als Mitglieder einer großen Gesamtheit, und die Familienkriege erstarben; der Wetteifer der Geschlechter richtete sich auf andre Bestrebungen, und die Kultur mußte unendlich viel gewinnen, der Moloch der Unkultur wich scheu zurück.

In Erwartung solcher Zustände, wo eine überstaatliche Macht die Differenzen begleichen und die Völker nicht darin ihr Ziel suchen, sich gegenseitig in ihrer Macht zu übertrumpfen, sondern jedes dahin strebt, möglichst viel für die Kultur zu leisten, jedes nach seinen Anlagen, Talenten und nach den äußeren Verhältnissen, in die es gebettet ist, also in Erwartung dessen werden nun immer noch Kriege geführt, und der Ausgang des Krieges drängt sich den Völkern als entscheidend auf; denn wo keine ethische Kraft entscheidet, da ist es die physische Macht, die den Ausschlag geben muß. Kann man sich nicht gegen die physische Gewalt stemmen, so muß man sich ihr unterwerfen. Solange aber der Krieg nicht zu vermeiden ist, sucht man doch seine größten Leiden zu mildern. Das geschieht vor allem dadurch, daß man ihn auf sein Gebiet beschränkt. Der Krieg wird von einem Staat gegen den andern geführt, nicht von einer Bevölkerung gegen die andre, er ist darum in solcher Weise zur Geltung zu bringen, daß die unbeteiligte Bevölkerung möglichst geschont wird.

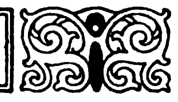
Dieses ist auch die Anschauung, von der die Haager Friedenskonferenzen ausgegangen sind. Die beiden Konferenzen haben eine Art von Landkriegsartikeln aufgestellt und Bestimmungen getroffen, die bei den kriegerischen Feindseligkeiten beobachtet werden sollen. Dahin gehört vor allem Schonung der Bevölkerung; aber auch was die kämpfenden Personen betrifft, so geht man mit Recht davon aus, daß unnötige Qualen und Leiden möglichst verhütet werden sollen. Daher soll auch insbesondere den Gefangenen kein Leid geschehen, und sie sollen nicht in den Kerker geworfen, nicht in ungesunde Gegenden versetzt, sie sollen überhaupt nicht anders belästigt werden als nach der Richtung, daß ihnen die Möglichkeit genommen ist, sich am Kriege wieder zu beteiligen.

Eine Reihe weiterer Bestimmungen, wie über Waffenstillstand, über Parlamentäre, sucht dem Kriege Zügel anzulegen und ihn an gewisse Normen zu binden, wodurch eine möglichst baldige Erledigung gefördert wird.

Merkwürdig ist es, daß der Seekrieg noch weit zurückgeblieben ist; während man im Landkriege das Eigentum der Privaten schont, so wird im Seekrieg das Seevermögen der feindlichen Staatsangehörigen einfach preisgegeben. Die Kriegsschiffe können die Handelsschiffe der feindlichen Staaten gefangennehmen, und auch die Waren, sofern sie den Angehörigen dieses feindlichen Staates gehören. Früher geschah das in noch sehr brutaler Weise. Man gestattete die privilegierte Seeräuberei,







indem Private Kaperschiffe ausrüsteten, die eine besondere Ermächtigung hatten, feindliche Handelsschiffe anzurennen und ihre Habe wegzunehmen, wobei dann der Kaper entweder alles oder einen Teil der Beute behalten durfte. Dies war eine blühende Freibeuterei, die noch im achtzehnten Jahrhundert die schiffahrttreibenden Länder zu Seeräubern machte und eine Schmach für die Menschheit ist. Heutzutage ist es nur noch den Kriegsschiffen gestattet, solche Handelsschiffe aufzubringen, und auch das muß sich in gewissen Formen des Rechtes abspielen: sie haben die gefangenen Schiffe als „Prisen" in einen Hafen ihres Landes zu bringen, worauf dann durch ein Prisengericht entschieden wird, ob Schiff und Waren konfisziert werden dürfen oder nicht. Eine ganz andre Natur hat es, wenn ein Schiff Konterbande trägt, das heißt, wenn es einem der kriegführenden Teile Kriegsmaterial zuzuführen sucht. Wenn gegen dieses Schiff feindselig vorgegangen wird, so geschieht es deshalb, weil es selber der feindlichen Macht Hilfe leistet, und deswegen kann hier nicht nur einem feindlichen, sondern auch einem neutralen Handelsschiff in der schärfsten Weise zugesetzt werden.

Beide Arten von Prisen müssen darum wohl unterschieden werden; die erste ist ein historisches Widerrecht, welches allmählich schwinden muß, die letztere aber ist in der Art des Krieges begründet und beruht auf dem Satze, daß, wer den einen kriegführenden Staat unterstützt, zu gewärtigen hat, daß ihm der andre feindlich begegnet. Es kann sich nur fragen, was als Konterbande zu betrachten ist; dies haben die Völker seit dem achtzehnten Jahrhundert zu bestimmen versucht. Bald sollte die Konterbande nur Waffen, Munition und andern Kriegsbedarf umfassen, bald hat man auch Gegenstände hierhergerechnet, die dem allgemeinen Lebensverkehr dienen, aber zufällig auch dem Krieg nützen können, wie zum Beispiel Lebensmittel, Tierfutter, Uhren, optische Instrumente und so weiter. Meist pflegten beim Ausbruch des Krieges die Völker zur See darüber genauere Bestimmung zu geben. Heutzutage hat die Londoner Konferenz vom Jahre 1909 die Frage geregelt, indem sie zwischen absoluter und relativer Konterbande unterschied und daneben eine Freiliste von Gegenständen aufstellte, die nicht als Konterbande erklärt werden dürfen.

Ein wichtiges seerechtliches Mittel, um den Gegner zu schwächen, ist die Blockade, das heißt die Sperrung der Häfen, und zwar eine Sperrung nicht nur für die feindlichen, sondern auch für die neutralen Schiffe. Der Zweck ist der, es soll dem feindlichen Lande oder wenigstens einigen Gegenden, zum Beispiel einer Festung, die Zufuhr abgeschnitten und dadurch das Land geschädigt werden. In dem jüngsten Kriege hatte insbesondere Griechenland durch seine Blockade es unmöglich gemacht, der Türkei Kohlen und andre wichtige Gegenstände zuzuführen. Die Blockade muß streng gehütet werden: ein Schiff, das gegen die Blockade einfährt, wird erbarmungslos konfisziert, vorausgesetzt, daß diese Einfahrt schuldhaft und im Bewußtsein der Blockade erfolgt ist. Sucht ein die Blockade brechendes Schiff zu entkommen, so kann man ihm nacheilen und es noch nachträglich der Konfiskation unterwerfen; ist es aber entronnen, dann kann der Blockadefrevel nicht mehr an ihm gesühnt werden, und das Schiff ist künftig frei.

Führt der Krieg zur Unterwerfung eines Gebietes, so wird nicht nur das Land, sondern der Staat, der auf dem Lande angesiedelt ist, oder der betreffende Teil des Staates dem Sieger einverleibt. Wird ein ganzer Staat einverleibt, dann hört er auf, in der Reihe der Staaten zu rechnen, und die Bevölkerung kann nicht mehr dem Staate angehören, denn der Staat existiert nicht mehr. Die Bevölkerung muß daher notwendig dem siegreichen Staate zufallen und wechselt also die Staatsangehörigkeit von selbst. Wird aber nur ein Teil des Staates einverleibt, so bezieht sich dieser Wechsel nur auf die in diesem Teile ansässige Bevölkerung; denn der andre Staat bleibt ja immer noch bestehen, und daher bleibt auch die Möglichkeit der Zugehörigkeit zu ihm. Man

gestattet es aber schon seit mehr als zweihundert Jahren regelmäßig den Bewohnern dieses Staatsgebietes, sich diesem Zwang zu entziehen. Dies nennt man Optionsrecht. Früher mußten die Leute, wenn sie ihre Staatsangehörigkeit nicht wechseln wollten, auswandern, ihre Habe mitnehmen und ihr Grundeigentum verkaufen; später wurde dies dahin gemildert, daß sie das liegenschaftliche Vermögen behalten und auch im Lande bleiben dürfen; nur sind sie von nun an nicht mehr Angehörige des Landes, sondern Ausländer. Durch ständigen Gebrauch der letzten zweihundert Jahre hat sich das Optionsrecht in der Art eingebürgert, daß es sich eigentlich von selbst versteht.

Schwieriger ist die Frage der Schuldenübernahme. An und für sich muß der siegreiche Staat, welcher den andern mit sich einverleibt, auch die Schulden übernehmen; wenn er aber bloß einen Teil zum Seinigen macht, dann muß eine entsprechende Schuldenteilung stattfinden, deren Regelung große Schwierigkeiten bereiten kann.

Da der Krieg immer noch als eine regelmäßige völkerrechtliche Institution gilt, so müssen die durch den Krieg herbeigeführten Änderungen einfach akzeptiert werden: sie sind kraft Rechtens erfolgt, solange der Krieg als ein rechtbildendes Element im Völkerleben gilt. Ein Volk, welches dies nicht anerkennen wollte, würde sich außerhalb des Völkerrechts stellen. Die Anschauung der Franzosen, als ob Elsaß-Lothringen nicht vollständig zu Deutschland gehöre, ist eine seltsame Schrulle, die keiner Erwiderung bedarf. Nur mit solcher Resignation können überhaupt die Völker gegenseitig bestehen, und die Blutracheidee, als ob ein überwundenes Volk sich wiederum erheben müsse, ist kulturfeindlich und führt zu einer ständigen Unsicherheit und zu unaufhörlichen Beunruhigungen unsrer Kulturwelt. Sind doch schon die alten Blutrachevölker zu der Anschauung gelangt, daß, wenn ein geschworener Friede eintritt, dieser heilig ist und unter dem Schutz der Götter steht.

Josef Kohler



## Erziehung u. Schule

### Haushaltungsunterricht

Es gehört nicht zu den durchaus modernen pädagogischen Ideen, daß das Muttersein eine Kunst ist, von der man ein gut Teil erlernen kann; aber unsrer Zeit war es vorbehalten, diesen vielleicht bedeutsamsten aller pädagogischen Gedanken (zunächst einmal theoretisch) zu Ende zu denken, und da er so überaus klar und eindringlich ist, wird es ihr wohl auch vergönnt sein, ihn praktisch durchzuführen.

Zu einer Kunst muß man — nein: müßte man geboren sein; aber geboren zu haben, kann hier nicht genügen, so wenig wie die Tatsache einen, der mit dem Berechtigungsschein eines Staatsexamens vor seine Klasse tritt, schon zum berufenen Lehrer macht. Da die Gesellschaft weit mehr Lehrer braucht, als sie für diesen Beruf Berufene hervorbringen kann, hat sie sich entschließen müssen, die Unberufenen, die sich in den Lehrberuf hineindrängen und deren sie nicht entraten kann, auszubilden so gut es geht; und natürlich fallen hier auch die Berufenen nicht als Meister vom Himmel, auch sie müssen sich zum mindesten das Handwerkszeug lernend aneignen — und all dies trifft genau auch für den „Beruf“ der Mütter zu.

Es ist überaus interessant und charakteristisch, wie sich diese pädagogische Idee aus kleinen, fast nebensächlichen Anfängen zur Klarheit durchgerungen hat. Zunächst war man weit davon entfernt, an die im eigentlichsten Sinne „mütterlichen“ Fähigkeiten, die nämlich, die sich direkt aufs Kind beziehen, zu denken; vielmehr stand im Hintergrund aller darauf hinzielenden Erwägungen etwa das Ideal der Haushälterin, die gut kochen können soll, die sparsam zu wirtschaften versteht, ein wenig von Hygiene weiß und schön sauber hält. Man hatte wohl auch schon das Bewußtsein von der Wichtigkeit dieser Dinge und verlangte, daß sie dem Schulplan eingefügt würden; man verlangte es, aber heute erst fängt dies oft und seit langer Zeit ausgesprochene Verlangen an, über den fakultativen Lehrstoff hinaus





Unterricht in der Schulküche

den obligatorischen Unterricht nach und nach zu gewinnen.

Im Anfang der siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts konstatierte eine „provisorische Schul- und Unterrichtsordnung“: es „gehören weibliche Handarbeiten und Haushaltungskunde zu den notwendigen Unterrichtsgegenständen für Mädchen“. Dann folgt ein ins einzelne ausgearbeiteter Plan für die Verteilung dieses Lehrstoffs in den Oberklassen; zum Beispiel: „Belehrung über die wichtigsten Nahrungsstoffe nach ihrem Ursprung, ihrer Beschaffenheit und nach ihrem Preis...“ Aber ein paar Jahre später sagt der Normallehrplan von 1874: „Die Haushaltungskunde tritt als selbständiger Gegenstand nicht auf...“ und „im übrigen ist in den Realien eingehende Rücksicht zu nehmen...“ Die definitive Schul- und Unterrichtsordnung von 1905 bleibt dabei, aber eine Spur des neuen Geistes zeigt sich doch darin, daß sie bestimmt, wo Gelegenheit sei, den Oberklassen zu ermöglichen, „an den Beschäftigungen und Spielen eines Kindergartens teilzunehmen, und wo Schulküchen eingerichtet seien, auch am Kochunterricht“. Inzwischen also war es soweit gekommen, daß mancherorts „Schulküchen“ eingerichtet wurden, als eine Folge privater Bestrebungen auf diesem Gebiet; besonders die eifrige Propaganda der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ rief zu Ende der achtziger Jahre eine Reihe von „Haushaltungsschulen“ ins Leben. Aber man darf nicht vergessen, daß in dieser ersten Epoche der Gedanke des Haushaltungsunterrichts noch ganz dem Ideenkreis der Armenpflege angehört; man wollte den Kindern der Arbeiterbevölkerung, wo Mann und Frau ihre Zeit dem Erwerb opfern müssen, gleichsam die Mutter ersetzen — denn natürlich ist die Mutter die „geborene“ und von Rechts wegen allein berufene Lehrerin in solchen Künsten.

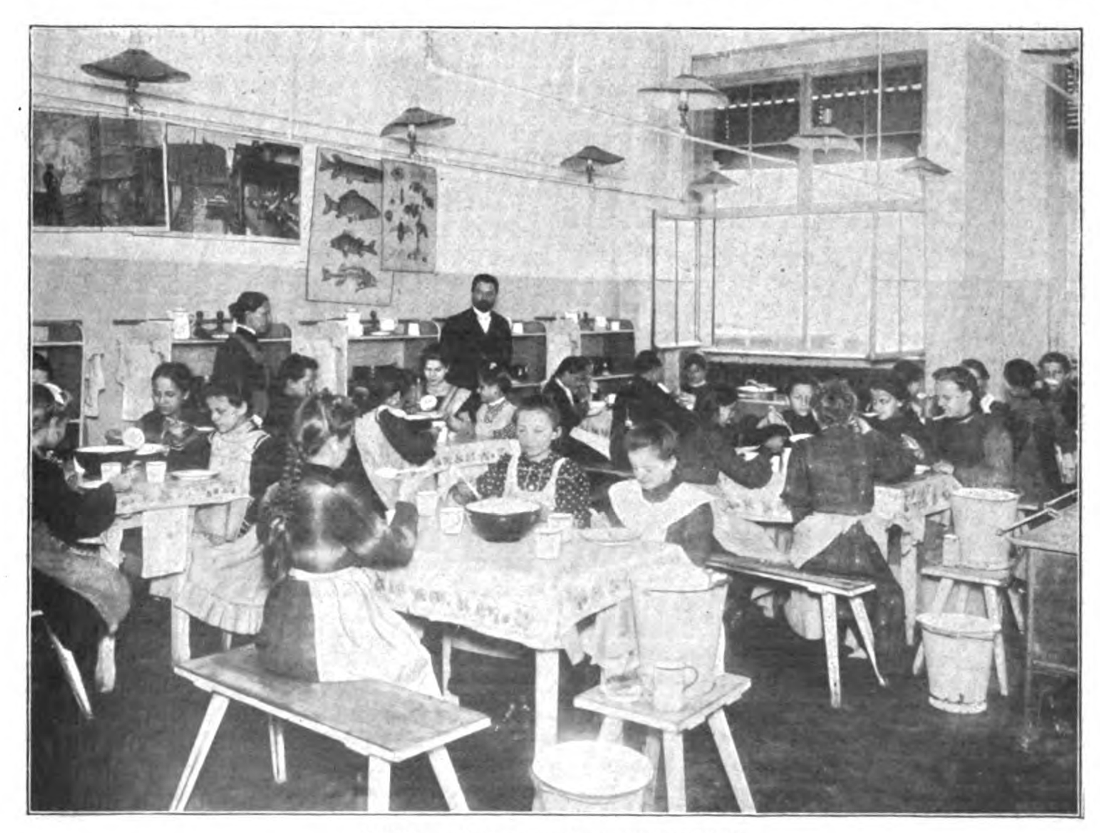
Die Haushaltungsschulen bürgerten sich bei uns langsam ein, während die wohlhabenden Familien sich gewöhnten, ihre höheren Töchter auf ein Jahr in ein „Pensionat“ zu schicken, damit sie sich und ihren zukünftigen Männern Hausfrauentugenden erwürben; wenn sie zu-



rückkamen, trugen sie lange Röcke, statt des Zopfes eine hohe Frisur, sie pflegten (sie pflegten es noch!) einen fremden Dialekt zu sprechen, und die Hauptsache: sie hatten nun ein Buch mit eigenhändig geschriebenen Kochrezepten — allerdings nur für Vorspeisen und Nachspeisen. Und die Schulen entledigten sich ihrer Pflichten, indem sie also zunächst die Haushaltungskunde in den Rahmen der andern obligatorischen Unterrichtsfächer hineinsteckten: in der Deutschstunde sollten die Mädchenschullehrer etwa jene Lesebuchabschnitte besonders durchnehmen, die häusliche Gegenstände behandeln, und es wurde dann auch ein Lesebuch eigens für Mädchen zusammengestellt mit Stücken wie: „Der Segen guter Hauswirtschaft", „Im Keller", „Der Staub", „Unsre Nahrungsmittel", „Was ist leicht verdaulich" und so weiter. Ferner sollte im Deutschunterricht der Aufsatz — hauswirtschaftlichen Zwecken dienlich sein, und der Rechtschreibeunterricht mußte schwierige Worte aus dem gleichen Kreise bevorzugen. Der Rechenunterricht hatte natürlich die Haushaltsbuchführung zu üben, die Naturgeschichte beim Kapitel „Mensch" war als „Hygienestunde" gedacht, das Kapitel „Pflanze" lehrte von Obst- und Gemüsebau und die Chemie war eine Nahrungsmittelkunde...

Aber in den neunziger Jahren ging man in Deutschland daran, zunächst in der Form von Kochkursen die Praxis auch in diesen Unterricht einzuführen, da und dort entstanden als „Unterrichtszimmer" „Schulküchen" für die Oberklassen der Gemeindeschulen: zuerst in Zwickau 1889, 1890 folgte Chemnitz und 1893 erst Berlin. In London dagegen gab es schon seit 1875 außer dem Kochunterricht auch den Waschunterricht, und zwar für elf- bis dreizehnjährige Schulkinder.

Wir sind in Deutschland noch lange nicht so weit, daß auch nur diese Anfänge



Mittagstafel in der Schulküche



einer eminent bedeutsamen pädagogischen Idee durchgedrungen wären; während diese Anfänge im Begriff sind, sich durchzusetzen, ist die Idee selbst zu ihrem eigentlichsten Wesen durchgedrungen, indem sie statt „Haushälterin" „Mutter" setzt und in ihren Zielen an das Kind denkt — statt an den Mann. Statt „Haushaltungsunterricht" heißt es nun „Säuglingspflege".

Dr. Ernst Guggenheim

## Naturwissenschaft

Kennt die Tierheit das Laster? — Versuchen wir zunächst eine Definition des Begriffes. Ganz allgemein gesprochen hat die Natur auf die Befriedigung aller auf die Erhaltung des Individuums oder der Art gerichteten Triebe den Preis eines Lustgefühls gesetzt. Das primitiv-natürliche „Glück" ist eben das aus der Abstellung dieser normalen Begierden sich ergebende Differenzgefühl. Solange sich die Wunschstillung im Rahmen des von der Natur Gebotenen, für die Erhaltung des Ichs oder der Art Notwendigen bewegt, werden wir nicht von Laster sprechen können. Dieses beginnt, wenn an sich erhaltungsmäßige Aktionen in einer für den Organismus oder die Art nicht notwendig nützlichen, sondern überflüssigen oder gar schädlichen Weise ausgeführt werden; wenn das Nahrungsmittel zum Reiz- und Genußmittel, wenn die poesieverklärte „Liebe" zu — etwas anderm wird.

Verweilen wir zunächst bei den „Ernährungslastern". Wir alle wissen davon, besonders zur schönen Weihnachtszeit, manch heiteres und manch trübes Lied zu singen. Relativ harmlos erscheint zunächst das bloße Quantitätslaster, insofern es eine übernatürliche Steigerung der zugeführten, an sich normal beschaffenen Nahrungs**menge** bedeutet. Es handelt sich um jenes Sichüberessen, das uns Menschen ja allen nur zu wohlbekannt ist und das, gewohnheitsmäßig betrieben, eine erhebliche Gefahr für den Organismus bedeutet und geradezu eine Art Kulturkrankheit unsrer bemittelten Klassen darstellt. Daß es bei gewissen Tieren (hundeartigen Raubtieren und andern Gelegenheitsfressern) im normalen Ernährungsprogramm der Natur begründet sein kann, setzten wir in einem der letzten Artikel auseinander. — Weit bedenklicher liegen die Verhältnisse, wenn dem Organismus eine **neue**, von den normalen festen und flüssigen Nährstoffen spezifisch verschiedene Substanz zugeführt wird, die für den Körper von keinem oder nur sehr bedingtem Nutzen, dafür aber von schädlichen Nebenwirkungen für den Organismus begleitet ist. In dem großen Heer der Genuß- und Reizmittel stehen von alters her diejenigen Stoffe als falsche Freunde der Menschheit obenan, die das Nervensystem beeinflussen und als Narkotika bezeichnet werden; Nikotin, Koffeïn, Opium, vor allem der vielgeliebte Alkohol gehören hierher. Dafür, daß der Mensch sie in gewissem Sinne für seine ausschließliche „Errungenschaft" gegenüber der Tierheit hält, mag das alte Lied aus alkoholfreudigen Jugendtagen als Beweis gelten, jener schöne Vers, der die Leute verhöhnt, die Wasser trinken „wie das liebe Vieh".

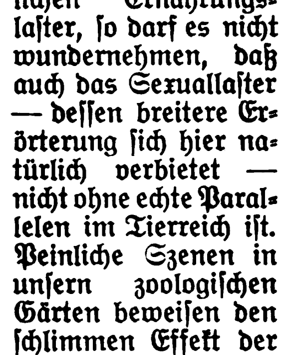
Die medizinische und die kulturgeschichtliche Seite unsrer Fragen kann uns hier nicht interessieren, da wir uns eine vergleichend-biologische Betrachtung zur Aufgabe gemacht hatten. — Bekannt ist zunächst, daß Tiere, die im engen Konnex zum Menschen stehen, besonders unsre höherstehenden Haustiere, leicht an Narkotika zu gewöhnen sind: die biertrinkenden Korpshunde, die Rennpferde, die mit Alkohol stimuliert werden, der dressierte Menschenaffe, der, fraglos nicht ohne eine gewisse Genußempfindung, seine Zigarette raucht und seinen Kaffee trinkt, auch die trunken gemachten Stiere, die gewisse indische Völkerschaften miteinander kämpfen lassen, sind hier zu nennen. Ein besonderer Liebhaber des Alkohols dürfte der Elefant sein; Tatsache ist, daß indische Mahauts den klugen Riesen, sei es, um sie zu besonders schweren Arbeiten willfährig zu machen, sei es, um sie zu belohnen, große Portionen alkoholgäriger Zuckerrohrmaische,



# Kultur der Gegenwart

in Rum getränktes Brot und ähnliches verabreichen. Auch das Kaunarkotikum Bethel wird gern genommen.

Im Vordergrunde unsers Interesses müssen jedoch solche Fälle stehen, wo Tiere von Natur, ganz ohne Zutun des Menschen, sich echter Reizmittel bedienen. Auffallenderweise müssen wir ziemlich tief in die Tierreihe hinabsteigen, um dem ersten wahren Laster in diesem Sinne zu begegnen. Und merkwürdig: wo wir dieses in zweifellos deutlicher Form finden, da ist es mit hoher Kultur und mit echter — Gastfreundschaft gepaart. Der ganze Wirbeltierstamm kommt für unser Problem nicht in Frage; erst die wundervollen Staaten der Insekten, jene in der Populärbiologie so berühmten Sozialverbände der Ameisen, deren Ackerbau, Viehzucht, Kriege und Sklavenjagden in mancher Hinsicht wohl als Parallele zu menschlichen Verhältnissen betrachtet werden dürfen, erst diese prächtigen Kleinbürger unsers Planeten beweisen, daß der Mensch nicht den zweifelhaften Ruhm beanspruchen kann, das einzige lasterbegabte Wesen zu sein.




Transport eines Ameisengastes beim Umzug. Nach Escherich

Die Ähnlichkeit mit menschlichen Sozialzuständen geht sogar noch weiter; denn das mit Gastfreundschaft gepaarte Laster bringt auch dem Ameisen*staat* schwere Gefahren, ja es kann sogar dessen ganzen Bestand bedrohen. Die gefährlichen Gäste sind mannigfacher Art; wir möchten nur den Fall betrachten, wo, im Vergleich zu den Ameisenwirten, riesenhafte Käfer diese Rolle spielen; Käfer, die unter der sonst mit Todesmut verteidigten Ameisenbrut große Verwüstungen anrichten, diese direkt verspeisen oder auch durch Ablage ihrer Eier in die Ameisenlarven zugrunde richten. Daß diese Räuber im Kulturstaat nicht nur geduldet, sondern sogar sorgsam gehütet und vielfach von den Ameisen sogar noch „extra“ verpflegt werden, hat seinen Grund darin, daß sie ihren Wirten an besonderen, mit Dufthaaren (in unsrer Abbildung: h) bedeckten Körperstellen ein Reizmittel in Gestalt einer als angenehmes Narkotikum wirkenden Drüsenaussonderung bieten, an der sich die Ameisen mit großer Gier erquicken — wie der pflichtvergessene Familienvater an der Schnapsflasche. Den Gipfel des natürlichen Raffinements aber möchte man darin erblicken, daß die großen Kulturschmarotzer durch Verbreiterung und Umgestaltung ihrer Fühlerenden sich gewissermaßen Transportorgane zugelegt haben, an denen sie bei den häufigen Umzügen von ihren winzigen Wirten angepackt und zu deren Unheil in jedes neue Nest mittransportiert werden.

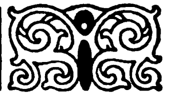
Gibt es somit ohne alle Frage in der Tierheit Vergleichsmomente zum menschlichen Ernährungslaster, so darf es nicht wundernehmen, daß auch das Sexuallaster — dessen breitere Erörterung sich hier natürlich verbietet — nicht ohne echte Parallelen im Tierreich ist. Peinliche Szenen in unsern zoologischen Gärten beweisen den schlimmen Effekt der Gefangenhaltung auf hochorganisierte, intelligente Tiere; auch der innige Anschluß an unsre Kultur und der damit verbundene Ausfall vieler sonst für den Lebenskampf notwendigen Anspannung scheint bei unsern höchsten Haustieren in ähnlicher Richtung zu wirken. Erwähnt muß schließlich werden, daß auch jene Sexualverirrung, die wir gemeinhin als ganz ausschließliches Produkt menschlicher und besonders großstädtischer Überkultur ansehen, die Homosexualität, jetzt in fraglos sicherer Form auch bei ziemlich niedrig stehenden Tieren nachgewiesen ist, wie es Arbeiten von Féré, Karsch und in neuester Zeit eine vorzügliche Abhandlung Blancks dartun.

*

Wir möchten nicht versäumen, hier ganz kurz auf ein Werk hinzuweisen, das in unsrer allem Mystischen ab-



# Kultur der Gegenwart



gewandten, streng „real denkenden“ Zeit eine exzeptionelle Erscheinung auf dem Büchermarkt bilden dürfte. (Professor Dr. L. Staudenmaier, Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft, Leipzig 1912.) Die Arbeit, die fraglos für das Verständnis gewisser an der Grenze des Pathologischen stehender psychischer Vorgänge und Erscheinungen, die im Kulturleben vergangener Zeiten eine große und oft eine entsetzliche Rolle spielten, von großer Wichtigkeit ist, und deren Verfasser die gefährlichen und mißlichen Probleme mit hohem wissenschaftlichem Ernst behandelt, dürfte jedoch nur einem reifen und sehr urteilskräftigen Leser zu empfehlen sein, der mit seinen eignen „Nerven“ im tiefsten Frieden lebt.

Dr. **Wilhelm Berndt**



## Technik

### Moorkultur

Ein Flächenraum von 2 300 000 Hektar, das heißt ein Gebiet von der Größe Württembergs, liegt heute noch als unkultivierte Wüste inmitten der deutschen Grenzen. Der Hauptteil entfällt auf die der deutschen Nordseeküste zunächst liegenden Provinzen Preußens und auf Oldenburg. Aber auch in Schleswig-Holstein an der deutschen Ostseeküste bis herauf nach Memel, im Binnenlande an der nördlichen Grenze Posens und im südlichen Bayern sind jene im wahrsten Sinne des Wortes öden Flächen anzutreffen, auf denen keine Bäume, kein Strauch gedeiht, deren Gräser kein Vieh annimmt, die also vollkommen nutzlos für Mensch und Vieh und Pflanzenwelt daliegen.

Das sind die Moore, Gebiete, die die Mehrheit des deutschen Volkes nur aus der Dichtung kennt, von deren entsetzlich trostlosem Anblick sich aber die wenigsten eine rechte Vorstellung machen können. Man sollte es nicht für möglich halten, daß eine große Kulturnation derartig völlig ungenutzte Landstriche in so ungeheurer Ausdehnung noch hat, zumal in einer Zeit, wo sie über das Weltmeer streift, um in fernen Erdteilen Wüsten neu der Kultur zugänglich zu machen. Mit Recht hat schon Teichmüller in seinem großen Vortrag über dieses Thema in Leipzig auf diesen Widerspruch hingewiesen.

Neu ist der Gedanke, die Moore zu kultivieren, ja nicht. Schon Friedrich der Große hat ihn gehabt und teilweise auch durchgeführt, aber seine Epigonen haben die Bedeutung dieses Kulturwerkes nicht erkannt und haben es daher liegen lassen. In unserm Nachbarstaat Holland ist man eifriger gewesen, hier liegt der Beweis schon vor, daß es rastloser menschlicher Arbeit möglich ist, die Moore in brauchbares Ackerland zu verwandeln. Aber wenn wir die bisher in Preußen im achtzehnten Jahrhundert und in Holland durch Generationen hindurch fortgeführten Bemühungen betrachten, so kommen wir zu der Überzeugung, daß die angewendeten Mittel zu der Größe der Aufgabe in einem rechten Mißverhältnis stehen. Winzige Bruchteile im Verhältnis zur Gesamtfläche sind mit relativ sehr großem Kraftaufwand erobert worden.

Erst in allerneuester Zeit ist man durch eifriges Studium der Frage, durch systematische wissenschaftliche Untersuchungen und durch die Entdeckung der technischen Hilfsmittel und ihre zweckmäßige Anpassung und Anwendung dahin gekommen, die Moorkultivierung in größerem Maßstab in Angriff zu nehmen. Ehe ich davon jedoch dem wißbegierigen Leser etwas erzähle, wobei ich mich im wesentlichen auf den schon zitierten Vortrag stützen werde, will ich einige Worte über die Beschaffenheit des Moores selbst voranstellen.

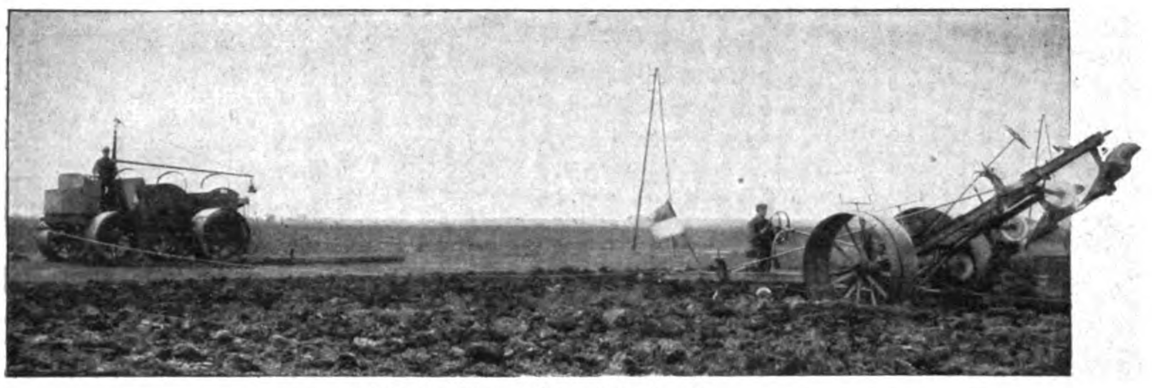
Moor nennt man Gebiete, in denen Überreste abgestorbener Pflanzen einem merkwürdigen, noch nicht völlig aufgeklärten Zersetzungsprozeß anheimgefallen sind, den man wohl nach dem Endprodukt auch vertorfen nennt. Für das Vertorfen ist zweierlei nötig: reichlich Wasser und Kühle des Klimas. Im Gegensatz zu diesem Vertorfen steht das uns allen bekannte Verfaulen oder Vererden, das heißt die Rückverwandlung der organischen Bestandteile der Pflanzen in anorganische, mineralische.

Man kann sich die Entstehung etwa so



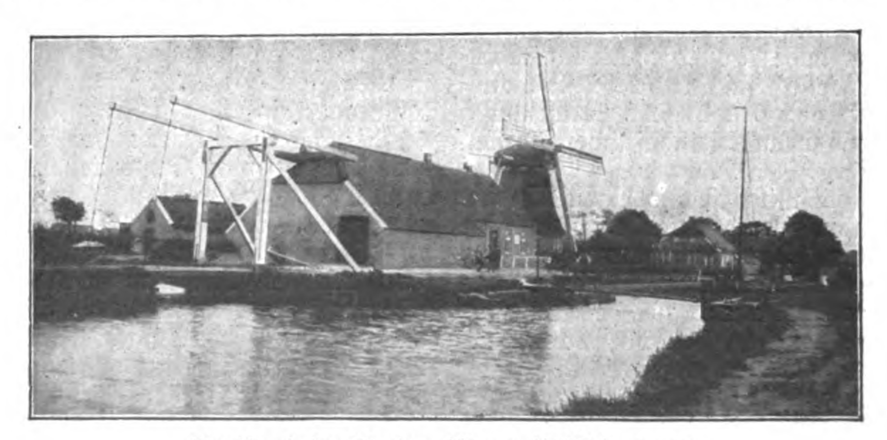
# Kultur der Gegenwart





Elektrischer Pflug im Torf
(Aus der Elektrotechnischen Zeitschrift, 1912)

vorstellen, daß in einem Gewässer die sich reichlich bildenden Wasserpflanzen absterben und untersinken und unter dem Wasser unter Abschluß der Luft vertorfen. Langsam füllt sich das Gewässer, bis schließlich das Gewässer ausgefüllt ist. Da der Torf aber keine feste Masse ist, sondern ein Gewirr von Wurzeln, Enden und dergleichen, so ist das Ganze mehr einem in allen Poren mit Wasser angefüllten Schwamm zu vergleichen. Moore, die so weit fortgeschritten sind, nennt man Niedermoore. Auf diesen bildet sich nun aber mit der Zeit ein weiterer Pflanzenwuchs, Moos, Wollgras und ähnliches, dazwischen auch einige Birken und Kiefern. Diese stürzen dann wieder um, werden von dem feuchten Moos überwuchert und vertorfen ebenfalls. Allmählich wächst auf diese Weise das Moor in die Höhe, bildet Hügel, wobei die Moose dafür sorgen, daß die Feuchtigkeit der Niederschläge festgehalten und der weiteren Torfbildung nutzbar gemacht wird. Dann kommen wir schließlich zu den sogenannten Hochmooren. Auf der Oberfläche ist ein solches mit Gräsern bedeckt, die aber wegen ihres sauren Geschmacks, der auf die Bodenbeschaffenheit zurückzuführen ist, unverwendbar sind. Graben wir nach, so kommen wir zunächst auf jüngere Pflanzenüberreste, die erst wenig vertorft sind und die man „weißen Torf“ nennt; unter diesem liegt eine Schicht stark vertorfter Pflanzenreste: der schwarze Torf, den man bei der Verwertung in erster Linie im Auge hat. Unter diesem finden wir dann in der Regel reinen Sandboden. Die durchschnittliche Dicke der Torfschicht beträgt



Fertig kolonisiertes Moor (Ostfriesland)

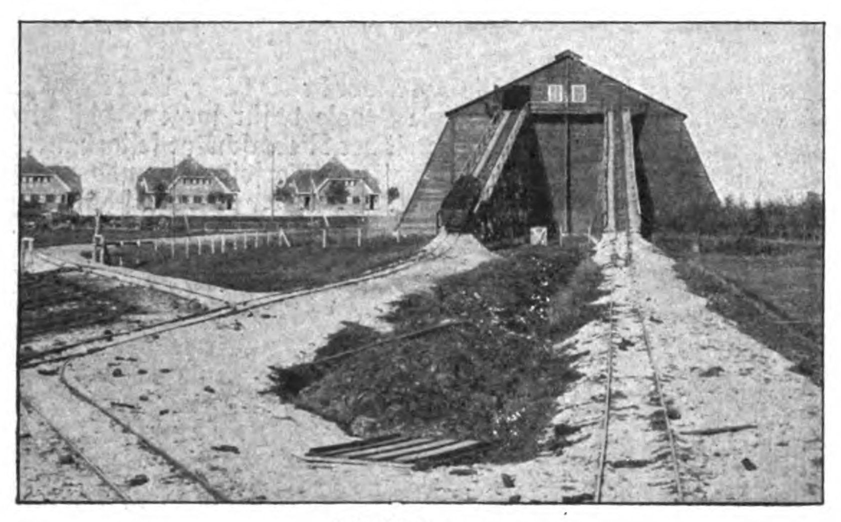


# Kultur der Gegenwart



dabei in Deutschland drei bis vier Meter schätzungsweise. Stechen wir ein solches Stück schwarzen Torfes heraus und untersuchen es, so finden wir, daß es zu etwa 90 Prozent seines Volumens aus Wasser besteht und nur ungefähr 10 Prozent feste, das heißt als Brennstoff oder sonstwie verwertbare Bestandteile enthält.

Dieser enorme Wassergehalt bildet in jeder Beziehung das große Hindernis für die Ausnutzung. Dieser Wassergehalt macht das ganze Land schwammig weich, daß jeder schwerere Wagen einsinkt, dieser große Wassergehalt macht die Verwendung des Rohproduktes als Brennstoff unmöglich und erhöht bei jedem Transport das tote Gewicht ganz ungemein, und dieser hohe Wassergehalt in Verbindung mit den chemischen sauren Bestandteilen des Bodens macht jede Verwendung des Bodens zu landwirtschaftlichen Zwecken unmöglich.



Torfschuppen
(Aus der Elektrotechnischen Zeitschrift, 1912)

Die Moorkultur ist also eigentlich eine große Entwässerungsaufgabe. Es gilt die ungeheuren Schwämme auszuquetschen. Eine sehr oberflächliche Methode, den Boden vorübergehend für den Ackerbau nutzbar zu machen, bestand darin, daß man die Pflanzen auf der Oberfläche anzündete und so in Asche verwandelte. Diese Brandkultur ist wegen ihrer kurzen Lebensdauer wieder aufgegeben worden.

Man hat sich von jeher lieber einer systematischen Entwässerung bedient, das heißt ein System von Kanälen und Gräben angelegt und diese mit einem benachbarten Fluß in Verbindung gebracht. Dann sinkt allmählich der Wasserstand, es entstehen besiedlungsfähige Flächen, deren Boden nach Beackerung und künstlicher Düngung gut ertragsfähig gemacht werden kann.

Hieran knüpfen die neuesten Methoden jetzt an. Was sie von den früheren unterscheidet, sind die technischen Hilfsmittel, die ein ungleich rascheres Fortschreiten der Arbeiten unter gleichzeitiger bedeutender Verminderung der Kosten möglich machen, so daß es jetzt möglich erscheint, in absehbarer Zeit den größten Teil der deutschen Moore als fruchtbares Kultur- und Wohnland zu gewinnen.

Ich sagte schon, der schwarze Torf ist ein Brennstoff, aber ein solcher, der wegen seines Wassergehaltes keinen weiten Transport verträgt, weil er dann zu schwer ist im Verhältnis zu seiner Heizfähigkeit. Der schwarze Torf kann aber nach den neuesten Fortschritten nicht nur verbrannt, sondern auch vergast werden, genau so wie Braunkohle, Steinkohle oder Holz.

Mit andern Worten: der Torf kann zum Heizen von Dampfkesseln benutzt werden, die uns Dampfmaschinen treiben, oder zum Betrieb von Generatoren, die uns Gas für Gasmaschinen liefern. Der Torf kann in Kraft umgesetzt werden. Aber er ist nur an Ort und Stelle und allernächster Umgebung gegenüber der Kohle konkurrenzfähig, eben wegen seiner hohen Transportkosten.

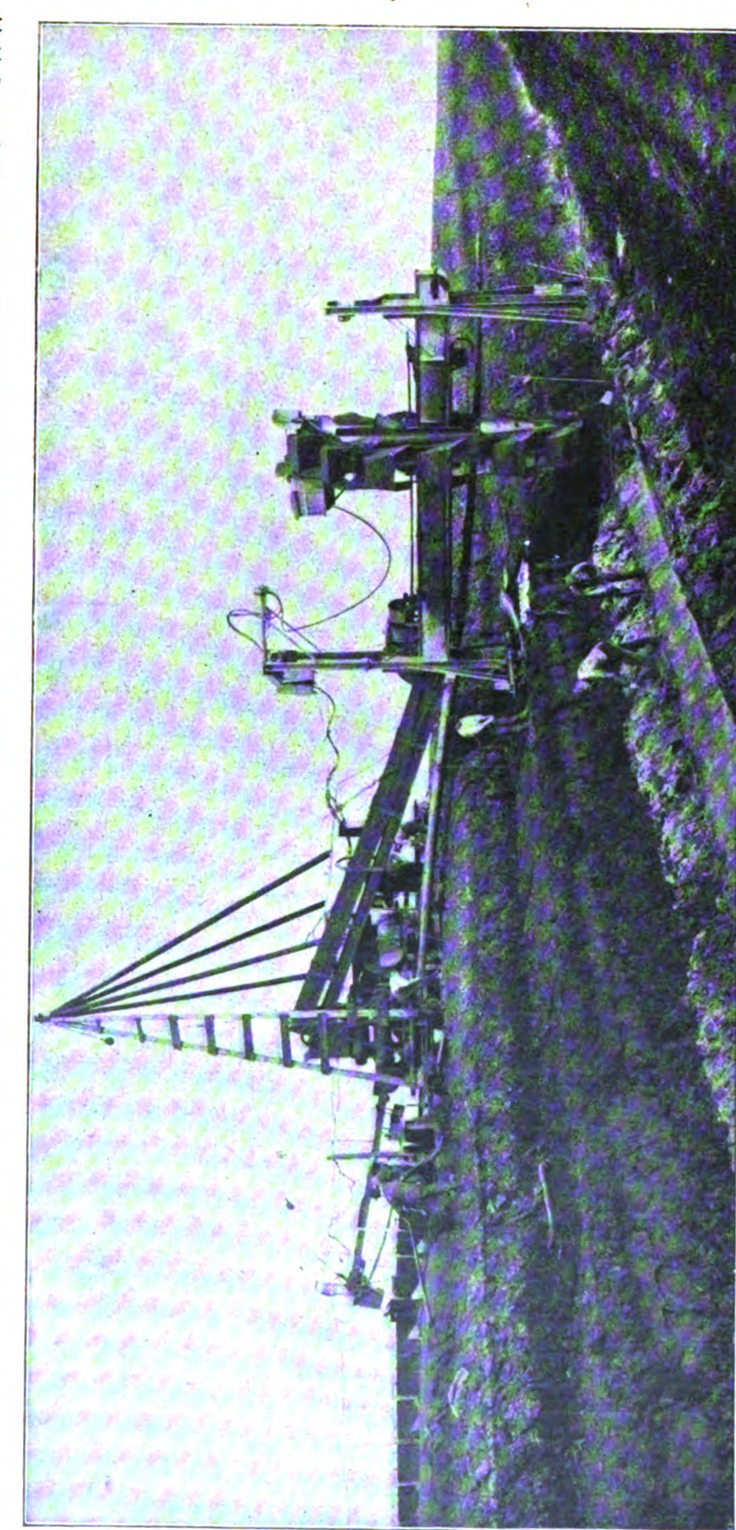
Der Torf muß also, wenn wir wirtschaftlich vorgehen wollen, an Ort und



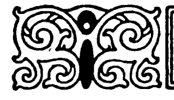
Stelle verheizt werden. Man müßte also kraftverbrauchende Industrien mitten in das Moor hinein verpflanzen? Das wäre möglich, wenn man auf diesem Boden große Städte errichten könnte. Aber das geht nicht. Und da kommt uns wieder die Elektrizität zu Hilfe. Wir setzen mitten in das Moor ein Elektrizitätswerk und leiten dann den erzeugten Strom durch dünne Drähte weiter über das Land nach Städten und Dörfern auf einem „festen Grund und Boden“, die Verwendung dafür haben. Gleichzeitig aber, und darin besteht das Wertvolle der Methode, benutzen wir einen Teil dieser elektrischen Kraft zur Gewinnung des Torfes selber und zur Umwandlung der Flächen in ackerbaufähiges Land.

Die erste größere vorbildliche Anlage dieser Art ist im Wiesmoor zwischen Emden und Wilhelmshaven errichtet worden.

Hier ist ein großes Maschinenhaus errichtet worden, dem eine kleine Kolonie angegliedert wurde. Etwa 4000 Kilowatt



Strengesche Torfgewinnungsmaschine, bestehend aus Bagger, Förderrinne, Fahrgestell mit Elektromotor, Formmaschine (Presse) und Ausbreitern







können hier erzeugt werden. Den Antrieb bilden Dampfmaschinen, deren Kessel mit besonders konstruierten Feuerungen ausgerüstet worden sind. Es hat viel Mühe gekostet, bis man dabei zu befriedigenden Ergebnissen kam, denn größere Erfahrungen lagen nicht vor; im übrigen Deutschland war ja noch kein größeres Werk auf die Idee gekommen, seine Kessel mit Torf zu feuern, und das ist ein eigenartiges, widerspenstiges Brennmaterial.

So wie der Torf aus der Erde kommt, konnte er überhaupt nicht verwendet werden, dazu war er viel zu naß. Man ging dann so vor, daß man zunächst von Hand aus einen kleinen Graben zog, so daß in unmittelbarer Nähe der Boden etwas trockener und fester wurde, so daß er Maschinen tragen konnte. Dampfmaschinen versanken auch dann noch, aber leichtere elektrische Maschinen ließen sich aufstellen. Und nun konstruierte man besondere Bagger, die den Torf heraushoben, zunächst in breiiger Form. Dieser Brei wurde dann in der Nachbarschaft auf einigermaßen trockenem Boden ausgebreitet und hier von der Luft allmählich getrocknet. Sobald er fest genug war, schnitt man Stücke, sogenannte Soden, und dann schichtete man die Stücke in Haufen, bis sie mehr und mehr zusammenschrumpften und nur etwa 30 Prozent Wasser noch enthielten, dann erst können sie zum Kesselhaus gebracht und hier verfeuert werden.

Alle diese Arbeiten wurden ursprünglich zum großen Teil von Hand gemacht, aber nach und nach hat man gelernt, Spezialmaschinen zu konstruieren, die die Handarbeit ersetzen und schneller fertig werden. Das Zerschneiden des Breis, das Aufwerfen der halbgetrockneten Soden geschieht schon auf diese Weise. Hat man dann den Kanal ein Stück fertig, so daß auf beiden Seiten eine stärkere Entwässerung stattgefunden hat, dann geht man zur Anlage von Wegen über und zur eigentlichen Vorbereitung des zunächst stehenbleibenden Moorbodens für die Landwirtschaft.

Ein elektrischer Pflug und eine elektrische Egge treten in Tätigkeit und machen das Land urbar und schließlich durch Zusatz von Dünger fruchtbar. Es werden kleine Kolonate gebildet, ein Stück, wo das Haus hinkommt, wird bis auf den Sandboden abgegraben und eine Bauernfamilie dort angesiedelt, die dann einerseits Landwirtschaft treibt, anderseits nach und nach den schwarzen Torf abgräbt und als Brennmaterial an das Elektrizitätswerk verkauft.

Für die Technik gab es hierbei eine große Anzahl neuer und schwieriger Aufgaben zu lösen. Schwierig war es, die Maschinen so leicht zu konstruieren, daß sie in dem Moorboden nicht versinken. Lokomobilen waren aus diesem Grunde nicht verwendbar. Schwierig war auch die Verlegung der Hochspannungsleitungen, das heißt die Befestigung der Masten in dem weichen Boden. Große Not entstand, als eines Tages ein Teil des Torfes gefroren war und es sich beim Verfeuern herausstellte, daß gefrorener Torf nicht mehr als Brennmaterial zu gebrauchen ist. Kurz und gut, an schwierigen Aufgaben und unangenehmen Überraschungen hat es nicht gefehlt. Aber heute ist alles glücklich überwunden, und die vorliegenden zahlenmäßigen Unterlagen beweisen, daß es in der begonnenen Weise möglich ist, die Kultur des Moores in wirtschaftlicher Weise durchzusetzen.

Der Vollständigkeit halber sei nur noch erwähnt, daß außer der eben kurz beschriebenen Dampfkraftanlage noch eine andre Anlage, die mit Torfvergasung arbeitet, im Schweger Moor im Betrieb ist. Auch diese hatte natürlich Kinderkrankheiten zu überwinden. Ob man in Zukunft den Torf zweckmäßiger verbrennt oder unter Gewinnung von Nebenprodukten vergast, ist eine Frage. Vielleicht wird die zweite Methode sich als die wirtschaftlichere erweisen; vorläufig hat man aber zu der Verbrennung und der Verwendung von Dampfmaschinen noch das größere Zutrauen.

Aber das sind, wie gesagt, sekundäre technische Einzelfragen. Wichtig ist, daß mit Hilfe der modernen Elektrizitätsindustrie die Lösung einer eminent wichtigen Kulturaufgabe in unsrem Vaterland in erreichbare Nähe gerückt ist, so daß wir hoffen können, daß dort, wo heute noch öde, trostlose Ebenen sich ausdehnen,



# Kultur der Gegenwart



schon unsre Enkel und Kinder blühende Dörfer und Felder durchwandern können, dem Vaterland zum Nutzen, unsrer technischen Wissenschaft und Praxis zur Ehre.

Siegfried Hartmann

## Frauenrundschau

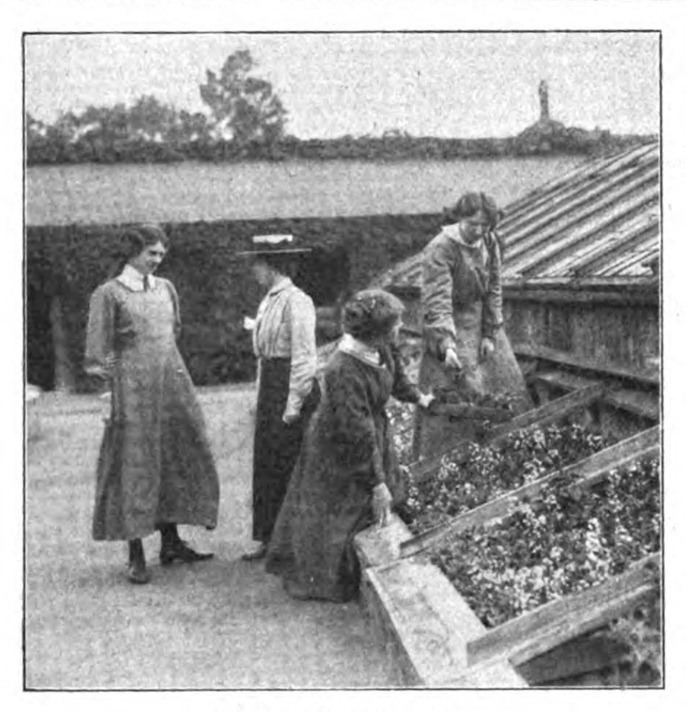
### Freiluftberufe für Frauen

Wenn man die Frau immer wieder auf die sogenannten dienenden Berufe verweist, als da sind der Beruf der Krankenpflegerin, der Kinderwartung und so weiter, so vergißt man, daß zur Ausübung dieser Berufe geradeso wie zu der aller andern, ja noch in erhöhtem Maße, Vorliebe und besondere Eignung für diese spezielle Tätigkeit nötig sind, und daß ohne diese Anlagen auch diese Berufe nur verstümpert werden, was gerade bei diesen Leistungen unabsehbaren Schaden anrichten kann. Eine Frau, die ein aufnahmefähiges und aufnahmebegehrendes Gehirn hat, wird keinen andern Beruf gut ausfüllen als den, der ihr gestattet, eben ihrer Gehirnanlage gemäß zu wirken. Daß aber die Frauenbewegung weit entfernt davon ist, in ungesunde, schematisierende Bildungsbestrebungen auszuarten, beweist die große Freudigkeit, mit der sie alles aufgreift, was irgendwie von Stubenhockerei zu erlösen vermag. Tanz- und Turnmethoden aller Art (rhythmisches Turnen und nordische Spiele), Methoden, die Ästhetik und Hygiene vereinen, deuten darauf hin, wie sehr man die Körperpflege und Körperkultur gerade in diesen Kreisen zu schätzen weiß. Der Sport spielt eine wichtige Rolle, und die Wanderlust hat ganz besondere fröhliche und tüchtige Formen angenommen. Aber nur weil heute das, was wir Frauenbewegung nennen, schon eine anerkannte Sache ist, ist es selbstverständlich, daß an allen diesen Bestrebungen der Körperkultur Frauen und Mädchen geradeso lebhaft beteiligt sind wie die männliche Jugend. England und Deutschland marschieren da an der Spitze. Hingegen will zum Beispiel die Frau der französischen Kultur und besonders die der höheren Klassen vom „Marschieren" überhaupt nichts wissen. Touristinnen, die auf ihren Reisen Bahn- und Wagenverbindungen verschmähen, sind fast immer Deutsche.

In der deutschen Frauenbewegung geht nun sichtlich das Streben nach einem Lebensberuf für die Frau mit allem, was zur Tüchtigkeit und Kräftigung des Körpers führen könnte, Hand in Hand. Nur etwas mehr Heiterkeit und Ungezwungenheit des Gemütes würden wir bei diesen sportlichen Betätigungen wünschen und deren Verbrämung mit „ethischen", nationalen, moralisierenden und gouvernantenhaften Tendenzen gern vermissen. Ein gewisser salbungsvoller, auch die an sich heitersten Betätigungen beschwerender, ja von Dünkelhaftigkeit nicht ganz freier „Ernst" liegt manchmal über Aktionen, die bei andern Völkern gerade auch die Befreiung der Seele mit sich bringen. So habe ich im Luftbad eine deutsche Dame die Übungen nach dem System der Frau Dr. Mensendieck, nackt natürlich, ausführen sehen mit einem so ernsthaft verkniffenen Gesicht, einer so posierten „Sachlichkeit" und einer so unverkennbaren Arroganz, daß man nicht wußte, ob man lachen oder sich ärgern sollte. Aber das Beste an dieser Bewegung ist die Hinwendung der Frauen zu solchen Betätigungen als Beruf. Unter diesen Berufen ist jener, der die Frau wohl am gründlichsten von der Stubenhockerei zu erlösen vermag und eine wahrhaft herzerfreuliche Lebensarbeit bietet, der der Gärtnerin. Ein Gewinde von Weinlaub, von einer fröhlichen Schleife zusammengehalten, mit einem Rechen, einer Gießkanne und einem umgestürzten Apfelkorb daneben, das ist das Emblem der „Ersten Obst- und Gartenbauschule für Frauen gebildeter Stände in Deutschland". Daß dieser Beruf gerade für die gebildete Frau ausgestaltet wurde, ist höchst bemerkenswert. Wie die meisten der neuen Wege, so wurde auch dieser für die Frauen wieder durch die Frau erschlossen. Die Gründerin und Leiterin der Schule zu Marienfelde-Berlin, Dr. Elvira Castner, hat jahrelang diesen



# Kultur der Gegenwart



In den Frühbeeten

Gedanken ausgestaltet, um ihn dann auf die glücklichste Weise in Tat umzusetzen. Im Jahre 1894 hat sie ihre Schule eröffnet, und schon 1896 konnte das erste Examen abgehalten werden, an dem Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Wittmack, Professor Dr. Sorauer, Garteninspektor Lindemuth und der jetzige Direktor der prinzlichen Gärten in Glienicke, Herr Vogeler, teilnahmen.

Die Ziele der Anstalt sind verschieden. Es sollen vor allem Berufsgärtnerinnen und Gartenbaulehrerinnen ausgebildet werden; es soll ferner gebildeten Frauen Gelegenheit geboten werden, ein gerade bei geistiger Arbeit sehr wohltuendes Gegengewicht durch Gartenarbeit in ihr Leben zu bringen. Ferner soll durch die gebildete Gärtnerin der vaterländische Obstbau gehoben und gefördert werden, endlich soll die Gartenarbeit als Anregungsmittel in Schule und Familie dienen, und schließlich soll sie als Mittel, die Gesundheit zu stärken, herangezogen werden. Als wichtigstes Ziel gilt natürlich die Ausbildung der Berufsgärtnerin. Zu den Aufnahmebedingungen gehört das Abgangszeugnis der ersten Klasse einer höheren Mädchenschule. Es ist also von vornherein der Standpunkt, daß das neue Berufsfeld für gebildete Frauen vorgesehen ist, klar präzisiert. Der volle Kursus ist zweijährig, praktisch und theoretisch, mit Examen und Abgangszeugnis schließend. Der fachwissenschaftliche Unterricht wird geleitet von Herren des Botanischen Gartens, der Landwirtschaftlichen Hochschule und andern wissenschaftlichen Hochschulen Berlins sowie durch den Obergärtner der Anstalt, die Vorsteherin selbst und deren Assistentin. Im schriftlichen Examen werden Botanik, Physiologie, Zoologie, alle Arten der Obst- und Blumenzucht,

Das Beschneiden einer Hecke





In der Gärtnerinnenlehranstalt: In den Beeten

Chemie, Düngerlehre, Bodenkunde und andre einschlägige Themen behandelt. Bienenzucht ist fakultativ.

Die Schule ist international und interkonfessionell und beherbergt heute schon Angehörige fast aller europäischen Staaten sowie Amerikanerinnen. Ihr vornehmstes Ziel ist es, die soziale Anerkennung der gebildeten Gärtnerin zu erreichen. Die gebildete Gärtnerin! Ist es nicht, als ob sich eine neue und gar liebliche Welt auftäte! Wie sehr man bereit ist, diesen neuen sozialen Typus heute schon anzuerkennen, beweist die



In der Gärtnerinnenlehranstalt: Beim Reinigen

# Kultur der Gegenwart



Nachfrage, der das Angebot noch nicht genügen kann. Besonders für Land- und Rittergüter, für Sanatorien und dergleichen werden diese zu Gärtnerinnen herangebildeten Damen verlangt. Nicht nur vor dem Auge des nüchternen Berichterstatters, sondern auch vor dem der Phantasie kann diese neue Erscheinung bestehen. Man stelle sich vor, was heute der alte Gärtner auf einem Landgut ist. Und nun waltet an seiner Stelle ein junges Mädchen, das eine gute Schulbildung hinter sich hat, das als Dame zu betrachten ist und eine gesellschaftliche Stellung in der Familie einnimmt. Darauf wird auch von seiten der Anstalt großes Gewicht gelegt; und es kommt heute noch zu manchem Wechsel der Stellen, weil die Herrschaften, die die Stellen vergeben, noch nicht gelernt haben, der neuen Hüterin ihres Gartens den richtigen Platz im Hause anzuweisen. Anderseits werden alle übermäßigen Ansprüche der Damen selbst von der Leitung zurückgewiesen, und der Hinweis auf gewissenhafte Arbeit, die sich ihre Position selbst erobert, fehlt nicht. Das Verlangen nach Gärtnerinnen ist heute schon sehr vielseitig. Es wurden Stellungen ausgeboten an verschiedenen Gartenbau- und Frauenschulen, Erziehungsanstalten, Sanatorien, auf Gütern, Villenbesitzungen, an Handelsgärtnereien — im In- und Ausland. Auch für gärtnerische Bureauarbeit wurden Damen verlangt, jedoch, so belehrt uns der Bericht, „nur ausnahmsweise ist eine Gärtnerin geneigt, der Arbeit im Freien zu entsagen. Zuweilen kehrt sie der Berufsarbeit auch ganz den Rücken, um sich naturwissenschaftlichen Studien zu widmen, wie es mehrere der Damen taten. Eine derselben ist zurzeit an der Bakteriologischen Station der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin als Assistentin beschäftigt." Auf Grund des Abgangszeugnisses der Marienfelder Schule wurden die Absolventinnen häufig als Hörerinnen an verschiedenen Universitäten zugelassen, vornehmlich für Botanik, Zoologie, Chemie, und auch die Immatrikulation ist zu erreichen. Einige der ehemaligen Schülerinnen sind Wandergärtnerinnen geworden, teils selbständig, teils von Verbänden angestellt. Das Gehalt beginnt auf kleinen Stellen mit 400 Mark und voller freier Station, aber auch mit 500 und 800 Mark, und Gartenbaulehrerinnen werden sogar mit einem Gehalt von 1000 und 1500 Mark und mehr angestellt. An Sanatorien variiert das Gehalt von 600 bis 1200 Mark; rechnet man vollständige freie Station dazu und die herrliche Beschäftigung im Garten, so ergibt sich das Bild eines Frauenberufes, wie er bis jetzt schöner und erquickender noch nicht in Erscheinung trat. Die Gartenbauschule erregt in hohem Grad das Interesse durchreisender Fremder und wird fast täglich in Augenschein genommen. Aber auch zum Zwecke der Stärkung der Gesundheit und des oft herabgestimmten Lebensmutes wird die Gärtnerei von vielen Frauen erlernt, die dann als Hospitantinnen Aufnahme finden. Und wir wollen gern glauben, was der Bericht erzählt, daß nämlich so manche Frauen und Mädchen nervös, müde und ohne Lebensfreude hinauskamen und froh und lebensmutig aus der Gartenbauschule schieden. Ein wirkliches neues Glück ist aber diese Tätigkeit dann, wenn sie als Beruf erwählt wird, weil dann der Zusammenschluß aller Kräfte bestimmten Zielen, die Existenzfragen bedeuten, dient. Und daß er eine so hoffnungsvolle Existenz zu bieten vermag, zeigt, welch ein guter Instinkt diese Gründung ins Leben rief.

Grete Meisel-Heß



## Mode

Eine der Haupteinzelheiten, aus deren Zusammenwirken das Bild des Frühjahrskostüms entsteht, ist die Form des Jackenschoßes, der vorn sehr stark auseinandertritt und von sehr verschiedener Länge ist. Manchmal ist er ganz kurz — wie an einem „ausgewachsenen" Kleidungsstück aussehend, und das doppelt so, weil dieses Schößchen immer im erhöhten Taillenschluß angesetzt ist. Das Ganze sieht wahrlich nicht viel anders aus als die Jäckchen, die man auf den berühmten altenglischen Porträten, von



# Kultur der Gegenwart

den Knaben getragen, sieht. Um die Illusion vollkommen zu machen, sind diese Jäckchen an einzelnen Modellen — allerdings hochaparter Natur — aus Samt oder Seide, deren Farbe von jener des Rockes absticht.

Die normalste des allerdings feschen Genres von Frühjahrsjacken schließt mit zwei bis drei Knöpfen, ihr Schoß teilt sich knapp unterhalb des Taillenschlusses, um gegen hinten zu ungefähr die Länge des gerade herabhängenden Armes zu erreichen, es ist dies die Form des „Modetrotteurs". Ist der Schoß bedeutend länger und vorn markanter auseinandertretend, vielleicht überhaupt erst seitlich beginnend oder auch eingekräuselt, dann handelt es sich um eine ausgesprochene Phantasieform, die, man darf es wohl behaupten, ausnahmslos aus seidenem Material oder vielleicht Etamine oder Stickereien hergestellt wird.

Es wird auch wieder einmal von Boleros gesprochen, die aus einem vom Rock abstechenden Material angefertigt sind: für die allgemeine Mode kommen sie vorläufig nicht in Betracht, sie gehören in das Reich der Apartheiten, die zum Beispiel auf der Bühne, auf den Rennen getragen werden. Auch von ihnen kann man sagen, daß sie stark an das altenglische Kostümgenre erinnern in ihren leuchtenden Farben mit den den unteren Rand manchmal begrenzenden Miniaturschößchen, die sich meist auf die hintere Partie beschränken oder manchmal die Form kleiner, gekräuselter, doppelt genommener Volants annehmen, die überdies den typischen weißen Umlegekragen zeigen, sei es aus Seide, sei es aus hauchdünnen Spitzen, die die Zartheit der echten Malinesspitzen, Points d'Alençon und englischen Spitzen übertreffen.

Kragen und Revers an den Jacken zeigen ausgesprochen die Tendenz, breit zu sein — wenn sie schmal gehalten sind, geben sie der Jacke einen ganz andern Charakter — und aus einem vom Grundstock der Jacke abstechenden Material, das, wo es sich um das wollene Trotteurkleid handelt, gestreift oder kariert ist, auch zur Ausarbeitung der Manschetten Verwendung findet, und den Rock bildet, der seinerseits dann wieder Passepoils oder einen Streifen oder irgendeinen Aufputz aus dem glatten Material aufweist. Die Mode hat augenblicklich so viel Interesse für das Verarbeiten zweier verschiedener, aber doch zueinander passender Gewebe, daß die Stoffabrikation darauf Rücksicht nimmt und zwei zueinander passende Stoffe, von denen der eine glatt, der andre gemustert ist, in den Handel bringt, sonst würde es wohl oft auf große Schwierigkeiten stoßen, zwei in der Grundfarbe zueinander passende Stoffe zu finden.

Da sind vor allem einmal die vielen Nuancen, die sich um den bekannten Ton von „covert-coat" gruppieren; sie neigen mehr nach Grün oder mehr nach Gelb hinüber, und dieses Moment ist speziell zu betonen als eine Originalität der Saison. Wir sehen diese gelben Stoffe nicht nur in den Musterkollektionen, sondern bereits von den großen Pariser Lieferanten origineller Tailleurkostüme verarbeitet, und zwar sind es „wheep-cord"-Stoffe, die fast orange- oder schwefelgelb sind, mit dazu passenden gestreiften oder verschwommen karierten Stoffen, zu denen sich der gelbe Grundton Weiß und Schwarz vereint. Das also — dieser gelbe Ton — ist sicher als eine Originalität der Saison anzusprechen. Zu einem sehr hübschen Effekt führt dieselbe Musterausführung in mittle-



Nachmittagstoilette aus dunkelblauer Charmeuse mit langer Jacke aus gleichfarbiger Charmeuse mit bunten Arabesken



# Kultur der Gegenwart



rem Blau als Grundton. Im allgemeinen wird jedoch das blaue Kostüm in diesem Frühjahr zurücktreten neben jenem aus „covert-coat“ und, wie gesagt, all jenen andern, die sich farblich um dieses gruppieren, also auch solchen, die mehr nach Grau hinüberspielen. Hier sind es nicht nur die diagonal gerippten „wheep-cord“-Stoffe, sondern auch die ripsartig gerippten ausgesprochenen Modestoffe, die neben streng tailleurmäßigen auch mehr nach dem Phantasiegenre neigende Kostüme ergeben. Die Ripsstoffe — am besten beschreibt man sie, wenn man sagt, sie sehen aus wie breit gerippter Piqué — sind ein großer Modeartikel in dunkeln, mittel und hellen Nuancen, ja sogar in Weiß. Hier gibt es mit dieser ripsartigen Oberfläche sogar einen Trikotstoff, der, waschbar, speziell für Sportblusen geeignet ist, denn er ist dehnbar und dabei von sehr hübschem Äußeren.

Sollen nun noch einige nähere Details, das Kostüm betreffend, erwähnt werden, so muß die große Vorliebe hervorgehoben werden, gürtelartige Arrangements auf den Jacken anzubringen, und zwar solche, die nicht rings um die Taille laufen, sondern schon an den Brustnähten enden, oder auch, wie wir es schon lange kennen, nur den Rücken zieren. Seltener laufen sie rings um die Taille; sie gestalten dann die Jacke mehr zu einer Art Sportjacke oder ausgesprochenem Strapazgenre; auf diesen sehr feschen Jacken werden gern aufgesteppte Taschen angebracht. Gürtelteile oder rings um den Körper laufende Gürtel sind stets oberhalb des Taillenschlusses aufgesetzt — darin liegt ihre Originalität und Modernität.

Nur in einem Falle finden wir den Gürtel rings um die Taille laufend und im Taillenschluß selber sitzend, das ist an jenen ausgesprochenen Phantasiejacken, die wieder einmal die Form der Russenbluse zeigen, das heißt, an einen durchaus blusig gehaltenen Jackenkörper schließt sich, getrennt durch den Gürtel, der im Taillenschluß eingekräuselte Schoß an von ziemlich beträchtlicher Länge.

Neu sind an diesen Jacken die Kimonoärmel, deren Ansatz sehr weit ist und zwar von der Schulter bis zum Taillenschluß reicht, am Handgelenk aber ganz eng wird, was den Charakter der Russenbluse natürlich noch unterstützt.

Derartige Modelle sieht man aus Ton in Ton broschierten Matelasséstoffen, aus broschiertem Crêpe de Chine oder auch in jenen neuen Charmeusequalitäten mit isoliert stehenden Arabesken ziemlich greller Färbung durchsetzt. Diese Stoffe — hauptsächlich mit dunkelblauem, schwarzem und weißem Grund vertreten — bilden nie ein ganzes Kleid, sondern stets nur einen Teil desselben, die Wirkung wäre sonst wohl auch eine zu gewaltsame. Hervorheben möchte ich, daß auch bezüglich dieser durchaus neuen Muster die gelbe Farbe ein ungewohntes Interesse beansprucht.

M. v. Suttner



Trotteur aus Covert-Coat mit Samtkragen und Manschetten

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.

Volume 2

